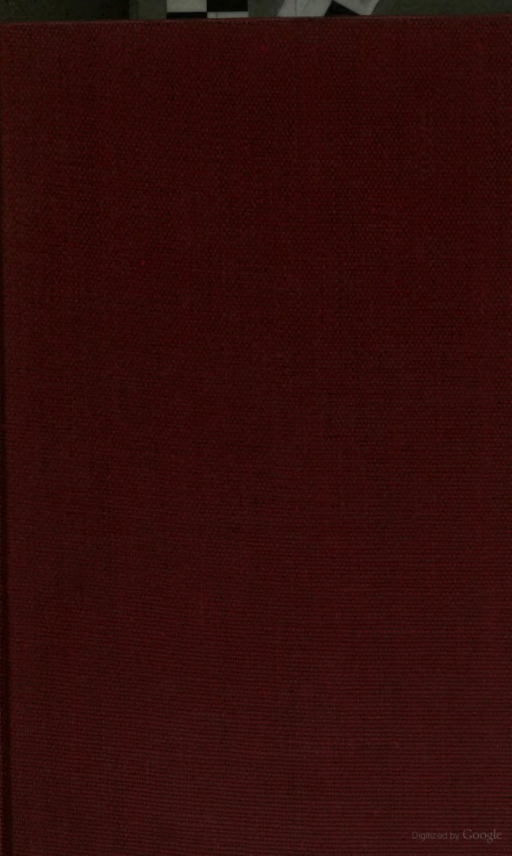
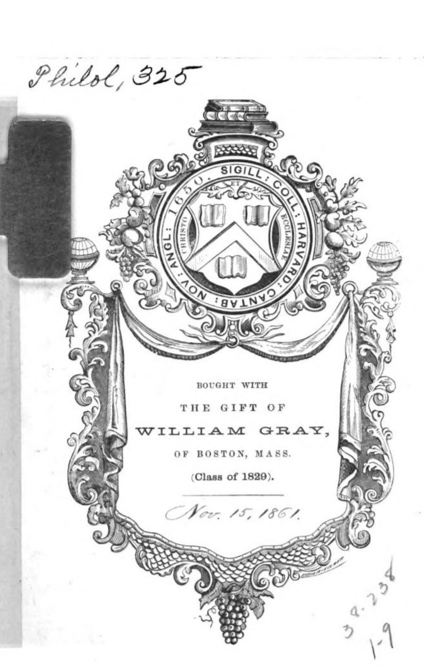



SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE GIFT OF
WILLIAM GRAY,
OF BOSTON, MASS.
(Class of 1829).
Nov. 15, 1861.

Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen

und

Literaturen.

Unter besonderer Mitwirkung

von

Robert Hiecke und Heinrich Viehoff

herausgegeben

von

Ludwig Herrig.

Neunter Jahrgang.

Fünfzehnter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1854.

Inhalts-Verzeichniß des fünfzehnten Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Die dramatischen Dichtungen von Uhland.

Wenig Aufsehen haben Uhlands Dramen gemacht, als sie erschienen, und nun sind seit Ernst von Schwaben 36, seit Ludwig dem Baier 35 Jahre verflossen, ohne daß die Gleichgültigkeit des Publikums gegen diese Dichtungen geschwunden wäre. Die Ursachen davon werden auch dem, der die allgemeine Stimmung nicht theilt, leicht nachzuweisen sein. Die Bühne hat weder dem einen noch dem andern Stücke eine dauernde Stelle in ihrem Repertoire gegönnt. Dafür kann sie nur der verantwortlich machen, der wirklich meint, daß sie in ihrem jetzigen Zustande einen Einfluß auf Veredlung des Geschmacks ausübe und daß sie sich im Dienste reiner und edler Kunst über die Neigungen und über die Verwöhnung eines durch Effecthascherei aller Art verdorbenen Publikums hinwegsetzen könne. Unser klassisches Drama wird auf dem Theater überhaupt stiefmütterlich behandelt und wenn sich ein Schauspiel nicht durch irgend welchen besondern Reiz, sei es der scenischen Ausstattung, sei es überströmender Empfindsamkeit oder phrasenhafter Rhetorik empfiehlt, so gehört viel dazu, daß es sich auf den Brettern halte. — Kommt ja einmal die Aufführung eines Meisterwerks zu Stande, so muß man meist wünschen, sie wäre unterblieben. Denn immer mehr geht unsern Schauspielern die Fähigkeit verloren, dem Adel der einfachen, reinen, ungekünstelten Schönheit den entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Einfach aber sind Uhlands Dramen in hohem Grade; ohne jede Spur von Ueberreizung der Empfindung oder von überladenen, betäubenden Effecten können sie nur wirksam sein, wenn sie in durchaus edler, würdiger Weise dargestellt werden.

Andrerseits hat der Stoff beider Dichtungen für das deutsche Publikum vielleicht gerade deshalb einen geringen Reiz gehabt, weil er der vaterländischen Geschichte entnommen ist. Wir wollen die alten Klagen über den Mangel unseres Volkes an nationalem Selbstgefühl hier nicht wiederholen. Aber es wird Niemand leugnen, daß die

Gestalten unserer älteren Geschichte dem Volke unendlich fern stehen und daß ihm seine eigne Vergangenheit fast aus der Erinnerung verschwunden ist. Mit dem zunehmenden Drang nach nationaler Einheit muß sich ihm aber auch das Interesse für seine frühere Größe und Einheit beleben. Politische Fragen, wie sie einst die Zeiten Konrads II. oder Ludwigs des Baiern erfüllten und aufregten, rücken uns näher, sobald der Drang nach lebendiger Entwicklung wieder die ganze Nation ergreift und Fragen, wie die nach dem Verhältniß der Volks- und Einzelnfreiheit zur centralisirenden Herrschergewalt oder nach der Berechtigung des bürgerlich städtischen Lebens gegenüber den Privilegien der Ritterschaft, bieten schon deshalb mehr als ein bloß abstract theoretisches Interesse, weil sie noch immer der Lösung entgegendrängen.

Das Mittelalter freilich, welches uns die eigentlichen Romantiker heraufbeschworen haben, finden wir bei Uhland nicht. Da ist nicht jene unbestimmte Schwärmerei der Empfindung, jenes schwankende Traumesleben, das sich nur in nebliger Formlosigkeit gefällt und sich auch in unsern Tagen noch allzuleicht Beifall erringt (man denke an Mißgeburten wie die Amaranth). Auch macht es sich der Dichter nicht etwa zur Aufgabe, in falscher Idealistik den mittelalterlichen Zuständen eine besonders lockende Beleuchtung zu geben oder der Gegenwart in den Zuständen jener Tage nach Art unsrer politischen Romantiker ein Ideal vorzuhalten: — im Gegentheil, er stellt den Kampf und Drang nach befreiendem Fortschritt dar und es weht auch hier vernehmlich und frisch jener freie Hauch des edeln, männlichen Dichters, den die Nation in seinen Liedern längst liebgewonnen hat*). Wenn er aber in beiden Stücken die Macht der Freundestreue zugleich als eines Zeichens jener Zeit und einer Eigenthümlichkeit unsers Volksthums zu seinem Vorwurf hat, so bedarf er dafür schwerlich einer Rechtfertigung.

Wenn nun in näherem Eingehen auf die beiden Dramen der Nachweis versucht werden soll, daß dieselben eines erhöhten Interesses wohl würdig sind und daß vorzugsweise der Schule daran gelegen sein muß, sie aus ihrem Dunkel zu ziehen, so kann es und soll es

*) Von einer Verherrlichung der mittelalterlichen Kirchlichkeit ist er so weit entfernt, daß er die Helden seiner beiden Stücke von der Kirche verflucht werden läßt.

nicht die Absicht sein, die Grenzen zu verwischen, in welchen sich Uhlands dramatische Muse nun einmal vermöge seiner Eigenthümlichkeit bewegt. Feurige Leidenschaftlichkeit liegt ihr fern; eine so plastische, schlagende Ausprägung der Individualität, wie wir sie im Hinblick auf Shakespeare im modernen Drama wünschen, ist Uhlands Sache nicht. Aber dafür ist Alles von wohlthätigster Wärme der Empfindung durchhaucht, aus jedem Verse klingt uns der volle Ton biederer Treuherzigkeit entgegen und seinen Gestalten fehlt doch auch feste Bestimmtheit keineswegs. Reine Abstractionen sucht man vergebens bei ihm. Daß aber auch das eigentliche dramatische Leben den Stücken nicht mangelt, wie die meisten unsrer Literarhistoriker meinen *), mag der folgende Versuch einer Entwicklung der Handlung in beiden Dramen nachweisen helfen. Die Ausführlichkeit der Inhaltsangabe wird sich dadurch rechtfertigen, daß sich Bekanntschaft damit bei den Wenigsten voraussetzen läßt.

Ernst von Schwaben behandelt den historischen Kern der bekannten Sage, welche in so mannigfacher Gestaltung durch das Mittelalter geht. Uhland hat die Nebelsphäre der Sagenwelt ganz verlassen und seinem Stoffe durchaus feste historische Umrisse verliehen, obwohl er wiederholt auf die Dichtungen der Sage hinweist. Das Streben des aufblühenden salischen Kaiserhauses nach erblicher, unumschränkter Gewalt, dem sich in den Herzögen die Liebe zur eignen Unabhängigkeit entgegenstemmt, gestützt auf den Ursprung des Kaiserthums aus der freien Wahl des Volkes: — bilden den vom Dichter mit völliger Klarheit entworfenen Hintergrund des Stückes. König Kunrad repräsentirt die eine Seite; Herzog Ernst, noch mehr sein Freund Werner von Kiburg die andre. Die königliche Macht siegt; die Niederlage ihrer Gegner wird dadurch zu einer tragischen, daß sie durch Conflict der Freundestreue mit der Unterthanenpflicht den Untergang Ernsts und Werners herbeiführt.

Der erste Act versetzt uns unmittelbar in einen Augenblick hoher geschichtlicher Bedeutung und feierlicher Erhebung. In Aachen ist

---

*) Vilmar, der übrigens diese Dramen zu den besten der romantischen Schule zählt, sagt, es fehle an Individualisirung namentlich der untergeordneten Charaktere, an gehöriger Motivirung der Begebenheiten und selbst an Handlung. — Hillebrand und fast mit denselben Worten Biese vermissen die rechte Dialektik der Handlung.

Kunrad im Begriff, seinem jungen Sohne Heinrich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen

„damit der sal'sche Frankenstamm
Begründet sei als Deutschlands Herrscherhaus."

und der Knabe hat sich seines Lehrers Bruno Worte wohl eingeprägt, daß er berufen sei, „neu aufzurichten Karls des Großen Reich." So steht des Königs umfassendes Herrscherstreben deutlich vor uns, und indem nun Gisela, Kunrads Gemahlin, einst Wittwe Ernsts von Schwaben, hinzutritt und den feierlichen Moment benutzt, um für ihren Sohn erster Ehe Ernst um Gnade zu bitten, der wegen wiederholter Empörung drei Jahre auf dem Giebichenstein gefangen gesessen, führt uns der Dichter sofort in den Gang der eigentlichen Handlung hinein. Wir erfahren Ernsts frühere Geschichte; er hat seine wohlbegründeten Ansprüche auf Burgund denen des Stiefvaters nicht opfern wollen und deshalb wiederholt zu den Waffen gegriffen. Kunrad zeigt sich erbötig, ihn zu begnadigen; doch läßt er Gisela schwören: wenn Ernst nun sich wiederum den nothwendigen Bedingungen widersetze, die das Reich ihm vorschreiben werde, dann wolle sie ihm nicht zu Hülfe sein und nicht rächen, was an ihm geschehen müsse. So ist der Keim weiterer Verwicklung gelegt. Unmittelbar darauf erfolgt eine ergreifende Scene des Wiedersehens zwischen der Mutter und dem Sohn, den Kunrad, um dem Wunsche seiner Gemahlin zuvorzukommen, schon zuvor hinbeschieden hat. Aber es lagert sich doch mit der Erscheinung des frühgealterten, bleichen, schwermüthigen Ernst ein unheimlicher Schatten über diese Versöhnung; an eine wirkliche und dauernde Lösung des alten Zwistes glauben wir noch nicht.

Die zweite Scene führt uns in den Saal der Reichsversammlung. Der feierlichen Belehnung Ernsts mit seinem alten Herzogthume geht ein Gespräch des Grafen Mangold und seines Oheims, Bischofs Warmann, voraus, dem der Kaiser einstweilen die Verwaltung Schwabens übertragen hat. Jener ist einer der schwäbischen Großen, die Ernst auf dem Tage zu Ulm im Stich gelassen und sich dem König unterworfen haben. Durch diesen Treubruch gegen seinen Herzog (denn so faßt es Mangold selbst auf) ist er hoch in Kunrads Gunst gestiegen und sieht sich nun in seinen Hoffnungen auf die Erlangung der Herzogswürde getäuscht. Aber der kältere, weltkluge Prälat beruhigt ihn. Er durchschaut die Sachlage tiefer und weiß.

daß die plötzliche Versöhnung den klaffenden Gegensatz der Prinzipien nicht verwischen kann;

„Des Kaisers Herrschsucht und der Stände Trotz
Sind ein uralter, nie versöhnter Zwist."

Hierauf baute er. Die über Ernst schwebende Gefahr gestaltet sich so für den Zuschauer immer bestimmter. Da erscheint der Kaiser mit den Ständen; in feierlicher Versammlung verkündet er vom Thron, daß er Ernst neu mit Schwaben belehnen wolle. Er macht dies aber von Bedingungen abhängig; eine davon ist, daß er den geächteten Grafen Werner von Kiburg, der ihn zum Aufruhr gereizt, nicht in seinem Herzogthum dulde und ihn, wenn er sich dort zeige, greifen lasse. Dies weist Ernst zurück. Ergreifend sind seine Bitten, ihm nur das zu erlassen. Rührend schildert er, wie Werner, als Alle von ihm abgefallen, treu zu ihm gestanden. Aber Kunrad besteht auf seinem Willen; für ihn ist Werner der bitterste Feind, denn er ist der Träger der Ideen, welche der Königsmacht im Wege stehen und von ihm ist aller Widerstand gegen diese ausgegangen. Da Ernst fest bleibt, kündigt der Kaiser ihm unvermeidliche Acht an; Warmann fügt Androhung des Kirchenbanns hinzu. Ernst erklärt, wohl sei er durch die lange Haft mürbe geworden, doch noch nicht so herabgekommen, „daß er den verriethe, der ihm einzig Treue hielt"; und nun spricht Kunrad die furchtbare Formel der Reichsacht aus, in welche die versammelten Fürsten einstimmen, Warmann mit den Bischöfen schleudert gegen den Geächteten die noch entsetzlicheren Flüche des Kirchenbanns. Ernst schließt mit den Worten:

Hin fahr' ich, ein zwiefach Geächteter,
An meine Fersen heftet sich der Tod
Und unter Flüchen krachet mein Genick,
Vom Werner lass' ich nicht!

Im zweiten Act finden wir Ernst bereits als umherirrenden Bettler; tief beugt ihn das Unheil. Zunächst sucht er Hülfe bei Graf Odo von der Champagne; denn Ernsts Ansprüche auf Burgund sind zugleich die seinigen. Aber Odo, so bereit er zum Aufstand gegen Kunrad wäre, stößt den Unglücklichen schnöde von sich. Denn er hat ihn an Heeresspitze in Burgund erwartet, der hülflose Geächtete ist ihm gleichgültig. Aufs Tiefste verletzt, wendet sich Ernst noch an Graf Hugo, Odo's Begleiter. Dessen Tochter war ihm einst verlobt

und nun hat er seit Jahren nichts von ihr vernommen. Außerordentlich innig sind seine Worte:

> Nicht will ich die Bewerbung jetzt erneu'n,
> Ich wär' ein unglücksel'ger Bräutigam.
> — — — — — — —
> Nur Eines bitt' ich, sag' es mir zum Trost:
> Hat Deine Tochter, wenn einmal von mir,
> Von meinem Mißgeschick, die Rede war,
> Hat sie, ich meine nicht, um mich geweint,
> Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,
> Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
> Ob sie, geseufzet nicht, nein! tiefer nur
> Geathmet, wie man oft im Traume pflegt?

Nun hört er, daß sie treu die Erinnerung an ihn bewahrt habe, aber in ein Kloster gegangen sei, als er in die Acht verfallen. So ist denn dem Unglücklichen auch dieser Stern hinabgesunken. „Durch sie," sagt er, „hätt' ich genesen können, —

> — Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad
> Einsam, umnachtet, ewig herberglos. —

Mächtig ergreifend ist es, daß in diesem Augenblicke tiefster Entmuthigung Werner den Freund findet, den er lange gesucht. Das Wiedersehen belebt den eben noch Verzweifelnden neu. Mit dem Erscheinen Werners, des markigsten, lebendigsten Charakters des Stücks, weht über Ernst ein neuer Geist rüstiger Kraft. Dieser Dualismus bleibt nun in der Tragödie, daß Ernst, der eigentliche Held des Drama's, mehr eine leidende und von Werner abhängige Rolle spielt, während dieser als der eigentlich Mächtige, von der Idee Beseelte erscheint. Ernst ist „der Unglückliche, der sich nach Frieden gesehnt hat und nun so unendlich friedlos sein muß," eine mehr lyrische, als dramatische Gestalt, Werner dagegen fühlt sich nicht elend, denn ihn treibt die Gluth, die er an jenem Tage eingesogen, wo sich bei der letzten Kaiserwahl des Volkes Freiheit und Majestät in der feierlichen Bethätigung seiner Gewalt so herrlich zeigte. Es folgt die schöne Erzählung, welche durch Gedichtsammlungen längst bekannt geworden ist, in dem Zusammenhange des Stückes aber doch den Fortschritt der Handlung etwas verzögert. So richtet Werner den Gebeugten neu auf. Er weiß wohl, daß jenes schöne Bild der Volksfreiheit der Vergangenheit angehört; daß Kunrad seitdem als Gewaltherrscher aufgetreten ist. Aber er verzweifelt nicht. Alle

Kraft, den letzten Hauch will er daran setzen, um dem Freunde zu dienen, der ihm so herrlich die Treue gehalten; er hofft, daß auch in des Schwarzwalds dichten Schatten, in die sie nun fliehen, treue Gemüther noch für ihren Herzog ein Gedächtniß haben.

Die dort unmittelbar folgenden Ereignisse führt uns der Dichter nicht vor, der dritte Act spielt wieder am Hofe des Kaisers. Gisela's edle Gestalt fesselt hier vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit. Ihr Herz schlägt warm für ihren unglücklichen Sohn und doch hat sie geschworen, ihn nicht zu unterstützen. Daher giebt sie dem Grafen Hugo, den Kunrad in jene Gegenden sendet, den Auftrag, überall die gährenden Vasallen zu besänftigen und zu verhüten, daß ihr Sohn neuen Anhang wirbt; so meint sie nach echt weiblicher Art sein Ziel am besten zu fördern, wenn sie erst die Ruhe herstellen helfe: dann werde auch der Kaiser geneigter sein, die Acht von seinem Haupte zu nehmen. Aber nun kommt neue Botschaft aus Schwaben. Mangold berichtet dem König, wie Ernst und Werner mit kleinem Anhange im Schwarzwald hausen, wie schon die Sage die Gestalt des unstet umherstreifenden Herzogs umrankt, das Volk die drei Jahre seiner Gefangenschaft mit allerlei wunderbaren Abenteuern erfüllt und Gisela weiß die Sagen sinnig zu deuten:

Wohl fuhr mein Sohn durch einen finstern Berg,
Ein furchtbar Schicksal rafft' ihn durch die Luft,
Die Nägel seines Schiffes lösten sich,
Die ungetreuen, daß es scheiterte,
Und auf den Scheitern treibt er noch umher.

Mangold erhält von Kunrad sofort den Auftrag, den Aufstand in Schwaben mit Kriegsmacht zu unterdrücken, und zwar so schnell als möglich, da im Rücken die Ungarn drängen und die Empörer ihren Angriff zu nützen hoffen. So zieht sich das Verderben über Ernst zusammen. Gisela aber betrachtet sich Mangolds Schwert, das nun gegen ihren Sohn gezückt werden soll und erfleht im tiefsten Seelenschmerz von der Gottesmutter Rettung für ihn. Durch ihre Betrübniß zu mildem Erbarmen gestimmt, ruft sie einen sich zeigenden Pilger herbei und so naht ihr Graf Adalbert von Falkenstein. Seine Erscheinung ist im Vorhergehenden nicht recht motivirt, wird aber für den weiteren Verlauf und den inneren Zusammenhang des Drama's bedeutungsvoll. Er ist nämlich der Mörder von Gisela's erstem Manne, Ernsts Vater. Auf der Jagd hat er ihn aus Neid

erschossen, und von dem Sterbenden noch den Auftrag erhalten, der Gattin seinen letzten Willen zu überbringen, daß sie ihr Wittwenthum bewahren solle. Das hat Adalbert zwar ausgerichtet, aber er hat keinen Frieden gefunden; nun meint er, der Gemordete lasse ihm so lange keine Ruhe, als vergessen bleibe, was er sterbend befahl. Das hat ihn an den Hof geführt. Somit sehen wir, daß Gisela eine Schuld auf sich geladen hat. Der Verstorbene hat zu seinem Wunsch triftige Gründe gehabt; die unseligen Früchte ihrer zweiten Ehe sind ja inzwischen herangereift. Dies hält ihr nun Adalbert vor, ja er verlangt von ihr, sie solle noch jetzt diesem Ehebunde entsagen. Aber das ist zu viel. Sie ist sich bewußt, ihre Schuld durch milde That aller Art tausendfältig gebüßt zu haben, und mit edelster Beredtsamkeit weist sie darauf hin, wie sie als Vermittlerin, Fürbitterin an der Seite des Kaisers Segen zu schaffen wisse. So entkräftet sie seine Vorwürfe und dann reichen wenige Worte von ihr aus, ihm anzudeuten, wie er den Fluch, der ihn verfolge, sühnen könne. Kaum hat sie ihn verlassen, da ist sein Entschluß reif, durch Wohlthaten an dem unglücklichen Sohn den Mord des Vaters zu versöhnen und so ist denn dem Geächteten ein neuer Bundesgenoß geworben. Alles drängt nun dem entscheidenden Kampfe zu.

Der vierte Act spielt im Schwarzwalde. Am Fuße der Burg Falkenstein schläft Ernst in des Freundes Arm. Da tritt Adalbert hinzu und eröffnet dem Obdachlosen seine Burg. Obwohl widerstrebend, nimmt Ernst seine Zuflucht zum Mörder des eignen Vaters. Alsbald kommt von andrer Seite neue Hülfe. Die Krieger, welche Ernsts Bruder Hermann, statt seiner Herzog von Schwaben, in Kunrads Auftrag nach Italien geführt, suchen den rechtmäßigen Herzog auf. Denn Hermann ist nach glänzender Kriegsthat an einer Seuche gestorben und hat sie nun gesandt, dem unglücklichen Bruder das Banner zu überbringen, das er nur für ihn genommen, bewahrt und mit Ruhm bekränzt habe. Sie bitten um schnellen Kampf, da auch in ihnen vielleicht noch der Keim der Pest schläft. Ernst erhält dadurch nicht nur Verstärkung; auch sein gutes Recht bekommt eine neue Stütze. Aber düster und unglückverheißend ist diese Hülfe, er spricht:

> O herrlich tret' ich in mein Herzogthum!
> Des Vaters Mörder öffnet mir das Thor,
> Des Bruders Leichenzug ist mein Gefolg.

Komm, Adalbert, mich schrecket nicht der Mord,
Ich scheue nicht die Pest!

Die zweite Scene führt uns in Mangolds Lager. Er hat Ernst bereits eingeschlossen und der klug vorschauende Warmann berechnet schon, daß nun nach Hermanns Tode seinem Neffen die Herzogswürde zufallen müsse. Da wird ein fremder Kriegsmann gemeldet und mitten im feindlichen Lager erscheint Werner. Mit höchster Kühnheit hat er sich hierher gewagt, um in dem abtrünnigen Mangold, seinem Verwandten, das schlummernde Gewissen zu wecken. Feurig und schlagend hält er ihm vor, wie er die Pflicht der Treue gegen seinen Herzog verrathen und die stolze Unahängigkeit seines früheren Lebens jetzt mit dem Herrendienste vertauscht habe. Diese Scene gehört zu den lebendigsten und wirksamsten des Stückes. Die Worte des Geächteten treffen den Andern so, daß er, der Mächtige, nicht mehr zu antworten vermag und schamgeröthet jenem nicht ins Angesicht zu sehen wagt. Immer dringender ruft ihm Werner zu:

wenn Du nicht den Feinden Ernsts
Mit Leib und Seele schon verfangen bist,
Wenn Dir zur Ehre noch die Rückkehr blieb,
So tritt zurück, aufrichtig, sonder Scheu!
Die Lehn, die Dich verpflichten, gieb sie heim!
Die eitle Gnadenkette, wirf sie ab!
— — — — — —
Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod;
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst,
Ihm haben unsre Väter sich geweiht,
Ihm hab' auch ich mein Leben angelobt,
Er hat mich viel gemühet, nie gereut,
Für diesen Dienst, Graf Mangold, werb' ich Dich.

Aber es ist zu spät; Mangold kann nicht mehr zurück. Werner verläßt ihn, nachdem er noch einer Pflicht genügt hat mit den Worten:

wenn dem Aar
Der Seinen eines aus den Lüften fällt,
So schießt er nieder und vertilgts. Wenn Du
Mir in der Schlacht begegnest, sieh Dich vor!

Mit frischem Aufschwung endet dieser Act. Ernst und der schnell zurückgeeilte Werner feuern ihre Schaaren zum entscheidenden Kampfe an, der nun in einem Ausfall gewagt werden soll. Der greise Adal-

bert führt dem Herzog seinen einzigen Sohn als Kämpfer zu, bekleidet Ernst mit dem herzoglichen Mantel seines Vaters, der seit jenem Mordtage noch auf der Burg bewahrt ist, und mit muthigem Zurufe begrüßen ihn die Krieger als ihren Herzog.

Voll schneller, spannender Handlung ist der fünfte Act. Die Darstellung von Kampfesscenen ist dem Dichter überhaupt besonders geglückt. Auch in Ludwig dem Baier zeichnet sich der dritte Act (die Schlacht von Ampfing) durch Lebendigkeit aus. Mangold vermag nichts auszurichten, so lange die Feinde sich in dem engen Felsenthale halten. Und doch ist schon der Kaiser angekommen, um die Entscheidung zu beschleunigen, weil ihn im Osten die Ungarn drängen und im Westen Odo nach der italischen Krone greift. Da kommt die erwünschte Nachricht von dem Ausfall der Eingeschlossenen. Wüthend dringen Ernsts Krieger vor. Mangold zieht sich zurück, um sie an geeigneter Stelle sicher zu vernichten. Es erscheint Ernst mit den Seinen. In kühner Begeistrung weiht sich jeder zu Sieg oder Tod. Ernst gedenkt seiner Edelgard:

> O Edelgard, geliebte Gottesbraut,
> Aus Deinen Schleiern blick' auf mich herab,
> Dein ernstes Bild begeistre mich zum Tod!

Werner ruft:

> Allmächt'ger, Gott des Friedens und des Zorns!
> Der Du den Bach anschwellen kannst zum Meer,
> Die stille Luft erregen zum Orkan:
> Laß jetzt auch unsre, dieser Männer, Kraft
> So riesenhaft anwachsen und erschwellen,
> Daß uns das Ungeheure möglich sei! —
> Hinein! — Für Herzog Ernst!

Dann stürmen sie fort, dem Feinde entgegen. Adalbert bleibt auf der Warte zurück und erschaut von da aus den weiteren Verlauf des Kampfes. Mit ungeheurer Gewalt durchbricht Ernst mit seinen Treuen das erste Glied. Das zweite tritt vor. Wie ein Todesengel ragt Werner voraus Allen, „sein blitzend Schwert fährt aus den Wolken; nicht den einzeln Mann schlägt er, er schlägt die ganze Schaar." Mangold wird verwundet. Er rafft sich wieder auf und führt das dritte Glied heran. Kurze Rast stärkt Ernsts stark geschmolzene Schaaren zu neuem Andrang. Werner steht vor seinem Trupp

Wie mit gespreizten Fittigen der Aar
Die Brut umschirmt, wenn über seinem Haupt
Ein fremder Vogel kampfandrohend schwebt.

Da werden sie umzingelt, auf einen Knäul gerollt; Werner stemmt sich

„wie ein Mann
Den eine Riesenschlang' umflochten hält."

Noch einmal brechen sie durch, aber Werner ist getroffen. Alsbald erscheint er, von Ernst geführt, und stirbt mit den Worten:

Gelobt sei Gott, ich sterbe frei.
Ernst, rette Dich. —

Mit ihm ist ein Theil von Ernsts eignem Ich gestorben und den Zurückbleibenden fesselt nun kein Band mehr an das Leben; bei der Leiche seines Freundes bleibt er, wie festgewurzelt und erwartet den Tod. Nun zieht sich der Kampf auf die Bühne. Mangold ruft den Uebriggebliebenen zu, sich zu ergeben; jetzt könne der Kaiser auch Ernst verzeihen, da Werner todt sei. Aber nun ist es zu spät. Ernst erwiedert:

Nein! wenn der Letzte fällt, ich fechte fort.
War ich sonst träge, jetzt bin ich ein Held.
Hier muß ich sterben, bei dem Todten hier.
Hier haft' ich, hier ist meines Lebens Ziel,
Hier ist der Markstein meiner Tage, hier
Ist meine Heimath, hier mein Haus und Hof,
Mein Erbgut, meine Blutsverwandtschaft, hier
Mein Wappenschild und hier mein Herzogthum.

Er wirft Schild und Herzogsmantel auf den todten Freund und erneuert den Kampf. Mangold fällt, bald auch Ernst. Nachdem die Leichen entfernt sind, erscheint Kunrad mit Gisela. Die Ueberlebenden berichten das Geschehene. Als Gisela nach Ernst fragt, erwiedert ihr Adalbert:

Er schläft in Freundesarm.

— — — —

Er starb den Heldentod, den Freundestod,
Der Werner starb für ihn, für Wernern er.
Er wich von seines Freundes Leiche nicht,
Bis er als Leiche selbst darniedersank.

Unmittelbar darauf überbringt Graf Hugo dem König das Haupt Odo's, ein Geschenk des Herzogs von Lothringen. So feiert Kunrad einen völligen Triumph. Aber es ist ein schwerer, sauer errungener Sieg und indem Kunrad dies selbst anerkennen muß, fehlt dem Schluß des

Trauerspiels die versöhnende Gerechtigkeit nicht. Diese spricht sich auch in Gisela's Worten aus:

> Das also, dieser Reif und dieser Stab,
> (Die eben überbrachten Reichskleinodien)
> Das sind die hohen Dinge, derenthalb
> So edles Leben hingeblutet ist!
> O Kaiser! staunen wird die Folgezeit,
> Wenn sie vernimmt vom Aufschwung Deiner Macht,
> Von Deines Herrscherarmes Festigkeit;
> Doch rühren wird es spät noch manches Herz,
> Wenn man die Kunde singet oder sagt
> Von Herzog Ernst und Werner, seinem Freund,
> Von ihrer Treue, die der Tod bewährt.

Man wird wohl zugeben müssen, daß der Gang der Handlung an ergreifenden Momenten überaus reich ist und des consequenten, vorwärts drängenden Zusammenhanges nicht entbehrt, der dem Drama das nicht ermattende Interesse des Zuschauers sichert. Der Grundgedanke des Trauerspiels wendet sich an die edelsten humanen Regungen des Zuschauers. Freilich ist das Pathos der Freundestreue ein einfaches Motiv und giebt keine Gelegenheit, die wundersam verschlungenen Irrgänge des menschlichen Gemüths und der menschlichen Leidenschaft bis in ihre verborgneren Tiefen zu verfolgen. Insofern erhebt sich das Drama von vornherein nicht auf die Höhe der großen Shakespeareschen Dichtungen. Allein die Wärme des Dichters, die tiefgemüthliche Treuherzigkeit, die sich fast in jedem Verse ausspricht, der freie männliche Sinn und die vollendete Schönheit der Sprache*) verleihen seiner Dichtung trotzdem eine tief ergreifende Kraft.

Die hervortretenden Charaktere des Stückes sind ebenfalls höchst einfach, aber bestimmt, in sich wahr und mit großer Innigkeit gezeichnet. So passiv Ernst neben Werner auch ist, tritt er uns doch gemüthlich außerordentlich nahe, wenn er in tiefster Seelenqual um Alles in der Welt dem Freunde die Treue hält; wenn er gegen ihn, durch den er unglücklich geworden, immer freundlich bleibt und ihm nur durch die Blässe seines Angesichts, durch den Schmerzenszug seiner Züge im Schlaf einen stummen Vorwurf zu machen scheint;

*) Charakteristisch ist es, daß Uhland seine jambischen Verse fast alle männlich schließen läßt.

oder wenn dann poetisch verklärt in ihm die Erinnerung an schönere Vergangenheit und begrabene Hoffnungen mit milder Wehmuth erwacht, während er aus den Burgfenstern auf die lachende Umgegend herabschaut — und wenn er endlich den Tod als Rettung aus der Welt begrüßt:

Die Welt hat uns verworfen,
Der Himmel nimmt uns auf.

Von großer Zartheit ist der Charakter der Gisela. In ihr versöhnt edle Weiblichkeit den schlimmen Gegensatz, der in der Wirklichkeit zum blutigen Ende führt; die Majestät der Königin verbindet sich mit inniger, schmerzensreicher Mutterliebe, und das tiefe Seelenleid, womit sie ihre Schuld büßt, verklärt ihr Wesen zum freiesten und reinsten Adel. Unter den übrigen Gestalten dürfte Adalbert das meiste Interesse erregen, der die schwere Blutschuld erst in langer Kasteiung vergeblich zu büßen sucht und endlich in rüstigem, selbstaufopferndem Thun die Versöhnung findet.

Doch es sei genug, darauf hingewiesen zu haben, daß diesen Charakteren individuelles Leben nicht abgeht. In wie weit dies auch von den untergeordneten Figuren gesagt werden kann, mag dahingestellt bleiben.

Der ausführlicheren Besprechung des einen Stückes mögen sich noch einige Worte über Ludwig den Baier anschließen. Dieses Drama, ein Schauspiel, fußt noch fester auf historischem Boden, als Herzog Ernst. Die schon hellere Zeit des 14. Jahrhunderts bot dem Dichter den folgenschweren Kampf zwischen dem in den Städten aufstrebenden Bürgerthum, als dessen Vorkämpfer Ludwig der Baier erscheint, und dem stolzen bereits absterbenden Ritterthum, das sich in dem schönen Friedrich von Oestreich einen Gegenkönig wählt, als Ludwig von der Mehrzahl der Kurfürsten zum Throne berufen wird. Dies Verhältniß hat der Dichter in den ersten Acten klar und lebendig dargelegt. Beide Männer, einst Jugendfreunde, schreiten nun zum Kampf, Friedrich von seinem ehrgeizigen Bruder Leopold aufgestachelt. Durch eine gelungene Kriegslist des alten Schweppermann, eines vom Dichter mit wenigen Worten trefflich gezeichneten überaus markigen Charakters, siegt Ludwig bei Ampfing und feiert den schönsten Triumph, indem ihn seine Bürger aus den Feinden heraushauen und im Jubel auf ihren Schultern einhertragen. Mit Friedrichs Gefangennehmung schließt der dritte Act. Hier ist nun eine

leicht merkbare Naht in dem Stücke. Der ursprüngliche Mittelpunkt der Handlung, der Kampf zwischen Bürger- und Ritterthum, tritt zurück und weicht der Darstellung jenes persönlichen Verhältnisses Friedrichs und Ludwigs, das aus Schillers deutscher Treue bekannt ist. War Ludwig der eigentliche Held der ersten drei Acte, so wird es nun Friedrich. An sich haben übrigens die letzten zwei Acte eine Reihe sehr ergreifender Situationen und über die trennende Kluft baut sich in sofern eine Brücke, als Friedrichs Ehrgeiz zuerst äußerlich auf dem Schlachtfelde und nun auch in seiner Brust besiegt wird. Erst verliert er die Krone; jetzt lernt er sie verachten. Friedrichs Treue führt endlich die Lösung herbei, von der Ludwig sagt:

sie liegt uns nicht
Im Schwertkampf, nicht in List noch Zauberei,
Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.

Ihre Umarmung, mit der auf ewig ausgesöhnt sein soll

„Der Bruderzwist
Der uns entzweit hat und das deutsche Volk"

bilden einen würdigen Schluß.

Von den Charakteren dieses Schauspiels ist Herzog Leopold der bedeutendste; ganz und gar beseelt vom Streben nach seines Hauses Macht und Herrlichkeit ist er allen freundlicheren Regungen erstorben; er will nicht genießen — das überläßt er dem Bruder —, er ist ein Mann, der keinen Sonntag hat, trägt stets seinen grauen Reitermantel, schläft auf dem Pferde, trinkt aus dem Helm und scheut kein Mittel, das seinen Zwecken dient, selbst die schwarze Kunst nicht. In dieser rastlosen Thätigkeit verzehrt er sich; aber auch als er schon den Keim des Todes in sich fühlt, flucht er noch dem Bruder, da dieser sich mit Ludwig versöhnt. Auf die übrigen Charaktere des Stückes einzugehen, unterlasse ich, um nicht zu ermüden*), so interessant auch mancher angelegt ist. Doch werde noch erwähnt, daß Uhland hier mit großem Glück versucht hat, in dem Münchener Bäcker mit seinem Sohne komische Figuren einzuflechten, die uns in ansprechender Weise den Volkshumor jener Zeit repräsentiren.

Ich breche ab, so viel sich auch noch sagen ließe. Uhlands

---

*) Eine ausführliche, mit großer Liebe und eingehender Sorgfalt geschriebene Entwicklung Ludwigs des Baiern findet man in „Wienbarg, die Dramatiker der Jetztzeit. 1 Heft, 1839."

Bedeutung in unserer Literatur ist eine so entschiedene und hervorragende, daß alle seine Werke schon durch das literar-historische Interesse vor der Vergessenheit geschützt sein müssen. Was uns aber den Dichter in seinen lyrischen und erzählenden Gedichten lieb macht, diese Innigkeit und Tiefe des Gemüths, der edle, männliche Sinn, die wahre und liebevolle Auffassung deutscher Volksthümlichkeit, die meisterhafte Behandlung der Sprache: — alles das findet sich auch in seinen Dramen wieder, mögen diese auch in ihrer Art weniger hoch zu stellen sein, als die Balladen und Lieder.

Aber wir haben noch einen besondern Grund, diesen Dichtungen erhöhte Aufmerksamkeit zu wünschen. Sie sind eine treffliche Lectüre für die Schule und für eine gewisse Altersstufe geradezu unersetzlich. Der Verlauf der Handlung und die bewegenden Gedanken dieser Stücke sind einfacher, als in irgend einem andern classischen Drama unserer Literatur. Das Pathos der Freundestreue, das in beiden Stücken den eigentlichen Mittelpunkt bildet, findet in der Jugend schnell den lebendigsten Anklang, und Empfindungen, die ihr ferner liegen, namentlich das erotische Element, treten ganz zurück. Außerdem bewahren beide Stücke den historischen Hintergrund mit größerer Treue, als die meisten andern historischen Dramen unsrer Literatur *), und haben das unbestreitbare Verdienst, das Verständniß der in ihnen behandelten Momente unserer vaterländischen Geschichte lebendig zu fördern. Endlich ist die Sprache von hohem Adel und reinster Schönheit. Wir haben also hier eine treffliche Lectüre, die man Schülern in die Hand geben oder noch besser mit ihnen gemeinschaftlich behandeln kann, bevor man sie zu Schillers Dramen führt, und es kann gewiß nur angemessen erscheinen, daß man einer Altersstufe, die in fremden Sprachen mit zusammenhängenden Dichterwerken beschäftigt wird, solche auch in der vaterländischen Literatur bietet. Wer den Versuch macht, wird finden, daß Schüler auf dem bezeichneten Standpunkte Uhlands dramatische Dichtungen mit dem regsten Interesse aufnehmen und ohne Schwierigkeit verstehen lernen **).

*) Von deutschen Dramen könnte nur Göthe's Götz in dieser Hinsicht eine Vergleichung aushalten, worin allerdings die Schilderung des ganzen Zeitalters durchaus meisterhaft, die Handlung aber durch viel mehr Zuthat des Dichters ausgeschmückt ist.

**) Schon in dem Buche über den deutschen Unterricht hat Hiecke auf den Ernst von Schwaben als eine für Secundaner besonders angemessene Lectüre hingewiesen.

Aber freilich steht der Einreihung dieser Dichtungen in den Kreis der Schullectüre noch ein andres Hinderniß im Wege, das unsern deutschen Unterricht in obern Klassen überhaupt noch ungebührlich hemmt. Das ist der Mangel an leicht beschaffbaren Ausgaben. Die beiden Uhland'schen Dramen sind bis jetzt nur in einer so theuren Ausgabe vorhanden, daß an eine Anschaffung seitens der Schüler nicht gedacht werden kann. Nun sind neuerdings wenigstens von den Götheschen und Schillerschen Dramen wohlfeilere Ausgaben erschienen. So wäre es auch im höchsten Grade dankenswerth, wenn die Verlagshandlung ein Gleiches für diese Stücke veranstaltete. Die Benutzung derselben an einer ganzen Reihe von Realschulen und Gymnasien könnte gar nicht ausbleiben.

Mit diesem Wunsche seien diese Zeilen geschlossen. Erreichen sie auch nur, daß dieser oder jener in die besprochenen Dichtungen einen aufmerksameren Blick wirft, so ist ihr Zweck erreicht; dann werden jene selbst besser für sich sprechen, als es jede Abhandlung vermag.

Stettin. **Dr. Wendt,** Gymnasiallehrer.

Verhältniß Fischarts zu Rabelais.

Das Werk, welches im 1. Heft des XIV. Bandes dieser Zeitschrift besprochen wurde, ist bekanntlich nachgeahmt worden von unserm deutschen Autor Joh. Friedrich Fischart, der einige 30 Jahre nach dem Erscheinen des Rabelais'schen Werkes seine Affentheurliche, Naupengeheurliche Geschichtklitterung veröffentlichte. Fischart gilt bei vielen Litteratoren als der erste deutsche Satiriker und im Allgemeinen soll ihm dieser Ruhm meinerseits nicht angefochten werden, namentlich auch deshalb nicht, weil für die vorliegende Frage keine Veranlassung geboten wird, auf seine übrigen Werke genauer einzugehen: in Beziehung auf seinen Gargantua und Pantagruel aber, der jederzeit als sein Hauptwerk gilt, kann ich nicht umhin, nach unbefangener Lectüre sowohl des französischen Originals als der deutschen Nachahmung ein in wesentlichen Punkten von den allgemein verbreiteten verschiedenes Urtheil abzugeben, das nur mit dem von Gervinus in manchen Punkten übereinstimmt. Wie in den meisten Wissenschaften, so ist man nämlich auch in der deutschen Litteraturgeschichte sehr geneigt, Urtheile früherer Schriftsteller, ohne dieselben durch eigene Lectüre zu begründen oder zu modificiren, in das neu zu fertigende Werk aufzunehmen, und so geschieht es denn, daß auch Irrthümer eine lange Dauer zu haben pflegen. So sind in unserer deutschen Literaturgeschichte eine Anzahl Urtheile, namentlich über Nachbildungen französischer Werke, verbreitet, die jedenfalls zum mindesten noch einer genaueren Begründung bedürfen. Der Parcival Wolframs von Eschenbach ebenso wie Tristan und Isolde stehen dem allgemeinen Urtheile nach unendlich höher als die gleichnamigen Werke des Chrétien de Troyes, ohne daß irgendwo der Versuch gemacht wäre, nachzuweisen, worin denn diese Vorzüge bestehen. Jedoch ist es ebensowenig meine Absicht, für den Augenblick eine Vergleichung der genannten Werke anzustellen, als ich in Beziehung auf die uns vorliegende Frage präjudiciren will: vielmehr kann das Urtheil selbst nur als das Resultat der vorangegangenen Betrachtungen erscheinen.

Die äußere Form der Nachahmung zunächst, die Fischart angestellt hat, ist leicht zu erkennen. Von den fünf Büchern, die das Rabelais'sche Werk enthält, ist nur das erste Buch benutzt. Obgleich aber der Mehrzahl nach die einzelnen Capitel beider Werke in Inhalt und Ueberschrift übereinstimmen, so finden sich doch einige Ausnahmen, die wir, um genau zu Werke zu gehen, nicht unberücksichtigt lassen können. Abgesehen von der Einleitung, die Fischart, ohne sich an das französische Original anzulehnen, geschrieben hat, findet sich bei Rabelais nichts, was den Capiteln 3, 4 und 5 von Fischart entspräche. Man könnte allerdings vermuthen, da Rabelais in sehr verschiedenen Redactionen erschienen ist, daß in einer von diesen auch die bezeichneten Capitel vorhanden gewesen seien; aber dem widerspricht einmal der Inhalt derselben, dann aber auch der Umstand, daß in den Ausgaben, die mir zu Gebote standen, namentlich auch in der neuesten und vorzüglichsten von Jacob le Bibliophile, Paris 184, keine Angabe von dieser Textesverschiedenheit gemacht ist. Im Folgenden entsprechen sich dann genau Cap. 3—47 von Rabelais und 6—50 von Fischart und in den wenigen Capiteln bis zum Schlusse des Werkes kömmt nur noch die Abweichung vor, daß Fischart Cap. 53 u. 54 und ebenso 55, 56 u. 57 von Rabelais in je eines vereinigt hat, so, daß sein Werk mit dem 57., das Original mit dem 58. Capitel abschließt.

In welchem Geiste und Sinne hat nun aber Fischart Rabelais nachgeahmt? Dies im Allgemeinen zu bestimmen, ist nicht eher möglich, als nachdem eine Anzahl von Merkmalen aufgeführt sind, die sich in verhältnißmäßig vielen Stellen wiederholen. Im Großen und Ganzen ist übrigens der Rabelais'sche Text genau benutzt und nicht leicht ein guter Gedanke, den Rabelais gehabt, übergangen worden: daher ist die Uebersetzung an vielen Stellen, wo es Fischart gepaßt hat, wörtlich. Gleichwohl hat dieser sein Werk auf den drei- bis vierfachen Umfang des entsprechenden Theiles von Rabelais gebracht: die Mittel indeß, die hiezu angewendet worden sind, sind zwar von verschiedener Natur, aber doch wenigstens theilweise, wenn auch bei humoristischen Werken nicht der gewöhnliche Maaßstab anzulegen sein mag, vom ästhetischen Standpunkte aus nicht zu billigen. Das Erste, welches bei der Lectüre sehr bald in die Augen fällt, ist eine rücksichtslose Häufung von Ausdrücken jeder Art für denselben Begriff, um einen komischen Effect hervorzubringen. Mag man sich den

Tanz, den die mehr oder minder angeheiterte und mit Speisen überfüllte Gesellschaft bei dem Feste aufführt, das Grandgousier vor der Geburt des Gargantua giebt, mag man sich diesen Tanz auch noch so komisch vorstellen, es ermüdet jedenfalls nicht allein uns, sondern hat auch die Leser jener früheren Zeiten ermüdet, wenn sie lesen mußten: sie dantzten, schupfften, hupfften, lupfften, sprungen, sungen, huncken, reyteten, schreyeten, schwangen, rangen, plöchelten, fußklöpffelten, grunzeten, plumpeten, rammelten, hammelten, voltirten, branlirten, gambadirten, cinqpassirten, capricollerten, gauckelten, redseten, burtzelten, balleten, jauchtzeten, gigageten, armglocketen, handruderten, armlauffeten, warmschnauffeten. Und das ist nicht etwa ein einzelstehendes Beispiel: die Musik zu dem Tanze begnügt sich Rabelais mit zwei Instrumenten geschehen zu lassen, Fischart thut es nicht unter zehn: die Gäste, welche zu dem Schmause eingeladen werden, kommen bei Rabelais aus sieben Gegenden, bei Fischart aus zweiundachtzig, die freilich alle künstlich ausgesucht sind, so daß sie eine Erinnerung an Essen und Trinken oder wenigstens an die Verdauung darbieten. Da finden wir Eßfelt, Eßlingen, Darmstatt, Bömisch Brot, Kohlwangen, Honigspittel, Mundelheim, Bacharach, Weinmar, Eselbach, Kälberbach, Treckshausen, Weichmichel, Schleckstett, Kolburg, Bamberg, Rebenmund; doch ich will mich mit der Aufzählung dieses Fünftels, theilweise fingirter, theilweise wirklich existirender Namen begnügen. Wie aber im folgenden Capitel die eigentliche Zecherei beschrieben wird, die Rabelais einfach mit den Worten einleitet: alors flacons d'aller, da gingen die Flaschen herum; so zählt Fischart folgende Gefäße auf, deren man sich beim Mahle bediente: Pokal, Müheln, Römerken, Deckelbächer, Gutturp, Angster, Potten, Pinten, Kelchen, Nepfen, Gonen, Kellen, Hoffbechern, Taschen, Trinkschalen, Pfaffenwasen, Stauffen von hohen Stauffen, Kitten, Kälten, Kanuten, Köpffen, Knartgen, Schlauchen, Pipen, Nussen, Fiolen, Lampeten, Kufen, Nüsseln, Saydeln, Külkesseln, Mälterlin, Pleisäcken, Peuscheln, Straßeneyern, Muscatnussen, Mörkrebsschalen, Stübichen, Melckgelten, Spitzwasen, Zolcken, Kannen, Schnaultzenmaß, Schoppenkäntlein, Stotzen. Ein gleiches Verfahren tritt bei jedem neuen Stoffe ein, der zum erstenmale erwähnt wird. Wir finden dieselbe Weitschweifigkeit bei Wein, Bier, Käse, Fischen und unendlich vielem Andern.

Wenn diese Methode der Begriffshäufung sich auf eine oder einige Stellen beschränkte, so würde man sie als augenblickliches Spiel

des Humors gelten lassen und keine weiteren kritischen Ausstellungen daran machen; so aber ist dieselbe bei Fischart zur vollständigen Manier geworden, und zu einer Manier, die den Leser in hohem Grade ermüdet, während bei Rabelais überhaupt und auch in Beziehung auf dieses Verhältniß jederzeit ein gewisses Maaß der Darstellung beobachtet wird. Mag Vilmar immerhin meinen, man habe kaum noch Lust, wenn man von Fischart zu Rabelais zurückkehre, den Letzteren als Satyriker gelten zu lassen; der unbefangene Leser und Beurtheiler wird wenigstens zugeben müssen, daß in dieser rein quantitativen Vermehrung des Stoffes kein Vorzug liegen kann.

Der zweite Punkt, der bei einer Vergleichung von Fischart und Rabelais unmittelbar in die Augen springt, ist das Prävaliren des Wortspiels oder Wortwitzes, der qualitativ niedrigsten Form, in welcher der Witz sich offenbaren kann. Es soll damit nicht gesagt werden, daß Rabelais sich derselben gar nicht oder auch nur selten bediene, aber bei Fischart findet sich wieder dieselbe Maßlosigkeit, wie in dem früher erwähnten Verhältnisse. Um von dem Titel des Werkes abzusehen, der freilich diese vorherrschende Neigung des Verfassers schon in hohem Grade bekundet, seien zunächst die gewaltsamen Verdrehungen erwähnt, die er mit Eigennamen vorzunehmen pflegt. Bei Alexander wird ein rs hinter a eingeschoben, Alcmene wird zu einer Aegmännin, Weimar zu Weinmar, Beauce zu Böffausse, rabulistisch zu rabelistig, der Sophist de Bragmardo zu einem Herrn von Bruchmatt, der König Pickerchol zu Bittergroll oder Bitterhoder; Gargamella zu Gurgelmelta, Gurgelmiltsam oder Gurgelschwante; Grandgousier zu Kandbusier und Goschgroz; am zahlreichsten aber sind die Veränderungen, die er mit dem Namen Gargantua selbst angestellt hat: er heißt Gurgellantua, Gargantubal, Gurgelstroß, Gargantuwalt, Gurgelantule, Gurgelstrotza, Gurgelstrosen, Gurgellantuwalt, Gurgelguttene, Durstgurgel, Strossengurgel, Gurgellang und Görgelstrotza, manche andere Namen abgerechnet, die bei dieser oberflächlichen Sammlung übergangen sind.

Uebrigens tritt bei Fischart das Wortspiel in allen möglichen Variationen auf. So wird er es sich nicht leicht nehmen lassen, wenn es möglich ist, die Theile eines zusammengesetzten Wortes umzustellen, auch die Umstellung sofort hinzuschreiben und finden wir z. B. Ausdrücke wie Hasenohren, Flaschtasch, verwirrte Ungestalt, beispielige Spiegelweis, so sind wir sicher, auch sofort Ohrenhasen,

Taschflasch, ungestalte Verwirrung, spiegelweisliches Beispiel daneben zu finden.

Endlich hat auch der Reim, der außerordentlich häufig angewendet wird, keine andere Bedeutung, als daß er eben ein Spiel mit Worten ist: es ist indeß nicht zu leugnen, daß hierbei sich oft viel Geschick und große Gewalt über die Sprache zeigt. Zunächst sind die Rabelais'schen Ueberschriften der Capitel alle in Reime gebracht, ein Verfahren, bei dem sich freilich dieses große Geschick noch nicht zeigt. So heißt es: Des Meisters Janoti von Pragamada Red an Gargantua umb erlangung der großen Glocken und ein ney Paar Socken — Wie Ulrich Gellet zum König Bittergroll ward gesandt und underwegen erwog der Regiment Stand — Von der ordentlichen Kosten oder Diät, welche Grandgoschier mit Essen und Trinken halten thät. Aber der Reim tritt häufig auch mitten in der Erzählung hervor und verfehlt dann gemeiniglich nicht seine komische Wirkung: je stärker Wein, je schwächer Bein. — Nach Fischen Nuß eß, nach Fleisch den stinkenden Käs freß — Dum convivaris, hüte dich, ne multa loquaris — Wer über Tisch will schwatzen viel, der wird gewiß nicht fressen viel — Im Rath sey ein Schwätzer, über dem Tisch ein Ketzer — Zur Arbeit sei kretzig, zum Fressen auffetzig — Im Schwetzen sei ein Hetz, im Fressen Bel der Götz — Nicht jeder ist ein venator, der ein per cornua flator — Wer greinen oder murren will. Ut canes decet rabidos — der mag wohl bleiben aus dem Spiel. Ad porcos eat sordidos. Und in ähnlicher Weise wiederholt es sich an unzähligen Stellen.

Mit Begriffshäufungen, Reimen und Wortspielen ist nun freilich die Thätigkeit Fischarts keineswegs erschöpft gewesen: es kommen auch zahlreiche andere Methoden und Mittel vor, vermöge deren er seinen satirischen Humor spielen läßt, doch thun wir ihm gewiß nicht mit der Behauptung Unrecht, daß jenes die Hauptthebel desselben gewesen seien. Es scheint, als wenn das Original, welches der Dichter benutzte, denselben wesentlich gehemmt hat und der freien Entfaltung seines Genius hinderlich gewesen ist; und in wiefern dies wenigstens in hohem Grade möglich gewesen ist, liegt auf der Hand. Rabelais schrieb für die Franzosen und zwar zunächst für die Franzosen seines Zeitalters, die die Mißbräuche, Sitten und Unsitten kannten, die er bekämpfte, freilich aber auch mitmachten; er griff ganz bestimmte Institute und staatliche Verhältnisse an, die in Deutschland entweder gar nicht oder in

ganz anderer Gestalt vorhanden sein mochten. Selbst die halb mythischen halb erdachten Personen, die er als äußere Träger seiner Ideen braucht, erweckten offenbar in seinen Landsleuten bestimmte Erinnerungen und wurden von vorne herein mit bestimmten Merkmalen bekleidet. Für Fischart lag dagegen eine weit schwierigere und verhältnißmäßig weniger lohnende Aufgabe vor. Zunächst war er genöthigt, Alles, so viel es anging, auf deutschen Boden zu verpflanzen: den Leser konnte eine Satire, die Specifisch-Französisches angriff, im Ganzen nur wenig interessiren und er mußte wünschen, dieselbe auf ihn näher Berührendes angewendet zu sehen. Diesen natürlichen Wunsch hat denn Fischart auch vorausgesehen und möglichst befriedigt, obgleich wiederum nicht zu leugnen ist, daß manche Partien noch mehr unter dieser Rücksicht geschrieben sein müßten. Daß aber Fischart wirklich unter dem Drucke des Stoffes, wie schon oben bemerkt wurde, gelitten hat, läßt sich am deutlichsten daraus erkennen, daß diejenigen Stellen seines Werkes, in denen er das französische Original gänzlich verläßt, bei Weitem die vollendetsten sind. Deren giebt es allerdings sehr viele und erst aus ihnen geht hervor, daß wir es in der That mit einem bedeutenden Dichter zu thun haben. Namentlich sind in dieser Beziehung hervorzuheben das 5. Capitel: Mit was wichtigem Bedenken unser Held Grandgauchier zur Eh' hab' gegriffen und sich nicht hab' vergriffen, ferner das 8. Capitel: des Trunken Gespräch oder die Gesprächich Trunkzech, endlich das 42. Capitel: Wie der obgemelt ritterlich Mönch herrlich von Gurgellantua ward getractirt und von den schönen Tischreden, die er führt.

Indem ich so zum Schlusse meiner Darstellung gekommen bin, gebe ich mich durchaus nicht dem Glauben hin, eine eingehende Kritik von Fischarts Werk geliefert zu haben; es sind nur einzelne Punkte hervorgehoben und sehr viele übergangen worden, namentlich derjenige, welcher vielleicht der schwierigste ist, nämlich nachzuweisen, in welcher Art Fischart die allgemeinen Verhältnisse Deutschlands zu seiner Zeit charakterisirt; es ist indeß klar, daß dieser Nachweis unmöglich sein würde, ohne genau auf die Cultur- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts einzugehen. Aber auch schon nach dem Gesagten ist in Betreff des uns vorliegenden Werkes ein Urtheil entstanden, welches von dem, das in den meisten Literaturgeschichten der Gegenwart gegeben wird, wesentlich verschieden ist; es ist deshalb nöthig, noch Einiges über die bisher von Andern gefällten Urtheile zu bemerken.

Werden dieselben erst jetzt erwähnt, ohne daß bei der eigentlichen Besprechung Fischarts auf sie eingegangen wäre, so liegt der Grund davon einfach darin, daß ich die Lectüre selbst unabhängig und ohne durch mir bekannte Urtheile bestimmt zu werden, treiben wollte; auch jetzt will ich nichts thun, als zwei in ihren Resultaten wesentlich contrastirende Auffassungen ihren Hauptpunkten nach gegenüberstellen. Mit Uebergehung Bouterwek's nämlich, der allerdings den Vorschlag macht, nur in Fischart zu blättern, mit Uebergehung ferner von Vischon, der sich auf eine selbstständige und eingehende Kritik selten einläßt, von Koberstein, dessen ruhiger und sachlicher Entwickelung die ästhetische Beurtheilung zu widerstreben scheint, beschränke ich mich auf Vilmar und Gervinus, da eine Geschichte der komischen Literatur von Flögel und eine kleine auf Fischart bezügliche Schrift von K. Halling nicht zu meinen Händen gekommen sind. Man vergleiche, was Vilmar in seinen Vorlesungen über deutsche National-Literatur 2. Auflage S 369 u. f. sagt mit dem Urtheile von Gervinus Geschichte der poetischen National-Literatur B. III. S. 151 u. f. Dies Urtheil von Gervinus ist, wie aus jeder Zeile hervorblickt, aus einer genauen Kenntniß der Fischart'schen Schriften hervorgegangen und die einzige Ausstellung, die gegen ihn gemacht werden könnte, besteht vielleicht darin, daß ihm der Sinn für Humor nicht in sehr hohem Grade eigen zu sein scheint. Es kann übrigens nicht meine Absicht sein, seinen und Vilmars Standpunkt zu vereinigen oder auch nur vermitteln zu wollen, da mich meine eigene Ansicht dem einen von beiden sehr nahe, von dem andern aber weit hinweg geführt hat. Mögen indeß die von mir bezeichneten Punkte einigermaßen dazu beitragen, um das Urtheil über Fischart in seinem Verhältnisse zu Rabelais, den man den französischen Aristophanes genannt hat, festzustellen.

Danzig. **Fr. Strehlke.**

Englische Poeten der Gegenwart.

1. Alfred Tennyson.

Als kleiner Knabe verspielte oder verträumte ich manche Stunde in einem jener gewaltigen Wälder, die nur noch hier und da die Ufer der Oder schmücken. Uralte riesige Eichen, Buchen, Linden standen beisammen — nicht dicht, denn die ungeheuren Bäume brauchten viel Raum, — blühende Sträucher, hohes duftiges Gras, bunte Waldblumen gediehen unter dem grünen Dach, in dem sich die Sonnenstrahlen so lustig zerstreuten. Käfer umschwärmten die Blumen; in den Sträuchern nistete die Nachtigall und hunderte von Vögeln in jeder Krone. Wundervoll war's, wenn die höchsten Wipfel den ersten Sonnenstrahl auffingen, wie Drossel und Pirol und die andern Sänger von allen Enden ihr Concert begannen, wie unten die Hirsche weideten, wie von fern des Kranichs Stimme ertönte, wie der Morgenwind durch die Wipfel rauschte, und hoch in der Luft der Adler über dem kleinen Waldsee seine Kreise zog.

Vor nicht langer Zeit besuchte ich die Stätte wieder. Welche Veränderung! Ich fand ein junges Geschlecht: junge Kiefern, Birken, Erlen dicht gedrängt, wohl funfzig auf dem Raum, den eine Eiche eingenommen hatte. Kleine Vögel zwitscherten in den Zweigen; es sah ganz lustig aus — ich aber dachte des gefallenen Waldes. Seitdem habe ich seiner oft gedacht, und als ich die Ueberschrift dieser Zeilen geschrieben hatte, trieb mich's, die Geschichte zu erzählen von den verschwundenen Riesen und dem lustigen Nachwuchs.

Durch die gesammte Culturgeschichte geht ein Gesetz, welches sich etwa so aussprechen ließe: Auf die Epoche der Genien folgt die Periode der Talente. Die Genien sind wenige, ihr Wirken unendlich in Breite und Tiefe; die Talente sind viele, ihr Einfluß beschränkt auf kleine Kreise oder nicht tief eindringend. Die Genien sind von einander völlig verschieden, die Talente theilen sich in verschiedene Gruppen, deren Mittelpunkt je ein vorangegangener

Genius; aber innerhalb der Gruppen gleichen sie einander, tragen gemeinsamen Typus. Die Genien ergänzen und heben, die Talente hemmen, drücken einander. Der Charakter der Genien ist Erhabenheit, Tiefe, Gewalt, das Wesen der Talente ist Gefälligkeit, Leichtigkeit, Glätte, oder Dunkelheit und Pomp.

Ich versage mir eine weitere Ausführung des Gesagten, obgleich sie manches, was in dieser Kürze schief oder einseitig erscheinen mag, in's rechte Licht stellen dürfte; doch würde sie zu weit führen. Die Beziehung auf die Poesie der Gegenwart macht sich von selbst; und was noch zuzufügen ist, ergiebt sich leicht aus dem Obigen.

Die Epigonen sind durch ihre Vorgänger gehemmt und gefördert. Diese haben ihnen eine sehr gebildete und biegsame Sprache hinterlassen und vortreffliche Vorbilder; aber das Hemmende überwiegt. Denn indem das nachgeborne Talent seine Vorläufer zu überragen strebt, findet es die besten Stoffe von jenen bearbeitet, die der Zeit angemessenen Formen der Darstellung erschöpft und in ihren Werken die unübertrefflichste Darstellung, die vollendetste Durchdringung von Stoff und Form.

Zwei Wege kann nun der junge Dichter gehen, beide, sofern er nicht sklavischer Nachahmer bleibt — und dann wäre er kein Dichter — führen zu ähnlichem Ziele. Entweder sucht er neue Stoffe; aber die besten, sahen wir, sind verbraucht, diejenigen nämlich, welche in der Erinnerung oder im Bewußtsein des gesammten Volkes lebendig sind: die des Epos und Drama. Er muß minder lebendige, minder bedeutende hervorsuchen, er muß sich an die in der kurzen Zwischenzeit eingetretene Veränderung des Gesammtbewußtseins halten; so wird aus dem Epos die poetische Erzählung, die Ballade, das Lehrgedicht, aus dem Drama das Conversationsstück, aus dem Lustspiel die Posse. Die reine Lyrik hat nur einen ewigen unersetzbaren Stoff.

Oder er sucht neue Formen. Für Epos und Drama findet er keine: so gewiß sich die vorhandenen mit ihrem Stoffe und an demselben entwickelt haben, so gewiß bedürfte es für neue Formen der gleichen Entwickelung an neuen Stoffen und diese fehlen. Er wird also in die Lyrik gedrängt, und hier wird es ihm leichter, zwar nicht neue Formen zu schaffen, aber verklungene zu erwecken, fremdländische hervorzuheben und dadurch wenigstens den Schein der Originalität zu erringen. Je geschmeidiger, je biegsamer nun die Sprache, desto reicher und blühender wird sich die Lyrik entfalten; am reichsten war

es ihr in Deutschland möglich. Ueberall aber tritt sie in den Vordergrund, epischer, didaktischer, selbst dramatischer Inhalt nähert sich ihren Formen, was daneben von Epos und Drama sich über die bloße Nachahmung erhebt, ist mehr vereinzelt. So ist's überall, so auch in England. In einer Betrachtung englischer Dichter der Gegenwart wird daher den Lyrikern der Vorrang einzuräumen sein, und wie wir als wesentlich für die Epigonen ihre Aehnlichkeit hervorhoben, so mag es hier genügen, aus den vielen einen Repräsentanten zu nehmen: Alfred Tennyson. Nicht als ob er der beste — nach deutschem Geschmack — wäre, aber er ist in England der berühmteste, ist als poeta laureatus gewissermaßen officieller Repräsentant der englischen Poesie, und vor allen Dingen ist er am meisten Engländer. Wordsworth ist tiefer, inniger, in den Formen klarer, Felicia Hemans greift Töne heißerer Leidenschaft, Hood bewegt sich in moderneren, allgemeineren Anschauungen; aber den Charakter des in sich fertigen und behaglichen, gegen Fremdes sich abschließenden, des in der Gegenwart fest und maßvoll schaffenden und doch seiner Vergangenheit getreuen, des scharf verständigen und zugleich mystisch religiösen, des unmusikalischen und doch poetischen Volkes, diesen Charakter spiegelt kein anderer so wieder, wie Tennyson. Dem deutschen Geiste zumal steht kein anderer so fern.

In Deutschland würde Tennyson*) eine harte, ja vernichtende Kritik erfahren müssen um der unserm Geschmack gar fern liegenden Stoffe willen, ja man würde ihm in Rücksicht auf Versbau und Darstellung den Namen des Dichters gänzlich aberkennen; in England gilt er nicht nur für einen Dichter, sondern ist es in der That; seine Fehler sind größtentheils Fehler der englischen Anschauung, des englischen Geschmacks.

Die Formen, in welche Tennyson seine Poesien gießt, sind zweierlei: altenglische und freigebildete. Die deutschen Dichter der Neuzeit haben Maße und Weisen entlehnt und in Deutschland eingebürgert von nah und fern, aus jeder Zeit und jedem Ort. England und Frankreich, Italien und Spanien, das alte Hellas, der Norden

*) Tennysons Wesen spricht sich in seinen „Poems" so völlig aus, daß seine übrigen Werke (In memoriam; the Princess) nur mehr Beispiele liefern, nicht neue Seiten offenbaren können; daher beschränkt sich dieser Aufsatz nur auf die Betrachtung der Gedichte, ohne daß, wenn er kein erschöpfendes Bild von Tennyson liefert, etwa dieser Beschränkung die Schuld aufgebürdet werden könnte.

Europa's und der Orient mußten die Betten hergeben, in denen die Wässer der deutschen Dichtung fließen. Bei Alfred Tennyson findet sich nichts dergleichen. Ein Sonnet wäre das einzige, was man dahin rechnen könnte, aber dies Sonnet ist nur dem Namen nach ein solches, nach denselben Regeln gebaut, wie die meisten englischen Sonnette seit dreihundert Jahren. Es reimt a b b a, c d d c; aus dem Schlusse des zweiten Quatrains greift der Satz in das erste Terzin, von diesem in das zweite über. Von einem Gipfeln des Gedankens in diesem letztern ist nicht die Rede.

Die altenglischen Maße, die unser Dichter mit großem Geschick behandelt, und in denen er wahrhaft zu Hause ist, sind Balladenmaße, Strophen mit Refrain, nach Hebungen gemessene Langzeilen, fünffüßige Jamben. Balladen, Romanzen, Erzählungen, Allegorien kleidet er in diese Formen, für die eigentlich lyrischen Stücke schafft er sich eigene. Diese sind es vorzüglich, auf welche ein oben gebrauchtes Prädicat anzuwenden ist: unmusikalisch. Das deutsche Ohr ist gewohnt, den Maßstab der Singbarkeit an Lieder anzulegen, und in denjenigen Gedichten, welche sich der Composition entziehen, wenigstens einen festen melodisch-rhythmischen Gang zu finden; in Tennysons sämmtlichen lyrischen Gedichten haben vielleicht zwei oder drei die letztere Eigenschaft, zu componiren ginge kaum eins. Eines, welches er selbst eine Melodie nennt, hat doch in der ersten Strophe acht, in der zweiten sechs, in der dritten sieben Zeilen, welche durch die Perioden der Rede in Abschnitte von ganz verschiedener Länge zerfallen, dazu ist es seltsam monoton und schwerfällig; die Reime der letzten Strophe lauten: swelleth, dwelleth, lispeth, outwelleth, crispeth, replieth, lowlieth. Meist aber wechselt nicht nur die Länge der Strophen, sondern auch ihr rhythmischer Charakter, ja viele haben einen solchen gar nicht, sondern kurze und lange Zeilen, steigende und fallende Rhythmen wechseln regellos innerhalb derselben nur durch die Zahl darüber, oder einen leeren Raum darunter als solche kenntlichen Strophe. Für unser Gefühl ist dies so widrig, daß ein deutscher Uebersetzer, der etwas Tact besitzt, ganz unwillkürlich seinem Original untreu wird und Strophen hervorbringt, die, wie er nachher mit Verwunderung sieht, den englischen dadurch unähnlich sind, daß sie von einem Rhythmus zusammengehalten werden.

Wenn ferner der Reim nicht mit Unrecht als musikalisches Princip in der modernen Poesie bezeichnet wird, so ist Tennyson auch

hierin der beste Repräsentant der unmusikalischen Nation. Wir Deutschen haben die Gesetze des Reimes in solcher Schärfe ausgebildet, daß heutzutage Reime wie „Hügel—Spiegel, Pfad—Stadt, Sang—Trank“ sich nicht wohl blicken lassen dürfen ohne strenges Gericht zu erleiden*); daß Reime auf tonlosen Sylben, namentlich auf Ableitungssylben, entschieden unmöglich geworden sind; durch die englische Poesie geht das Streben, dem Reim den allerweitesten Spielraum zu verschaffen: sie erlaubt alle möglichen Arten von unreinen und schlechten Reimen. Solcher Freiheit bedient sich denn Tennyson im allerweitesten Maße. Er reimt nicht nur, was bei gleicher Schreibart verschieden (wind—kind), bei verschiedener gleich gesprochen wird (arise—eyes—lies); er reimt auch, was verschieden geschrieben und ausgesprochen wird, wie past—haste; shoots—fruits; mist—breast; early—barley—cheerly—clearly; gallery—high; come—womb; feet—coverlet; heard—stirrd; moon—one; river—mirror; er reimt Ableitungssilben (chastity—by—charity; head—lowlihead) und tonlose Endsilben wie Lili an—can; glori ous—us; dwell—incorrup tible.

Unmusikalisch und doch poetisch nannte ich den Charakter, der sich in Tennyson widerspiegele. Und mit Recht. Ein musikalisch feineres Ohr für Reim und Melodie hat Tennyson eben nicht, als es seine Nation hat; aber wenn ihm dieser Mangel Dinge gestattet, die uns unpoetisch erscheinen, so hat doch grade die Regellosigkeit seiner Rhythmen einen poetischen Grund. Sein Gefühl drängt ihn bei seinen lyrischen Stoffen nicht in eine feste unverrückbare Form, sondern im Gegentheil aus dieser hinaus: auf's Engste schmiegt sich das metrische Gewand an seine Gedanken an, und die Folge ist, daß mit jedem Wechsel, wir möchten sagen mit jeder Schwenkung des Gedankens oder der Empfindung auch das Versmaß wechselt, ähnlich wie im äschyleischen Chore, nur daß hier die Antistrophe mit dem gleichen Wechsel das Ebenmaß bringt, welches wir bei dem englischen Dichter vermissen. Diesen rhythmischen Wendungen vermag die Uebersetzung kaum nachzukommen, wenn sie nicht darauf verzichten will, den Wortlaut des Originals und namentlich den Gang seiner Empfindung wiederzugeben; daher ich, im Begriff ein Beispiel zur Erläuterung

---

*) Es ist sehr unklug von mir, dies auszusprechen, da ich in den im Folgenden angeführten Beispielen selbst mich solcher Reime schuldig mache.

des Gesagten anzuführen, doch zweifle, ob die folgende Strophe aus der „Ode an die Erinnerung“ dem Leser eben jenen „unmusikalisch-poetischen“ Eindruck machen wird, den sie im Englischen macht.

„Wie du jüngst kamst, komme nicht,
Werfend das Düster der letzten Nacht
Auf den Festtag, sondern in östlicher Pracht
Milderem Licht.
Einst bist du kommen mit dem Morgenduft,
Ja als Maid, deren Stirn so anmuthreich
Küßte die thaubeperlte Dämmerluft,
Wenn sie, dir gleich,
In ihrer Locken Wogen lieblich flicht
Strotzende Blüthen, zeitigstes Gezweig
Von jungem Grün, das reiche Frucht verspricht,
Die im Winter bestrahlen soll
Das schwarze Land mit Glanze wundervoll.“

Diese Verse können zugleich ein Beispiel geben, wie in gleicher Weise als der Rhythmus, auch seine Sprache und Darstellung nicht sowohl von dem Stoffe, als von der Richtung seiner Gedanken, seines Gefühls abhängig ist. Mit der größten Leichtigkeit und Glätte vermag er seine Verse auszustatten, luftig und durchsichtig fliegt seine Rede, aber das Pathos der Trauer wie der Erhebung zügelt ihren Lauf. Dann wird seine Rede langsam und schwer, Perioden, länger und verschlungener als man sie bei lyrischen Dichtern zu finden gewohnt ist, seltsam gehäufte Worte, dunkle Bilder erschweren das Verständniß, eine schwülstig breite Rhetorik tritt an die Stelle der Poesie. Für jene leichtere poetischere Redeweise werden sich im weiteren Verlaufe dieser Darstellung Proben finden; für diese schwerere mag hier noch ein Beispiel stehen; die Schlußstrophe des Gedichtes „Isabella“, einer Klage um eine Verstorbene, die schönste, tugendhafteste Gattin. Sie war, sagt der Dichter,

„Der Schein, den mild ein Wintermond ergießt,
Ein Strom, der klar mit einem trüben fließt,
Bis, da er weiter zieht in ruh'gen Gleisen
Mit schnellerm Strömen und in reinerm Licht,
Des düstern Bruders schwere Strudel weichen:
Ein Schlingkraut, das den Stamm, den es umflicht,
Selbst stützt und trägt; ihn, der sonst gänzlich bricht,
Kleidend mit holder Blüthenglocken Kreisen

Und duftgen Trauben, dichtgedrängten, reichen —
Schatten entflieh: — nicht lebt noch deinesgleichen
(Ist alles Schönste in der Welt Gefild
Dein Abbild gleich, du selber Gottes Bild)
So ganz vollendet rein und keusch und mild."

Die Uebersetzung mag manchen Ausdruck geschwächt haben, aber der Charakter des Originals ist, wie ich glaube, unverändert geblieben; es sind dort dieselben Verse, die sich trübe und langsam wie ein Grabgeleit hinschleppen.

Diese Mängel treten übrigens fast nur an denjenigen Gedichten hervor, in denen er seiner Empfindung freien Ausdruck giebt; sobald er objectiv darstellt, nimmt mit den festen einfacheren Versmaßen auch seine Sprache einen einfacheren Charakter an. Dagegen begleitet ihn namentlich hier eine gewisse Vorliebe für alte und seltene Worte und Formen.

Wenn bei dieser Betrachtung der formalen Eigenthümlichkeiten des Dichters manches für unser Gefühl fehlerhaft und wenig anziehend erschienen ist, so wird der Blick auf den Inhalt der Gedichte ihn schwerlich uns näher bringen, vielmehr geeignet sein, die große Kluft zu zeigen, welche zwischen dem liegt, was dem specifisch englischen Geschmack entsprechend ist und dem, was die deutsche Bildung von poetischen Erzeugnissen fordert. Kaum ein Gedicht dürfte in dem ganzen Bande sein, von welchem ein deutscher Leser den Wunsch hegen möchte, es selbst gemacht zu haben.

Von lyrischen Gedichten erwarten wir, daß sie uns des Dichters Inneres, seine Gefühle und Leidenschaften, sein Dichten und Trachten in Schmerz und Freude, in Liebe und Leid, in Scherz und Ernst offenbaren. Solche Erwartung würde sich hier getäuscht sehen. Alle die Gebiete, welche in unserer Lyrik eine Rolle spielen, berührt auch er: des Menschen Seele, Sittlichkeit, Freiheit, Vaterland, Staat, Religion, — aber er giebt statt Gefühle und Leidenschaften, statt Zorn und Begeisterung nur Ansichten, klare, maßvolle Ansichten, wie sie dem Engländer angemessen sind. Höchstens wirft er einen wehmüthigen Blick auf das öffentliche Leben, welches sich an die Stelle stiller gemüthlicher Häuslichkeit gesetzt hat, oder er besingt in Versen, welche — schwierig zu übersetzen — uns noch ein Beispiel jenes Wechsels der Form mit der Wendung des Gedankens geben können, ein „verlassenes Haus."

„Geist und Leben gingen hin,
Für und für,
Ließen Fenster auf und Thür;
Miether leicht von Sinn!

Alles drinnen schwarz wie Nacht;
Nirgends Licht am Fenster wacht,
Und kein Lärmen an dem Thor,
Das so beweglich war zuvor.

Schließt das Thor, die Laden fest,
Oder durch die Fenster blickt
Nackte Dürftigkeit, die drückt
Das verödet finstre Nest.

Laßt uns gehn: kein Freudenlaut
Ist hier, und nichts von Schmerz und Glück.
Aus Erde war das Haus gebaut
Und zur Erde sinkt's zurück.

Geist und Leben — laßt uns gehn! —
Sind hinweggeeilt;
Doch andre Wohnung nahmen sie
In einer fernen Hauptstadt groß und schön,
Ein Haus, das bricht Zerstörung nie.
Wären sie bei uns verweilt!"

An der Stelle, wo andere Dichter überquellen in höchster Lust und tiefstem Schmerz, wo sie den Leser fortreißen, mitzujauchzen oder mitzuweinen bei dem „alten Liede", das die Engel Himmelsfreud' und die Teufel Höllenleid nennen: da führt uns auch Tennyson in weibliche Gesellschaft; aber auf eigenthümliche Art. In ziemlich langen dithyrambischen Gedichten, die von oft glücklichen, manchmal schwülstigen Bildern voll sind, beschreibt er weibliche Charaktere, auch wohl sein Verhältniß zu denselben. Seltsame Schönheiten sind es, unserm Gefühl erregen sie mehr Verwunderung als Liebe, statt Leidenschaft haben sie Launen, statt auf das Herz wirken sie auf die Phantasie. Da ist eine, das Geheimniß der Geheimnisse, die schwachlächelnde Adeline, kaum irdisch doch nicht ganz göttlich, nicht unglücklich noch ruhig, aber über allen Ausdruck schön. Woher ihr beschatteter Blick? Woher ihre luftige Blüthe? Woher ihr schwaches Lächeln, gleich dem der Najade, wenn sie die Sonne sinken sieht, oder des Phantoms eines Mädchens, das starb, zwei Stunden alt? Welche Hoffnung,

Furcht, Freude hat sie? Wer spricht mit ihr? Hört sie das Reden der Schmetterlinge oder das Buhlen des Veilchens um den Thau? Hört sie das Läuten der Glockenblumen, schaut sie der Lilie Athem beim Sonnenaufgang? Der leisesprechende Ost schüttet Sabas Düfte auf ihr Kissen, singt Lieder unglücklicher Liebe und athmet Licht auf ihr Antlitz, während seine Locken ein Strahlenhalsband um ihren Nacken bilden. Daher ihr Blick und ihr Lächeln.

Da ist eine andere, die heitre (serene) kaiserliche Eleonore, in Feenland geboren, von Feen des Ostens beschenkt mit der Erde köstlichstem Schmuck, von Bienen genährt und in Schlaf gelullt, ihr Diener der Sommer und der jüngste Herbst. Wie kann das Lied mit vollen Segeln ihre Schönheit ausdrücken, die Harmonie der Schwanengestalt, die üppige Symmetrie der wogenden Anmuth? Vor ihr steht der Dichter bezaubert, anbetend, sieht das tiefe himmlische Lächeln, das Schmachten ihres liebestiefen Blicks, die Gedanken, die wie Sterne in ihrem Auge aufgehen, er fühlt den Einfluß, der Leidenschaft selbst in stille Betrachtung schmilzt. Sinnend steht er, schmachtendes Feuer rinnt durch seine Adern; da nennt sie seinen Namen und in Wonne vergeht er, stirbt er, will weiter nichts als den Namen noch einmal hören, um noch einmal und immerfort in Entzückung zu sterben.

Zwischen Lächeln und Schmollen hält ihn Madeline, die stets wechselnde, in unauflöslichen Banden. Eine ist unter der Zahl, die kokette, lustige, flatternde Fee, „die kleine Lilian"; sie spielt niedlich mit ihm; lachend weigert sie ihm zu sagen, daß sie ihn liebe; in Seufzern sucht er Labung für seine „Leidenschaft", sie lacht ihn aus und er bittet sie lieber zu weinen, das beständige Lachen ermüde ihn.

Beim ersten Lesen wußte ich mich nicht recht in diese Gedichte zu finden, jene Wesen standen meiner Anschauung gar zu fern; da erwachte in mir eine Erinnerung aus früheren Jahren. Da waren kurz nach einander zwei Mädchen mir entgegengetreten, beide aus England, beide schön; ich verstand ihre Sprache nicht, aber ich sah sie, sah mit den Augen des Jünglings. Und jetzt traten sie vor meine Seele, die eine mit ihrer bezaubernden Anmuth, ihrer quecksilbernen Coquetterie, ihrem launischen Uebermuth, die andere in ihrer ruhigen Schönheit mit mildem, kühlem Lächeln, mit dem Mondscheinduft, der sie unnahbar umfloß. Jetzt verstehe ich Tennysons Liebesgedicht. Jene Insel umschließt solche Gestalten, die so geliebt und so besungen

sein wollen. Die deutsche Liebe ist eine andre, und deutsche Liebeslieder haben einen andern Klang.

Näher tritt uns der Dichter, wenn er den Ton der Klage anstimmt, wenn er uns zu Claribels Grabe führt, wo die Lüfte still werden und sterbend Rosenblätter herabfallen lassen; wenn er ein anderes Grab besingt über einem Herzen, das ausgelitten hat; wenn er am Meere sitzt und die Wogen an den kalten grauen Klippen brechen sieht, das Spiel der Fischerkinder schaut und dem lustigen Gesang des jungen Seglers zuhört, aber Wehe ruft „um den Druck einer verschwundenen Hand und den Ton einer Stimme, die still geworden". Oder wenn er der Ungetreuen zuruft:

„Komm' nicht, wenn todt ich bin,
Thörichte Thränen meinem Grab zu zollen,
Zu treten über meinem Haupte hin
Zur Qual dem Staub, den du nicht retten wollen,
Den Wind laß tönen und des Kibitz Schrei;
Du, geh vorbei!

Ob Irrthum, Kind, ob es dein Frevel that,
Frag' ich nicht mehr, unselig wie ich bin:
Nimm, wen du willst; doch ich bin lebenssatt
Und Ruh begehrt mein Sinn.
Geh, schwaches Herz; laß liegen mich, wo's sei;
Geh, geh vorbei!"

Ganz besonders anmuthig kann Tennyson sein, wo er sich gänzlich dem Fluge seiner reichen Phantasie überläßt, wie in dem „Meermann" und der „Meermaid." Der Anfang des ersten mag genügen.

„Wer will sein
Ein Meermann gut,
Sitzend allein,
Singend allein
Unter der Fluth
Mit güldener Kron'
Auf dem Thron?

Ich möchte sein ein Meermann gut,
Wollte sitzen und singen den Tag im Haus;
Die Seehallen füllte die Stimme klar;
Doch bei Nacht da schweift' ich zum Spiel hinaus
Mit den Nixen die Klippen hinab und hinauf,
Mit weißen Seeblumen schmückt' ich ihr Haar,

Bei den wogenden Locken hielt' ich sie auf,
Und unter der See da küßte ich
Und küßte sie, bis sie küßten mich
Lustiglich, lustiglich;
Dann wollten hinweg, hinweg wir ziehn,
Zu der hohen Meerwälder blassem Grün,
Jagend einander mit Scherz, mit Scherz.

Da wäre weder Mond noch Stern,
Doch über uns tönte die Woge fern —
Schwacher Donner und Licht durch die Zaubernacht bricht —
Weder Mond noch Stern."
U. s. f.

Auch Witz und Humor finden bei ihm ihre Stätte, obgleich sparsam; wie er sich dazu stellt, wie verschieden er auch hier von dem Meisten ist, was die deutsche Lyrik Humoristisches aufbewahrt hat, mag der Anfang des „Amphion" zeigen.

„Mein Vater ließ mir einen Park,
Doch der ist wild und brache,
'Nen Garten auch, an Bäumen karg
Und wüst wie eine Lache.
Doch sagen mir die Nachbarn, daß
Es gutes und nicht taub Land,
Und drin der Keim zu allem, was
Da wächst in üpp'gem Laubland.

O lebt' ich in des Sanges Zeit,
In des Amphion Tagen,
Hätte die Fidel nur bereit,
Ohn' alles Säens Plagen!
O lebt' ich in des Sanges Zeit,
Als Bäume noch leichtfüßig,
Hätte die Fidel nur bereit
Und geigt' im Holze süß ich!

Es heißt, sein Mund war liederreich,
Er sang mit vielem Glücke;
Wo er nur niedersaß, ließ gleich
Ein Gärtchen er zurücke;

Wo immer er im öden Hain
Nahm die verlorne Geigen,
Die gicht'ge Eiche hob die Bein'
Und stampfte lust'gen Reigen.

Der Bergwald wurde wild zumal,
Und Sagen uns berichten:
Junge Eichen tänzelten zu Thal,
Verliebt in junge Fichten.
Und Wein und Epheu sind im Lauf
Zu seinem Lied gekommen,
Und aus dem tiefen Thal herauf
Ganz kleine Büsche klommen.

Der Strauch warf ab die Beeren flink,
Es flog das Haar der Birken,
Und im Wachholderstrauche fing
Der Branntwein an zu wirken.
Mit den Cypressen lange Reihn
Von Pappeln steif spazierten,
Krauskköpf'ge Weiden je zu zwein
Am Wasser galloppirten."

So wurde die ganze Natur lebendig; heutzutage aber vermag der Dichter nicht eine Distel zu bewegen; kaum daß ihn ein Ochse angafft. Im Nachbargarten hörte er, wie verwelkte Damen zwischen

saftlosen erotischen Pflanzen sitzend, botanische Abhandlungen lesen; er aber soll jahrelang sein Land mühsam bebauen. So legt er's denn in des Himmels Hand, zufrieden, wenn ihm am Ende ein kleiner Garten blühen wird.

Die Betrachtung hat hiermit die Gränze der eigentlich lyrischen Gedichte schon überschritten und wendet sich den erzählenden zu. Da wird es erlaubt sein, einige unendlich ausgesponnene mystisch-phantastische Träume und Visionen zu übergehen, von den Allegorien aber, die eben so charakteristisch für Tennyson und den Geschmack seiner Nation sind (die noch heute Milton über Shakspeare und „Pilgrims Progress“ gleich hinter die Bibel zu stellen geneigt ist), als sie unserer Anschauung fern stehen, soll wenigstens eine „the palace of art“ dem Leser vorgeführt werden.

Ein Mensch baut seiner Seele ein herrliches Lustschloß auf steilem Felsen, von dem vier Ströme herabschäumen; es ist ausgestattet mit jeglicher Zier von Baukunst und Sculptur, und glänzt wie Gold oder Feuer in der Sonne; geziert ist es mit dem Schönsten aller Kunst, Bilder des Größten in Geschichte, Religion, Kunst, Gemälde der erhabensten Weisen und Dichter schmücken die Gemächer: und da thront die Seele in stolzer Freude, singt Lieder von ihrer Größe, ihrem unerschütterlichen Glück, ihrer erhabnen Unabhängigkeit von Welt und Schicksal. Aber nach drei Jahren wird ihr bang, sie fühlt sich einsam, Gespenster umgeben, ängstigen sie, ihre Sünde tritt peinigend vor sie. Als das vierte Jahr um ist, wirft sie das Königskleid ab und will das Schloß verlassen um Buße zu thun — im Gedränge der Welt, in thätiger Hingebung für andere Menschen? — vielleicht, doch sagt sie das nicht; sie will nur eine Hütte im Thale, um da zu klagen und zu beten. (Wie eine Buhlerin, die Betschwester wird.) Das Schloß aber soll stehen bleiben.

„Vielleicht mit Andern kehr' ich einst zurück,
Wenn ich die Schuld gebüßt.“

Das ist der Inhalt von vierundsiebzig vierzeiligen Strophen. Wäre er auch geeigneter uns anzusprechen; diese pomphafte Breite, namentlich der Schilderungen, würde ihn frostig und ermüdend machen. Aber gerade diese Breite finden wir bei so vielen Dichtern Englands, bei seinen besten Romanschreibern, seinen berühmten Rednern; ist doch auch der vortreffliche Macaulay nicht frei davon.

Auch bei den meisten Balladen und Erzählungen Tennysons stört sie, wie wir noch sehen werden. — Nach Spanien, Italien, Hellas, nach dem Mittelmeer und den Alpengipfeln führt uns Byron und überall fühlen wir uns in die Natur seines Locals versetzt. Die Natur, welche Tennyson uns zeigt, ist durch und durch englisch (auch wo Ulysses oder die Nymphe des Ida sein Stoff ist), aber er schildert sie mit höchster Meisterschaft.

Er führt uns durch die lachenden Fluren unter dem milden Inselhimmel, in liebliche frühlingsgrüne Thäler, zu den Hügeln von Schlüsselblumen und Hahnenfuß bedeckt, wo die Maikönigin unter dem Hagedorn gekränzt wird und die Jugend im Grünen tanzt, er führt uns in reiche Gärten, und zu dem Strom, der sich träg zwischen goldnen Hügeln und üppigen Wiesen windet, er zeigt uns die falbe Trift, über die der Regenvogel pfeifend fliegt, zeigt uns auch manch einsames Schloß aus alter Zeit; aber am liebsten weilt er am Strande des Meeres, an den weißen Klippen, die von Wogen brüllend umschäumt werden, oder bei den Moorstrecken mit ihren schimmernden, traurig schreienden Wettervögeln. Und die Gestalten, die er auf solchem Boden auftreten läßt, gehören demselben unzertrennlich an. Mehr oder minder lange Gedichte in fünffüßigen reimlosen Jamben versetzen uns an jene Orte, bald ein kleines Idyll erzählend von Dora's aufopfernder Treue für William, oder von der Liebe des Malers zu der schönen Gärtnerstochter, bald eine alte Sage von Arthurs Tod oder Godiva, bald auch nur ein Gespräch, ein Lied, eine Betrachtung. Freilich kommt auch Ulysses einmal vor oder Simeon, der Säulenheilige — ohne daß wir ihnen viel Geschmack abgewinnen könnten.

In den schon erwähnten gereimten Langzeilen klagt der einsame Mann bei Locksley-Hall, dem Hause seiner Jugend, klagt um die untreue Geliebte, um verschwundene Illusionen, bis er das Horn hört, mit dem ihn die Gefährten rufen. Es wäre ein schönes Gedicht, wenn es nicht gar so breit wäre. In einfacheren mehr zum Herzen klingenden Tönen klagt Eduard Gray um Ellen Adair, die er verschmähte, als sie ihn liebte, und die er, nun sie starb aus Liebe zu ihm, über Alles liebt.

Ein heitres anmuthiges Bild ist der gealterte Mann, wie er der treuen Gattin jene Jugendtage zurückruft, da er sie, die liebliche

Müllerstochter, gefreit, und wie sie ihm jene Lieder singt, die er ihr damals gedichtet.

Hierher gehört auch eins der bekannten Tennyson'schen Gedichte: die Maikönigin. Wir hören den Jubel des jungen übermüthigen Mädchens, die sich freut auf den kommenden Tag, „denn ich werde Maikönigin, Mutter, ich werde Maikönigin sein!“ Ihrer Jugendschönheit bewußt, läßt sie ungerührt den liebenden Robin schmachten. Wir sehen sie wieder auf dem Krankenlager, wie sie nur noch die Neujahrssonne erleben will, klagend, daß sie keinen Frühling mehr sehen soll und die Mutter tröstet. Und sie erlebt den Frühling noch und getröstet durch des Priesters Worte und durch die Engelstimme, welche ihr bei Nacht zugerufen hat, stirbt sie im Arm der Mutter und der kleinen Schwester. Es sind gar schöne rührende Verse, aber unserm Gefühl will es nicht zusagen; denn wir machen den Anspruch, daß der Dichter, wenn er ein blühendes Mädchen sterben läßt, diese Härte des Schicksals motivire, ihre Berechtigung aufzeige. Das thut er nicht; sie war blühend gesund und ist nun krank geworden; das mag natürlich sein, aber nicht poetisch.

Noch ist von den Balladen zu sprechen, die ganz in der Weise der altenglischen Balladen verfaßt sind und auch dergleichen Stoffe behandeln. Auch hier stoßen wir auf die erwähnten Fehler: zu große Breite und Mangel an genügender Motivirung. Im Schlosse auf der Insel sitzt fröhlich webend und singend die Dame von Shalott; vor ihr hängt ein Spiegel, der ihr Alles zeigt, was draußen in der Landschaft über dem Flusse, der nach Camelot fließt, vorgeht. Diese Bilder webt sie Tag und Nacht; eine Stimme hat ihr gesagt, sie sei verflucht, wenn sie inne hält um nach Camelot hinabzuschauen; sonst lebt sie ohne Sorge. Da reitet Ritter Lancelot lustig singend vorbei; sie sieht ihn im Spiegel und tritt an's Fenster. Da zerreißt das Gewebe, der Spiegel zerspringt: der Fluch ist über sie gekommen. In der stürmischen, regnigen Herbstnacht geht sie hinab, löst die Kette des Kahnes und treibt singend den Strom hinab nach Camelot. Singend stirbt sie. Die Einwohner der Stadt kommen an den Strand, sehen sie mit Staunen und lesen den Namen, den sie auf des Kahnes Rand geschrieben. Und Lancelot spricht:

Sie hat ein lieblich Angesicht,
So gnad' ihr Gott in seinem Licht,
Der Dame von Shalott.“

Auch im deutschen Mährchen spielt Verzauberung eine große Rolle; aber die Katastrophe besteht darin, daß der Fluch, der übrigens fast immer irgendwie verdient war, glücklich gelöst wird. Hier erscheint die Heldin von vorn herein verzaubert und wo der Hörer die Lösung des Fluchs erwartet, da tritt seine Erfüllung ein; sie stirbt, wer weiß warum?

Mindestens unwahrscheinlich ist es auch, wenn in „Oriana" der Ritter den Pfeil anlegt auf einen hochgewachsenen Feind, der zwischen ihn und die Schloßmauer, vor der gekämpft wird, tritt; und wenn der Pfeil vorbeifliegend des Ritters Geliebte trifft, die von der Mauer herab dem Kampfe zusah. Aber es ist ein schönes Gedicht, eine tiefe schaurige Klage:

„Wenn der Nordwind heult in's Meer herein,
 Oriana,
Wandl' ich, ich darf nicht denken dein,
 Oriana.
Du liegst wol unter dem grünen Hain,
Ich darf nicht sterben und bei dir sein,
 Oriana.
Ich höre der Woge Melodein,
 Oriana!"

Der etwas längere Day-dream ist schon darum eines näheren Ansehens werth, weil er einen uns bekannten Stoff behandelt: Das Dornröschen. Der Dichter hat Lady Flora im Schlummer gesehen, da ist ihm jenes Bild des Dornröschens (der Name kommt übrigens nicht vor) aufgegangen, und er erzählt ihr nun das liebliche Märchen, woran er nur noch einige Betrachtungen knüpft, die uns minder interessant sind und schließlich eine Art Liebeserklärung an Lady Flora enthalten.

„Stets kleidet neu mit Halm und Schaft
Der Jahre Lauf den frohen Plan,
Hier schlummert in dem Laub der Saft,
Hier stockt das Blut in seiner Bahn.
Nur schwacher Schatten kommt vom Feld
Und leiser Schall und leichter Duft,
Wie Gruß und Echo aus der Welt
An Geister in der Erde Gruft.

So beginnt er die ausführliche Schilderung des schlafenden Palastes, ohne der Ursache der Verzauberung zu gedenken. Mit besonderer Vor-

liebe malt er die schlafende Jungfrau, deren „wandellose Schönheit leiht Liebe der Ruh', dem Tag Licht."

Da sind die hundert Jahre vorbei:

„Er kommt, aus fernem Land entstammt, —
Sein Mantel schimmert am Gestein, —
Ein Zauberprinz — sein Auge flammt —
Leichtfüß'ger als das Wild im Hain."

Er sieht im Dornenhag die verwitterten Gebeine der Jünglinge, die vor ihm beim Wagestück umkamen; aber

„Durch seine Sinne blitzt das Wort:
Viele fehlen: Einer hat das Glück."

Er tritt hinein, der Stimme folgend, die ihm sein Lebelang von diesem Pfade sprach und ihn hierherführte; er tritt in's Schloß, sieht sie und sinkt auf's Knie:

„Lieb'! ist dein Haar so dunkel schon,
Wie dunkel muß dies Auge sein?"

Er küßt sie, das Schloß wird lebendig, Alles erwacht, die Hecke sinkt: die Liebenden aber, unbekümmert um alles Andere, ziehen fort in die weite Welt, küssend und kosend zu des Jünglings Heimath:

„Ueber der Höhen letzten Rand
Um den des Abends Purpur rinnt,
Wohl Tag und Nacht durch alles Land
Folgt ihm beglückt das Königskind."

Was aber wird aus den Zurückbleibenden? Ist der alte König nur erwacht, um sich zu grämen, daß ihm die Tochter verschwunden ist? Unsern Dichter kümmert das nicht; das deutsche Märchen ist freundlicher gesinnt, indem es den Eltern die Freude am Glück der Tochter vergönnt.

Indem ich auch hier wieder zu tadeln finde, ergreift mich die Besorgniß, daß mein Aufsatz, in dem mir vielleicht die Beleuchtung der Mängel des Dichters besser gelungen ist, als die seiner Vorzüge, dem Leser eine ungünstigere Ansicht über Tennyson einflößen könnte, als ich es beabsichtigte und als ich selbst sie hege. Ich schließe deßhalb mit einer Ballade, die frei von allen jenen Fehlern, durch die psychologische Tiefe der Auffassung des furchtbar düstern Stoffes, durch die einfache Gewalt der Sprache, durch die kurze klare Darstellung am geeignetsten erscheint zu zeigen, zu welcher poetischen Höhe sich der Dichter zu erheben vermag.

„Die Schwestern.

Wir waren zwei Töchter von Einem Haus,
Sie aber sah am schönsten aus.
Es bläst der Sturm durch Baum und Thurm.
Sie waren zusammen und sie fiel:
Dafür die Rache mir wohlgefiel.
O schön war der Graf zu sehn!

Sie starb: sie faßte wilder Brand;
Sie mischt' ihr altes Blut mit Schand'.
Es heult der Sturm durch Baum und Thurm.
Wohl Monde lang und früh und spät
Seine Liebe zu erwerben hab' ich gespäht;
O schön war der Graf zu sehn!

Ich gab ein Fest, ich lud ihn ein;
Ich gewann seine Lieb'; ich führt' ihn hinein.
Es brüllt der Sturm durch Baum und Thurm.
Und auf dem Bett nach dem Gelag
Sein Haupt in meinem Schoße lag:
O schön war der Graf zu sehn!

Ich küsst' ihm in Schlaf die Augen ein;
Die Rosenwang' am Busen mein.
Es tobt der Sturm durch Baum und Thurm.
Ich hasst' ihn mit der Hölle Gewalt:
Doch liebt' ich die wunderschöne Gestalt:
O schön war der Graf zu sehn!

Auf stand ich in der stillen Nacht,
Hab' scharf und blank den Dolch gemacht,
Es rast der Sturm durch Baum und Thurm.
Wie er Athem holte, halb noch wach,
Dreimal ich durch und durch ihn stach.
O schön war der Graf zu sehn!

Ich lockt' und kämmte sein lieblich Haar;
O wie so herrlich der Todte war.
Es bläst der Sturm durch Baum und Thurm.
Ich schlug den Leib in Linnen ein
Und legt' ihn zu Füßen der Mutter sein.
O schön war der Graf zu sehn!"

Berlin. Dr. **Heinrich Fischer.**

Studien zu Shakspeare's Macbeth.

Die Leser des Archivs werden sich vielleicht wundern, daß ich schon wieder mit diesem Artikel hervortrete. Aber ich kann da nicht schweigen, wo ich das gute Recht so augenscheinlich verletzt und diese Verletzung mit so viel Zuversicht als die Wahrheit ausgeben sehe; ich rede zunächst von der Heussi'schen Interpretation der bekannten Hexenscene im Macbeth (I, 3). Ich habe schon früher ausgesprochen, daß ich es nimmer für möglich gehalten hätte, daß jemand die fragliche Stelle so verstehen, resp. mißverstehen könne, als es eben Hr. Heussi gethan und habe daher meine Berichtigung vielleicht zu „cavalièrement" gemacht, wie sich Hr. Breier ausdrückt, der Heussi's Erklärung, wenigstens rücksichtlich des von mir bekämpften „points" vollkommen beitritt. Ich bitte daher beide Herren aufrichtig um Verzeihung und will meinen Fehler dadurch einigermaßen gut zu machen suchen, daß ich ihnen nunmehr recht gründlich, allen Ernstes und mit möglichster Ruhe zu beweisen suche, daß sie — in der That — Unrecht haben. In Bezug auf Hrn. Breier habe ich dies schon in meinem vorigen Aufsatz versucht; da ich aber nach Lesung der Heussi'schen Erwiderung (Band 12, Heft 1 und 2) glauben muß, daß nach den dort gemachten Einwendungen es noch einer weitern Auseinandersetzung bedarf, um Hrn. Heussi zu überzeugen, und da er mir zugleich vorwirft, daß ich nach meiner Erklärung „den Dichter hohle, nichtssagende Phrasen" sagen lasse, so muß man mir schon erlauben, daß ich diese Stelle, und zwar ausführlicher als bisher, noch einmal vornehme. — Zunächst irrt Hr. H. darin, daß er meint, die von mir gegebene Erklärung der Stelle sei die meine; er erweist mir in Wahrheit damit zu viel Ehre; denn etwas Neues, von mir Ausgehendes glaubte ich in der That durch meine Erklärung nicht zu sagen, sondern nur das Gemeingefühl Aller auszusprechen, die diese Stelle unbeirrt lesen, d. h. Englisch genug können, um mit dem Dichter zu fühlen und zu denken und so ihn auf den ersten Griff

richtig zu verstehen. Von diesem Gemeingefühl schien mir aber die Heussi'sche Erklärung, als ich sie zuerst las, so weit abzugehen, daß ich nicht umhin konnte, sie haarsträubend zu nennen; ein wenig unzart vielleicht, aber wenigstens wahr. Hr. H. versuche doch einmal diese seine Erklärung, die wirklich die seine ist, einem irgend gebildeten Engländer einzureden, und er wird nur taube Ohren finden, denn jeder Eingeborne versteht diese Stelle, wie ich sie verstehe und wie sie Jeder verstehen wird, der überhaupt 1) englisch; und 2) Shakspeare versteht. Gehen wir gleich einmal auf Hrn. H.'s Gedankengang ein und wir werden sehen, daß er gleich von vornherein ein irriger, d. i. nicht der des Dichters ist. Hr. H. meint, die Hexe wolle dem nach Aleppo Gefahrenen (in einem Siebe) nachsetzen und nehme daher die ihr von ihren Mitschwestern gebotenen Winde dankbar an; dann rühme sie die Vortrefflichkeit dieser Winde und sage zu diesem Behufe: „und sie wehen grade auf die Striche oder Punkte, auf alle Himmelsgegenden hin, die man auf dem Compaß kennt". — Daß aber der Wind, wenn er überhaupt weht, auf irgend einen Punkt, irgend eine Himmelsgegend hinweht, ist so klar, daß man nicht begreift, wie der Dichter etwas so Triviales sagen oder ein Ausleger es ihn sagen lassen kann. Es muß also wohl das „grade" urgirt oder in einem prägnanten Sinne genommen werden, als etwa grade auf die rechten Punkte hin, wie, denke ich, Hr. H. anderwärts erklärt, oder „auf ein Haar" auf die Punkte, wie Hr. Breier übersetzt, d. h. sie wehen grade nach Aleppo zu, wohin die Hexe will. Ist aber dieses die Auffassung der Herren Heussi und Breier, so ist zunächst dagegen einzuwenden, daß ja dann derselbe günstige Wind auch dem zu Verfolgenden, schon Abgefahrenen, zu gut kommen würde, was doch gewiß nicht in der Absicht der Hexe liegen konnte; und dann, wenn die rechten Punkte oder Striche, nach denen die Winde wehen, die von Aleppo sind, wie kommen denn dieselben Winde dazu, nach allen Himmelsgegenden hin zu wehen? Es bleibt also, soll nach der Heussi-Breier'schen Auffassung überhaupt ein Sinn in den Worten bleiben, nichts übrig, als anzunehmen, daß die Winde überhaupt günstig seien, den nach Aleppo Gefahrenen zu verderben. Wäre aber dieses zunächst der Gedanke Shakspeare's gewesen, so hätte er ihn zuverlässig ganz anders ausgedrückt, man müßte denn annehmen, daß er einmal mehr denn schülerhaft habe schreiben wollen; denn an sich liegt dieser Ge-

danke in den Worten ganz und gar nicht. Gegen diese Auffassung ist aber ferner noch einzuwenden, daß sie auch von logischer Seite unrichtig ist; denn wie kann man Shakspeare zutrauen, daß er die Winde zuerst nach den Richtungen wehen läßt, „welche noch zwischen die Windstriche des Compasses fallen" — so erklärt Hr. H. points —; und dann erst nach den quarters, d. h. „den 16 oder 32 Windstrichen, die auf dem Compaß vermerkt stehen"? Das ist doch gerade so, als wenn Einer sagte, der und der hat alle Orte (Punkte) zwischen den 4 oder 5 Welttheilen besucht und dann hat er die Welttheile selbst besucht. Ganz ebenso schwach ist diese Auffassung auch von der grammatischen Seite, denn ein accus. directionis kommt in dieser Weise nirgends vor, und anzunehmen, wie Hr. H. thut, daß ein solcher „doch wohl in früherer Zeit öfter gebraucht wurde", ist, gelinde gesagt, wenigstens sehr gewagt. Hr. H. wird demnach zugeben müssen, daß seine Auffassung der Stelle einmal im höchsten Grade vag, unklar und unlogisch und dann zugleich ungrammatisch ist.

Wie ganz anders klar und durchsichtig dagegen stellt sich Alles dar, wird die Stelle verstanden, wie sie, meines Wissens, alle Welt versteht, so nämlich, daß wir ein Wesen auftreten sehen, nicht zahm und conventionell höflich, wie Hr. H. die Hexe — possierlich genug — darstellt, sondern im vollsten Gefühl ihrer Macht und so sich selbst (nicht die Winde) vor Allem in den Vordergrund stellend. In diesem kecken, trotzigen Selbstgefühl lehnt sie, nachdem sie vorher noch leidlich artig gewesen, das von einer zweiten Hexe gemachte Anerbieten eines „andern Windes" entschieden ab, indem sie nach den Worten:

Und ich 'n andern —

fortfährt:

Ich selbst hab' all' die andern; —
Und die Häfen selbst, die sie bestreichen, *)
All' die Viertel, wohin sie reichen, **)
Wie es des Seemanns Karte zeigt.
Ich will u. s. w.

*) sc. habe, beherrsche ich.

**) d. h. ich kann nach Willkür die Winde wehen lassen, nach welcher Himmelsgegend ich immer will. Das eine der beiden sie darf nicht für „man" genommen werden, denn sie sind beide nach rhythmischer Gliederung nothwendig dieselben.

So aufgefaßt, erscheint Alles klar und natürlich; die Hexe bleibt immer in dem Vordergrunde, ihre Macht über die Winde nicht nur, sondern auch über die (in so naher Ideenverbindung mit ihnen stehenden) Häfen und Windrichtungen darlegend. Was, in der That, könnte es auch der Hexe helfen, wenn sie zwar Macht über die Winde hätte, aber nicht zugleich über die Häfen? Könnte der zu Verfolgende Schutz im ersten besten Hafen finden, was hülfe es auch, wenn alle Winde gegen ihn losgelassen würden? Erst wenn die Hexe Wind, Häfen und Himmelsgegend (Windrichtung) beherrscht, kann sie den Feind sicher aufreiben, d. h. ihn durch Sturm und Wetter, durch Verschlagen nach Ost und West, nach Süd und Nord 2c. zu dem Gerippe machen, wie sie es mit so viel Wohlgefallen beschreibt (I will drain him etc.). Das ist, was sie ernstlich will und was sie auch kann, eben weil sie mehr als menschliche Macht hat. Diese ihre Macht stellt aber der Dichter in der Stelle so dar, daß sie sich über die ganze äußere Natur erstreckt, nur über den Geist, über das Leben des zu Verfolgenden geht ihr diese ab, denn sie sagt: though his bark cannot be lost, yet he shall be tempest-toss'd. Das tempest-tossed eben bildet den Haupt- und Schlußpunkt von Allem; damit sie aber ihren Feind auf offenem Meere nach Willkür herumwerfen könne, muß sie nothwendig die Machtvollkommenheit haben, deren sie sich im Eingang der Stelle (von I myself bis shipman's card) so trotzig rühmt. Somit widerlegen sich, hoffe ich, ganz von selbst die oft recht sonderbaren Einwendungen und Vorwürfe des Hrn. Heussi, auf die noch specieller einzugehen, ich weder Lust noch Zeit habe. Nur Eines will ich noch bemerken, daß, wie Hr. H. die Stelle auffaßt, allerdings mit „ports“ gar nichts zu machen ist und nothwendig „points“ gelesen werden muß, wenn nur wenigstens ein Schein gesunden Sinnes in den Worten gefunden werden soll. Aber selbst dieser Schein, wie bewiesen, ist so dunkel, vag und verschwimmend, daß es mir unbegreiflich ist, wie Jemand das festbegründete, überall gefundene ports gegen ein solches Trugbild verwerfen und seinen Fund, der, vereinzelt wie er ist, unmöglich etwas Anderes als ein Druckfehler sein kann, dem Publikum mit solcher Zuversicht vorlegen und wiederholt vertheidigen kann.

Wie Hr. H. die eben besprochene Stelle vorzugsweise darum so mißversteht, weil er nicht den ganzen Zusammenhang, die ganze

innere Gliederung derselben auffaßt, sondern auf Eines oder Einzelnes versessen, alles Andere seiner vorgefaßten Idee anzupassen, in seinen Gedanken hineinzuzwängen sucht — war er doch in sein points so verliebt, daß er uns zuerst nicht einmal die Quelle hat nennen mögen, der er es entnommen, in der Hoffnung vielleicht, die seltene Waare als aus seiner Fabrik einschmuggeln und den Ruhm der Erfindung davontragen zu können — so begegnet ihm ziemlich ein Gleiches mit Stelle I, 7, zu der ich sogleich übergehe, da wir über I, 5, in der Hauptsache einig sind. Ich will hier möglichst kurz sein, muß aber vorerst, da Hr. H. bei seiner Entgegnung auf das, worum es sich hier eigentlich handelt, gar nicht eingeht, nochmals bemerken, daß sich in dieser Stelle If it were done bis to our own lips, — Shakspeare darin gefällt, das mit dem dreifachen done begonnene Wortspiel fortzusetzen, so daß er durch die ganze Stelle hindurch theils sinn-, theils lautverwandte Wörter wählt, als to trammel up und to catch; surcease und success; be-all und end-all; but — but; here — here; bank and shoal of time; teach und instruct (teach instructions). Auf dieses Verhältniß nun hat, meines Wissens, noch niemand bei Erklärung der Stelle aufmerksam gemacht, weßhalb wohl angenommen werden kann, daß überhaupt nur wenige Leser die Stelle ganz richtig, d. h. ganz im Geiste Sh.'s aufgefaßt und verstanden haben. Daß z. B. Tieck sich hier gröblich geirrt hat, namentlich mit dem shoal (school) of time, ist wohl allgemein anerkannt. In diesen Irrthum wäre aber Tieck gewiß nicht verfallen, wäre er auf diese Fortsetzung der bemerkten Wortspiele und Sinn- oder Lautanklänge eingegangen und hätte von ihnen heraus die Stelle erklärt. Nun habe ich Hrn. H. vorgeworfen, daß auch er die Stelle nicht verstehe, wenn er to trammel up mit „beherrschen" übersetze, und habe hinzugefügt, daß die Stelle überhaupt nicht verstanden werden könne, wenn man sie, wie er es gethan, nur stückweise nehme, statt sie im Ganzen und nach ihrem innern Zusammenhang aufzufassen. Das scheint nun aber eben, wie schon oben bemerkt, Hrn. H's stärkste Seite nicht zu sein. Statt auf den Kern der Sache einzugehen, macht er nur viele Worte und meint, jeder Leser werde wohl „seinen Shak. zur Hand nehmen und sowohl vor wie nach der erklärten Stelle sein Auge schweifen lassen, um den Zusammenhang kennen zu lernen". Das aber ist es eben! Der ehrwürdige Tieck z. B. mag manches Mal

„sein Auge vor und nach haben schweifen lassen", vielleicht mehr als das; aber Factum ist, er verstand die Stelle nicht. Und ein Gleiches erlaube ich mir auch von Hrn. H. zu behaupten, so lange er eben to trammel up mit „beherrschen" übersetzen zu müssen glaubt und auf das Andere nicht weiter einzugehen für nöthig findet. Soll aber der Gedanke des Dichters und die Art, wie er ihn einzukleiden beliebt, in der Uebersetzung irgend durchschimmern, so kann to trammel up hier eben nur in seiner eigentlichsten Bedeutung genommen und so durch auffangen (= absperren, hemmen), so wie to catch durch einfangen (= sichern) wiedergegeben werden. Daß Shakſ. dergleichen Wortspiele sehr liebt und sehr oft anwendet, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Wenn aber Hr. H. meint, ich habe die Stelle nur darum ganz aufgenommen, um meine Emendation von this in thus „schicklich anzubringen", so zeigt er eben dadurch wieder, was er von der Stelle versteht; daß er sie aber wirklich nicht versteht, beweist er auch noch durch eine sehr seltsame Correctur, die er zunächst an sich selbst macht, fast nur, möchte es scheinen, um das Vergnügen zu haben, einmal den angeblichen Fehler mir mitaufbürden, und dann aus dem angeblichen Fehler beweisen zu können, daß „hiermit die Wichtigkeit der Voigtmann'schen Beziehung der beiden but auf einander in nichts zusammenfällt". Der Leser erräth, daß es sich hier um die Worte that but this blow — but here etc. handelt. Hrn. H. beliebt es nämlich, die mit that but anhebenden Worte nicht mehr, wie er früher that, und wie es jedermann thut, als Folgesatz des vorausgehenden, mit if beginnenden, sondern als diesem beigeordnet und so selbst als Conditionalsatz zu nehmen. Es soll demnach that but für if but stehen und that das den Conditionalsatz einleitende if vertreten, wie im Französischen que ein si vertritt. Aber worauf gründet Hr. H. diese Annahme? Von einem Grund ist in Wahrheit nirgends die Rede; er sagt es und so sollen wir es glauben. Wir aber fragen: 1) nöthigt etwa Mangel an Sinn zu dieser sogenannten Verbesserung? — ganz und gar nicht, denn but als daß, auf daß genommen, giebt den vortrefflichsten Sinn, indem es den Folgesatz einleitet; 2) rechtfertigt die Grammatik diese Annahme? — gar nicht, denn nirgends lehrt die englische Grammatik, daß der Engländer z. B. sagen kann: if I was in Russia and that I had the permission to etc., wie dies bekanntlich der Franzose sagt, während der Engländer dem

deutschen Gebrauche folgt. Was also Hrn. H. zu dieser irrigen Berichtigung seiner selbst bewogen haben mag, ist mir unklar, es müßte denn vielleicht das gleich dahinter folgende that we but teach etc. sein. Aber auch hier vertritt das that, obschon es da ganz anders zu nehmen ist als vier Zeilen weiter oben, keineswegs ein vorausgehendes if, sondern steht wiederum ganz wie im Deutschen: daß Einer nur eine blutige Lehre gebe, oder: es gebe nur Einer eine bl. L., also dem Sinne nach so viel: als wenn Einer eine bl. L. giebt, so daß hier that but allerdings zum Ausdruck einer Voraussetzung dient = supposed that, supposé que, welches letztere aber gewiß niemand für einen bloßen Stellvertreter eines si, geschweige denn eines vorausgehenden si, ausgeben wollen wird. Daß aber übrigens hier das Verhältniß ganz anders ist als weiter oben, und sich beide that but gar nicht entsprechen, springt an sich in die Augen. Ich will daher nur schließlich die gar nicht leichte Stelle nach wortgetreuem Inhalt, und in der Manier des Dichters, noch einmal zu resumiren mir erlauben, wobei ich nicht glaube, wie Hr. H. behauptet, den Dichter „nonsense" sagen zu lassen: — „Wär's gethan, wann's gethan, so wär' es gut, es wäre schnell gethan: Wenn der Mord die Folge (Strafe) auffangen (absperren, hemmen) und mit seinem Tod den Erfolg (das Gelingen) einfangen (sichern) könnte*), auf daß nur dieser Streich möcht' sein das All' und Ganze hier, nur hier, auf dieser seichten Furth der Zeit, — wegsetzen wollt' ich über's künftige Leben; aber in diesen Fällen haben wir stets noch das Urtheil (die Strafe) hier; gieb nur Einer eine blutige Lehr', die, wenn gegeben, zur eigenen Pein dem Lehrer wird, so bietet diese gleichabmessende Gerechtigkeit den Inhalt seines giftigen Bechers seinen eigenen Lippen dar, oder: so bietet so (thus) die gleichabmessende ꝛc. Indeß giebt auch this einen ausreichenden Sinn und ich nehme mein vorgeschlagenes thus, das wenigstens den Sinn nicht verletzt, sehr gern zurück.

Es bleibt noch die etymologische Excursion, resp. „Lection" des Hrn. H. zu besprechen übrig. Daß travail in der Bedeutung Nothstall von trabs Balken stammt, unterliegt keinem Zweifel, und das wußte ich auch; die Frage aber ist, ob travail, pl. travails, Noth-

---

*) So würde durch ein ähnliches Wortspiel surcease und success ersetzt.

stall, und travail, pl. travaux, Arbeit, nothwendig einerlei, d. h, von gleicher Abstammung sind? — Das bezweifelte ich und darum suchte ich nach einer andern Ableitung des letzteren Wortes. Mein Zweifel stützte sich auf folgende Thatsachen: 1) ist es auffallend, daß das englische Subst. travail und franz. travail, in der Bedeutung von Nothstall, sich nicht entsprechen, während doch to travail ursprünglich ganz dem franz. travailler entspricht. Den Nothstall oder das Gebälke zum Beschlagen unruhiger Pferde nennt aber der Engländer trave oder auch travis (= lat. trabs, trabis); 2) unter to balk versteht der Engländer eben nichts, als a) einen Balken ziehen; fig. einen Querstrich machen: täuschen, äffen; b) (in alten Schriftstellern) wie vor einem Balken oder Hinderniß vorbeigehen; übergehen, auslassen; unter entraver versteht der Franzose nichts, als einen Balken vor-, einen Spannstrick anlegen: hemmen, hindern. Aehnlich der Deutsche. Läßt sich nun aber dieser Begriff trabs, entrave, Balken, balk = Hemmniß, Hinderniß, auf den von travailler anwenden? Heißt etwa travailler un cheval einem Pferde Spannstricke anlegen? Nein, es heißt vielmehr, ein Pferd recht springen oder traben lassen, es abtreiben, herumtummeln. Wer denkt an einen Balken ferner bei Ausdrücken wie travailler un liquide, es durch fremdartige Zusätze versetzen, bessern oder fälschen: trüben, schmieren; faire travailler son argent, sein Geld umtreiben, es wuchern lassen; travailler la pâte, umtreiben, durch einander rühren; travailler qch., eine Sache übertreiben (verkünsteln); oder im neutralen Sinn: la bière, le vin travaille, treibt, geht, gäscht, gährt; (im Englischen the liquor works;) la mer travaille, ist in Wallung, geht hoch, schäumt; les couleurs travaillent, gehen aus, schießen aus, verschießen rc. — wer denkt hier wohl an einen Balken? — 3) ebenso denkt bei to travel, reisen, sich erheben, den Platz verändern, sich umtreiben, herumtreiben, vulg. herum traben, trappen, traballen — hier denkt wohl niemand leicht an einen Balken. Und wenn to travel von trabs stammt, warum nennt doch der Engländer eine Seereise nicht, oder wenigstens nicht mehr, a travel? Da wäre, sollte man denken, der trabs und auch der Nothstall ganz in der Ordnung. Und dennoch sagt der Engländer von der Seereise nicht travel, sondern voyage, jedenfalls in dem Gefühle, daß man auf dem Meere nicht trabt, sondern fährt (vehere, via, voyage). Ein Grund mehr, warum to travel,

und somit travail, zunächst von treiben und traben, verw. mit trollen, stammt, kann auch noch darin gefunden werden, daß noch jetzt, wenn auch nur scherzweise, to trot, treten, traben, laufen, für to travel on foot gesagt wird; und daß unser trotteln, Diminutiv von trotten, so viel ist, als es langsam gehen lassen, langsam arbeiten, woraus wiederum ein innerer Zusammenhang von treten, traben, travailler, to travel, hervorgeht. Und wenn, was Niemand leugnen wird, das franz. trotter von treten, traben stammt, warum sollten travailler, to travel nicht von traben, trappen, trappeln abstammen und somit deutschen Ursprungs sein? Haben wir doch ebenso z. B. Trotte, Kelter; Treber oder Träber, die Hülsen, Ueberbleibsel ausgetretener (ausgepreßter) Dinge; und Triebel von treiben. — Wie treten mit traben, so ist aber auch traben mit treiben nahe verwandt, und so kommen wir auf den Begriff trüben, d. i. umtreiben, umrühren, aufstören (sc. den Boden, die Erde); daher bedrängen, drängen (goth. draibjan), stören, plagen, abtreiben, ermatten rc. So knüpft sich, wie wir sehen, an den Begriff travailler, travel, treten, traben, treiben, so wie an Trübsal*), Bedrängniß rc. ursprünglich der Begriff des Grund und Bodens, Erdbodens, der Erde, Materie. Daß sich aber in travailler überall die Begriffe des Treibens (Gehens, Tretens, der Thätigkeit, Anstrengung, Bewegung) und des Trübens (Störens, der Beunruhigung, und somit Erschöpfung, Ermüdung, Ermattung rc.) fortwährend begegnen, braucht kaum noch bewiesen zu werden. So haben wir, wie schon oben bemerkt, le vin travaille, treibt, geht, gährt; les couleurs travaillent, trüben sich, werden matt, gehen aus, verschießen. So ist to trip 1) einen vertreiben, ausstechen; bei Spenser, to travel forth, forttreiben, wegtreiben, vertreiben (the corporations from their franchises); it. sich trüben, verwirren; irren, straucheln, stolpern**); 2) mit schnellen, kurzen Schritten gehen, trippeln;

---

*) Sal bezeichnet ebenfalls urspr. Grund, Boden, und bedeutet somit als Anhängesilbe urspr. 1) von Grund aus, gehoben, in hohem Grade, sehr; gerade wie im engl. home (mit heim, Himmel; engl. heaven, v. heben verw.), als a home thrust, ein ausgeholter, derber Schlag; so auch to sel, zuschlagen, heimschlagen, abtreten, verkaufen; 2) (als Adjectiv) von Grund aus, heraus, vom Boden weg, entbunden des Irdischen, heimgegangen, selig.

**) Hier schillert allerdings auch der Begriff Balken (trabs) herein, und es

a trip, eine kurze Reise, Ausflug (zum Zeitvertreib), Lustreise. Dieses Verhältniß des Treibens und Trübens (der Anstrengung und Ermattung) liegt in der Natur der Sache; läßt es sich ebenso von trabs nachweisen? Wenn ich daher bei travailler auf veiller, vigilare — vexare gerieth, so irrte ich vielleicht nicht mehr, als die, welche travail, Arbeit, von trabs ableiten, ohne jenes Doppelbegriffes und einer möglichen deutschen Abstammung des Wortes auch nur mit einer Silbe zu gedenken. Soll bei dem Begriff Arbeit (travail) dieser der menschlichen Natur so tief eingepflanzte Trieb zur Thätigkeit wirklich nichts als der Nothstall (trabs) in's Auge gefaßt werden? Ist das nicht fast ein Schimpf für die menschliche Natur und den menschlichen Geist? — Daß aber travail, travel mit traben, treiben, trüben zusammenhängt und zunächst davon herstammt, beweist auch to drudge*), worunter man bekanntlich die niedrigste, schmutzigste, gemeinste Arbeit versteht. Zum Beweis für diese Abstammung des Wortes kann auch to tramp (trampen, trampeln) dienen, das noch immer im gemeinen Leben für to travel on foot gebraucht wird. Von to trot und trotteln war schon oben die Rede. Hieher gehört auch noch to ramble, von trampeln, mit abgeworfenem t; trampeln ist aber schnell und unregelmäßig auftreten, und so ist a ramble = a roving; a wandering; a

---

entsteht die Frage, ob treiben, traben und trappen (la trappe, Falle) wurzelverwandt mit trabs sind. Auch in dem Adjectiv durchtrieben spiegelt sich, oder steckt, so zu sagen, der Balken. Vergl. to balk und attraper.

*) Von treten, trotten. Vergleiche Trätsch, Trade; so wie Trotte, Treber oder Träber und Trester. Stammverwandt mit to drudge ist to drug, welches Wort wiederum auf travailler zurückführt, indem es umtreiben, rühren, mischen, versetzen bedeutet; als I drugged their possets (Macb.) Drug, franz. drogue, ist daher nicht, wie die Etymologen gewöhnlich angeben, eine trockene Waare, sondern urspr. eine durch Treten, Trotten, Umtreiben, Rühren, Mischen versetzte Waare, Arzneiwaare. Daher dann getrübte, geschmierte, verfälschte, schlechte, werthlose Waare. Bei drug an trocken zu denken, erscheint daher völlig unstatthaft; drug ist vielmehr nahe verwandt mit Dreck, urspr. worein man tritt, worin man trottet; engl. (mit versetztem r) dirt; holl. dryt, torde; dann was man abtreibt, aus- oder wegwirft, das Trübe, Schmutzige. Die Etymologen irren sich daher; wohl aber hat Shakspeare den tiefern, inneren Zusammenhang dieser Wörter herausgefühlt, indem er drug für drudge gebraucht, d. i. einer der trottet, sich abtrabt, abplackt, Plackesel (Timon of Athens, Act 4, Sc. 3). Zwischen drug als Person und drug als Sache ist also kein weiterer Unterschied, als der der activen und passiven Anwendung desselben Wurzelwortes.

going or moving from place to place without any determinate business; an irregular excursion [Webster]. — Bei Gelegenheit von ramble kann ich nicht umhin zu bemerken, daß höchst wahrscheinlich, ich darf wohl sagen, gewiß, das Wort Arbeit selbst durch eine ähnliche Abwerfung des t und durch (bei r so gewöhnliche) Buchstaben- der Lautverschiebung aus traben, treiben, trotten gebildet ist. So haben wir schwz. arben, sich abmühen (traben?) ahd. arabeit; altnord. erfidhi, arvidhi; agf. earfodh, wo wir überall demselben Buchstabenwechsel begegnen, als in treten, treiben, traben, trotten; ein Analogon für das versetzte t finden wir in Erde und terra, welche Wörter in ihrer Wurzel mit den obigen zusammenzuhängen scheinen, so daß Erde urspr. das wäre, was betreten und betrieben, d. h. bearbeitet wird, und daß dann Arbeit sich unmittelbar an Erde, Art, Ahrt (aren, arare) mit Antritt eines Lautes an ra, ar, er, der eben in Treiben vorliegt, anschließen würde *).

Aus Obigem wird Hr. Dr. Heussi ersehen, daß er trotz seiner etwas langen „Lection" der Sache doch nicht eben tief auf den Grund gegangen ist. Er wird zugeben, daß, soll dies geschehen, bei der Erklärung von travail, travel nicht von trabs als Balken — in welchem Sinne das Wort dem Begriff der freien Bewegung und Thätigkeit, der doch wohl auch, und zwar zunächst, in Arbeit und Reise enthalten ist, geradezu widerspricht — auszugehen ist, sondern von dem, was trabs von der Wurzel aus ist, Trieb, Sproß, Schoß, Reis. Ist diese Ableitung richtig, so war zu zeigen, daß travail und travel überhaupt nicht romanischen, sondern germanischen Ursprungs sind, daß aber diese ihre deutsche Abstammung und Fortbildung besonders noch daraus erhellt, daß 1) bei travel

*) Dieses Abfallen des t vor r scheint auch auf manche andere, mit unserem Gegenstand zusammenhängende, dunkle Etymologie das rechte Licht zu werfen. So fallen Traum und franz. rêve in der Wurzel zusammen; beide wieder zusammenhängend mit to roam, to rove, und so mit treiben, sich herumtreiben oder tummeln; daher rêve, das (so zu sagen getrübte) Herumtreiben, Schwärmen, Traumbild; it. Trugbild (anspielend an traps, trappe, to balk, äffen, täuschen); Traum, das getrübte (verstörte, versetzte) Bild dessen, was man treibt, womit man umgeht. Raum (to roam, room) wäre somit das, worin man herum gehen, traben, sich herumtreiben oder tummeln kann. Hieher gehört denn auch franz. trêve von trabs, Hemmniß, Stillstand. Ueber die formelle Bildung dieser Wörter vergl. heben, to heave, mit heim und home; Himmel und heaven.

als Seereise der Engländer den trabs, Balken, Schiffsbalken ganz abgeworfen und das Wort auf die Bezeichnung einer Landreise beschränkt hat, wo allein freie Bewegung, Antrieb, Trab oder Trott möglich ist; daß aber 2) das Traben und Trotten, als Ausdruck für Fuß- oder Landreise und Arbeit, sich auch in to trot, to trip, to tramp, to ramble, to drudge und drug [Shaks.] gleichmäßig und unverkennbar wiederfindet. Und hat, um noch mit zwei Worten auf den Mann zurückzukommen, der uns zunächst zu dieser Debatte veranlaßt hat, und der als Etymolog vielleicht nicht minder hoch zu schätzen ist, denn als Dichter — hat nicht Shakspeare in seinem travel-tainted das Traben und was damit zusammenhängt, Ermüdung und Schmutz (vulg. Dängel), augenfällig ausgeprägt? —

Coburg. Prof. **Dr. Voigtmann.**

Vom Dativobjekt.

Die Zahl der Kasus ist bekanntlich in den verschiedenen Sprachen verschieden. So z. B. fehlt uns im Deutschen der Ablativus des Lateinischen, der Instrumentalis und der Lokativus der slavischen Sprachen u. s. w. — Im Französischen und Englischen dagegen giebt es im Allgemeinen gar keine Deklination. Subjekt und Objekt werden durch die Stellung unterschieden, die übrigen Verhältnisse durch Präpositionen ausgedrückt; doch hat sich im Englischen der sog. sächsische Genitiv*) erhalten (über den Dativ s. u.) und im Englischen wie im Französischen findet sich noch eine Deklination bei den Pronomen: je, me; il, lui, le; ils, leur, les; qui, que u. s. w. — I, my, me; he, him; they, them; who, whose, whom u. s. f.

Wenn wir nun im Folgenden das durch den Dativ ausgedrückte Verhältniß näher besprechen, so beschränken wir uns dabei mit guter Absicht auf den nicht von Präpositionen abhängigen Dativ, da bei der Abhängigkeit des Kasus von Präpositionen das Verhältniß nicht sowohl durch den Kasus als durch ein eigenes Verhältnißwort ausgedrückt ist.

---

*) Die Anwendung dieses Kasus ist nicht bloß in einzelnen Fällen „erlaubt", wie es in einigen Grammatiken heißt, z. B. Fölsing, Lehrb. der engl. Spr. II, §. 297, sondern in manchen nothwendig, z. B. wenn der Genitiv von einem zu ergänzenden Subst. abhängt, wie in der bekannten Stelle: Whose is this image and superscription? And they said unto him, Cesar's. And Jesus answering, said unto them, Render to Cesar the things that are Cesar's and to God the things that are God's. (S. Mark XII, 17. S. Luke XX, 24. S. Matthew XXII, 15.). The earth is the Lord's and the fulness thereof (Psalms XXIV,). For the Kingdom is the Lord's (XXII, 24), vgl. For thine is the Kingdom, the power and the glory for ever and ever, Amen. — So the feebler [cattle] were Laban's and the stronger were Jacob's (Genesis XXX, 42.). And those [the party-colour'd lambs] were Jacob's (Shaksp. Merch. of Ven. I, 3.). Give those boys a lump of sugar each, and let Dick's be the largest (Goldsm. Vicar Ch. VI.).

Was nun aber den reinen Dativ betrifft, so können wir ihn füglich als Kasus der persönlichen Beziehung bezeichnen. Indem wir dies aussprechen, entgeht uns nicht, daß der reine (nicht von Präpositionen abhängige) Dativ auch von Sachen gebraucht wird; aber diese erleiden dann immer eine persönliche Auffassung. So kann ich z. B. nicht bloß sagen: Ich gebe **dem Kinde** einen Apfel, sondern auch: Helle Tapeten geben **dem Zimmer** ein freundliches Aussehen, aber auch in diesem letztern Falle bezeichnet der Dativ ein persönliches Verhältniß; denn das Zimmer wird hier nicht wie etwa in dem Satz: Helle Tapeten machen **das Zimmer** freundlich, als ein leidendes, unthätiges Objekt aufgefaßt, das sich dem Einfluß des Subjekts (der Tapeten) ganz willenlos darbietet, sondern vielmehr wird es dargestellt als von den hellen Tapeten ein freundliches Aussehen empfangend, also als etwas Persönliches; denn das Empfangen setzt im eigentlichen Sinne ein wollendes Wesen, eine Person voraus. — Daß auch in Sätzen, wie: Ich vertraue **meinem Glück;** ich vertraue meine Schätze **den Wellen;** der Frost schadet **der Saat** u. s. w. — die Auffassung des Dativs eine ursprünglich persönliche ist, bedarf wohl keiner Ausführung; aber auch in Fällen, wo dies minder klar hervortritt, z. B. für den Dativ bei sich nähern, nahen, wird man nach der Analogie diese Auffassung annehmen müssen. Vgl. unten von near im Englischen.

Die persönliche Kraft des Dativobjekts läßt sich leicht an Beispielen nachweisen. In den Sätzen: Ich schreibe an die Wand; ich schreibe an meine Schwester, ist beide Mal ein Gegenstand genannt, wohin sich mein Schreiben richtet; aber nur der zweite verträgt die persönliche Auffassung. Man kann deshalb wohl sagen: Ich schreibe meiner Schwester, aber nicht: ich schreibe der Wand, da diese Ausdrucksweise die Wand als Person erscheinen lassen würde. Man vgl. z. B. noch: Er schickt den Brief **dem** (an den) Postmeister; **auf die (nach der)** Post. — Er ladet die Last **auf den** Wagen auf; er ladet **mir, meinen Schultern,** die Last auf. — Die Sonne bringt es **an den** Tag; die Sonne bringt **uns** den Tag u. s. w. — Nach dem Gesagten wird es klar sein, weshalb wir die Auffassung des Akkusativobjekts — auch wenn Personen damit bezeichnet sind — sachlich, die des Dativobjekts dagegen auch für Sachen persönlich nennen.

Wenn es auch nach der gewöhnlichen Annahme im Englischen keinen eigentlichen Dativ giebt, sondern das im Deutschen dadurch ausgedrückte Verhältniß durch die Präposition to bezeichnet wird, so wird man doch den sog. verkürzten Dativ (ohne to) als reinen Dativ anerkennen müssen, z. B. Give us this day our daily bread. And forgive us our trespasses, as we forgive them that trespass against us. I paid the bookseller five dollars u. s. w. Dieser reine oder verkürzte Dativ ist im Gegensatze zu dem lokalen, die Richtung ausdrückenden mit to nur auf Personen beschränkt, oder wo er sich für Sachen findet, sind diese persönlich aufgefaßt, z. B. My house consisted of but one story, and was covered with thatch, which gave it an air of great snugness. (Goldsm. Vicar Ch. IV.) Vgl. Helle Tapeten geben dem Zimmer ein freundliches Aussehen. — The man who gave the first blow the golden statue of Anaitis, was instantly deprived of his eyes (Gibbon, Decline and Fall of the Rom. Emp. Ch. XXVIII, Not. 50) u. s. w. Hierher gehören auch die Dative bei like (unlike): She was unlike her sister; he dwells opposite me; we lived near the road, obgleich in diesem letzten Satz die persönliche Auffassung schwer zu erkennen ist, s. o.

Auch im Französischen tritt die persönliche Kraft des Dativs hervor, indem namentlich bei einem Verbum mit einem persönlichen und einem sachlichen Objekt das erstere in den Dativ übergeht, z. B. Je lui apprendrai bien son devoir u. s. w. Je l'ai fait chanter und je lui ai fait chanter une hymne. Ueber das Detail und die Ausnahmen verweisen wir auf Schmitz franz. Gramm. S. 121 u. 122.

In keiner Sprache aber tritt vielleicht die persönliche Kraft des Dativs stärker hervor, als im Spanischen, wo selbst das einfache persönliche Objekt das Dativzeichen á vor sich nimmt, z. B. Yencieron los Alemanes á los Franceses, die Deutschen haben die Franzosen besiegt. Como si huvieran visto á sus companneros, als hätten sie ihre Gefährten gesehen. Amo á Dios, ich liebe Gott u. s. w.

Besondere Beachtung verdient hier der sog. Dativus ethikus, der rein auf die persönlichen Pronomina beschränkt, als welche das Substantiv ohne eigentlichen Inhalt nur nach seiner persönlichen Beziehung zu dem Sprechenden bezeichnen, mit ganz besonderer Kraft

und Innigkeit die persönliche Beziehung, das Gefühl der Theilnahme u. s. w. hervorhebt.

Beispiele: Quid mihi Celsus agit? Was macht mir denn mein Freund? — Hic mihi quisquam misericordiam nominat! Da red' mir noch Jemand von Mitleid! Das waren mir selige Tage! Da stürzt er dir (euch) mit einem Satz auf mich los! Wenig Dankes erwartet' er sich (Göthe, Ausg. in 40 Bdn. V. 207). Ihr liebt euch die Speisen (V, 263). Laßt mir den Guten nicht weitergehen, laßt ihn herein! (VI, 331). Laßt mir herein den Alten (I, 138). Lieber Mann, gehe mir von dem verwünschten Teppich hinunter! (VI, 337) u. s. w. — Englisch: Why, he (the tiger) will eat you twenty pounds of meat a-day — aye and growl then, der Tiger frißt Ihnen täglich seine 20 Pfund Fleisch — und dann brüllt er noch. He could construe you three lines together sometimes without looking into a dictionary, er konnte Ihnen (Einem) zuweilen so drei Zeilen in einem weg übersetzen, ohne in's Wörterbuch zu sehen. — The skilful shepherd peel'd me certain wands, der kluge Schäfer (Jakob) schälte mir gewisse Stäbe u. s. w. Französisch: Prends-moi le bon parti, laisse là tous les trônes. — On lui lia les pieds, on vous le suspendit. — Et d'Indon qu'il était, on vous le fait Lapon. — Il tordit le cou au petit chantre de Bengale et vous l'alla cacher sous le lit. — Crac! il plia la chemise en tampon et vous la mit dans la poche. — Donnez-leur-moi sur les oreilles, gieb du mir ihnen eine Ohrfeige u. s. w.

Mit dem hier Besprochenen hängt auf das Innigste der sog. Dativus commodi oder incommodi zusammen, z. B. Non scholae, sed vitae discimus, im Interesse der Schule, des Lebens, welche Beide hier als theilnehmende Wesen, folglich personifizirt dargestellt werden. Hierher gehört auch: Que lui voulez-vous? Was willst du von ihm? eigentlich mit Rücksicht, in Bezug auf ihn. Je ne comprends rien à sa conduite, Ich begreife nichts in Bezug auf sein Betragen. Wir erwähnen ferner noch, da uns die Besprechung alles Einzelnen weit über die Grenzen dieses Aufsatzes führen würde*), den Dativ der persönlichen Pronomen zur Bezeichnung

*) Doch können wir nicht umhin, hier wenigstens noch einige Bemerkungen über den Dativ des fragenden Pronomens was beizufügen, dessen Form wohl

der Person, an welcher eine Eigenschaft, ein Besitz wahrgenommen oder gedacht wird. On ne lui connaît que deux ennemis, man kennt mit Bezug auf ihn nur zwei Feinde. On leur découvre tous les jours de nouvelles vertus, man entdeckt täglich neue Tugenden in Bezug auf sie. Il se sent la force de soutenir ce combat u. s. w. Und so sagt denn auch Göthe XVI, 256: Ich wünschte nur, daß das Theater so schmal wäre, als der Draht eines Seiltänzers, damit sich kein Ungeschickter hinaufwagte, anstatt daß jetzo ein Jeder sich Fähigkeit genug fühlt, darauf zu paradiren.

Daß zuweilen für ein und dasselbe Verhältniß eine verschiedene Auffassung möglich ist, erhellt schon aus dem bisher Entwickelten. Eine solche macht sich sogar oft dicht neben einander geltend, z. B. wenn der Franzose das Pron. possessif durch den Dativ der persönl. Pron. verstärkt. C'est mon opinion à moi. C'est mon caractère à moi que de parler naturellement. Hier hat man neben dem Possessiv (Genitivverhältniß zur Bezeichnung des Besitzes)

---

fälschlich wem aufgeführt wird. — Da was im Gegensatz zu dem persönlichen wer sich durchaus nur auf Sachen bezieht, so versteht sich, daß davon der reine — nicht von Präpositionen abhängige — Dativ, als entschieden die persönliche Beziehung ausdrückend, nicht vorkommen kann. Und so fragt denn auch wem entschieden nach Personen, ist also nicht Dativ von was, sondern von wer. Kein Unbefangener kann auf Fragen, wie: Wem schadet das? wem nützt das? wem ist er nahe? etwas Anderes zur Antwort verlangen, als ein eine Person bezeichnendes Wort, und jedes Kind fühlt das Unpassende von Antworten, wie die folgenden: Wem schadet das? Den Pflanzen. — Wem steht er nahe? Dem Flusse u. s. w. Wenn aber doch in grammatischer Analyse eines Satzes wie: der Frost schadet den Bäumen, zur Klarmachung des Verhältnisses gefragt wird: wem schadet der Frost? so zeugt das persönliche Fragewort nur von der entschieden persönlichen Auffassung des reinen Dativs. — Ist aber was von einer Präposition abhängig, so wendet man im Allgemeinen eine Kontraktion an. Wofür siehst du die Fremden an? Womit ernährst du dich? Wodurch, womit beweisen Sie das? Wogegen streitet er? Worum wetten wir? Woraus, wovon ist das gemacht? Wozu nützt das? u. s. w. Doch kommen auch wohl die aufgelösten Formen vor, z. B. Für was siehst du die Fremden an? Göthe XI, 88. — An was denkst du? u. s. w. und daraus erhellt deutlich, daß auch der Dativ was lautet: Zu was dient der Streit? — Mit was ernährst du so gepflegte Magerkeit? (Göthe XII, 175). — Von was plaudert Ihr da? u. s. f. — Man vgl. für dies indeklinable was auch die nach einer Gattung fragende Verbindung was für, z. B. Von was für einem Menschen ist die Rede denn? Aus was für einem Grunde hast du das gethan? Auch ohne für: Was Arbeit unser Held gemacht (Uhland, Schwäb. Kunde). Zu was Ende?

den Dativ zur Bezeichnung der persönlichen Beziehung. So entspricht dem Genitivverhältniß im Deutschen und Englischen: Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist u. s. w.; im Franz. der Dativ Rendez donc à César les choses qui sont à César, et à Dieu celles qui sont à Dieu. — Im Allgemeinen eignet der französischen und der englischen Sprache mehr die Auffassung des Besitzes, wo der Deutsche bloß die persönliche Beziehung durch den Dativ ausdrückt, doch so, daß keine Sprache ausschließlich auf die eine Ausdrucksweise angewiesen wäre. — So heißt es französisch freilich Il se jeta à son cou, au cou de sa mère, Er warf sich ihr, seiner Mutter um den Hals. Le roi se jeta dans ses bras, dans les bras du sénat; à mes pieds, aux genoux de son père, der König warf sich ihm, Senat in die Arme, ihm, seinem Vater zu Füßen u. s. w.; doch auch il lui tordit le cou, les bras, er drehte ihm den Hals, die Arme um. Mes yeux se troublent und les visions te troublaient la tête. — Je lui couperai bras et jambes (les oreilles) und Il se fit couper les cheveux oder il fit couper ses cheveux. — La tête lui branle. On forme son goût oder on se forme le goût par l'étude des bons modèles. La tête, la voix, la main lui tremble. Il me frappait sur l'épaule u. s. w. — Ebenso im Englischen: He threw himself to my (his father's) feet = Il se jeta à mes pieds, aux pieds de son père. — The giant came to his (the dwarf's) assistance = Le géant courut à son secours u. s. w., doch auch He patted me on the shoulder = Il me frappa sur l'épaule neben A bailif, come down all the way from London, to tap a gentleman's shoulder (ihn beim Kragen zu nehmen, zu arretiren); Something whispers me in the ear neben he whispered something in my ear u. s. w. Doch ist im Allgemeinen die Possessiv-Auffassung im Englischen die gewöhnliche, wofür wir im Folgenden einige Beispiele anführen. The barber cut his (the child's) hair, der Barbier schnitt ihm, dem Kinde, das Haar. He took our oath, er nahm uns den Eid ab. His name came into my head first, sein Name kam mir zuerst in den Sinn. I shall not stand in my own light, ich werde mir nicht selbst im Lichte stehen. You speak from my heart, du sprichst mir aus dem Herzen. His look went to my heart, sein Blick ging mir zu Herzen. He shut the door to my teeth, er schlug mir die Thüre vor der Nase zu. I shall cast it into your teeth, ich

werde es dir unter die Nase reiben. Is it good manners to laugh in a person's face? ist es anständig, Einem in's Gesicht zu lachen? This to my face! Das mir in's Gesicht! A pedant is always throwing his system into your face, ein Pedant wirft Einem immer sein System in's Gesicht. I hate changing gold, one's silver runs away so, ich wechsle nicht gern Gold, das Silbergeld läuft Einem so unter den Händen weg. You put a sword into a child's hand and then are angry if it does mischief, du giebst einem Kinde ein Schwert in die Hand und bist dann böse, wenn es schadet. He strikes his heart, er klopft sich auf die Brust. I have it on the tip of my tongue, es schwebt mir auf der Zunge. I perceived it by your countenance, ich sah es dir gleich am Gesicht an u. s. w. — Beispiele für den Dativ im Deutschen sind — zumal nach den bereits gegebenen — unnöthig, wir geben also nur einige für die possessive Auffassung.

> Als meine Hunde wuthentbrannt
> An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
> Sich warfen. (Schiller, Kampf mit dem Drachen) = sich ihm an den Bauch warfen.

> Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
> Der kann auch treffen in das Herz des Feinds (Wilh. Tell IV, Sc. 3).

> An der Frucht des Paradieses findet nie Geschmack, wer nie
> In das Apfelkinn gebissen eines Liebchens, holder Art. (Platen, Ausg. in 5 Bdn. II, 355.) u. s. w.

Außer den beiden bisher besprochenen Ausdrucksweisen findet sich aber im Deutschen bei transitiven Verben noch eine dritte. Die Person kann hier nämlich wie im Genitiv, welcher Kasus das Verhältniß des Besitzes anzeigt, oder im Dativ, mit welchem Kasus nur im Allgemeinen die persönliche Beziehung ausgedrückt wird, so endlich auch als Objekt im Akkusativ stehen und so würden namentlich die letzten beiden Beispiele auch lauten können, ja ganz gewöhnlich lauten:

> Der kann auch den Feind in's Herz treffen; —
> Wer nie ein Liebchen in das Apfelkinn gebissen. —

wie das z. B. Uhland sagt:

> Man hat mir nicht den Rock zerrissen,
> Es wär' auch schade um das Kleid,
> Noch in die Wange mich gebissen
> Vor übergroßem Herzeleid.

Ferner:

> Doch Roland in das Knie ihn stach,
> Daß er zu Boden stürzte.

Oder Luther von der Schlange (1. Moses 3, 15) du wirst ihn in die Ferse stechen, und ganz gewöhnlich **das** Kalb in die Augen schlagen, **den** Feind aufs Haupt schlagen, **den** Nagel auf den Kopf treffen u. s. w.

Wir dürfen aber nicht verhehlen, daß in dieser letzten Ausdrucksweise, nach unserer sogleich ausführlich darzulegenden Ansicht wenigstens, etwas Anakoluthisches steckt, indem zwei verschiedene Gegenstände angegeben werden, auf welche, als die Objekte, sich die Thätigkeit des einen Verbums richtet. In einer Grammatik glaube ich einmal die spitzfindige Unterscheidung gefunden zu haben, es müsse heißen: ich trete **dich** auf den Fuß, aber **dir** auf das Kleid, weil im ersten Falle wirklich die Person selbst, im andern nur das Kleid getreten würde. In beiden Fällen ist aber wirklich nicht die Person selbst, sondern eben das Kleid oder der Fuß das Getretene; ich trete auf **deinen** Fuß, auf **dein** Kleid, oder **dir** auf den Fuß, auf das Kleid. Beginnt man: ich trete **dich**, hat man also schon die Person als Objekt genannt, auf welches sich die Thätigkeit des Tretens richtet, so kann man eigentlich nicht füglich noch einmal die Richtung bezeichnen, sagen: ich trete auf den Fuß. Die Frage lautet — um das Einfache auch möglichst elementar auszudrücken — nicht mehr wohin? sondern wo? Also entweder: wohin trete ich? Auf deinen Fuß = dir auf den Fuß. Oder ich trete dich. Wo? Auf dem Fuße. — Man vgl.: Ich trete dich, Wurm, — wohin? — in den Staub, wohin du gehörst. Oder: Ich trete **mir** einen Dorn in den Fuß = in meinen Fuß. Freilich ist in dem Satz: Ich trete auf den Fuß, kein Akkusativobjekt genannt, aber es liegt offenbar darin: ich trete einen Tritt, meinen Fuß dir auf den Fuß, auf das Kleid. Ebenso: ich beiße in deine Wange [einen Biß, meine Zähne] u. s. w. Wenn z. B. ferner Schiller im Kampf mit dem Drachen sagt:

> Ich ....
> Erspähe mir des Feindes Blöße
> Und stoße tief ihm in's Gekröse,
> Nachbohrend bis an's Heft, den Stahl.

so ist hier freilich das Objekt genannt (den Stahl), aber wenn man die letzte Zeile wegläßt, so würde doch zu ergänzen sein: Ich stoße

[einen Stoß, die Lanze] in sein Gekröse = ihm in's Gekröse. Man vgl. noch: Ich stoße [einen Stoß, meinen Ellbogen] in seine Seite, ihm in die Seite und ich stoße ihn — wohin? — in die Ecke; ebenso: Er wirft ihr [einen Wurf, den Handschuh ꝛc.] in's Gesicht und: Er wirft sie — wohin? — in's Gefängniß, zu Boden u. s. w.

Weitere Beispiele scheinen unnöthig; so erwähnen wir denn also nur noch als besonders instruktiv für das hier besprochene Verhältniß Sätze wie die folgenden: Er packte mich — nicht wohin? sondern wo? — beim Kragen, beim Fuß; vgl. Er packte die Puppe beim Kopf, und er packte die Puppe in die Schachtel. — Du schleppst das an den Haaren herbei und Er schleppte ihn an das Meer. — Du nahmst mich (wo?) bei der Hand [d. i. bei meiner] und du nahmst mich (wohin?) an die Hand [d. i. an deine].

Wie nun aber die Wendung: ich treffe den Feind in's Herz und ähnliche zu erklären seien, ist bereits angedeutet; diese Konstruktion ist anakoluthisch und zu erklären aus der Verschmelzung zweier Sätze:

Ich treffe den Feind und zwar treffe ich in das Herz. — Ebenso: Ich beiße dich in die Wange = ich beiße dich und ich beiße in die Wange u. s. f. So geläufig nun auch diese Anakoluthie durch den Gebrauch der meisten Schriftsteller geworden*), so wird man doch jedenfalls nicht, wie es von vielen Grammatikern geschieht, den Gebrauch des Dativs in solchen Fällen als fehlerhaft verwerfen dürfen, z. B. Ich beiße dir in die Wange; ich schlage dir [einen Schlag, eins] in's Gesicht,

*) Entsprechend ist die Anakoluthie, wie z. B. Abraham a St. Clara in seinem „Auf, auf ihr Christen!“ (s. Deutsches Lesebuch von Wilh. Wackernagel, Th. III, Bd. I, p. 303, Z. 30.) sagt: „einen solchen Streich geführt, daß er einen Türken vom Kopf hinab den ganzen Leib auch durch den Sattel bis auf die Haut des Pferdes von einander zerspalten“; nämlich Verschmelzung von: er hat einen Türken zerspalten und er hat den ganzen Leib zerspalten; das Verhältniß wird klar, wenn man sich die Worte hinter „einen Türken“ bis „des Pferds“ als Zusatz, gleichsam als Apposition in Kommata oder Klammern eingeschlossen denkt. — — Man vgl. übrigens aus unsres Uhland's entsprechender „Schwäbischer Kunde“:

Und Jedem ist's, als würd ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.

hinter die Ohren, ich schneide dir ins Fleisch u. s. w. In einzelnen Fällen freilich ist diese Wendung nicht geläufig, z. B. **den** Nagel auf den Kopf treffen; aber umgekehrt hat der Sprachgebrauch in andern Fällen auch ausschließlich wieder den Dativ sanktionirt, z. B.

> Ein Fräulein, reizend, wenn es schwieg und sprach,
> Das unserm Prinzen in die Augen stach. Platen III, 111.

Vgl. ferner die schwankenden Weisen: Der Pfeffer beißt mir (mich) auf **der** Zunge. Ich habe mir (mich) auf **die** Zunge gebissen. Der Rauch beißt mir (mich) in **die** Augen, in **den** Augen.

> Sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
> Daß mir's wie Wetterleuchten noch in **den** Augen beißt. (Uhland.)

Vergl.

> Aufdampfen soll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt. (Derselbe.)

und

> Wir merken auch ein Salz, das in **die** Augen beizet. (Günther.)

Zum Schluß dieses Aufsatzes kommen wir noch auf einen schon oben berührten Punkt zurück. Das Verhältniß der Nähe wird im Englischen durch den Dativ (ohne to) ausgedrückt. Near the town; the army approached the town (welcher reine oder verkürzte Dativ sich von dem Accusativobjekt formell nicht unterscheidet), nahe der Stadt; das Heer nahete, näherte sich der Stadt. Im Französischen aber wird dies Verhältniß durch den Ablativ, d. h. durch die Präp. de ausgedrückt, près de la ville; l'armée s'approcha de la ville*). Für den Gegensatz — die Entfernung — wird je nach der verschiedenen Auffassung bald der Dativ der persönlichen Beziehung, bald eine das Ablativverhältniß ausdrückende

*) Vgl. auch im Italienischen: vicino di Pavia, appresso della citta u. s. w., namentlich aber auch den nach deutscher Anschauung höchst auffallenden Ablativ in Fällen wie: Abita, alloggia da (= presso, in casa di) suo zio, er wohnt bei seinem Onkel. Sono stato da lui, dal fratello, ich bin bei ihm, bei dem Bruder gewesen. Venite da me, dal mercante, kommt zu mir, zum Kaufmann. Andate dal medico, dal calzolajo, gehen Sie zum Arzt, zum Schuster u. s. f. Die ausführliche Erklärung dieser Konstruktion müssen wir einer andern Gelegenheit vorbehalten; hier muß es genügen, daß wir als die Grundbedeutung des Ablativs die Berührung nennen, welche auch dem Ausgehen von etwas, also auch der Entfernung zu Grunde liegt.

Präposition gewählt: fern der Stadt, fern von der Stadt, loin de la ville, far from the city; das Heer entfernte sich von der Stadt, the army retired from the city; l'armée se retira, s'éloigna de la ville u. s. w. — Wir begnügen uns hier, für das Lateinische auf die verschiedene Konstruktion einzelner solcher Verba hinzuweisen: arcere aliquem aditu, hostes Gallia etc. Tu, Jupiter, hunc *a* tuis aris, *a* tectis urbis, *a* moenibus, *a* vita fortunisque civium arcebis. — Hunc quoque, nam mediis fervoribus acrior instat | arcebis gravido pecori, du wirst ihn fern halten in Bezug auf das trächtige Vieh. — Bonos a se alienavit. — Eadem evaritia Gentium regem sibi alienavit, er entfremdete den König sich, in Bezug auf sich. Differre ab aliquo. Nisi quod pede certo | Differt sermoni sermo merus, die Komödie unterscheidet sich von der Prosa (in Bezug auf die Pr.) nur durch den Rhythmus. Nec sic enitar tragico differe colori | Ut nihil intersit. — Nihil tam Lysiae est diversum quam Isocrates. — Eripere e (de) manibus hostium; eripere vagina ensem; Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis u. s. w. Im Englischen findet sich, was Beachtung verdient, für diese Verhältnisse nur die possessive Auffassung (der Genitiv) oder der Ablativ. So heißt es z. B. dem letzten lateinischen Satz entsprechend: Franklin snatched thunder from the heavens, and the sceptre from the hands of tyrants, Franklin entriß dem Himmel den Blitz und Tyrannen das Scepter. Ferner: During the time his master was bathing, some robbers had stolen his clothes, entsprechend im Franz. Dans le temps que son maître se baignait, il était venu des voleurs qui avaient emporté ses habits, einige Diebe hatten seine (ihm die) Kleider gestohlen. They took away his money and coat, sie nahmen ihm Geld und Rock ab. Ils lui prirent son argent et son habit. — You have taken a kingdom from his master, and I have only taken a turkey from this fellow. Sie haben seinem Herrn ein Königreich und ich habe diesem Kerl nur einen Truthahn fortgenommen. Vous lui avez ôté un royaume, je n'ai pris à ce manant qu'un dindon. — Your Worship would take his guns from him. — When the governor of Cuba Velasquez would have taken my command from me (mir den Oberbefehl abnehmen).... I drew from him (ich entzog ihm) all his forces. The church had

given a too easy admission to doctrines borrowed from the (entlehnt den) ancient schools, and to rites borrowed from the ancient temples. These stories have drawn forth bitter expressions of contempt from some writers. Diese Geschichten haben einigen Schriftstellern bittere Ausdrücke der Verachtung entrissen. He snatched the woman from the hands of the soldiers, er entriß die Frau den Händen der Soldaten. — This melancholy even wrung forth from the parents the real story. — You have nibbled a promise of marriage from their old rich uncle (ihm eine Eheversprechung abgezwackt) u. s. w., to abridge one'sself from a thing, sich einer Sache entziehen, to alienate from a person, Einem entfremden. They were as much estranged from each other, as if the Atlantic Ocean rolled between them (einander entfrembet) u. s. viele andere. — Im Deutschen sind, wie gesagt, mehre Auffassungen möglich, z. B. Er zwackt's von meinem Lohn, mir vom (am) Lohn ab; die Diebe haben seine (ihm die) Kleider gestohlen; er entriß den Soldaten die Frau; er riß die Frau aus den Händen der Soldaten, den Soldaten aus den Händen u. s. f. — Vom Französischen ist auch schon die Rede gewesen; wir erwähnen hier also namentlich nur noch die Dativkonstruktion, wo sie vom Deutschen abweicht, und die damit verwandte des dans, z. B. Prendre la main, les bras à quelqu'un, Jem. bei der Hand nehmen. Puiser à la source, dans la bourse de quelqu'un, aus der Quelle, aus Jemandes Börse schöpfen. Il a volé cela dans tel livre, er hat es aus dem und dem Buch gestohlen [stehlen, c. Dat. von Personen zur Bezeichnung der persönlichen Beziehung; voler des phrases, des pensées à un auteur]. Il prit cela dans Cicéron, er nahm es aus dem Cicero. Cet oiseau mange dans ma main; boire dans le creux de la main, dans un verre; fumer dans une pipe. Il a pris (volé) l'argent dans ma poche u. s. w. Für dies (allerdings nicht persönlich, sondern rein örtlich zu fassende) dans vgl. man als Analogon im Deutschen: **in** der Zeitung lesen. Die weitere Behandlung dieses Falles gehört nicht hierher. — Doch werden wir, wenn auch nur andeutungsweise, noch zu erwähnen haben, daß im Lateinischen auch beim Passiv statt des Ablativs des Urhebers der Dativ der persönlichen Beziehung gebraucht wird. Barbarus hic ego sum quia non intelligor ulli. Quidquid in hac caussa mihi susceptum est etc. Sic dissimillimis bestiolis communiter cibus quaeritur u. s. w., so wird die Nahrung auf dieselbe Weise gesucht in Bezug auf die verschiedensten Thierchen. Namentlich aber Sätze tibi vitium fugiendum est, der Satz: das Laster ist zu fliehen, gilt dir, in Bezug auf dich.

Strelitz. **Dr. Sanders.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Göthe's Liebe und Liebesgedichte. Von Dr. J. A. O. L. Lehmann. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 1852. S. 454 und XII. 8.

Göthe's Sprache und ihr Geist. Von Dr. J. A. O. L. Lehmann. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 1852. S. 404 und XIV. 8.

Trotz der großen Anzahl der an Göthe und seine Werke sich anheftenden Schriften, fehlt es doch noch immer an tüchtigen, lebendige Einsicht mit umfassender und durchdringender Forschung vereinigenden Kräften, und nur zu häufig sehen wir mittelmäßige, aller Selbstständigkeit und alles wissenschaftlichen Werthes entbehrende Bücher gründlichen Arbeiten hindernd in den Weg treten, wie, um nur ein Beispiel anzuführen, eine mit unendlicher Sorgfalt gearbeitete Schrift des trefflichen A. Jung über die „Wanderjahre" seit langer Zeit vergebens eines muthigen Verlegers harrt. Je wichtiger aber die Förderung der Einsicht in das ganze Wesen, Wirken und Schaffen unseres größten Dichters in jeder Beziehung dem deutschen Volke sein muß, und je größer die Hindernisse erscheinen, welche leidiges Vorurtheil, schlaffe Gleichgültigkeit und die vielfache Zerstreuung anderer Lebensbezüge einer glücklich sich entwickelnden Götheliteratur entgegenstellen (man vergleiche nur die großartigen Bemühungen der Engländer für Shakspeare mit der unter den Händen unserer auf einen kleinen Kreis von Käufern angewiesenen Buchhändler mühsam sich hervorarbeitenden Götheliteratur), um so entschiedener muß die Kritik sich gegen jede besseren Arbeiten den Weg sperrende Mittelmäßigkeit erklären, unbekümmert um den Nothschrei der Getroffenen, die über Neid und anmaßende Rechthaberei klagen, wenn man ihnen den demantenen Schild der Wissenschaft entgegenhält. Wir sind weit entfernt, jenem perfiden Cliquenwesen das Wort zu reden, das mit boshafter Verunstaltung über alle literarischen Erscheinungen, die nicht auf eigenem Boden gewachsen sind, herzufallen sich verschworen hat, das ohne oder nach falschen, die Wahrheit verhöhnenden Erwägungsgründen sein im voraus feststehendes Verdammungsurtheil fällt; aber man verwechsle eine solche eigensüchtige Todtschlägerei nicht mit der Strenge der Wissenschaft, vor deren Richterstuhl nur das wahrhaft Gediegene, den Stand der Untersuchung wesentlich Fördernde Anerkennung finden kann, wogegen diese alle mit rascher Fingerfertigkeit sich breit machenden, oberflächlich hinstreifenden, das leicht Zugängliche prunkhaft benutzenden, jeder innerlichen Durchdringung fremden Bestrebungen unerbittlich verfolgen muß. Nur da, wo es gilt, eine begabte Natur bei ihrem ersten Versuche trotz mancher Unzulänglichkeiten willkommen zu heißen und auf dem betretenen Pfade zu ermuthigen, oder wo ein entschieden praktischer Zweck zu Grunde liegt, darf die Kritik von ihrer wissenschaftlichen Strenge etwas ablassen, weil sie hierdurch die Sache selbst zu fördern zuversichtlich hoffen kann.

Von den beiden oben angeführten Schriften des durch mehrere Programmabhandlungen den Freunden Göthe's rühmlich bekannten Verfassers scheint uns die erstere mehr aus einem praktischen Bedürfnisse hervorgegangen, und von diesem Standpunkte aus zu würdigen, wogegen die andere als ein erster wissenschaft-

licher Versuch auf einem bisher ganz unangebauten Felde freudig begrüßt werden muß. Betrachten wir zunächst die Behandlung von Göthe's Liebe und Liebesgedichten, so bemerkt Herr Director Lehmann, bei Erläuterung der Gedichte und bei der Erzählung des geschichtlichen Stoffes habe er einen Bildungsstandpunkt der Leser möglichst festzuhalten gesucht, wobei es auffallen muß, daß er gerade diesen Bildungszustand nicht näher bezeichnet hat. Aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir diesen in der Bildungsstufe der oberen Klassen unserer höheren Unterrichtsanstalten, so wie der Gebildeten überhaupt suchen, welches freilich im Grunde zwei verschiedene Standpunkte sind, wodurch denn auch ein gewisses Schwanken in die Behandlung gekommen, so daß dem einen dieses, dem andern jenes als unnütz erscheinen dürfte. Aber wollen wir gerecht sein, so möchte sich kaum eine schwierigere Aufgabe finden, als eine in jeder Beziehung genügende, von Weitschweifigkeit und Trockenheit sich gleich fern haltende, in sich vollendet abgeschlossene Erklärung lyrischer Gedichte. Hier genügt es keineswegs den Inhalt zu umschreiben, einige sprachliche und sonstige Erörterungen, nach zufälliger Auswahl oder wie sie sich eben darbieten, hinzuzufügen, auf diese oder jene Schönheit hinzudeuten, sondern das Gedicht muß lebhaft wiedergeboren, bis in seinen Grundkeim verfolgt, dessen Entwicklung aufgezeigt werden, wo sich denn die nöthigen Einzelerklärungen an passender Stelle einfügen, so daß die Erklärung selbst ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Wie wenige unserer bisherigen Erklärungen lyrischer Gedichte diesen Anforderungen entsprechen, bedarf keiner Bemerkung, und so würde es auch eine unbillige Forderung sein, wollten wir diesen Maßstab an die vorliegende Erklärung einer so großen Anzahl von Liebesgedichten legen, doch dürfen wir denselben nachrühmen, daß es an guten, treffenden und neuen Bemerkungen keineswegs fehlt, wie wir sie von dem geist- und gemüthvollen, in alter und neuer Literatur wohl bewanderten, mit der Geschichte unserer Sprache sehr vertrauten Verfasser wohl erwarten dürfen. Eine wiederholte Durcharbeitung würde freilich diesem Theile des Buches sehr zu Gute gekommen sein. Was die Aufnahme der einzelnen Liebesgedichte betrifft, so glaubt der Verfasser eher zu viel als zu wenig gegeben zu haben, wie man ihm jedenfalls beistimmen muß, da manche aus dramatischen Stücken genommene Lieder keineswegs in Göthe's Liebesleben begründet sind, und andere zur Aufnahme gelangt sind, in welchen sich nur eine sehr nebensächliche Hindeutung auf die Liebe findet. Freilich fehlt es auch nicht an solchen Gedichten, die man ungern vermißt oder die wenigstens mehr als andere wirklich aufgenommene an der Stelle sein würden.

Die Erklärung der Gedichte, welche ohne Zweifel in dieser Zusammenstellung manchem erwünscht sein wird, halten wir für den bedeutendsten Theil des Buches. Bei der Darstellung der Liebesverhältnisse ist Lehmann meist der Erzählung Göthe's selbst ohne durchgreifende Berücksichtigung sonstiger Untersuchungen gefolgt. Des Unterzeichneten „Frauenbilder" konnte er noch nicht benutzen. Das Verhältniß zu Frau von Stein ist kurz nach Schöll skizzirt, mit wörtlicher Anführung bedeutender Briefstellen, doch war der dritte Theil des Briefwechsels zur Zeit der Bearbeitung des Lehmann'schen Buches noch nicht erschienen, woher in Bezug auf die Lösung des Verhältnisses, worüber Schöll und Stahr zu ganz verschiedenen Ergebnissen gelangt sind, nur die vorläufigen, sehr allgemeinen Aeußerungen des erstern benutzt werden konnten. Ueber sonstige Neigungen des Dichters in der ersten Weimarer Periode giebt Lehmann uns sehr Ungenügendes, wie es kaum anders der Fall sein konnte, da hier noch so vieles im Dunkel ruht. Die Beziehung zu Corona Schröter scheint nicht nach Gebühr gewürdigt zu sein. Von noch größerer Bedeutung war, wenn wir nicht irren, ein bisher noch nirgendwo hervorgehobenes Verhältniß zu dem Hoffräulein von Waldnern, welches Frau von Stein begünstigt zu haben scheint. Auch andere Neigungen des Dichters, wie die zu der wundervoll reizenden Brauconi, hätten hier nicht unerwähnt bleiben sollen. Freilich harrt hier noch Alles zukünftiger Aufklärung, wodurch erst das ganze Herzensleben des Dichters zu Weimar in sein volles Licht gesetzt werden wird. Auch über frühere Versuche des Dichters, eine ebenbürtige Verbindung einzugehn, wird erst später Genaueres zu ermitteln sein, wo denn auch die in den „Zeitgenossen" mitgetheilte Nach-

richt, Göthe habe sich um die Hand von Schuckmann's zweiter Gattin vor deren Vermählung beworben, näherer Prüfung unterworfen werden muß. Aus späteren Jahren wird auch noch manches nachzutragen sein. Wir gedenken hier einer bisher noch ungedruckten, gewiß auf einem eigenen Lebensereignisse beruhenden erotischen Elegie, worüber Riemer's Bericht II, 623 f. auf einer Verwechslung zu beruhen scheint. Der Kanzler von Müller pflegte dieses Gedichtes immer mit höchster Bewunderung zu gedenken. Es ist dasselbe, welches Zacharias Werner meint, wenn er am 4. Juni 1809 in seinem Tagebuche schreibt (Schütz „Biographie und Charakteristik Werner's I, 153: Besuch bei Göthe (in Jena). — Göthe schenkt mir sein Lied auf das Bauermädchen." In Bezug auf Göthe's späteres Verhältniß zu Fräulein v. Lewezow zu Marienbad, das Viehoff noch immer zu bezweifeln scheint, giebt die Schrift über Grüner's Verbindung mit Göthe den sichersten Ausweis. Die „appetitliche Parthey", deren Zelter gedenkt, und in welcher Viehoff die Geliebte des Dichters vermuthet (III, 307), ist die spätere Gattin des bekannten Komponisten Bernhard Klein. Auf diese beziehen sich, wie ich aus sicherster Quelle erfahre, nur die Verse aus Marienbad:

> Du hattest längst mir's angethan,
> Doch jetzt gewahr' ich neues Leben;
> Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
> Wenn er uns einen Kuß gegeben,

die auch Zelter im Briefe vom 7. August 1823 im Auge hat; ein weiteres inniges Verhältniß zu Göthe fand keineswegs statt. Das Gedicht „Aeolsharfen" deutet Viehoff ohne Berechtigung auf die Geliebte zu Marienbad. Lehmann übergeht es mit Recht, da es sich nicht auf eine bestimmte Person zu beziehen scheint, doch hätten mit demselben Rechte auch manche andere Gedichte wegbleiben sollen.

Müssen wir nach dem eben Bemerkten die Behandlung der Liebesverhältnisse Göthe's bei Lehmann als lückenhaft und zum Theil ungenau bezeichnen, so zeigt sich doch in diesen Darstellungen überall eine schöne Kenntniß der reinen Menschenseele und ein tiefer Einblick in das Wesen unseres Dichters, wenn derselbe auch zuweilen über einseitig ungerechte, den Drang einer solchen zu lebendigem Einklang strebenden Natur nicht fassende Aeußerungen sich zu beklagen haben sollte. Zu den gelungensten Theilen des Buches gehört die zusammenfassende Einleitung S. 1—13, wogegen die Darstellung des Verhältnisses zu Christiane Vulpius am wenigsten zutrifft und den wahren Standpunkt ganz verrückt.

Wir haben die Lehmann'sche Schrift bisher im Allgemeinen zu charakterisiren gesucht. Daß es im Einzelnen an manchen neuen und treffenden Bemerkungen keineswegs fehlt, haben wir bereits hervorgehoben, aber bei dem ungeheuren Reichthum des Stoffes wäre es zu verwundern, wenn wir nicht bei vielen Punkten abweichender Ansicht wären, hier und dort etwas zu berichtigen oder zu vervollständigen fänden. Einiges dieser Art glauben wir hier im Vortheile der Sache, und um dem geehrten Verfasser den Antheil zu bezeugen, mit welchem wir seine Schrift aufgenommen, nicht übergehn zu dürfen, wobei wir uns gern bescheiden, oft nur unsere unmaßgebliche Ansicht auszusprechen.

Den eigentlichen Sinn des Liedes „die schöne Nacht" in seiner frühesten Gestalt (S. 34) hat Lehmann so wenig als seine Vorgänger erfaßt. Das Gedicht ist in dem epigrammatischen Sinne geschrieben, der sich mehrfach im Leipziger Liederbuche kund giebt. Der Dichter, von seiner Geliebten abgewiesen, äußert, indem er seinen Aerger sich selbst ausreden möchte, seine Freude darüber, jetzt aus der engen Hütte in die freie Natur hinauszutreten, wo die stille Nacht ihn so wunderbar anmuthet, ihn mit innigster Freude, ja Wollust erfüllt. Aber das wahre Gefühl seines Herzens läßt sich doch nicht künstlich zurückdämmen, und so bricht denn unwillkürlich das Geständniß hervor, wie es ihm doch so leid thue, daß er die Geliebte habe verlassen müssen, bei welcher eine Nacht zu genießen ihm über tausend solcher einsam schönen Himmelsnächte gehe. Daß hiernach das Ende durchaus sinnlich zu verstehn sei, ergiebt sich von selbst, und stimmt dies treffend zum Charakter mancher dieser Leipziger Lieder. — Die Pointe des „verschiedne Drohung", ursprünglich „das Schreien" überschriebenen Gedichtes (S. 36) liegt darin, daß

das Mädchen, welches früher Furcht vor den Liebkosungen des Geliebten aussprach, zuletzt unwillkürlich verräth, wie sehr sie ihn liebe, wonach denn auch die Berechtigung, dasselbe unter die epigrammatische Abtheilung aufzunehmen, nicht zweifelhaft sein durfte. — Das Gedicht „der Schmetterling", später „Schadenfreude" überschrieben (S. 37 f.), hätte wohl eine Erklärung verdient, die wir weder bei Lehmann noch bei Viehoff finden. Der Dichter denkt sich eben gestorben („nach den letzten Zügen"); in Schmetterlingsgestalt fliegt er an die Stelle seiner Lust und Freude, und er kann es nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit eines liebenden Mädchens auf sich zu ziehn, das mit dem Geliebten ihm nacheilt, um ihn zu erhaschen. Die Ueberschrift „Schadenfreude" trägt etwas ganz Fremdes hinein. — Eine Berechtigung, die beiden Gedichte „der Abschied" und „Rettung" (S. 44 ff.) in die Leipziger Zeit zu setzen, ist gar nicht gegeben. Das erstere, zuerst 1789, nicht wie Lehmann nach der Quartausgabe angiebt, 1806 gedruckt, fällt nach der „Chronologie" 1770—1771, und wir sehen keinen Grund, es vor die Sesenheimer Periode zu setzen, da der Name „Fränzchen" hier ganz willkürlich, wie anderswo „Lisette," „Therese" des Reimes wegen gewählt scheint. Ganz so verhält es sich mit dem Gedichte „Rettung", wo „Käthchen" als Reimwort auf „Mädchen" sich eingestellt hat. — Die Beziehung der beiden Briefe S. 48 ff. auf Friederike Oeser glauben wir in den „Frauenbildern" S. 4 f. aus triftigen Gründen abgewiesen zu haben.

Bei den durch Friederike veranlaßten Gedichten vermißt man ungern manche für das ganze Verhältniß sehr bezeichnende. In dem ersten der hier mitgetheilten scheint Lehmann die Worte: „Ist dir mein Wort nicht heilig und meine Ruh," nicht richtig zu fassen, die auf ein am vorigen Abend gegebenes Versprechen eines frühen Spazierganges bezogen werden müssen. Auch können wir die sonderbare Erklärung „Geschwister als Collectiv für Schwester (Olivie)," unmöglich billigen. An der humoristischen Schlußstrophe wird ohne Grund Anstoß genommen, da das Paradoxe hier gerade an der Stelle ist; auch wird übersehen, daß Göthe Friederiken nicht geradezu als „Muse," sondern als „die schönste seiner Musen" bezeichnet. Die Beziehung der drei Gedichte „An die Erwählte," „An die Entfernte," und „Jägers Abendlied" auf Friederiken, worin Lehmann ganz Viehoff folgt, ist mehr als zweifelhaft. Die Erklärung der beiden letztern ist besonders gelungen, doch steht ein genauerer Zusammenhang beider keineswegs zu behaupten, ja ihre Abfassung dürfte zu sehr verschiedenen Zeiten fallen, da ersteres den neunziger Jahren angehört, letzteres 1774 oder 1775 gedichtet sein möchte.

In den drei bei der Liebe zu Lotten behandelten Gedichten folgt Lehmann ganz unserer Erklärung. Wenn Viehoff bei den beiden ersten die Lesarten von Göthe's Werken mit dem Abdruck im Briefwechsel Merck's vergleicht, so entgeht ihm, daß bei der Herausgabe in den Werken keine andere Quelle als jener Briefwechsel zu Grunde lag, und die Abweichungen in den Werken nur auf Druckfehlern oder willkürlichen Aenderungen beruhen. Die Werke brachten beide Gedichte zuerst im sechszehnten Bande des Nachlasses, wo richtig versiegelte und dem liebenden gedruckt steht. Eine von Viehoff übersehene Variante ist im zweiten Verse das jedenfalls beizubehaltende „hüllen deinen Thurm um" statt „ein," was die Werke bieten. Auch darin, daß das Gedicht an „Lottchen" sich nicht auf die Wetzlarer Lotte beziehen kann, stimmt Lehmann mit anderen mir unbedenklich zu. Viehoff hat ganz neuerdings seine Deutung auf jene vertheidigt, allein seine Aufstellung, das Gedicht sei während des Dichters Anwesenheit im Hause des Geheimeraths von la Roche geschrieben, enthält eine reine Unmöglichkeit. Wie konnte Göthe damals vom „Getümmel mancher Freuden, mancher Sorgen, mancher Herzensnoth" sprechen, worin er sich eben befinde, wie konnte er Lotten durch die Erinnerung an eine solche unruhige Seelenlage zu beruhigen glauben? Und war eine solche Beruhigung nicht im vollkommensten Sinne in dem Lotte übersandten Gedichte „Morgenlied an Lila" gegeben, das sich wirklich im Briefwechsel Göthe's mit Lotten findet, wogegen dort von dem Gedichte „an Lottchen" keine Spur ist. Der Vers: „Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die beiden," deutet bestimmt auf eine Person hin, die zugleich mit Göthe sich des Umganges mit Lottchen erfreute, aber zur Zeit der Abfassung des Gedichtes in seiner Nähe sich befand. Endlich wider-

spricht der Schlußvers: „Den er Dir nun in Deiner Freundin giebt," ganz und gar der Viehoffschen Deutung; denn wie könnte der Dichter sagen, jetzt erst, nach seiner Entfernung, gebe ihm der Himmel den reinsten Segen in der Freundin, die schon lange die Vertraute ihres Herzens war. Meine, in der Vorrede zu den „Studien" S. VII. aufgestellte Vermuthung, hat Viehoff ganz übersehen.

Von den auf Lili bezüglichen Gedichten hat Lehmann das Lied „auf dem See" mit ganz besonderer Vorliebe nicht ohne Glück behandelt, doch scheint uns die Ergänzung des Seelenzustandes des Dichters nicht gelungen. Der Dichter fühlt sich auf dem See so frisch und munter, wie noch nie, wie es ihm auch auf der ganzen weiten Reise noch nicht gewesen; dieses seine Brust schwellende Gefühl macht sich gewaltsam in den abgebrochen eintretenden Worten Luft: „Und frische Nahrung, neues Blut" u. s. w. Die Erinnerung an seine unglückliche Liebe bemächtigt sich seiner erst später, im vollsten Lustgefühle der unendlich schönen Natur. Aeußerst gewagt ist die Beziehung der erst im Jahre 1815 gedruckten Verse „Blumenstrauß" auf Lili. Die Lieder aus „Erwin und Elmire" und „Claudine" gehören nur in sehr bedingter Weise hierher, wogegen man andere auf Lili bezügliche Verse vermißt. Sehr gelungen scheint uns die Erklärung des „Heidenrösleins." In Bezug auf den Refrain war wohl auf Uhland's Volkslieder I, 56 zu verweisen, wie zur Erklärung von morgenschön und bildschön.

Ueber die auf Frau von Stein bezüglichen Lieder erlauben wir uns hier, um für unsere Anzeige nicht einen gar zu großen Raum in Anspruch zu nehmen, nur zwei Bemerkungen. In dem Gedichte „an den Mond" (S. 196 ff.) ist die Deutung von „Gefild" auf das innere Seelenleben des Dichters ganz verfehlt. Der Mond, der eben Busch und Thal mit seinem Nebelglanz still erfüllt, breitet auch über die dem Dichter bekannten und lieben Fluren seinen lindernden, das unheimliche Dunkel freundlich erhellenden Blick, der auch seine Seele mit stiller Freude erfüllt, wie es des Freundes zutraulich theilnehmendes Auge zu thun pflegt. Bei den Versen „Für ewig" (S. 213) ist zu bemerken, daß sie ursprünglich zu den „Geheimnissen" gehörten, woher das „denn" sich nicht auf die Verse „Zwischen zweien Welten" beziehen kann. Vergl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 97 und meinen Aufsatz über die „Geheimnisse" im „Morgenblatt" 1852 Nro. 10. S. 223.

Bei den „Römischen Elegien" hat Lehmann den Versuch gemacht, eine fortschreitende, durch einen chronologischen Faden zusammengeknüpfte Erzählung nachzuweisen, deren kunstreiche Composition zu einem Ganzen darin bestehe, daß jedes einzelne Glied dieser Kette, jede Elegie, sowohl ein für sich geschlossenes, an sich verständliches Ganzes bilde, als auch einen nothwendigen oder doch wenigstens passenden Bestandtheil jener Kette der Zustände und Begebenheiten ausmache, worin aber manche Glieder bald hier bald da ausgelassen seien. „Mögen dem Dichter immerhin verschiedene Freundinnen und somit auch verschiedene Liebesverhältnisse bei Entstehung der Elegien vorgeschwebt haben, in der Ausführung und Darstellung kann und soll nur eine Freundin, nur ein Liebesverhältniß hervortreten, und somit die Verbindung aller Elegien als ein einheitliches, in sich abgerundetes Ganzes erscheinen." Allein dieser Ansicht stehen nicht allein die von Lehmann selbst hervorgehobenen, und, wie es uns scheint, nicht zu beseitigenden Schwierigkeiten entgegen, sondern auch manche andere. Die bedeutendste scheint uns in der dreizehnten Elegie zu liegen, wo der Dichter schildert, wie Amor ihm nach Rom gefolgt und ihn mit täuschenden Worten zur Liebe geleitet habe, was wenigstens mit der ersten Elegie in Widerspruch steht, wo er gleich am Anfang die Hoffnung ausspricht, daß ihn Amor's Tempel bald empfangen werde. Die Elegien scheinen uns nur einzelne Scenen Römischen Liebeslebens eines nordischen Künstlers zu schildern, wobei dem Dichter manche Verhältnisse seiner Bekannten, unter andern von Kniep vorschweben mochten; ihn selbst beglückte, als er diese Gedichte schrieb, das sinnlich heitere Verhältniß zu Christiane Vulpius, woher er die frischen Töne zu seiner Darstellung nahm. Daß ihn selbst eine derartige Liebe zu Rom erfreut habe, davon liegen keine Spuren vor, und doch würden uns solche nicht entgangen sein, da neugierige Klatschsucht den Dichter allerwärts umgab und es an Beobachtern seines Römischen

Lebens nicht fehlte. Die Leichtfertigkeit des Römischen Treibens bot ihm den reichsten Stoff dar. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die ursprüngliche Handschrift der „Elegien," obgleich der Dichter selbst sie einmal seinem Secretair Kräuter zum Verbrennen übergeben hatte, sich noch im Göthe'schen Archiv befindet. Sie ist sauber von des Dichters eigener Hand in Lateinischen Buchstaben geschrieben. Auf dem sogenannten Schmutztitel findet sich das Wort „Elegien" mit dem auch dem ersten Abdruck vorgesetzten Worte des Ovid:

Nos Venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Auf dem zweiten Blatte steht Erotica Romana, aber mit Bleistift durchstrichen, und statt dessen, ebenfalls mit Bleistift geschrieben: „Elegien. Rom 1788." Die Handschrift zeigt mehrfache Verbesserungen, die größtentheils in den ersten Abdruck übergegangen sind. Die erste Verbesserung findet sich gleich im ersten Pentameter, wo statt „regst" ursprünglich „rührst" stand. Die zweite Elegie, welche als vierte bezeichnet ist, begann früher:

Fraget, wen ihr auch wollt! Mich sollt ihr lange nicht sehen.

Die beiden bekanntlich aus Anstandsrücksichten beim Abdruck in Schillers „Horen" unterdrückten Elegien Nro. 2 und 3 sind in einer besondern Kapsel erhalten; in der ersten derselben ist von der französischen Krankheit, in der andern von Priapus die Rede, der verfängliche Stoff aber mit großer Feinheit, Geist und Geschmack behandelt. Für die Erklärung der Elegien war bisher gar nichts geschehen, woher Lehmann's Versuch, wenn er auch mehrfacher Berichtigung und Ergänzung bedarf, dankbare Anerkennung verdient. Wir fügen bloß einzelne Bemerkungen hinzu. Elegie VI. V. 11. ist die vom Dichter befolgte Interpunction der von Lehmann eingeführten entschieden vorzuziehn; die Verbindung ist anakoluthisch frei, aber kräftig bezeichnend. Die Bemerkung zu V. 14: „Falconieri, Falkenjäger, Falkner, Falkenier," ist irre führend. Falconieri ist jedenfalls Eigenname; die Deutung von Musculus auf einen Unterhändler des Kardinals Albani wird durch den Zusammenhang widerlegt. — Ohne Zweifel ist an einen höhern Geistlichen, einen Bischof oder Abt zu denken, die weiter unten durch „Rothstrumpf" bezeichnet werden, wogegen „Violetstrumpf" auf die Kardinäle deutet. In der siebenten Elegie scheint uns Lehmann den Sinn von V. 15—20 verfehlt zu haben, wenn er erklärt: „Meine jugendliche Begeisterung für das Alterthum und namentlich für die alte Kunst hat mich hierher geführt, meine glücklichen Verhältnisse und zufällige Umstände haben es möglich gemacht, meine begeisterungsvollen Wünsche zu erfüllen." Der Dichter weiß nicht zu sagen, wie er in den Olymp gekommen — denn dort glaubt er zu sein —; er vermuthet aber, daß Hebe und auch Fortuna ihn hereingeführt, da er sich so ganz verjüngt und glücklich fühlt, wie er es niemals gewesen. Am Schlusse hätte das Denkmal des Cestius, die bekannte Pyramide eines Cajus Cestius, an deren Fuß sich der Gottesacker der Protestanten zu Rom befindet, eher als vieles andere eine Bemerkung erfordert. Hier sollte durch eine wunderliche Fügung des Schicksals Göthe's Sohn seine Ruhestätte finden. Auch den Sinn der eilften Elegie wünschten wir bestimmter angegeben. Der Dichter weihet seine Elegien den Grazien, mit innigster Freude, da sie das Glück seiner Liebe ihm so rein widerspiegeln, und er vergleicht diese Freude mit der des Bildhauers, der die Ideale seines Geistes in hohen Gestalten verkörpert um sich schaut. Bei dem Schlusse der dreizehnten Elegie schwebt wohl der Anfang der dritten des ersten Buches des Properz vor. Höchst unglücklich war Lehmann beim Anfang der fünfzehnten Elegie, da ihm die Stelle des Spartian Hadrian. 16 entging, auf welche Göthe offenbar hindeutet: Floro poetae scribente ad se:

Ego nolo Caesar esse,
Ambulare per Britannos,
Scythicas pati pruinas,

rescripsit: Ego nolo Florus esse,
Ambulare per tabernas,
Latitare per popinas,
Culices pati rotundos.

Die sehr bekannte Stelle hat bereits Fuß in seiner Uebersetzung der Göthe'schen Elegien nachgewiesen, welche auch sonst manche treffende Nachweisungen bietet. In derselben Elegie ist in Betreff der Lesart Properz oder Horaz jetzt Göttling's Erklärung über den ganz unschuldigen Antheil zu vergleichen, den er an der Lesart „Properz" gehabt, in der Jenaer Programmabhandlung über zwei Oden des Horaz (1851). Vergl. Jahn's Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, Supplementband XVII, 611 f. Bei der „vierten Stunde" (Lehmann sagt irrig „Morgenstunde") war an die von Göthe selbst im Briefe aus Verona vom 17. September ausführlich erörterte Italienische Stundenrechnung zu erinnern. Vom 15. Mai bis Ende Juli ist die vierte Stunde ein Uhr nach Mitternacht, vom 1. August an halb ein, vom 15. August an Mitternacht, vom 1. September an $11^{1}/_{2}$ Uhr u. s. w. In der achtzehnten Elegie war „Schlangen und Gift" als Hendiadys zu bezeichnen, und an das bekannte latet anguis in herba, auch wohl an peius angui (vgl. die Erklärung zu Hor. epist. I, 17, 30) zu erinnern. Am Schlusse der neunzehnten Elegie schwebte ohne allen Zweifel der Horazische Vers vor: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. Bei der letzten Elegie hätte Lehmann nicht übersehen sollen, daß das Wort „Quiriten" im vorletzten Verse nur als Bezeichnung des Volkes überhaupt genommen werden darf, da der Dichter sich zu Rom denkt. Man vergleiche dazu den Schluß der achtzehnten Elegie:

> Gönnet, mir, o Quiriten, das Glück, und jedem gewähre
> Aller Güter der Welt erstes und letztes der Gott,

wo unter dem ersten und letzten Gute der Welt nicht sowohl treue Liebe, als der sichere Liebesgenuß zu verstehn ist.

Achtzehn Lieder giebt Lehmann unter der Ueberschrift: „Liebesgedichte von 1790 — 1806. Christiane Vulpius." Wir müssen gestehn, daß uns diese Zusammenfassung wenig passend scheint, wie wir auch die Auswahl nicht durchaus billigen können. Das glückliche Liebesverhältniß zu Christiane Vulpius begann 1788 und dürfte seinen Einfluß auf Göthe's Liebesdichtung sich nicht über die drei ersten Jahre hinaus erstreckt haben; die Verbindung mit Schiller rief auch in seiner lyrischen Dichtung frisches Frühlingsleben hervor, wo denn auch manche Liebeslieder erblühten. Unter den auf Christiane Vulpius bezüglichen oder doch unmittelbar aus dem Verhältnisse zu dieser hervorgegangenen Gedichten vermißt man gerade das bedeutendste, die „Morgenklagen," worüber man auch unsere „Freundesbilder" S. 210 vergleiche. Bei den seit der Verbindung mit Schiller entstandenen Liebesliedern darf man nicht überall Beziehungen auf bestimmte Liebesverhältnisse vermuthen, wie auch schon unter den früheren sich manche finden, welche rein dichterische Gebilde sind. Dies bemerken wir zunächst gegen Lehmann's Erklärung der Gedichte „Nachgefühl," „Abschied" und „am Flusse." Besondere Sorgfalt finden wir auf die Ballade von der schönen Müllerin verwandt. Die Ansicht, daß alle vier Balladen zu einem fortlaufenden Ganzen sich vereinigen sollen, wird durch den Briefwechsel mit Schiller vollkommen bestätigt, doch ist nicht zu leugnen, daß die späte Vollendung der dritten Ballade, welche nach Göthe's Tagebuch, wie wir aus zuverlässigster Quelle mittheilen können, auf den 16. Juni 1798 fällt, einige Abweichungen von der Darstellung der vierten veranlaßt hat. Wenn Viehoff meint, bei den beiden ersten und der vierten Ballade hätten dem Dichter ein Altenglisches, ein Altdeutsches und ein Spanisches Volkslied vorgelegen, so widerspricht dieser Ansicht die hierbei vorschwebende Briefstelle Göthe's geradezu. Schon am 31. August 1797 schreibt Göthe an Schiller, er sei unterwegs auf ein poetisches Genre gefallen, in welchem sie künftig mehr machen müßten. „Es sind Gespräche in Liedern. Wir haben in einer gewissen ältern Deutschen Zeit recht artige Sachen von dieser Art, und es läßt sich in dieser Form gar manches sagen; man muß nur erst hineinkommen, und dieser Art ihr Eigenthümliches abgewinnen. Ich habe so ein Gespräch zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und dem Mühlbach angefangen." Demnach ward „der Junggesell und der Mühlbach" zuerst konzipirt, aber man sieht deutlich, daß an ein bestimmt vorschwebendes Altdeutsches Volkslied nicht zu denken ist; Göthe dichtete bloß im Tone Altdeutscher Volkslieder, was ihm so vortrefflich gelang. Wenn er bald darauf, am 14. September, das Ge-

dicht „Der Edelknabe und die Müllerin. Altenglisch" mit dem Bemerken an Schiller übersendet, auf diesen kleinen Scherz als Introduktion würden noch drei Lieder in Deutscher, Französischer und Spanischer Art folgen, die zusammen einen kleinen Roman ausmachen sollen, so kann hier offenbar an bestimmte Volkslieder nicht gedacht werden, sondern es ist nur vom Tone, von der Art der Darstellung die Rede. Ja auch bei der dritten Ballade scheint ihm am Anfange die später benutzte Französische Ballade nicht vorgeschwebt zu haben, da die Bruchstücke einer früheren Bearbeitung, die Viehoff mit Recht im Briefe vom 5. November 1797 erkannte, wesentlich davon abgehen. Ueber die spätere Umbildung vergleiche man den Brief an Knebel vom 27. Juli, an Schiller vom 24. Juli 1798. Die Schlußstrophe, welche nach dem Französischen Original frei übersetzt ist, paßt wenig zu der sonstigen Darstellung des Junggesellen, aber ihr eigentlicher Sinn, womit Lehmann nicht fertig werden kann, liegt offen vor, besonders wenn man das Original vergleicht, welches die grisette der maitresse honnête entgegenstellt. — Auch der „Nachtgesang" ist von Lehmann S. 353 ff. mit entschiedener Vorliebe und schönem Gefühl behandelt worden, aber wir können der versuchten Deutung des Refrains: „Schlafe! was willst Du mehr?" unmöglich beistimmen: „Schlafe, was willst Du mehr, als bei diesem Bewußtsein (dessen, was die früheren Verse sagen), bei dieser Gewißheit sanft und ruhig schlummern?" Der Liebende betrachtet den stillen, ruhigen Schlummer der Geliebten als ihr höchstes, seliges Glück, das er nicht stören dürfe. In ihrer Nähe, unter dem nächtlichen Sternhimmel, fühlt er sich erhoben, aber es beschleicht ihn doch bald der Schmerz, daß er hier einsam in der Kühle stehen muß, und sie höchstens im Traume ihn hört; allein das Glück der Geliebten liegt ihm zu sehr am Herzen, als daß er ihr diese Ruhe nicht gönnen sollte. Das zu Grunde liegende Italienische Volkslied ist längst nachgewiesen; über die Quelle desselben vergleiche man die Allgemeine Monatsschrift 1853 S. 272.

In den dritten Abschnitt vom Jahre 1806 — 1832 ist mit Unrecht das Gedicht „Christel" aufgenommen, das bereits im Jahre 1776 im Aprilheft des „Merkur" erschien. Bei andern Gedichten vermißt man die Angabe der feststehenden Abfassungszeit. „März" ist am 5. März 1817 gedichtet, das „Schweizerlied," das kaum hierher gehört, 1811, „Frühling über's Jahr" am 15. Mai 1816 zu Jena, ohne Zweifel ohne irgend eine Beziehung auf seine drei Wochen später sterbende Gattin. Daß das Gedicht „Im Sommer" nicht von Göthe, sondern von J. G. Jacobi ist, habe ich längst nachgewiesen; seine Abfassungszeit fällt um 1776. Mit besonderer Vorliebe ist der Cyklus der Sonette behandelt, die wir neuerlich, mit Benutzung Lehmann's, auch von Viehoff erläutert finden. Auch hier versucht unser Verfasser einen durch alle Gedichte durchziehenden historischen Faden nachzuweisen, einen bestimmten Zusammenhang, dessen Grundton die Laune des Geliebten genannt werden könne und beziehungsreich auf Göthe's eigenes Leben hinzielen dürfte, wobei aber keineswegs vorausgesetzt werden soll, Göthe habe nur an eine Geliebte gedacht und ein Bruchstück seines Liebesverhältnisses zu ihr in chronologischer Reihenfolge liefern wollen. Allein wir glauben, daß bei einem solchen Versuche einzelnen Sonetten entschiedene Gewalt angethan werden müsse, und auch so wollen einige sich nicht fügen. Deshalb greift denn Lehmann selbst zu der Vermuthung, die in das Ganze weniger hineinpassenden Sonette, als welche er Nro. 5. 6. 11. 13 — 15 bezeichnet, seien später entstanden, und unter die frühern eingeschaltet, wobei es aber auffallend scheinen muß, daß Göthe die in der frühern Zusammenstellung wirklich beabsichtigte Einheit so ungeschickt gestört haben sollte.

Daß die Charade, Sonett 17, auf Fräulein Mina Herzlieb zu Jena sich beziehe, ist bereits von Schäfer aus guter Quelle berichtet worden. Lehmann, der die Auflösung „Herz Liebe, Herzliebste, Herzliebchen" giebt, war diese persönliche Deutung unbekannt. Viehoff erhielt die richtige Deutung durch Varnhagen von Ense, scheint derselben aber nicht recht zu trauen. Um jeden Zweifel an der Richtigkeit dieser Angabe zu heben, theilen wir nach Göthe's und Riemer's Tagebüchern, aus denen Auszüge vor uns liegen, Folgendes mit. Am 29. November (adventus domine) 1807 kam Göthe nach Jena, wo er in größerer Gesellschaft bei Frommann speiste, und gerade damals dürfte Mina Herzlieb einen besondern Eindruck auf

ihn geübt haben. Am 2. Dezember traf Zacharias Werner in Jena ein, wo er am folgenden Tage seine Sonette vorlas. Sieben Tage später las Göthe mit Mina Herzlieb Sonette von A. W. Schlegel bei Frommann. Am folgenden Morgen, wo er lang im Bette blieb, war er mit eigenen Sonetten beschäftigt. Am Abend wurden wieder Sonette von A. W. Schlegel gelesen, am 11., wo Göthe ebenfalls mit eigenen Sonetten beschäftigt war, kamen solche von Gries und Klinger zur Lesung. Am 16. trug Werner sein Charadensonett auf Mina Herzlieb vor, dem Göthe am 17. mit dem seinigen folgte. Hiernach kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Sonette „Epoche" und „Charade" auf die genannte Dame sich beziehen, und dasselbe steht von dem Sonett „Christgeschenk" zu vermuthen. Eine Anzahl von Sonetten hat Bettina bekanntlich als ihr Eigenthum in Anspruch genommen, so daß dieselben bloße metrische Uebersetzungen Göthe's seien, nämlich Nro. 7 — 10; aber bei der großen Willkür, mit welcher Bettine in dem Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde mit Ort, Zeit und Verhältnissen umspringt, verdient diese Angabe an sich wenig Glauben. Auch die Veranlassung zu Nro. 1 und 4—6 sollen Bettinens Briefe dem Dichter geboten haben, was gleichfalls wenig glaublich, wenn man auch annehmen will, zu Nro. 4, welches Sonett nach der Quartausgabe am 6. Dezember 1807 gedichtet ist, habe eine tolle Exzentrizität Bettinens Veranlassung gegeben. Auf die so schwierige Erklärung des Einzelnen können wir hier nicht eingehen, sondern müssen uns auf wenige Bemerkungen beschränken. Im ersten Sonett ist der durch einen Felssturz zu einem See eingedämmte Strom ein Abbild des muthig vordringenden männlichen Geistes, der sich durch den unwiderstehlichen Reiz eines weiblichen Wesens wundervoll gefesselt fühlt. Die Oreas ist hier nicht ein „waldiger Fels," wie Lehmann erklärt, sondern die Bergnymphe, die aus Liebe zum Flusse herabspringt, der aber Berg und Wald im wilden Sturme folgen; sie dient nur zur schönen dichterischen Ausführung des Bildes. Eine bestimmte Beziehung auf den Dichter, und besonders auf sein Alter, im Gegensatz zu Bettinens Jugend, woran Viehoff denkt, liegt ganz fern. Bei Sonett 5 ist nicht an höhern, fürstlichen Stand zu denken, sondern an die wundervolle Hoheit, in welcher das in voller Würde erblühte Weib dem Mann entgegentritt; sie scheint ihm so erhaben, daß er nur eines flüchtigen Blickes von ihr gewürdigt zu werden glaubt. Zu Sonett 11 lesen wir die auch von Viehoff unbedenklich benutzte Bemerkung: „Die Lacrimassen beziehen sich auf die damals in der Literatur herrschende manirirte und affectirte Sonettenmanier." Offenbar deutet der Dichter auf die dramatische Ausgeburt der Romantik, den „Lacrimas" von Wilhelm von Schütz, den A. W. Schlegel 1802 herausgegeben hatte. Bei der Einleitung zu den Sonetten vermissen wir die nöthigen Bemerkungen über Göthe's Anwendung dieser Kunstform, wie sie bei Viehoff in ausreichender Weise sich finden.

Woher die Verse „Aug' um Ohr" (S. 429) genommen seien, hätte wohl einer Nachweisung bedurft. Hinter der Ueberschrift „Frühling über's Jahr" sucht Lehmann ohne Grund einen tiefern Sinn; sie steht in Beziehung zu den vorhergehenden „April," „Mai," „Juni" überschriebenen Gedichten, und deutet auf den nächstfolgenden Frühling hin. Ueber die wunderliche erste Fassung des Gedichtes „Gefunden," die unter der Ueberschrift „Im Vorübergehn" ebenfalls in die Werke übergegangen, ist Lehmann nicht zur Klarheit gekommen. Ohne Zweifel ist die letzte Strophe, in welcher bei Lehmann ein Vers ausgefallen, der Anfang einer neuen Bearbeitung des noch unvollendeten Gedichtes, die aber damals nicht weiter gedieh.

Wir schließen hiermit unsere flüchtigen Einzelbemerkungen, bei welchen wir größtentheils dem verehrten Verfasser entgegentreten oder ihn vervollständigen mußten. Daß es aber an vielen treffenden, ihm eigenthümlichen oder passend benutzten Bemerkungen nicht fehle, glauben wir hier im Allgemeinen wiederholt aussprechen zu müssen. Möge Herr Lehmann bei einer zweiten Auflage auch der Fassung der Erklärungen mehr Aufmerksamkeit zuwenden, und würden wir es sehr gern sehn, wenn er in diesem Falle auch der oft störenden wörtlichen Anführung fremder Deutungen sich enthielte, und überall in selbständiger, völlig abgerundeter Darstellung seine Erklärung darböte. Auch für derartige Erklärungen wünschen wir eine möglichst

einheitlich gehaltene, von einem Geiste belebte, anmuthig ansprechende, wenn auch keineswegs in Blümeleien sich zerstreuende, sondern knapp an den Gegenstand sich anschließende Darstellung.

Einen viel bedeutendern wissenschaftlichen Werth müssen wir dem zweiten Werke Lehmann's, der Schrift über Göthe's Sprache und ihren Geist zuerkennen, einer treufleißigen, auf den umfassendsten Studien und der gründlichsten Kenntniß unserer Muttersprache beruhenden Arbeit, in welcher die Ergebnisse fünfzehnjähriger Forschung in ansprechender Form niedergelegt sind, wenn letztere auch durch übermäßigen Gebrauch stets wiederkehrender, in Jean Paul'scher Weise ausgeführter, bei den nüchternen grammatischen Verhältnissen oft etwas wunderlicher Bilder einen ungehörigen, dem Ernste der Wissenschaft Eintrag thuenden Anstrich erhält. Der Verfasser, durch seine Schrift über den allgemeinen Mechanismus des Periodenbaues längst als scharfsinniger, ein- und umsichtiger Grammatiker bekannt, nennt sein Werk einen ersten Versuch, welcher bei dem Mangel aller Vorarbeiten und fremden Stützen um so anspruchsloser auftrete. Wer je im Falle gewesen, größere Göthe'sche Werke allseitig zu erklären, wird das Bedürfniß einer gründlichen Arbeit über die Sprache des Dichters im höchsten Maße empfunden haben, da er sich genöthigt gesehen, die unentbehrlichen Zusammenstellungen selbst zu machen (wie der Unterzeichnete manches dieser Art in seiner vom Verfasser nicht berücksichtigten Erklärung des „Faust" geben mußte), und um so mehr wird er sich Herrn Lehmann zu Dank verpflichtet fühlen, der die Lösung dieser höchst schwierigen Aufgabe so gründlich angebahnt hat. „Der einzig richtige Hauptweg, auf welchem der gründliche Sprachforscher zur umfassenden Anschauung und Durchdringung des Feldes der Syntax unserer lieben Muttersprache gelangen kann," bemerkt der Verfasser in der Vorrede, „zieht sich mit allen seinen Seitenwegen und Nebenpfaden durch das Schriftstellergebiet aller Heroen unserer Literatur. Daher liegt die Idee nicht fern, historisch empirisch jedes dieser Schriftstellergebiete in syntaktischer Hinsicht zu durchforschen. Diese Idee hat neuerdings der Frankfurtische Gelehrtenverein für Deutsche Sprache in's Leben gerufen, indem er, überzeugt, daß eines Mannes Kraft und Thätigkeit diese herkulische Arbeit nicht bewältigen könne, die Freunde der Deutschen Sprache auffordert, theilweise mit beizutragen zur Erreichung jenes Zieles durch spezielle Untersuchungen über die Sprache einzelner Heroen, damit die auf solche Weise gewonnenen einzelnen Materialien eine Zusammenstellung und Anordnung zu einem harmonischen Ganzen begründen können. Einen kleinen Beitrag zu dergleichen Materialien und somit zu einer historischen Grammatik wünsche ich in meinem Versuche darzubieten." Daneben aber schwebte ihm ein anderer, in die Bildung unserer gegenwärtigen Sprache eingreifender praktischer Zweck vor; da nämlich Göthe bei seiner ausgezeichneten Originalität nicht selten aus dem Freien in's Willkürliche, aus dem Regelrechten in's Regellose hinübergesprungen sei, und sein Talent oft ohne klares Bewußtsein von organischen Sprachgesetzen zu frei schalten und walten gelassen, die Fehler der Göthe'schen Sprache aber mehr Nachahmer als ihre unerreichbaren Vorzüge gefunden, ja manche derselben in übermäßigster Weise Eingang gefunden, so hielt er es für eine besondere Pflicht, vor solchen Verirrungen des Sprachgebrauchs nachdrücklich zu warnen. Proben seiner Behandlung hatte der Verfasser bereits in zwei Schulprogrammen gegeben, und die verdiente Anerkennung, welche diesen Arbeiten zu Theil geworden, ermuthigte ihn zur Ausführung des vollständigen Werkes.

Betrachten wir zunächst die Gliederung des Ganzen, so zerfällt die Schrift in fünf Abtheilungen. Die erste behandelt unter der Ueberschrift „Klarheit, Einfachheit und Gewandtheit" in drei Abschnitten die Partizipial- und Relativkonstruktionen, nebst dem Periodenbau, besonders in Bezug auf Abstufung der Nebensätze. Unter der zweiten Abtheilung „Kürze im Ausdruck" werden ganz kurz Zusammensetzungen und Ableitungen, die Adverbia vor Adjektiven und Adverbien, Partizipial- und Relativkonstruktionen, der Satz- und Periodenbau aufgeführt, darauf aber die Auslassungen und Abkürzungen einzelner Wörter ausführlicher abgehandelt. Die Bildung einfacher und zusammengesetzter Substantiva, Adjektiva, Verba und Adverbia bespricht die dritte „Wortreichthum" überschriebene Abtheilung. In einer

besondern Abtheilung werden dann Göthe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke besprochen. Da aber der Verfasser bei seinem grammatischen Studium des Dichters sich viele mehr oder weniger bedeutende Einzelnheiten angemerkt hatte, die sich nicht unter allgemeinere Gesichtspunkte bringen ließen (?) und den vorangegangenen Abtheilungen nicht einverleibt werden konnten, „falls nicht die schon an sich große Anzahl der Anmerkungen und Exkursionen noch lästiger werden sollte," er aber auch diese gewiß manchen nicht unwillkommenen Zusammenstellungen nicht gerne wieder fallen oder unbemerkt liegen lassen mochte, so bietet er diese als „Einzelnheiten" in loser und lockerer, ja ganz willkürlicher Verbindung in einer fünften Abtheilung dar.

Man bemerkt auf den ersten Blick, daß diese Anordnung auf den Namen einer wissenschaftlichen nicht den geringsten Anspruch hat. Mag es immer gestattet sein, Göthe's Sprache unter den Gesichtspunkten der Klarheit, der Einfachheit, der Gewandtheit, der Kürze u. s. w. zu betrachten, so darf doch eine vollständige Erörterung derselben keineswegs von solchen Betrachtungen ausgehn, muß vielmehr der Sprachbildung von ihren ersten Elementen bis zu ihrer höchsten Entwicklung im Periodenbau mit steter Aufmerksamkeit auf das einzelnste folgen. Auch treten die Mängel dieser Anordnung nicht allein darin zu Tage, daß er am Ende einen nirgendwo unterzubringenden Ueberschuß in den Händen behält, manches wird in Folge derselben völlig übergangen, vieles mehrfach, unter verschiedenen Rubriken behandelt, anderes ganz willkürlich unterschoben. Wäre der Verfasser von der Wortbildung und Wortbiegung ausgegangen, hätte sich darauf zur Bedeutung und Anwendung der Formen gewandt, der sogenannten Bedeutungslehre, wäre dann zur Ausbildung des Satzes bis zur entwickeltsten Periode fortgeschritten, so würden nicht bloß die einzelnen Erörterungen an ihrer natürlichen Stelle hervorgetreten, sondern alle Wiederholungen und die manchen jetzt sehr empfindlichen Lücken vermieden worden sein. In einer übersichtlichen Erörterung hätten dann schließlich die Hauptvorzüge der Göthe'schen Sprache, gestützt auf die vorangegangene Ausführung, leicht und klar behandelt werden können. Hier oder im Abschnitt von der Wortbildung war auch der Reinheit der Sprache und des Gebrauches der Fremdwörter zu gedenken, worüber wir bei Lehmann gar nichts finden. Höchst anziehend würde es gewesen sein, hier den Nachweis zu liefern, wie der Dichter die Fremdwörter später möglichst zu verbannen gesucht. So hat er z. B. aus seinem „Wilhelm Meister" schon in der zweiten Ausgabe eine ganze Masse von Fremdwörtern getilgt, während andere durch reinen Zufall stehn geblieben sind. Nicht ohne Bedeutung wäre es gewesen, hiermit das Verfahren anderer Schriftsteller zu vergleichen, z. B. von A. W. von Schlegel, dessen Aenderungen in der Ausgabe von Böcking zu belehrender Vergleichung vollständig vorliegen. Herr Lehmann scheint ursprünglich nur einzelne Abhandlungen über Göthe's Sprache sich vorgesetzt und auf diese besonders sein Studium der Werke des Dichters hingewandt zu haben, ohne die Aufzeichnung anderer Eigenthümlichkeiten zu vernachlässigen; von diesen Abhandlungen arbeitete er einzelne vollständig aus, und er konnte, als er den Gedanken an eine vollständige Behandlung des Gegenstandes faßte, sich nicht entschließen, diese, wie es sein Zweck erforderte, wieder aufzulösen und das Betreffende an seiner Stelle einzuordnen. Da er hauptsächlich die syntaktischen Verhältnisse im Auge hatte, so ist die Betrachtung der Formen nur unzureichend ausgefallen, wobei auch der Umstand in mancher Beziehung hemmend entgegentrat, daß der Verfasser sich nur auf die Ausgabe letzter Hand bezog, während das Studium der frühern Ausgaben sein Urtheil mannigfach berichtigt und zu anziehenden Ergebnissen geführt haben würde, wie weiter unten an ein paar Beispielen gezeigt werden soll.

Begleiten wir nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen unsern Verfasser durch sein reichhaltiges wie höchst belehrendes Werk, so können wir hier unmöglich auf alle Einzelnheiten eingehn, müssen uns vielmehr auf die Hervorhebung weniger Stellen beschränken, in welchen wir abweichender Ansicht sind; auf alles Gelungene hinzuweisen gestattet uns der Raum eben so wenig, als überall mit unseren Bedenken hervorzutreten. In der Einleitung, in welcher wir weniger Anführungen fremder Urtheile gewünscht hätten, wird der Charakter von Göthe's Sprache in den ver-

schiedenen Werken meist treffend charakterisirt; nur scheint es uns verfehlt, wenn des ersten Theils des „Faust," der größtentheils der frisch genialen Zeit Göthe's angehört, erst in Verbindung mit „Wilhelm Meister" gedacht, und letzterer dem „Egmont" vorangestellt wird, da doch erst die im „Egmont" errungene Meisterschaft des Stiles in der Bearbeitung des „Wilhelm Meister" zur frischesten Anwendung gedieh, wie die wundervolle Klarheit, Ruhe und Anmuth, welche ihm zuerst in „Iphigenia" gelang, im „Tasso" zur freiesten Entfaltung gelangte. Sehr ungern vermißt man die Anführung der „Metamorphose der Pflanzen," worin Göthe's wissenschaftliche Sprache am reinsten und frischesten sich ausprägt. Auch die musterhafte Sprache der „Farbenlehre" hätte bestimmter hervorgehoben, auf die auch in stilistischer Hinsicht meisterhaften Darstellungen an vielen Stellen der „Geschichte der Farbenlehre" wie auch auf die lebendige Frische und feine Leichtigkeit der Literatur und Kunst betreffenden Aufsätze hingewiesen werden sollen, bei denen nur höchst selten einzelne Wendungen an die Eigenheiten des Alters erinnern.

Bei der sehr lehrreichen Behandlung der Partizipialkonstruktionen scheint uns Lehmann die grammatische Strenge zu weit getrieben, und der freiern anakoluthischen Redeweise, wie der in den alten Sprachen so weit gehenden, auch bei uns nicht zu verleugnenden Verbindung *κατὰ σύνεσιν* nicht genug Rechnung getragen zu haben. In den Worten des zweiten Theiles des „Faust:" „Erst kniend laß die treue Widmung dir gefallen," ist die Rede anakoluthisch, da dem Dichter eigentlich der Gedanke vorschwebte „will ich dir meine Widmung bringen," wofür er aber eine andere Redewendung wählte; keineswegs bezieht sich kniend, wie Lehmann (S. 35) will, auf einen ausgelassenen Dativ oder Genitiv mir, meiner. Viel auffallender ist, wie Lehmann S. 39 Note in den Worten „den wir so warm erfleht" das offenbare Adverbium warm als Adjektiv fassen und auf das vorhergehende Frühlingsregen beziehen konnte. Auch vermögen wir nicht beizustimmen, wenn er S. 43 im „Tasso" in den Worten: „Es sollen unsre Frauen Vom ersten Eichenlaub am schönsten Morgen Geflochten dir sie um die Stirne legen," die Stellung des Partizipiums „geflochten" für jedenfalls unrichtig erklärt, da man beim ersten Lesen wirklich versucht sei, das Partizipium geflochten komischer Weise auf Frauen zu beziehen: dieses würde freilich stattfinden, wenn nicht aus dem Vorhergehenden das Wort „Bürgerkrone" als Gedankensubjekt lebhaft vorschwebte, wogegen jetzt von einer Zweideutigkeit nicht entfernt die Rede sein kann. Die Stelle der „Iphigenie:" „Neidisch sehen sie des Vaters Liebe zu dem ersten Sohn Aus einem andern Bette wachsend an" wird von Lehmann S. 48 irrig bezogen, da aus einem andern Bette wachsend nicht zu Liebe, sondern zu Sohn gehört, also als Dativ aufzufassen ist. S. 52 werden irrig anvertraut und versammelt als Genitive gefaßt; ersteres bezieht sich auf den Akkusativ das Geheimniß, letzteres auf den Dativ den Reihen. Auch die anderen für den Genitiv angeführten Stellen müssen anders erklärt werden; B. 31, 271 ist offenbar eine starke Anakoluthie anzunehmen. In der S. 54 besprochenen Stelle „leserlich angenehm, obschon flüchtig geschrieben" leitet obschon keineswegs das auch zu angenehm gehörende Partizipium ein.

Noch stärker als bei den Partizipien tritt die grammatische Strenge Lehmann's bei den Relativkonstruktionen zu Tage. So glaubt er sogar bei Göthe die Verbindungen:

> Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
> Erstarren in dem irdischen Gewühle. —
> Die ich rief, die Geister
> Werd' ich nun nicht los,

nicht billigen zu dürfen. Offenbar tritt hier der Relativsatz voran, um den Gegensatz zum Hauptsatze schärfer hervortreten zu lassen. Die Bedenken, wie diese Stellen zu fassen seien, scheinen uns völlig unbegründet; die Relativsätze sind vorgeschoben, wie in dem bekannten Platen'schen: „So nimm von uns, die du verdienst, die Krone," und glauben wir eine solche freie Bewegung unserer Sprache nicht versagen zu dürfen. In gleicher Weise scheint es uns unbedenklich, wenn der Dichter einen substantivischen Relativsatz ohne Weiteres als Subjekt oder Objekt faßt. Mit

Recht dagegen wird die vielfache Verwechslung der relativischen Fügewörter bei Göthe getadelt, in deren Gebrauch er sich nicht gleich geblieben ist. Bei dem Gebrauche des Relativums welches statt was hinter ganzen Sätzen scheint ihn der Wohlklang zunächst bestimmt zu haben, da in dieser Stellung was ihm zu leicht und tonlos schien. Besonders auffällig ist dieser Gebrauch von welches im dritten Buch von „Wahrheit und Dichtung," wo wir ihn sechsmal in kurzen Zwischenräumen finden. Mit Unrecht aber scheint uns Lehmann die Relativsätze zu beanstanden, welche die Adversativpartikel aber enthalten; denn wir sehen nicht, weshalb adversative Sätze nicht die innige Verbindung mit dem Hauptsatze eingehen sollen, die das Relativverhältniß begründet. W. von Humboldt hat treffend ausgeführt, wie das Wesen des Relativums darin besteht, daß es zugleich an den Hauptsatz gleichsam rückgreifend anknüpft, und als regierender oder regierter Kasus des Nebensatzes dient, und er hat darauf hingewiesen, wie die Sprache nur auf ihrer höchsten Stufe der Formentwicklung zum Relativpronomen gelangte. Höchst bezeichnend ist nun die bedeutende Ausdehnung und Ausbildung der Relativgefüge, dieser geistreichsten Sprachformung bei unserm vom richtigsten Sinne geleiteten Dichter. Weshalb die innig anschließende Verbindung des Relativsatzes die nähere Bezeichnung des Verhältnisses zwischen Haupt- und Nebensatz ausschließen solle, ist schwer einzusehen. Eben so wenig ist dagegen einzuwenden, wenn ein zweitheiliger, antithetischer Satz relativisch verbunden wird, wie in der von Lehmann angeführten Periode: „Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume oder eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, welches sie zwar jeder Zeit mit guter Art annahm —, allein ich sah u. s. w." Hier ist der ganze zweitheilige Satz „sie nahm dies jederzeit — an, allein ich sah u. s. w." durch welches relativisch mit dem Hauptsatz verbunden, wenn auch das in welches steckende Pronomen ohne Beziehung zu dem adversativen Satze steht; denn das Relativum enthält neben der pronominellen Bedeutung auch eine konjunktive. Die weitere Behauptung Lehmann's, das Relativum verknüpfe im Deutschen gar zu eng und zu speziell, als daß es eine ganze Periode an die vorhergehende anschließen könne, scheint uns im Allgemeinen nicht haltbar, wenn wir auch diesen Gebrauch nicht ganz unbeschränkt zulassen möchten. Nach dem eben über das Wesen der Relativsätze Bemerkten können wir auch keineswegs mit unserm Verfasser (S. 109 ff.) die Konstruktion verdammen, wo in einem zweitheiligen Relativsatze das Relativ, wie er sich ausdrückt, durch ein persönliches Pronomen oder dessen Possessivum ersetzt wird. Daß der zweite Relativsatz keine relative Einleitung für sich hat, schadet durchaus nichts, da die im Relativ steckende konjunktive Kraft sich auch auf den zweiten, an der pronominellen Bedeutung desselben keinen Antheil habenden Satz erstreckt. Die Verwerfung aller derartigen Verbindungen würde der Freiheit und Gewandtheit unserer Sprache den wesentlichsten Eintrag thun, ja auch die Bedeutsamkeit würde hierunter leiden. Wenn Göthe an Lavater schreibt: „Daß uns ein Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen und in ihm dich bespiegeln kannst," so hätte er freilich statt in ihm leicht worin setzen können, aber damit wäre die Andeutung der engen Zusammengehörigkeit der beiden mit in das eingeleiteten Sätze verschwunden. Bedenklicher würde der Fall sein, wo aus dem Relativ zum zweiten Satz dasselbe in einem andern Kasus zu ergänzen ist, aber selbst Lehmann wagt diese Verbindung nicht für undeutsch zu erklären, wenn er sie gleich nicht für empfehlenswerth hält. Uebrigens rechnet derselbe sehr viele Beispiele hierher, die zu dem frühern Falle gehören, wie z. B. in der Stelle: „Es gehörten die Höfe unter die Gegenstände, worüber er gern zu scherzen pflegte, auch wohl gerne sah, wenn man ihm etwas entgegensetzte," vor auch wohl keineswegs ein wobei zu ergänzen, oder in der Beschreibung: „Dann gingen wir in die Sixtinische Kapelle, die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohl erleuchtet fanden," nicht deren Gemälde zu verstehen ist, vielmehr bildet hier die zweite Hälfte des Satzes die ausführende Ergänzung zur ersten. Aber es giebt auch Fälle, wo der zweite Theil des relativisch angeknüpften Satzes eine weitere Fortführung des ersten enthält und von so großer Bedeutsamkeit ist, daß er dem Hauptsatze an Werth gleich kommt. Hier könnte der Schriftsteller diesen zweiten Theil als einen zweiten, auf den ersten bezüglichen

Relativsatz anfügen, wodurch aber die Rede schwerfälliger, und die Bedeutsamkeit des Satzes noch weniger durch die gewählte Form hervortreten würde. Aber der zweite Theil des Relativsatzes könnte auch als selbständig neben dem Hauptsatze auftreten, wobei aber die Andeutung der innigen Verbindung zwischen beiden Theilen des Relativsatzes verloren gehen würde. Um den bezeichneten Nachtheilen auszuweichen, treten beide Theile des Relativsatzes als gleichstufig neben einander, doch so daß der Hauptton auf den zweiten Theil fällt, während der erste zwischen diesen und den Hauptsatz als nebensächlich eingeschoben wird. Man mag dies eine Art Attraktion nennen, und die Verbindung für nicht streng logisch erklären, aber die Grammatik kann eine so leicht gewandte und durch den Redeton treffend bezeichnende Ausdrucksweise unmöglich, wie Lehmann will, als ein „sinn- und formentstellendes Un- und Giftkraut" ausrotten lassen, sondern muß sich derselben um so mehr annehmen, je leichter unsere Sprache in den entgegengesetzten Fehler starrer Eintönigkeit und regelrechter Steifheit verfällt. Göthe konnte wohl schreiben: „Sie war immer um die Gräfin, die sie mit ihren Affenpossen unterhielt, wofür sie täglich etwas geschenkt bekam", oder „und sie bekam dafür täglich etwas geschenkt". Wie viel bedeutsamer und leichter tritt aber der letztere Satz hervor, in der an den Relativsatz lose anknüpfenden Form, „und dafür täglich etwas geschenkt bekam". Uebrigens gehört ein großer Theil der von Lehmann S. 132 ff. hierher bezogenen Fälle gar nicht in diese Kategorie, wie z. B.: „Die Gesellschaft bestand aus jungen, ziemlich lärmenden Freunden, die ein alter Herr noch zu überbieten trachtete **und** noch wunderlicheres Zeug angab, als sie ausführten." Die Verbindung: „Hier ist nun der Freund, der die hübschen Verse gemacht hat, und die ihr ihm nicht zutrauen wollt", hat Lehmann S. 144 mit Recht für unzulässig erklärt, aber das **und** muß hier auf einem bloßen, vermuthlich durch eine Korrektur veranlaßten Versehen der Abschrift beruhen, und ist einfach zu streichen. Ein der relativischen Koordination eines Hauptgedankens ganz entgegengesetzter Fall wird S. 148 ff. behandelt. Zuweilen ist nämlich der zweite Theil des Relativsatzes dem Schriftsteller so bedeutend, daß er, zur schärfern Hervorhebung desselben, die angefangene Relativstruktur verläßt und in die Form eines Hauptsatzes überspringt, eine Freiheit, die an sich eben so wenig verworfen werden darf, als der Uebergang aus der indirekten Rede in die direkte.

Wir übergehen den dritten Abschnitt über den Periodenbau, der doch trotz aller Versuche kein rechtes Bild von Göthe's Eigenthümlichkeit giebt, um einige Bemerkungen über die zweite, die Kürze behandelnde Abtheilung hinzuzufügen. Bei der Auslassung der persönlichen Pronomina nimmt Lehmann an der Auslassung des **ich** Anstoß in den Worten: „Da ich viel allein verbleibe, Pflege weniges zu sagen". Wenn er aber eine solche Auslassung am Anfange des vortretenden Hauptsatzes billigt, so dürfte dieselbe hier, wo im Nebensatze das „ich" ausgedrückt ist, noch eher gestattet sein. In der Aeußerung des Mephistopheles gegen den Kaiser: „Den Weg allein wüßt' allenfalls zu finden", möchte das ausgelassene **ich** die unterthänige Devotion bezeichnen. Mit Recht dagegen wird die Auslassung an den beiden andern Stellen für hart erklärt. Bei der Auslassung des Artikels hätte bemerkt werden sollen, daß diese in den frühesten Schriften, vor allem in den erstern Ausgaben des „Götz" und „Werther", besonders häufig, und aus provinzieller Gewöhnung hervorgegangen ist; im höhern Alter kehrte die jugendliche Angewöhnung zurück. In den späteren Ausgaben ist meist der Artikel beigefügt worden. Sehr anziehend würde eine Darlegung des Einflusses sein, den der heimische Dialekt auf Göthe's Sprache geübt. S. 213 werden unter den falschen oder wenigstens zweifelhaften Auslassungen der Deklinationsendung mit Unrecht aufgeführt **sein gelb und rothes Kleid, ein schwarz und goldnes Band**, von denen das erstere S. 320 gebilligt wird. Die Deklinationsendung wäre hier ganz falsch, da **gelb und roth, schwarz und golden** als Zusammensetzungen zu betrachten sind, bei denen man freilich das **und** gern entbehren würde.

In der Abtheilung „Wortreichthum" S. 218 ff. wäre doch eine größere Sichtung des Göthe wirklich Eigenthümlichen, wozu z. B. **Hungerleider, lederweich, dusselig, gewältigen** u. a. nicht gehören, und eine genauere Klassifizirung, eine

Scheidung der gelungenen Neubildungen von den weniger nachahmungswerthen oder ganz verfehlten, zu wünschen gewesen, wodurch derartige Sammlungen erst ihren wahren Werth gewinnen. So wäre bei den Worten Bedeutenheit (vgl. B. 46, 10), Unbedeutenheit die falsche Analogie der Bildung hervorzuheben gewesen, da man eigentlich Bedeutendheit sagen müßte. Das Schwanken bei den zusammengesetzten Wörtern zwischen den Formen mit und ohne s oder n zeigt sich auch in den verschiedenen Ausgaben, wo z. B. Liebebedürfniß statt Liebesbedürfniß, Bauernhaus, Bauernmädchen statt Bauerhaus, Bauermädchen hergestellt ist, wogegen Romanfiguren statt Romanenfiguren. Auffallend ist es, wie Lehmann S. 232 f. von einem Wegfallen des n oder en des Infinitivs sprechen kann, als ob bei der Komposition des Infinitiv nicht der Stamm des Verbums eintrete, wie die steifleinenen Gönner des Rechnenunterrichts, der Zeichnenstunde und ähnlicher Mißbildungen sich in den Kopf gesetzt haben. Schwimmlust ist ein ganz richtig gebildetes Wort: in Werdelust, Wagespiel hat sich keineswegs das e des Infinitivs erhalten, sondern es ist der Vokal des Wohllauts wegen eingeschoben. Das Wort Gegenständlichkeit wird irrig unter den zusammengesetzten Wörtern angeführt; es gehört seiner Bildung nach unter die Ableitungen.

Die vierte Abtheilung, über Göthe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke, enthält manche treffende Bemerkungen, nur hat der Verfasser, gleichsam angesteckt von Göthe's Behaglichkeit, sich hier oft zu behaglich breit ergangen, und wir finden ihn gegen unsern großen Dichter nicht immer ganz gerecht. So trifft das, was von Göthe's Diplomatie gesagt wird, gar nicht zu. Daß Göthe sich, um nicht zu verletzen, höflicher Redensarten bediente, daß er auf die Titulaturen oft über Gebühr sah, das ist kein Ausfluß der Diplomatie, sondern der gewöhnlichen Höflichkeit und einer mit dem Alter zunehmenden Förmlichkeit. Den Bemerkungen über Göthe's Behaglichkeit vermögen wir ebenfalls nicht beizustimmen. Freilich liebt das Alter eine gewisse Ruhe und ist am wenigsten zum Kampfe mit äußern widerwärtigen Verhältnissen gerüstet, aber ein eigentliches Behagen, das sich am ruhigen Genusse des Gewonnenen erfreut, war Göthe stets fremd; er blieb immer ein Strebender, ein Vorwärtsdringender, wenn er auch nur demjenigen nachtrachtete, dessen Erreichung er auf dem Wege ruhigen Forschens, zweckmäßig geleiteter Thätigkeit sicher erwarten durfte. Göthe durfte wohl von sich sagen, daß er, wie sehr ihn auch äußere Verhältnisse begünstigten, stets ein „Kämpfer" gewesen, dem nichts ferner lag als behaglicher, selbstzufriedener Genuß. Auch können wir den Gebrauch der Wörter Behagen, behaglich, Behaglichkeit bei Göthe kaum für charakteristisch und übermäßig finden, da er diese nur dort anwendet, wo sie die Erzählung oder der auszusprechende Gedanke wirklich fordert. Richtiger sind die Bemerkungen über den von besonderer Vorliebe zeugenden Gebrauch der Endung lich und die Verbindung adjektivischer Adverbien mit Adjektiven oder Adverbien. Bei den letzteren ist manches, was zum stärksten gehört, übergangen, wie Thebaisch-junges Volk, Französisch-ländlicher Zustand, körperlich-ritterliche Uebungen, ein Weimarisch-lithographisches Heft, lebensanfänglich Jüngern. Vgl. meinen Faustkommentar II, 408. In §. 110 scheint uns Hr. Lehmann doch etwas zu pedantisch streng zu sein, da der Genius der Sprache zu enge Fesseln nicht duldet. Einladungsschrift zur Feier dürfte auch dann nicht verwerflich sein, wenn man auch seinen sonstigen strengen Grundsätzen folgen will; denn so gut man sagen kann Schrift, Gedicht, Verse zur Feier, wird man auch sich des Ausdrucks Einladungsschrift zur Feier bedienen können, ohne zur Feier von Einladung abhängig zu denken. Noch weniger anstößig dürfte das weitere Beispiel Bezugnahme auf mein Schreiben sein, da Bezug nehmen (gleich sich beziehen) schon außer der Zusammensetzung als ein Begriff gefaßt wird. Wenn eine Französische Stunde nicht gestattet sein soll, so werden wir auch nicht von Französischer Geschichte, noch weniger von Französischer Literaturgeschichte sprechen dürfen. S. 322 hätte zu goldengolden klein-kleiner Knabe verglichen werden sollen. Auch war an die ähnlichen Verdoppelungen zu erinnern, deren wir bei Lehmann nirgends gedacht finden: „Liebt' ich dich als Kleine, Kleine" (2, 237) „Zu drei schönen,

schönen Frauenzimmerchen" (24, 79), „Und mache nur, wenn's zu toll wird, große, große Augen" (28, 18), „Durch lange, lange einsame Thäler" (28, 182). Ganz ähnlich finden sich die Adverbia verdoppelt, so langsam, langsam, eilig eilig, stille stille (22, 196. 23, 187. 27, 20. 28, 219. 34, 18. 35, 62.). Von besonderer Art ist der Ausdruck, „ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich gleich und gleich" (28, 58). Zu den aus mehr als drei Stammwörtern zusammengesetzten Dekomposita vgl. man meinen Faustkommentar II, 240, Note 3. 411. Die Bemerkungen S. 338 ff. über einige Lieblingsausdrücke Göthe's möchten doch etwas zu weit gehn, wie wir es z. B. gar nicht zugeben können, daß er hüben und drüben besonders geliebt, da er dieses vielmehr nur da brauchte, wo es an seiner Stelle bezeichnend ist. Am ungerechtesten finden wir die S. 340 bei Gelegenheit der vorgeblichen Lieblingsausdrücke unseres Dichters: gehn lassen und gewähren lassen geäußerte Bemerkung: „Ewig Schade, daß solch ein Genius wie Göthe bei heiligen Interessen der Menschheit wenn auch nur den Schein eines Indifferentismus in seinem Leben nicht vermieden hat! Würde er auch den Schein vermieden haben, wie hätte sich auf's segensreichste sein bedeutender Einfluß auf die ganze Menschheit potenziren können." Selten hat wohl ein Mensch alle seine Kräfte zu dem seiner Natur bestimmten Gesammtwirken, zu kräftig thätigem Erstreben des für ihn Erreichbaren so mächtig angespannt, so aus seinem innersten Wesen herausgewirkt, als Göthe, und wenn er von manchen Bestrebungen, zu deren wirklicher Förderung er nichts beitragen konnte, sich fern hielt, so müssen wir hierin eine der glücklichsten Eigenschaften seiner Natur freudig anerkennen, die das ihr nicht Gemäße mit sicherstem Gefühle ausschied, um so ungehinderter sich entwickeln, sich in ihrer Weise ganz ausleben und in dem ihr angewiesenen Kreise das Höchste erreichen zu können. Göthe durfte und mußte vieles von sich ablehnen, sonst würde er keine so einstimmig in sich zusammengeschlossene Natur gewesen sein.

Wir wenden uns endlich zu den in der fünften Abtheilung behandelten Einzelheiten. Hier zeigt gleich der erste Paragraph, wie wichtig, ja unentbehrlich die Vergleichung der ältern Ausgaben für die Beurtheilung von Göthes Sprache ist. Unter der Ueberschrift: Reines Herzens, reinen Herzen, wird hier der Gebrauch der schwachen und starken Formen beim Genitiv des Adjektivs behandelt, und dabei bemerkt, Göthe schwanke hier außerordentlich, nur vor Muth wähle er immer die starke Form, wofür denn eine Reihe von Beispielen zeugen soll; aber fast in allen diesen Beispielen haben die ältern Ausgaben die schwache Form, und nur in der Ausgabe letzter Hand ist die starke eingeführt, jedoch später mit Recht wieder getilgt worden. Ganz so verhält es sich mit den darauf unter Nr. 1 angeführten Beispielen der starken Form. Aus dem neunten Bande, der „Iphigenie", „Tasso" und die „natürliche Tochter" enthält, zählt Lehmann siebenzehn Stellen auf, wo die starke Form sich finde, ohne zu ahnen, daß an allen diesen Stellen erst die Ausgabe letzter Hand die starke Form hineingebracht hat, in allen früheren Ausgaben, wie auch wieder in der vierzigbändigen die schwachen Formen stehen. Die Ausgabe letzter Hand suchte, wahrscheinlich auf Riemer's Vorschlag, in diesen Fällen überall die starke Form herzustellen, ohne aber diesen Grundsatz in der Wirklichkeit gleichmäßig durchzuführen. Daß Göthe selbst später noch immer die schwache Form wählte, dürfte man aus dem zweiten Theile des „Faust" unbedenklich schließen dürfen. Aehnliches ist beim folgenden Paragraph zu bemerken. In den „Lehrjahren" lesen wir jetzt mehrfach von alle dem, in alle seinem Thun u. ä., wo die älteste Ausgabe allem hat, nur einmal steht zu all diesem statt allem. Uebrigens hätte Lehmann bemerken sollen, daß die Form alle nicht bloß im Dativ, sondern auch im Nominativ sich findet, wie alle der Aufwand (37, 20), alle dieses Unwesen (53, 103). In den früheren Ausgaben findet sich allem diesen, wie allem jenen, allem meinen Sinnen statt diesem, jenem, meinem, wie hier auch ein zweites Adjektiv im Dativ in der schwachen Form erscheint, wie auf altem abgetrockneten Meeresgrund, mit röthlichem, weißgebrannten Stein, ja sogar weder nach Wahrem noch Falschen. Lehmann, der S. 340 Note ein zufällig stehen gebliebenes Beispiel dieser Art erwähnt, hat keine Ahnung von der durchgängigen Annahme dieses Sprachgebrauches in den früheren Ausgaben. Eben so wenig ist ihm bekannt, daß

die von ihm S. 350 Note erwähnte Form sahe statt sah in den früheren Ausgaben sich allerwärts findet, und vor Vokalen sah', und letzteres hat sich zum Theil noch erhalten. Aehnlich verhält es sich mit der Gift, das Göthe in den späteren Ausgaben in das Gift verändert hat, und meist wider seinen Willen ist es an einzelnen Stellen stehen geblieben, wie in „Cellini", wo früher durchweg der Gift stand, das nur an ein paar Stellen sich der bessernden Hand entzogen hat. An vielen Stellen, wo jetzt die Periode steht, boten die früheren Ausgaben der Periode. Aehnlich verhält es sich mit die Hausflur, der Nelkenflor, das Ereigniß, wofür früher der Hausflur, die Nelkenflor, die Ereigniß standen. Vgl. B. 24, 12. 55. 19, 226. Zuweilen hat sich in demselben Werke dasselbe Wort in verschiedenen Geschlechtern erhalten, wie in „Wahrheit und Dichtung" der und die Geschwulst (25, 183. 198), in den „Wanderjahren" der und das Bündel (B. 18, 13. 177). In den „Wahlverwandtschaften" steht noch der Heft (17, 238), während in den „Wanderjahren" das jetzt gebräuchliche das Heft sich findet (23, 41). — Zu S. 356 bemerken wir, daß das parasynthetische größtmöglich uns keineswegs streng verwerflich scheint, wogegen freilich größtmöglichst nicht zu billigen sein dürfte, noch weniger baldmöglichst. — S. 361 lesen wir, Göthe gehöre zu denjenigen, die schon früher das t in weitläuftig lieber auswarfen. Dies ist irrig; in den früheren Ausgaben herrscht weitläuftig durchweg, das wir z. B. noch in der ersten Ausgabe von „Wahrheit und Dichtung" finden, und der Dichter liebte auch noch später diese in der Ausgabe letzter Hand meistentheils getilgte Form. — S. 363 wird mit Unrecht die Struktur getadelt in der Stelle der „Lehrjahre": Der Oheim habe sich durch den Arzt überzeugen lassen, daß wenn man an der Erziehung des Menschen etwas thun wolle, müsse man sehen, wohin seine Neigungen und Wünsche gehen." Lehmann übersieht, daß Göthe die übellautende Eintönigkeit, wenn man etwas thun wolle, man sehen müsse, vermeiden wollte. Auch scheint uns die Anakoluthie dadurch gerechtfertigt, daß ohne das einleitende daß die Verbindung der Sätze nicht klar hervortreten würde. Gleich darauf treffen wir auf ein offenbares Mißverständniß; denn in der S. 365 angeführten Stelle: „Der himmlische Friede theilt sich noch jetzt einem jeden mit, der die ersten zehn Gesänge (des „Messias") liest, ohne die Forderung bei sich laut werden zu lassen", muß der Satz mit ohne nothwendig auf den Relativsatz bezogen werden, während Lehmann ihn mit dem Hauptsatze verbindet. In dem kurz vorher angeführten Beispiele 35, 151 wird man Lehmann's Anstoß leicht dadurch beseitigen können, daß man den Satz mit um auf das vorhergehende daß ich ein Haus nöthig hätte bezieht. Aber unser Verfasser scheint uns hier überhaupt zu fest an dem grammatisch strengen Gesetze zu halten, und dem freier verbindenden Gedanken zu wenig Raum zu geben. Bei den falschen Stellungen S. 366 ff. hätte noch manches zur Sprache gebracht werden sollen, z. B. die in den früheren Werken Göthe's, wie auch bei anderen Schriftstellern ganz geläufige Stellung so ein großes Vergnügen, so ein dummmer Streich, gar ein angenehmer Eindruck, ganz in einem andern Fache, die damals ganze bekehrte Welt. (vgl. meinen Faustkommentar II, 407), die Umstellung eines nicht, wie: Ich getraute mir den Mund nicht weiter aufzuthun", „Wir wagen es nicht näher zu bezeichnen", auch („Auch durch ihn kamen wir diesmal vom Flecke", statt „durch ihn kamen wir auch"), nur („Ich hatte es aber nur eigentlich unternommen"), schon („Schon also ergötzte," statt „also ergötzte schon"). Auch die Trennung des Genitiv von dem regierenden Substantivum hätte eine eingehende Erörterung verdient. So lesen wir in der „Campagne in Frankreich": „Von dem Strome mit fortgerissen der unaufhaltsam eilenden Flüchtlinge", in den „Vorträgen über Osteologie": Die Entschiedenheit ist es seiner Theile", ja in den Gedichten zu Tischbein's Idyllen: „So des Lebens zu genießen, Einsamkeit ist höchstes Gut". — Bei den Inkonsequenzen beim Umlaut war zu bemerken, daß die ältern Ausgaben an vielen Stellen, wo wir jetzt schlürfen, schlüpfen, rücken, drücken lesen, die Form ohne den Umlaut hatten. Ergetzen schrieb Göthe in der ersten Ausgabe der Werke, später ergötzen, doch in der Ausgabe letzter Hand ward wieder ergetzen eingeführt; Göthe's früheste Briefe bieten ergötzen. — Zu den nicht gehörig gesichteten und

geordneten Notizen über die Interpunktion von Göthe's Werken tragen wir die Aeußerung des Dichters selbst in den Briefen an Schultz nach (S. 310), wo er in Betreff der Ausgabe letzter Hand sagt: „Eben so wäre die Interpunktion mit Milde zu behandeln, und allenfalls nur die überflüssigen Unterscheidungszeichen, die zu jenen Zeiten im Schwange waren, auszulöschen." Am reinsten dürfte sich Göthe's Schreibung und Interpunktion wohl aus der ersten Ausgabe seiner Werke ergeben, an der er selbst viel thätigern und selbständigern Antheil genommen, als an den nachfolgenden. Ueber seine Scheu vor dem Selbstschreiben, dessen Mechanismus ihn störte, vgl. meine „Freundesbilder" S. 215 Note 3. — Zu §. 144 bemerken wir, daß jetzt an manchen Stellen Trotz sich findet, wo früher Trutz stand, wie auch statt ohngefähr, ohngeachtet, in der Ausgabe letzter Hand ungefähr, ungeachtet eingeführt ist, ja einmal sogar unmächtig irrig statt ohnmächtig. Die Formen religios, ominos ꝛc. standen früher nicht allein als Adverbia, sondern auch in adjektivischer Bedeutung. Die Bemerkungen über die harte Ausstoßung von Vokalen sind sehr ungenügend. Hier hätte auch des Ausfalls von e in goldne, eigne, Gefangne, andrer, unsre u. ä. gedacht werden sollen, so wie der in den Ausgaben hierbei herrschenden Verschiedenheit. Das e am Ende der Wörter, wie Thür, Empfang (Dativ) u. a., ist in den neueren Ausgaben meist weggefallen. S. 390 wäre auch der abweichenden Formen stund und stand, hub und hob, schwur und schwor u. a. in den verschiedenen Ausgaben zu erwähnen gewesen. Zu §. 148 fügen wir hinzu: „Keine Nation hat noch zu keiner Zeit das Vorrecht erhalten" (46, 362). Vgl. meinen Faustkommentar I, 295 Note 1. 324 Note 2. Die Verbindung des wegen mit dem Dativ findet sich an manchen Stellen in späteren Ausgaben geändert, wie in den „Lehrjahren", 19, 163, wo früher wegen ungünstigem Winde stand. — S. 393 hätte auch an die Redeweisen „es sollen Schläge regnen", Faustkommentar I, 260. II, 405), „es sollten und mußten Pfänder gespielt werden" (19, 279) erinnert werden sollen. B. 33, 93 stand ursprünglich: „Müssen es hier Menschen geben". Von dem bei Göthe weit verbreiteten Gebrauche, nach einem Kollektivum das Verbum im Plural zu setzen, wie in der Stelle aus der „Campagne in Frankreich": „Eine Unzahl durch einander hin und wieder blinkender Bajonette bezeichneten die lebhafteste Bewegung", erinnern wir uns bei Lehmann nicht der geringsten Erwähnung. Umgekehrt steht oft nach mehreren vorhergegangenen Subjekten das diese als Einheit zusammenfassende Verbum im Singular, wie 24, 30: „Eine durch Erbauung so vieler Buden innerhalb der Stadt in weniger Zeit entstehende neue Stadt, das Wogen und Treiben, das Abladen und Auspacken der Waaren, erregte" u. s. w., wo man ein vor das Verbum tretendes alles dieses oder etwas ähnliches erwartete. 24, 129 f.: „Die Torten, Biskuitkuchen, Marzipane, der süße Wein übte die größte Wirkung auf die Kinder aus." Unter den Anakoluthien waren Fälle, wie folgender anzuführen (25, 51): „Nicht groß von Gestalt, zierlich aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner (ursprünglich stand hier der Akkusativ einen feinen) Mund, alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth". Aehnliche absolute Nominative, auch Akkusative, hat Göthe sich mehrfach erlaubt. Die freilich nicht zu vertheidigende Struktur 22, 155 hat Lehmann durch Herausreißen aus dem Zusammenhange irrig aufgefaßt. Die Stelle lautet vollständig: „Als nun der Aufseher nach der Ursache einer gewissen Verlegenheit und Zerstreuung fragte, und dagegen vernahm, daß es dem Sohne gelte: lassen Sie es nur, sagte er zur Beruhigung des Vaters, er ist unverloren; damit sie aber sehen, wie wir die Unsrigen zusammenhalten, stieß er in einem Pfeifchen, das an seinem Busen hing, in dem Augenblicke antwortete es dutzendweise von allen Seiten." Hier sollte eigentlich nach zusammenhalten ein die abgebrochene Rede als solche bezeichnender Gedankenstrich stehn; denn offenbar ist zu verbinden „sagte er — stieß er", so daß wir hier zwei Nachsätze haben, an die sich, wunderlich genug, noch ein dritter anschließt. Aber die Stelle gehört auch einer der spätesten und ungefügesten Einschiebungen in die „Wanderjahre" an.

Wir haben schon bisher bei Gelegenheit dieser höchst ungeordnet zusammen-

gestellten Einzelnheiten manche Punkte hervorgehoben, deren Erwähnung man in Lehmann's Schrift vergebens sucht. Unter den vielen sonstigen Mängeln dieser Art heben wir nur ein paar bedeutende hervor. Besonders vermißt haben wir eine ausführliche Erörterung über den Gebrauch der starken und schwachen Formen, die freilich erst bei Vergleichung der früheren Ausgaben wahrhaft fruchtbringend sein konnten. Wir haben schon in unserm Faustkommentar II, 404 darauf aufmerksam gemacht, daß in der ersten Ausgabe von Göthe's Werken sich noch regelmäßig diese lange Stunden, die nähere Umstände, die schändliche Verbindungen, die Himmlische (als Plural) u. ä. findet; erst später sind hier die schwachen Formen eingetreten, doch haben sich auch jetzt noch an manchen Stellen zufällig die starken erhalten. Ganz in derselben Weise schrieb Göthe früher, noch in der ersten Ausgabe der „Lehrjahre," wie auch von „Wahrheit und Dichtung": unsre neue Bekannten, jene verlorne Zeiten, alle unangenehme Empfindungen, keine günstige Gesinnungen. Im Genitiv scheint der Dichter früher die schwache Form vorgezogen zu haben. So lesen wir in „Wahrheit und Dichtung" in der ersten Ausgabe mehrerer kleinen Fürsten, zweier himmelhohen Thürme, so vieler würdigen Gegenstände, wo jetzt die starken Formen stehn, während freilich umgekehrt in den „Lehrjahren" die frühere Lesart so vieler edler Krieger in edlen verändert ist. Alles was unsere Grammatiker über Göthe's Sprachgebrauch in dieser Beziehung bemerken, beruht auf der in dieser Hinsicht ganz bedeutungslosen Ausgabe letzter Hand; die unumgängliche Vergleichung der ältern Ausgaben führt erst zur Kenntniß des unserm Dichter eigenthümlichen Sprachgebrauches, der später meist nach fremder Willkür abgeändert wurde. Aehnlich verhält es sich mit dem Singular, wo die spätern Ausgaben meist das sprachrichtige r getilgt haben, wie ein jeder fremde Zuhörer statt fremder, unser gute Vater statt guter. Auch die Behandlung der Eigennamen verdient die genaueste auf Vergleichung der verschiedenen Ausgaben beruhende Untersuchung, die z. B. bei den „Lehrjahren" zu den anziehendsten Ergebnissen führt. Die bisherigen Ansichten über die Biegung der Eigennamen bei Göthe werden hierdurch eine wesentliche Umgestaltung erleiden.

Doch genug der Ausstellungen, welche den Werth der auf so tüchtigen Studien und scharfer grammatischer Einsicht beruhenden Schrift des aller Ehre werthen Verfasser keineswegs schmälern, sondern unsererseits einen kleinen Beitrag zur Lösung einer so höchst schwierigen Aufgabe liefern und auf die Seiten hindeuten sollten, nach welchen Herr Lehmann bei der weitern Verfolgung dieses ersten Versuches seine besondere Aufmerksamkeit hinzuwenden haben dürfte. Durch so manche treffliche Ausführung und Zusammenstellung finden wir uns dem vielbegabten Verfasser zu wärmstem Danke verpflichtet, und hoffen wir ihm noch häufig auf diesem Felde zu begegnen, wo so mancher Kranz der Ehre noch zu gewinnen ist, aber auch hier gilt das Wort des guten alten Hesiod:

Τῆς ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν.

H. Düntzer.

Deutsche Klassiker. Stuttgart und Leipzig, 1853.

Die deutschen Klassiker, zu deren wohlfeiler Ausgabe die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart mit der Göschen'schen in Leipzig sich vereinigt hat, zerfallen — nach Abrechnung Pyrker's, der überhaupt darunter gehört, wie Saul unter die Propheten, — in zwei Kategorien: in die als klassisch bekannten und in die als klassisch genannten. Schiller, Göthe, Platen, Lenau und noch Lessing sind nicht bloß klassische Namen, ihre Werke werden auch von dem größern Publikum oft und viel zur Hand genommen; Klopstock, Wieland und Thümmel dagegen sind nach einem witzigen Ausspruch die hochgestellten unter unsern Klassikern, sie nehmen bei ihren Besitzern das oberste Fach des Bücherschranks ein. Und

zwar trifft Klopstock dies Loos nicht etwa erst in der neuesten Zeit; schon vor hundert Jahren ließ Lessing seine Sinngedichte an den Leser sprechen:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn Jeder lesen? — Nein. —
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein. —

Nach der im buchhändlerischen Interesse getroffenen Anordnung, daß aus dieser Sammlung „einzelne Autoren nicht abgegeben werden," wird freilich auch die Kategorie der als klassisch fast nur noch genannten Schriftsteller ihre Käufer finden; ob aber dadurch die Leser z. B. der Messiade nachhaltig werden gemehrt werden, bezweifeln wir. Jedenfalls wäre nicht bloß Pyrker, sondern auch Klopstock, Wieland und Thümmel von dem Publikum in dieser Sammlung weniger vermißt worden, als es jetzt mit Recht unser Uhland wird.

Soviel über den Kreis der aufgenommenen Autoren: nun über die Ausgabe selber. Die äußere Ausstattung verdient namentlich bei dem billigen Preis von 4 Sgr. für die Lieferung von durchschnittlich 10 Bogen Lob; gegen die innere Anordnung dagegen läßt sich mit Recht Manches erinnern. So z. B. ersehen wir gleich aus der ersten Lieferung, daß für Göthe's sämmtliche Werke uns die sogenannte „vollständige, neugeordnete Ausgabe" in 40 Bänden geboten wird, die aber in mancher Beziehung eher eine ungeordnete zu heißen verdiente, da sie Einzelnes und hin und wieder selbst ganze Abschnitte doppelt enthält. So finden sich z. B. die „Sprüche" Bd. III. p. 37 — 44 ohne Ausnahme und zwar in derselben Reihenfolge noch einmal in dem „Buch der Sprüche" Bd. IV. p. 62 — 69, nur daß dieses am Anfang noch einen und am Schluß noch drei Sprüche mehr hat (der letzte steht freilich auch III. p. 115 noch einmal). — Man begreift ferner schwer, weshalb die von dem Dichter Ottiliens Tagebuch in den Wahlverwandtschaften einverleibten Maximen und Sentenzen (XV. 180 und 195 ff.) noch einmal als fünfte Abtheilung der Sprüche in Prosa abgedruckt sind (III. p. 210 — 217; nur die letzten beiden Sprüche sind keine Wiederholung). Daß Erwin und Elmire und andere Stücke uns doppelt geboten werden, wie sie der Dichter zu verschiedenen Zeiten verschieden bearbeitet, ist freilich ganz in der Ordnung; aber wenn uns nun dasselbe Lied schon zweimal mitgetheilt wird (VIII. 105 und XXXIV. 229), so hätte es, zumal es sich auch noch ein drittes Mal in Wahrheit und Dichtung findet (XXII. 390), füglich nicht noch zum vierten Mal unter den Liedern seine Stelle finden sollen (I. p. 50). — Eher wollen wir uns im ersten Band die Abtheilung „Aus Wilhelm Meister" gefallen lassen, da man gern in diesen Liedern die Gestalten des Romans noch einmal dem Geist vorüberschweben läßt; nur hätte jedenfalls Mignons Lied, das jetzt die Balladen (?!) eröffnet, dieser Abtheilung eingereiht werden müssen. Den König von Thule würden wir, obgleich er uns in Faust wieder begegnet, ungern unter den Balladen vermissen; denn allein, für sich betrachtet, ist das herrliche Gedicht eben eine reine Ballade, während es dort in Gretchens Munde einen lyrischen, liederartigen Charakter annimmt. So behauptet auch der Erlkönig, obgleich er in das Singspiel „die Fischerin" aufgenommen ist, mit Recht seine Stelle unter den Balladen; dagegen gehört das Lied (!) vom Veilchen aus Erwin und Elmire (VIII. 92 und XXXIV. 223) gewiß nicht in diese Abtheilung (I. 143). — Das folgende Gedicht „vom untreuen Knaben" aus Claudine von Villa Bella (VIII. p. 48 und XXXIV. 279) ist seinem Charakter nach freilich eine Ballade, gehörte aber doch bei seinem abgebrochenen Schluß nicht unter die selbständigen Gedichte (Vergl. zu Göthe XXII. 218. H. Düntzer, Faust I. 283).

Vergleicht man übrigens solche mehrmals an verschiedenen Stellen abgedruckte Piecen, so erkennt man leicht, wie nachlässig die Redaction dieser Ausgabe besorgt ist. So findet sich z. B. in der Ausgabe von 1840 in dem zuletzt erwähnten Gedicht gleich in der ersten Zeile genug als Reim zu jung (Bd. I. 144 und VIII. 48), obgleich XXII. 218 und XXXIV. 279 das richtige genung steht. In der uns vorliegenden ersten Lieferung der neuen Ausgabe ist dieser Fehler verbessert, wie denn auch Str. 3, Z. 6. hinter donnert ein Komma beigefügt, dagegen

Str. 4, Z. 3. das Komma zu Ende gelöscht ist. — Aber damit hätten die Verbesserungen nicht aufhören sollen; wir sprechen hier natürlich nicht von den abweichenden Lesarten der ältern und der neuern Bearbeitung, die auf Rechnung des Dichters kommen (jene hat Str. 2, Z. 1. arme st. braune, Z. 6. dem st. den; Str. 3. Z. 3. 'nüber st. hinüber; Str. 4. Z. 1. im st. in; Nr. 6. Z. 3. Hohlaugig st. Hohläugig), sondern von den Abweichungen, welche die Redaction veranlaßt, z. B. von der Interpunction. In der ältern Bearbeitung (Bd. XXXIV.) steht richtig: dagegen Bd. I. und VIII:

Str. 2. Z. 4.	am Ende ein Punkt	„ „ ein Komma.
„ 4. Z. 2.	„ ein Semikolon;	„ „ ein Komma.
„ 5. Z. 4.	„ ein Semikolon;	„ „ ein Komma.
„ 6. Z. 5.	„ nichts;	„ „ ein Komma.
„ 6. Z. 6.	„ ein Komma;	„ „ ein Semikolon.

Ferner findet sich Bd. I. und VIII. eine Unmasse von Apostrophen, welche Bd. XXXIV. fehlen. — Hier heißt es z. B.

Irrführen ihn die Quer und Läng,
Trepp auf Trepp ab, durch enge Gäng,
Verfallne wüste Keller.

dagegen dort: Irr' führen ihn, die Quer' und Läng',
Trepp' auf Trepp' ab durch enge Gäng',
Verfallne wüste Keller.

Ebenso Bd. 34: Reit't sieben Tag und sieben Nacht;
Bd. 1. u. 8: Reit't sieben Tag' und sieben Nacht.
Bd. 34: Bindt's Pferd hauß an 2c.
Bd. 1: Bind't 's Pferd hauß' an; Bd. 8: Bind't's 2c.

Für unsern Zweck genügte es zwar, auf diese Verschiedenheiten als Beweise von der Nachlässigkeit der Redaction hinzudenten; doch halten wir es, namentlich im Hinblick auf die Schreibweise bet't (Str. 2. Z. 3.) nicht für überflüssig, einige Worte über den Gebrauch des Apostrophs beizufügen. In der Stelle: sieben Tag und sieben Nacht ist der Apostroph offenbar falsch. Zu den Maßbestimmungen, welche, mit Ausnahme der auf e ausgehenden Fem., auch im Plural unverändert bleiben, gehören nämlich eigentlich auch die Zeitbestimmungen, so daß es ganz correct heißen kann: 8 Jahr alt, in 3 Monat, in 14 Tag; 5 Tag und 6 Nacht unterwegs u. s. w., obgleich in Verkennung des Sachverhältnisses Mancher durchaus 8 Jahre, in 3 Monaten, in 14 Tagen u. s. w. verlangen mag. Doch dem sei, wie ihm wolle; in dem vorliegenden Falle zeigt das neben sieben Tag stehende sieben Nacht, daß der Apostroph fortfallen muß. — Was nun aber ferner die 3. Pers. Sing. Präs. der Verba auf ten und den betrifft, so sind jedenfalls die gedehnten Formen mit e (bindet, reitet) die vorzüglicheren; aber wo der Dichter die nicht gedehnte Form anwendet, würden wir wenigstens für die Schreibweise ohne Apostroph sprechen. Denn im Allgemeinen kann nach heutigem Sprachgebrauch wohl die Form ohne e, nicht aber die gedehnte (für die 2. und 3. Pers. Sing. Präs. Ind.) angewandt werden. Diese letztere ist nämlich nicht anzuwenden: 1) bei den Verbis auf ern und eln, z. B. es blitzt und donnert (nicht donneret), du wandelst u. s. w.; 2) überall wo der Umlaut eintritt, z. B. nimmst, nimmt; gräbst, gräbt; stößt; fleugst, fleugt u. s. w. Erlauben sich Dichter hin und wieder doch die Dehnung, so ist das eben eine Ausnahme, welche nur zur Bestätigung der Regel dient. Nach dieser richten sich auch die Verba auf ten mit dem Umlaut, bei denen man noch die Häufung gleicher Consonanten in der Schrift ganz wie andere Fälle vermeidet (vergl. Hoheit, Roheit ohne hh; der größte nicht — ste; du stößt u. s. w.); du brätst, er brät; räthst, räth; beutst, beut. Das Doppel-t bei trittst, tritt dient nur zur Bezeichnung des geschärften (kurzen) Vocals. Nach dieser Analogie wird man auch neben er reitet schreiben müssen er reit (nicht reit't), ferner er bindt, er graust (nicht bind't, graus't), wie man ja auch ohne Apostroph schreibt: duckt, tappt, fühlt u. s. w.

Muß danach das Präs. heißen sie bet (= betet), so würden wir auch in dem allerdings etwas harten Göthe'schen Vers schreiben:

Sie lacht' und weint' und bet' und schwur.

Doch mochte die Redaction der Göthe'schen Werke sich immerhin für eine Orthographie entscheiden, welche sie wollte: jedenfalls müßte es dieselbe in Bd. I., Bd. VIII. und Bd. XXXIV. sein. Aber sie verfällt nur zu häufig in ein rathloses Schwanken; z. B. heißt es Bd. XXVI. p. 127: der Krummstab, welchen der verflächte Eschenzweig hervorbringt; dagegen p. 210: Nehmen wir einen Aeschenzweig und endlich p. 195 gar: die geplatteten, gewundenen Aschenzweige. — So finden wir z. B. VI. p. 106 ein Gelegenheitsgedicht an Herrn Kanzler von Müller und in der Anmerkung dazu p. 444 heißt es: Herrn Canzler von Müller hatte ich u. s. w. — Man sage nicht, dies sind Aeußerlichkeiten; hat doch die Redaction eben nur für Aeußerlichkeiten zu sorgen, die denn aber doch auch oft genug das Ihrige zum Verständniß beitragen. So z. B. bin ich überzeugt, daß in dem mehrerwähnten Gedicht vom untreuen Knaben die zweite Strophe durch einen Apostroph viel klarer wird. Der Anfang wird nämlich wohl heißen müssen:

Da's arme (braune) Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen.

st. das arme ꝛc.

Wir erwähnen nun noch andere Redactionsnachlässigkeiten. So z. B. ist gleich das dritte Gedicht der ersten Lieferung (der neue Amadis) und zwar in allen uns zu Gesicht gekommenen Ausgaben Göthe's in 6 fünfzeilige Strophen getheilt, während dasselbe doch offenbar aus 3 zehnzeiligen besteht, in welchen die 5. Zeile mit der 6., die andern aber abwechselnd reimen. — p. 103 lautete die Ueberschrift statt Cophtisches Lied wohl allgemein verständlicher: Lied aus der Oper der Großkophta.

Wir verweisen, da wir uns hier nicht auf ein gar zu sehr ins Weite führendes Detail einlassen können, auf das bereits erwähnte Werk von H. Düntzer, Göthe's Faust, wo zum Schlusse II. 412 und 413 die Druckfehler im Faust aufgeführt sind (obgleich wir nicht ohne Weiteres alles dort Aufgezählte als Druckfehler bezeichnen möchten). Der Verf. schließt mit den Worten:

„Auf eine solche magna charta von Druckfehlern (viele andere wurden bei der Erklärung erwähnt) in dem größten Werke unsers Dichterfürsten braucht Deutschland wahrlich nicht stolz zu sein, ebenso wenig die Enkel des großen Mannes, für die es längst hätte eine Ehrensache sein sollen, für eine nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich würdig ausgestattete Ausgabe seiner Werke zu sorgen. Doch wird eine solche allen billigen Ansprüchen genügende Ausgabe wohl noch lange zu den deutschen oder sogenannten frommen Wünschen gehören.

Wir fügen hier zunächst noch einen merkwürdigerweise von Düntzer auch in seinem Commentar ganz übersehenen „Hör-, Schreib- und Druckfehler“ (vergl. XXXII. p. 235) an. — Im Faust heißt es nämlich XII. p. 69:

Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige!
'S ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen,
In der Gebilde losgebundne Räume;
Ergetze dich am längst nicht mehr Vorhandnen u. s. w.

So viele Lizenzen sich nun auch Göthe im Reim erlaubt hat, so wird man doch schwerlich einen Pendant zu dem Reim: steige und Räume bei ihm finden. Liest man nun aber, wie es in dem erwähnten Aufsatz (Hör-, Schreib- und Druckfehler) angerathen wird, sich die Stelle laut vor und durchdringt sich von ihrem Sinn, so wird man im Fluß des Verses leicht statt Räume das rechte Wort Reiche treffen. Für den Reim vergl. man z. B. die bekannte Stelle:

Ach neige,
Du Schmerzenreiche (XI. 157) und o.

Wir erwähnen hier gleich noch das von Düntzer ebenfalls nicht bemerkte Fehlen einer Zeile XII. 131. Daß eine Zeile fehlt, zeigt der Reim unwiderleglich, die Ergänzung selbst ist aber immer ein Wagestück; — wenn wir also hier in Klammern eine Zeile beifügen, so soll das eben nur die Stelle anzeigen, wo die Lücke

ist und was vielleicht dort ausgefallen sein kann. Was Göthe wirklich geschrieben (oder diktirt), könnte sich nur aus dem Manuscripte des Faust selbst ergeben:

Lamien (anmuthigst).
Kreisen wir um diesen Helden
[Und umgaukeln ihn mit Scherzen].
Liebe wird in seinem Herzen
Sich gewiß für Eine melden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch einige Stellen erwähnen, wo der Reim auf die richtige oder doch auf die ursprüngliche Lesart leiten kann. — In dem Gedicht IV. 93 hat es offenbar ursprünglich geheißen:

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand
Und noch einmal fühlet Göthe
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Daß in der 3. Zeile der Name in Hatem umgeändert und so der Reim zerstört wurde, geschah offenbar nur, um das Gedicht dem westöstlichen Divan einzuverleiben*). In dem Gedicht Symbolum VI. 3 soll die 3. Strophe wohl lauten:

Und fern' und ferne
Hängt eine Hülle.
Mit Ehrfurcht! Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Die Ausgaben bieten, wir wissen nicht aus welchem Grunde?

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille rc.

Bd. III. p. 30 soll es heißen:

Worauf Alles ankommt, das ist sehr simpel!
Vater verfüge, eh's dein Gesind spürt!
Dahin oder dorthin flattert ein Wimpel,
Steuermann weiß, wohin euch der Wind führt.

Wenn es dagegen Z. 2 heißt: Gesinde, so wird dadurch der Doppelreim vollständig zerstört u. s. w.

Andere Fehler verstoßen gegen den Rhythmus, z. B. X., 299:

Das Gute, das Liebe, das mag sie erwiedern,
Was hilft hohes Ansehn? Sie wird es erniedern.

Ansehen ist eine Silbe zu viel. Ebenso in dem Trimeter VI. 417: Und deren Leitung, deren Schutz wir uns vertraun (die Ausgabe hat vertrauen). Dagegen fehlt eine Silbe ib. 234, die wir durch das in Klammern hinzugefügte Wort ergänzt haben:

Die Menschen sind trotz allen ihren Mängeln
Das Liebenswürdigste [doch] was es giebt.

und so Aehnliches an vielen Stellen. — Die andern Klassiker des Cotta'schen Verlages sind mit eben der Nachlässigkeit edirt, wie wir sie für den Göthe im Obigen an einigen uns zunächst liegenden Beispielen nachgewiesen. Wir führen z. B. für Platen (Ausgabe in 5 Bänden 1843) allein aus dem 2. Bande folgende im Druckfehlerverzeichniß nicht aufgeführte Errata an: p. 152 Z. 15 l. kleinre st. kleinere.

p. 198: Du zeihst des Abfalls uns, des Verrats mit Recht;

---

*) Der Reim führt uns auch auf die Vermuthung, daß Göthe in dem bekannten Liede des Mephistopheles sich ursprünglich der mundartlichen Accusativform Floh'n bedient habe (XI. 91):

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh['n]
Den liebt er gar nicht wenig,
Als wie seinen eignen Sohn.

Wir zeihen Dich, daß über die Alpen stets
Dein Aug gekehrt war, daß Du Völker ꝛc.

statt zeihn, Auge. — p. 201 Z. 14 l. furchtloser st. fruchtloser. p. 220 steht der fünffüßige Hexameter:

Gieb mir den Schlüssel, Verrat in der Liebe geziemt nicht.

p. 257 Z. 18 l. verleihn st. verleihe, — p. 271 Z. 5 l. Hebt st. Hegt. p. 298 Hier an dem schönen Orangengestad(e) trank selige Muße, (das eingeklammerte e zerstört den Hexameter.) — p. 314 Z. 2 l. Wann? — p. 337 Z. 7 lies Ost st. Ast u. s. f. —

Erscheint denn das Verlangen, daß den Ausgaben deutscher Klassiker, wie dies von Lachmann für den Lessing geschehen, dieselbe Sorgfalt gewidmet werde, wie den griechischen und römischen, — wirklich als ein so unbilliges?!

Strelitz. **Dan. Sanders.**

Quickborn, Volksleben in plattdeutschen Gedichten Ditmarscher Mundart, von Klaus Groth, 2. Auflage. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke, 1853.

Daß schon die zweite Auflage von den am Ende vorigen Jahres erschienenen Gedichten Ditmarscher Mundart, welche den bedeutsamen Namen Quickborn führen, sich nöthig machte, zeugt, bei dem Ueberfluß an lyrischen Gedichten, von einem guten Klange, den sie geben müssen, und rechtfertigt ihren stolzen Namen: lebendiger Brunnen, der nichts anders ist, als der Mund des Volks, dessen Tönen sie abgelauscht sind, eines Volksstammes von Landleuten, die in einem entlegenen Winkel Deutschlands ihre Eigenthümlichkeit und Freiheit lange behaupteten. Diese Lieder gehen dann auch nicht über die Begriffe des Landmanns hinaus; um so mehr aber tritt das, was uns daran erquickt, das rein Menschliche hervor. Zwar theilen sie das mit Hebels Allemannischen Gedichten, jedoch klingen diese bisweilen zu säuberlich, und die natürlich und ländlich lassende Schwäbische Mundart ist nur das Kleid, welches feinere, dem einfachen Landmann fremde, Gedanken umschließt; denn es ist bekannt, daß der Bauer kein Blatt vor den Mund nimmt, daß er seine Gefühle kräftig und rücksichtslos ausdrückt und zähe an seiner Meinung hängt. Liegt nun im Landleben an sich schon poetischer Stoff, der auch vielfältig benutzt worden, um wie viel mehr muß sich davon in einem Ländchen, wie Ditmarschen, finden, wo keine völkerverbindende Heerstraße die alten Sitten verwischt, wo Fleiß und Fruchtbarkeit des Bodens einen Wohlstand erzeugten, der den Geist zu edlern Gefühlen hebt, wo der Blick, auf den brausenden Wellen der Nordsee ruhend, sich erweitert, und wo rühmliche geschichtliche Erinnerungen eine wohlthätige Selbstachtung einflößen. Es bedurfte daher nur der Form, um diese Wirklichkeit zur Poesie zu erheben, und diese Form hat der Verfasser gefunden: mit eben sosicher er als gewandter Hand schuf er Gestalten, die das eigenthümliche Leben seiner Landsleute wahr, deutlich und selbst Leben athmend, darstellen, dergestalt, daß in ihnen Wirklichkeit und Poesie sich durchdringen, und sie mit Recht der Verfasser „Volksleben," — nicht aus dem Volksleben, — genannt hat. Ein Mädchen z. B. gedenkt ihrer Jugendliebe; da geht sie auf den Platz ihres ersten Stelldichein, versetzt sich in jene Zeit und träumt davon so lange, bis ihr, aufgewacht aus dem holden Traum, die hellen Thränen von den Wangen laufen; eine Magd, die den Sohn ihrer Herrschaft liebt, der auf dem Schlachtfeld gefallen ist, beneidet die Mutter desselben, daß sie doch noch einen andern Sohn zu lieben hat, während sie mit ihm ihr Alles verlor, und, hörend im Geist das Abfeuern des Gewehrs, dessen Kugel ihn traf, hört sie ihn zugleich ausrufen: „Min Anna, kumm man bald!"; ein junger Landmann rächt die Beleidigungen, die er gegen seine heimlich Geliebte ausstoßen hört, dadurch, daß er den Beleidiger beim Kragen nimmt und ihn in den Mühlbach wirft, gebärdet sich aber darauf wie rasend, da ihm einfällt, daß er seine Sache dadurch nur schlimmer gemacht hat. Höchst gelungen sind auch einige komische Bilder aus dem Volksleben,

z. B.: „De Fischtog na Fiel," der die Fahrt ächter Sonntagsfischer beschreibt, die, nachdem sie Frösche und einen todten Hund gefischt, Schande halber Fische kaufen müssen, und von einem Gewitterregen durchnäßt, glücklich nach Hause kommen. Die ernsteren Gedichte durchdringt eine einfache Religiosität, die sich eng an die Natur anschließt, und von Ebbe und Flut, Gewitter und Sturm, sonnigen Frühlingstagen und Mondschein-Sommerabenden berührt wird, aber auch manchen mehr oder minder poetischen Aberglauben nicht ausschließt. Nicht fehlt die Freude an der physischen Kraft, der Stolz des Mannes, daß sein kühner Blick den wildgemachten Stier bezwingt, der sich brummend von ihm, seinem Herrn, abwendet und „knurr sik langs dat dichte Gras darvun." Lieblich ist das Leben der Ditmarsen geschildert, aber auch seine Schattenseiten sind nicht vergessen: sein Mißtrauen gegen Fremde, seine Abgeschlossenheit; doch, heißt es, hört man die Greise klagen, daß mit der Lichtung der Wälder sie in Verfall kommt, daß die Furcht der Menschen vor dem Gewitter zwar weg ist, aber „davör hebbt se Angst."

So wie beim Plan dieser Gedichte der Verfasser sich zu beschränken gewußt hat, ebenso in der Wahl seiner Gleichnisse. Keine brüllende Löwen und Bären, keine Palmen und Lotusblumen nimmt er zu Hülfe; der rollende Donner gleicht den Orgeltönen in der Kirche, der Enkel steht neben dem Großvater wie das Maiblümchen neben dem Baumstumpf; der Scherz gleicht dem Mohn auf dem Felde, dessen Blätter, berührt, abfallen; ein reiches Mädchen, was ihren armen Geliebten nicht mehr sehen darf, ist eine Lilie im fetten Land ohne Regen; ein frischer Jüngling hat „die Sonne und das Wohlgefallen auf den Backen," und das ganze Werk die Wahrheit auf der Stirn, die der Dichter den „Herrn Paster" aussprechen läßt: „De Bur hett ok sin egen lütge Welt."

Der Dichter hat die widerstrebende Sprache sich dermaßen unterworfen, daß der Vers, selbst der Hexameter, mit überraschender Leichtigkeit gebaut scheint, und die darauf gewandte Mühe, besonders in der Behandlung des Reims, vergessen läßt. Er hat zugleich gezeigt, wie sehr die niederdeutsche Sprache, die älteste vom Glück vernachlässigte Schwester der Englischen, verdient hätte ausgebildet zu werden, weit mehr als die Holländische.

Der Preis (20 Sgr.) ist mäßig und die Ausstattung gut, wünschenswerth wäre aber die Erweiterung des Glossars; denn es fehlt sowohl manchen Provinzialwörtern die Uebersetzung, als auch manchen dunklen Stellen — nur dunkel wegen der Lokalfärbung — die Erläuterung, ein Mangel, der dem sonst vortrefflichen Werk unstreitig Abbruch thut.

Der Wunsch, daß wir aus allen Theilen Deutschlands ähnliche Gaben erhalten möchten, dürfte schließlich um so eher gerechtfertigt sein, als abgesehen von dem poetischen Werthe sie unsere Schriftsprache mit einer Menge fehlender Worte bereichern würden. So hat das Ditmarsche für das Ansammeln und Aufsteigen der Wolken ein Zeitwort dühnen, welches an die Dünen (Sandberge) erinnert, die durch das Anschwellen des Sandes am Meer entstanden sind.

H. v. R.

Theoretisch-praktisches Lehrbuch zum schnellen und gründlichen Erlernen der französischen Sprache, rc. von G. H. F. de Castres, Leipzig 1853.

Von dem gelehrten Verfasser dieses Werkchens darf man eine von den Tagesfliegen sich vortheilhaft unterscheidende Anleitung erwarten. Wir haben daher das vorliegende Werkchen mit angemessenen Erwartungen durchgenommen, denen es in den wichtigsten Beziehungen auch entspricht, so daß wir, wenn wir auch einige Ausstellungen daran machen wollen, es doch wichtig erachten, um die Aufmerksamkeit der Sprachlehrer auf dasselbe hinzulenken. Der Weg, welchen der rühmlichst bekannte de Castres einschlägt, ist der vielfach versuchte, den man, wie er richtig bemerkt, mit Unrecht nach Jacotot, Hamilton, Robertson u. A. benennt, während

er nach längst gedruckten Vorlagen schon in ältern Zeiten betreten worden, ja, wir könnten hinzufügen, in weit früherer Zeit als gedruckte Hülfsmittel veröffentlicht wurden; denn in den meisten ehemaligen Schulen las man eher die Schriften, selbst der todten Sprachen, bevor man an die Grammatik ging, und diese stützte sich erst auf den vorher erworbenen Sprachvorrath. Er meidet aber die Einseitigkeit der Abrichtung, durch fortwährende Berücksichtigung des Sprachbaues und Belehrung über den Geist der französischen Sprache. Wir halten diese Art des Unterrichts für die erfolgreichste, und jeder Versuch, sie zur Geltung zu bringen, verdient, wenn anders er aus kundiger Feder hervorgeht, die Beachtung gewissenhafter Lehrer, die nicht aus Trägheit an der Gewohnheit kleben.

Das gegenwärtige Buch (an welchem wir ein Inhaltsverzeichniß vermissen) zerfällt in drei Theile. Der erste Theil enthält: 1. Abschnitt, Lautlehre; 2. Abschnitt, v. S. 18 bis 83, in 45 Lektionen vertheilte Lehr- und Sprechübungen; der zweite Theil enthält die Lehre von den Wortarten und deren Biegung, I. Verb, 85 bis 120; II. Substantiv, bis 134; III. Adjektiv bis 142. Dann Formwörter, I. adjektivische Formw. bis 144; II. Zahlwörter bis 14 ; III. Pronomen bis 152; IV. Adverbien bis 153: V. Interjektionen. Der dritte Theil 154 — 172, enthält Grundzüge der Satzlehre, I. der einfache Satz, 1. nackt, 2. erweitert, durch Negation, Kongruenz, Apposition, Rektion, Nebenbestimmungen. II. Der zusammengesetzte, 1. Beiordnung, 2. Unterordnung.

In den Lektionen wird ein angemessenes Stück aus einer Erzählung oder sonst erst gelesen, dann wörtlich, dann frei übersetzt, dann eine Anzahl Regeln gelegentlich daran geknüpft, und nebenher allerlei eigenthümlich französische Ausdrucksweisen (Gallicismen) mitgetheilt. Jede Lektion wird gelernt, hergesagt, und immer von Neuem wiederholt. Außerdem bestehen die Lektionen zum Theil aus Fragen über das bereits Erlernte, deren Beantwortung die Formen und den Ausdrucksvorrath befestigen sollen. — Es ist hieraus sehr leicht ersichtlich, daß jede Lektion mindestens 4 Stunden aufzehrt, und demnach die 45 Uebungen bei wöchentlich 4 Stunden ein ganzes Schuljahr ausfüllen.

Der Inhalt derselben ist, ungeachtet der zwischen den Zeilen angegebenen wörtlichen Uebersetzung, und vielfältiger Wiederholungen zur Verdeutlichung des Unterrichtsverfahrens, immerhin als stoffreich zu bezeichnen, und es ist alles aufgeboten, um den Schüler auf dem geringen Raum von 84 Seiten mit den unentbehrlichsten Ausdrücken und Redeweisen bekannt zu machen. Für den Lehrer sind sehr viele anregende Bemerkungen (zum Theil sogar auf Gelehrsamkeit hinweisend) eingeflochten, wofür so manche, die nicht eben wissenschaftliche Vorbildung haben, dankbar sein werden. Der zweite Theil ist ebenfalls mit Uebungsstoff gut ausgestattet.

Da der Umfang, wie man sieht, den erforderlichen Vorrath nicht erschöpfend vorführen kann, so halten wir das, was der Verf. hier giebt, mehr für eine Anleitung zu der bessern Unterrichtskunst, welche jeder Lehrer dann weiter anwenden muß, als für eine vollständige Anleitung der Schüler zum Erlernen der Sprache. Wir müssen daher sehr bezweifeln, daß jeder Schüler hiernach im Zeitraume eines Jahres, wie im Vorwort gesagt ist, die Befähigung erworben habe, „sich mit jedem Franzosen fließend zu unterhalten und einen französischen Aufsatz zu machen,“ es wäre denn, daß man diese Befähigung auf ein äußerst geringes Maß herabsetzt, und nur von sehr begabten Schülern spricht. In der That ist man auch nicht berechtigt, solch einen Fortschritt, der kaum im Lande selbst, und unter den günstigsten Einwirkungen, nach einem Jahre erreicht werden kann, zu verlangen. Aber das mag nicht bestritten werden, daß, wenn das Lesen überwunden ist, welches auch seine Zeit fordert, auf dem vorgeschriebenen Wege, die Lust zum Sprechen, und das Gefühl, welches dabei mehr leistet, als die Denkkraft, hinlänglich belebt wird, um das weitere Fortschreiten immer mehr zu erleichtern, und daß also ein fleißiger Schüler nach einem Jahre sich über Vieles leicht ausdrückt.

Das Werkchen ist, unsrer Ansicht nach, für Lehrer ganz und gar genügend, für Schüler aber nur etwa auf ein Jahr; oder als Grundlage auf längere Zeit, wenn der Lehrer nebenher noch andere Uebungen ähnlichen Inhaltes und ähnlicher Form, was übrigens keine Schwierigkeit hat, einstreut.

Was nun aber den Lehrstoff selbst betrifft, so erlauben wir uns, einige abweichende Ansichten darzulegen, welche einige Berücksichtigung zu verdienen scheinen. Wir glauben dadurch eben so sehr unsre Achtung für den Verfasser, wie für unsern Beruf, auszudrücken.

Ueber kleinere Eigenthümlichkeiten dieses Buches, insbesondere über die Unstetigkeit der Bezeichnungen, wollen wir nicht gerade rechten, wenn gleich auch dieser Punkt zur Sache gehört. Wenn z. B. die ältern Bezeichnungen: Präsens, Infinitiv, aktiv, passiv, Aorist, Futurum u. dergl. angemessen befunden werden, so sehen wir nicht den entferntesten Grund, Participium durch Wechselwort zu verdrängen. Eben so wenig können wir es billigen, daß gleich nach einander, z. B. S. 42 vorkommen: den Imperativ, des Conjunctivs, Gegenwart, Zukunft, — dann wieder: bilde den Plural Präsens Indicativi, und nachher wieder Imperfectum, bei welcher Ausdrucks- und Form-Abwechselung der Schüler offenbar irre werden muß; denn ist Indicativi richtig, so muß Pluralis Präsentis stehen, und ist Gegenwart richtig, wozu Präsens? und so öfter. Sollen aber die grammatischen Kunstausdrücke mit geübt werden, so ist eine stetige Form der Wörter fest zu halten, wie es bei Becker, dessen Lehrweise hier zum Grunde liegt, geschehen ist.

Allein wir haben einige wichtigere Anmerkungen zu machen. Je mehr alle Regeln gelegentlich beigebracht werden sollen, desto strenger muß der Ausdruck sein, damit der Schüler genau wisse, wo die Regel wiederum ihre Anwendung findet, und desto strenger die Ordnung der einzelnen dabei angeführten Fälle. — In beiden Beziehungen läßt das uns vorliegende Buch noch Verbesserungen zu. Schon gleich in der ersten Lektion unterscheidet die Regel über Wortfolge, zwischen „Adjektiven, welche eine Beschaffenheit im Allgemeinen und auf unbestimmte Weise bezeichnen, une vaste plaine, und solchen, die eine Beschaffenheit auf bestimmte Weise bezeichnen, une table ronde." Wir gestehen, daß wir in dieser Bezeichnungsweise durchaus keinen Unterschied zu entdecken vermögen, folglich wäre dies für uns eine vergebliche Regel. Uns scheint, daß die Regel sagen wollte, es sei ein Unterschied zwischen Eigenschaftwörtern, die eine nicht scharf begränzte, und solchen, die eine scharf begränzte Beschaffenheit ausdrücken. — Eben so finden wir es schwierig ein Adjektiv zu denken, das „mit dem von ihm bezeichneten Thätigkeitsbegriffe einen Begriff von Wirksamkeit verbindet", z. B. un homme soigneux. Ferner: „der attributive Genitiv steht im Französischen, bei gerader Wortfolge, stets nach dem Subst. der Beziehung." Hier ist der beschränkende Zusatz irreleitend, indem gleich darauf gesagt wird, die franz. Prosa meide den vorgesetzten Genitiv gänzlich. „In der höhern Stylistik kann es im Deutschen vorangehen," soll wohl heißen im höhern Styl; denn Stylistik ist nur der Name der Wissenschaft.

„Im Französischen werden im allgemeinen Sinn gebrauchte Subst. durch den attributiven Gen. dargestellt, im Deutschen stehen sie stets ohne Artikel, de l'ouvrage, Arbeit." Auch hier ist der Ausdruck sehr unbestimmt, die Regel aber höchst unzuverlässig; denn wir setzen den Artikel sehr oft vor Subst. im allgemeinen Sinn, und die Franzosen setzen ihn auch nicht stets in Partitivform.

Was die Ordnung anbelangt, so will uns vorkommen, daß, bei den Regeln über den Ort des Adjektivs diejenigen, welche nur die Länge oder Kürze des Wortes betreffen, nicht zwischen andere, welche den Begriff desselben behandeln, eingeschoben werden dürfen, wie hier geschehen.

Uebrigens sind der den Stücken beigefügten Regeln nicht sehr viele, und somit möge das Gesagte auch für die übrigen genügen, nur daß wir manche Regeln für die Stufe des Unterrichts, die das Buch im Auge hat, zu schwierig finden, z. B. die Regel über den Conditionalsatz S. 37 in der 15. Lektion.

Nur noch ein Wort über den zweiten Theil, in welchem der Verf die Eigenthümliches und namentlich für Lehrer sehr Anregendes darbietet. Wir finden in dieser Hinsicht recht zweckmäßige Andeutungen zur Sprachgeschichte, namentlich zur bessern Erkenntniß der Herkunft sowohl der Wortform selbst als der Biegungen. Wir hätten dieselben noch zahlreicher gewünscht, und der Verf. hat augenscheinlich sich nur des Raumes wegen gemäßigt. Sollte das Buch eine neue Auflage erleben,

so möchten wir den Wunsch ausgedrückt haben, daß gerade diese Seite der Sprachwissenschaft ausführlicher, und wo möglich in einer kleinen Uebersicht ganz abgesondert behandelt werde. Für den Anfänger sind ja doch dergleichen Winke unfruchtbar und eher störend. Die Lehrer und gut vorgebildete Gymnasiasten werden dafür desto dankbarer sein.

Indeß können wir uns nicht einverstanden finden mit der Einreihung der Adverbien unter die Formwörter, (selbst Becker versetzt dahin nur die adverbialischen Beziehungswörter;) so auch nicht mit manchen Bezeichnungen, welche nach unsrer Meinung unbegründet erscheinen, als unipersonnel einpersönlich, statt des üblichen impersonel, (weil die Person hier nur eine Form ist und in der Vorstellung nicht lebt,) oder das vorgeschlagene solitif für impératif, u. a. Noch weniger rechtfertigt sich die Eintheilung in subjektive und objektive Zeitwörter, wenn sogleich die transitiven nur einen Theil der objektiven, dagegen bei intransitiven einen andern Theil derselben nebst den subjektiven umfassen, so daß die erste Eintheilung wieder gestört ist. Wie so aber die Reflexiven zu den Intransitiven gerechnet werden sollen, erscheint uns unbegreiflich; ihre ganze Form ist transitiv, wenn auch viele derselben in der gegenwärtigen Anwendung intransitiv aufgefaßt werden. — Wir haben ferner vergeblich darnach gesucht, ob der Verf. être, wie Becker, (nach unsrer Ansicht, ohne Grund) zu den Formwörtern rechnet, denn bei der Eintheilung findet sich's nicht; dennoch steht S. 99 Bem. 1: Etre nimmt die Bedeutung eines Begriffswortes an u. s. w. So wie hier hat der Verf. den Beckerschen Grundriß vorausgesetzt. — Diese kleinen Ausstellungen lassen sich späterhin leicht berichtigen.

Die Satzlehre ist viel zu kurz abgefertigt.

Uebrigens hat der Verf. überall zweckmäßige Uebungen eingestreut, nur, wie wir glauben, für Anfänger von gewöhnlichen Anlagen, bei Weitem zu sparsam. Das Streben nach Gedrängtheit und nach Erleichterung des Anschaffens hat offenbar den Verf. veranlaßt, sich allzusehr zu beschränken. Wir können durchweg nur den Wunsch hegen, daß der baldige Absatz der ganzen Auflage ihn zur Verstärkung des Inhaltes ermuntere; es leidet keinen Zweifel, daß seine Auffassungsweise Anerkennung finden werde, so daß ein kleines Opfer für einen reichern Stoff der Anschaffung keinen Eintrag thun werde. Die Zahl der Sprachlehren, die auf gediegener Kenntniß beruhen, ist so übergroß durchaus nicht, und es wäre recht wohlthätig, den Schulen eben nur solche Werke zu übergeben, welche den Geist der Sprache recht lebendig vorführen. Herr de Castres bewährt sich als ein Meister, welcher die Mittel besitzt, die Jugend tiefer in die Sprache einzuführen, als durch kurze Elementarbücher geschehen kann. Er möge daher eine umfänglichere Sprachlehre liefern, welche ausreiche, die Schüler mehrere Jahre hindurch fortschreitend zu beschäftigen.

Wir verbinden mit obiger Anzeige noch die eines andern Büchleins desselben Verf., welches eben die Presse verlassen hat.

Chefs-d'Oeuvre Lyrique de la France accompagnés de notes historiques, biographiques et philologiques, et précédés d'un abrégé de Poétique, 1854.

Wenn irgend ein Werk geeignet erscheint, die studirende Jugend zu ernsterer Behandlung französischer Dichterwerke anzuregen, so ist es diese gediegene, zugleich mit Beobachtung aller Erziehungsrücksichten ausgewählte Sammlung lyrischer Dichtungen, und zwar vorzugsweise durch die Einleitungen und die beigegebenen Erläuterungen und Anmerkungen. Schüler von classischer Bildung werden aus diesem Buche lernen, wie man französische Dichtungen lesen müsse, um aus ihnen, abgesehen von dem Kunstgenuß, wie aus den Schriften der Alten, noch anderweitigen Bildungsstoff zu gewinnen. Eine größere Sammlung aus den verschiedenen Dichtungsarten, auf gleiche Weise behandelt, dürfte auf große Theilnahme rechnen, und würde der flüchtigen Leserei ein Ziel setzen. **Dr. J. M. Jost.**

Beiträge und Verbesserungen zu Shakespeare's Dramen ꝛc. ꝛc. von F. A. Leo. Berlin, Ascher 1853.

Die Auffindung von „Thomas Perkins his booke," dem corrigirten Exemplar der Folio von 1632, hat den alten Streit unter den Shakespeare-Hermeneuten zu lichten Flammen angefacht. Auf der einen Seite mit Jubel begrüßt und blindgläubig aufgenommen wie eine Universalmedicin gegen die wunden Stellen im Text des Dichters, wurden die Verbesserungen von anderen Kritikern eifrig, ja fanatisch bekämpft und zurückgestoßen. Gesunderen Sinnes erkannte eine dritte Partei, daß Payne Colliers Fund eben weder taubes Gestein sei, noch Goldbarren, sondern ein Haufe guten Erzes; aus diesem aber den reichen Kern edeln Metalls von der Schlacke zu sondern, sei eine ernste langwierige Arbeit. Indem Referent dieser Ansicht sich anschließt, verzichtet er auf die Sache näher einzugehen; es ist hier nicht der Raum für eine Untersuchung, die nur mit äußerster Gründlichkeit geführt werden darf, oder gar nicht.

Oben genanntes Buch hat den Zweck, das Publikum mit der neuen Entdeckung bekannt zu machen. In der Einleitung giebt der Verfasser eine Darstellung der bisherigen Shakespeare-Kritik, der Geschichte des neuen Manuscripts vor und nach seiner Auffindung, und spricht sich im Allgemeinen über den Werth desselben aus. Dann folgen (in der Reihenfolge, in welcher die Stücke in der 1632er Folio stehen) alle diejenigen Stellen, bei welchen die Schlegel-Tieckſche Uebersetzung nach Ansicht des Verfassers durch die Correctur des Textes eine Aenderung erleidet. Da das Buch für deutsche Leser bestimmt ist, so giebt es von dem Urtext nur die corrigirten Worte, während es die Stellen der Uebersetzung in ihrem Zusammenhange anführt und die entsprechenden Aenderungen damit vornimmt. Zugleich werden die Conjecturen früherer Editoren und die Lesarten der älteren Ausgaben herbeigezogen, unter einander verglichen, das Für und das Wider bei jeder einzelnen abgewogen, ohne daß in vielen Fällen die neue Lesart entschieden angenommen oder verworfen wird. Anhangsweise folgen bei jedem Stück diejenigen Correcturen des Manuscripts, von welchen die Schlegel-Tieckſche Uebersetzung nicht berührt wird. Die ganze Arbeit ist mit großem Fleiß gemacht, die Kritik zeichnet sich durch Besonnenheit und Mäßigung, die Uebersetzung durch vorsichtige Sorgfalt und Geschmack aus und das Buch kann Anspruch darauf machen, viele der angeregten Fragen der Entscheidung näher gebracht zu haben. Dem wissenschaftlich interessirten Leser wird es namentlich darum willkommen sein, weil es wenigstens bei den wichtigsten Punkten den in den Commentatoren zerstreuten Stoff zusammenfaßt.

Indem es also reichliches Lob verdient, muß doch noch eine Frage in Betracht gezogen werden: die der Zweckmäßigkeit.

Dem Gelehrten geziemt es, am rohen ungesichteten Stoffe zu arbeiten, an solcher Arbeit seine Mühe und Freude zu haben; dem Publikum sollte man nur Reifes, Fertiges, in sich Abgeschlossenes geben, sofern man es belehren und nicht verwirren will. Das Gold dem Publikum, die Schlacken in den Papierkorb. Ist das Gold aus den P. C.'schen Emendationen schon niedergeschlagen, so gebe man es, aber weiter Nichts; ist das noch nicht der Fall, so kann das Publikum warten; es wird sich so lange mit dem bekannten und liebgewonnenen Schlegel-Tieck'schen Texte behelfen, auch auf die Gefahr hin, Manches im Shakespeare falsch, Manches gar nicht zu verstehen: Soll es aber durchaus an der neuen Entdeckung Theil nehmen, so empfange es das ganze Material und wiederum weiter Nichts, man lasse es selbst urtheilen, sich nach eigenem Geschmack das Beste heraussuchen; läßt man es aber in die Werkstatt der Kritik blicken, macht man es aufmerksam auf Alles was zu erwägen ist, auf alles Zweifelhafte, Unentschiedne, Unentscheidbare, so wird es doppelt verwirrt; der unbefangene Genuß an dem bisher Gewohnten ist ihm geraubt, und das Neue bietet um seiner Unsicherheit willen keinen Ersatz.

Und dieß ist es, was gegen das vorliegende Buch zu sagen ist. Es giebt Kritik, ohne sie zur Entscheidung zu führen. Dem Leser wird das Selbst-Entscheiden keineswegs erspart; sondern es wird ihm nur unmöglich gemacht, unbefangen zu sagen: „das gefällt mir, das nicht"; denn er vernimmt drei, vier, fünf verschie-

dene Lesarten, deren jede dieß für, dieß wider sich hat. Dem „gebildeten Publikum“ für welches Herr Leo seine Arbeit bestimmt hat, dürfte sie daher nur einen zweifelhaften Nutzen gewähren und es dürfte dasselbe das in diesen Blättern bereits besprochene Frese'sche Buch für seine Belehrung geeigneter finden; derjenige aber, welcher, ohne eigentlich Gelehrter zu sein, doch tiefer in das Wesen der Sache einzudringen wünscht, findet hier reiches und wohlgeordnetes Material.

H. F.

Das Nibelungenlied nach Darstellung und Sprache ein Urbild deutscher Poesie von Dr. Timme. Halle 1852.

Ein neues Buch über einen Gegenstand der älteren deutschen Literatur ist zunächst immer, es sei wie es sei, als ein Gewinn zu betrachten. So tief stehen wir noch im Allgemeinen in unserer nationalen Bildung, so sehr entfremdet sind wir noch immer von einem Theile unseres Wesens, unseres eigensten Selbst. Mit Bedauern und Verwunderung fragt wohl Mancher, wie das zugehe. Die Antwort liegt aber sehr nahe. Was auf unsern Schulen nicht so weit, wie ein moderner, nicht schöner Ausdruck sagt, obligatorisch gelehrt wird, daß es auch nur in den fernsten Wellenschlägen, in schwachem Nachklange in's Leben übergeht und daselbst für das nachwachsende Geschlecht Keime und Wurzeln treibt, das geht sicherlich fast spurlos vorüber; es waren nur „nomina et voces“ die gelehrt und gelernt wurden, nichts Wirkliches und Bleibendes. Die Schule aber stellt in gerechter Abwehr jeglichen Vorwurfs die Forderung hin, ihr Lehrer zu geben, die Sinn haben und Kraft, hier das Gehörige zu leisten. Und die Lehrer freilich die fehlen und werden muthmaßlich noch lange fehlen. Und so lange dies der Fall ist, kann begreiflicher Weise von einem eigentlichen Studium des Deutschen, von Einführung in die ältere und älteste deutsche Literatur auf der Schule auch im Entferntesten nicht die Rede sein. Dabei mag es hie und da geschehen, daß wenn Kräfte, Lust oder Zeit dazu vorhanden, Einzelheiten aus Liebhaberei oder als Nebenstudium mehr oder weniger gründlich und umfassend behandelt werden. Und geschähe das nur überall zur Abhülfe des äußersten Nothstandes!

Etwas besser steht es allerdings mit dem Studium der neuesten Literatur, aber auch nur, seitdem die Schule selbst sich energisch der Bestellung dieses Feldes unterzogen hat. Man vergleiche z. B. die Schiller- und Göthelitteratur, die besten und wichtigsten Schriften derselben sind von Männern der Schule ausgegangen. Was hier aber die Bemühungen der Schule wesentlich erleichtert und fördert, ist, daß sie dabei an die unmittelbare Gegenwart anknüpft, mit derselben harmonirt und im Leben selbst überall Widerschein und Anhalt findet. Gerade das fehlt aber den Studien der älteren Zeit. Es ist doch immer ein fremder Boden, den wir betreten, wenn wir uns gothischen und altdeutschen Studien zuwenden; und um dort erst heimisch zu werden, und zwar in dem Grade, um mit Geschick und Erfolg Anderen diese neue Heimath recht wohnlich zu machen, bedarf es vieler Arbeit, großer Liebe und freudiger Hingebung. Lachmann, der unsterbliche Meister, hat dies schön und wahr in seiner Vorrede zur zweiten Ausgabe des Iwein entwickelt, wo er zuerst das philosophische Verständniß als das Resultat der Studien Benecke's und seiner Freunde bezeichnet und in schönster, edelster, ja idealer Gestaltung kurz und prächtig darlegt, sodann aber bedeutungsvoll hinzufügt, zu einem Verständniß dieser Art sei freilich Niemand zu führen, der nicht besondere Anlage und mancherlei Kenntnisse mitbringe, vor Allem aber Unbefangenheit und den guten Willen, sich Zeit zu nehmen und die Poesie auf sich nach des Dichters Absicht unterhaltend oder bewegend einwirken zu lassen; denn auch die gewaltigste fessele nur den Empfänglichen und sein Urtheil befreie nur, wer sich völlig ergeben habe. — Dies Verständniß zu erzielen, diese Liebe zu dem eigensten und nationalsten Studium zu erwecken, muß demnach als die nächste und wichtigste Aufgabe betrachtet werden. Um so mehr als wir den krankhaften Reiz, immer nach Fremden zu schauen, von

uns so wohl kennen. Wie früh hat nicht der Deutsche gelernt, ja lernen müssen, nach Welschland und Kerlingen zu schauen und Religion und Recht, Sitte und Tracht, Sprache und Anschauungen aller Art von dort mehr als anderswoher zu entlehnen! Sehr schön und beherzigenswerth sagt erst neuerdings Herr Geh.-Rath Wiese in seinen Briefen über englische Erziehung S. 144: „Der Reiz des Fremden und Fernen, und des Allgemeinen hat uns von je her aus uns selbst herausgelockt und zu Huldigungen getrieben, über denen wir uns selbst vergaßen oder verloren."

Schon dieser Gesichtspunkt, dem nationalen Bewußtsein durch Hinlenkung auf durchlaufene Bahnen des eigenen Geistes, durch Hinabsteigen in die unerschöpflichen Schachten der Vergangenheit, durch liebende und sich hingebende Betrachtung eigener Tüchtigkeit eine größere Haltung, Kraft, Vertrauen und Selbstgenügsamkeit zu geben, wie schwer muß der wiegen in einer Zeit, wie die jetzige? Nehmen wir noch dazu den reichen Gewinn, den von Seiten der Moral ein gründlicheres Studium und Lehre der älteren Literatur gewähren muß; die alte deutsche Ehrenhaftigkeit, Biederkeit, Treue und Gottesfurcht, wo wird das Alles reiner und inniger und wahrer gelehrt als dort. Außer den Nibelungen denke ich hiebei besonders an die kernhaften knappen Sprüche Freidanks, an Thomasius und Anderer ausführliche Zucht- und Sittenlehre, an die schlichte unschuldige Weise mancher Mystiker und Prediger, an Walthers von der Vogelweide begeistertes Vaterlandsgefühl u. dgl. m.

Jenes also sind die Haupt- und Kernpunkte, deretwegen es sich schon immer lohnen wird, die Masse Deutscher Jugend, aus der sich später im praktischen Leben die verschiedenen Beamtengruppen recrutiren, vorzugsweise die Richter, Aerzte, und Geistlichen, in die kostbaren Schätze des eigenen Geistes einzuweihen, in den klassischen Boden der älteren deutschen Literatur einzuführen.

Wie viel mehr oder weniger gründlich dabei das sprachliche Element ausgebeutet werde, darauf kommt es zunächst gar nicht an. Sind doch diese einleitenden Studien nicht bloß für Philologen und künftige Lehrer.

Aber auch außer dem Sachlichen und Sprachlichen giebt es noch manches Andere zu berücksichtigen, das von Interesse und zu ordentlichem Verständniß nicht zu umgehen ist. Vor Allem gehört hierher der Gesichtspunkt, den auch der Verf. des zur Beurtheilung vorliegenden Buches verfolgt, der der Composition des Ganzen und der Darstellung des Einzelnen nach den Prinzipien der Kunst, also der ästhetische.

Einige Decennien schon hatten die Begründer der Philologie mit treuem Eifer geforscht und gelehrt; ganze Disciplinen neu begründet und manch stattliches Gebäude aufgeführt zu eignem, wie der deutschen Wissenschaft unverwelklichem Ruhme: aber in die größere Masse, selbst der Gelehrtenwelt, war davon wenig mehr als Nichts eingedrungen; hier war noch Alles fragmentarisches Wissen, für das eigentliche Verständniß völlige Finsterniß.

Da schleudert Gervinus, wie eine Leuchtkugel, seine Recension in den Heidelberger Jahrbüchern über Otfried, Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach in das Dunkel, und rasch darauf wie auf Flügeln der Morgenröthe erschien der erste Band der Literaturgeschichte, die nun ein hellstrahlendes, nie geahntes Licht über das ganze Feld der ältern Nationalliteratur ausgoß. Seit der Zeit nun, — und das ist ein großes Verdienst von Gervinus, — sind wir nicht mehr so ängstlich und bescheiden, oder auch unwissend, für unsere ältere Literatur auf alle Ansprüche von Classicität zu verzichten. Und je gründlicher und liebevoller die besten Geistespunkte der alten Zeit werden untersucht, übersetzt und erläutert werden, je eifriger und hingebender die Wissenden sich in Wort und Schrift den Nichtwissenden und der Jugend lehrend zuwenden werden, desto größer wird in aller Weise der Gewinn für die Literatur, wie für die Nation selbst sein.

Der Standpunkt, auf den Herr Timm sich gestellt hat, ist auch ganz der nationale und, wie mir scheint, auch der allein richtige. Schon Zell macht in seinen noch jetzt sehr lehrreichen Vorlesungen über das Nibelungenlied (1843) bei der Charakteristik der einzelnen Personen denselben geltend, und es hat den Anschein,

nach dem, was Herr Timm darüber beibringt, als wenn auch die Aesthetiker, früher den Nibelungen so abhold, gegenwärtig sich mehr mit den markigen und erhabenen Gestalten der Nibelungenhelden und der ganzen Art ihres Seins zu befreunden sich entschließen könnten. Das Buch des Herrn Timm trägt jeden Falls mehr als manches andere dazu bei, das Interesse an der nationalen Literatur, vorzugsweise der epischen, anzuregen und durch seine mit Liebe und Gründlichkeit geführten Untersuchungen, deren Resultate er in seinem Buch der gelehrten und gebildeten Welt vorlegt, der älteren Literatur die rechte Geltung und Würdigung gewinnen zu helfen.

Vorzüglich ist die Einleitung und der erste Theil des Buches, was wir jedem Gebildeten auf das Dringenste empfehlen müssen. In jener, — sie war schon früher theilweise oder ganz gedruckt in dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen, — giebt Herr Timm einen Ueberblick über die bisherigen Bemühungen der Deutschen für das Nibelungenlied und über die Stellung, welche die Heroen der Literatur des vorigen Jahrhunderts nach Gunst oder Ungunst zu den Nibelungen eingenommen haben. Auf Vollständigkeit macht eine solche Uebersicht nicht Anspruch, doch vermissen wir ungern die Erwähnung des zu früh dahingegangenen Albert Schott und namentlich seiner Abhandlung über die Geschichte der Nibelungen in der neuesten Zeit. (Abgedruckt in der Deutschen Vierteljahrsschrift.) Auch die Vorlesung Hoffmanns im Album des liter. Vereins zu Nürnberg 1850 verdient erwähnt zu werden, schon deswegen, weil eine Hinweisung auf die dankenswerthen Bestrebungen des dortigen liter. Vereins auch für die ältere Deutsche Literatur überhaupt ganz am Orte gewesen wäre.

In der Bekämpfung Hegels und der Abfertigung derer, die blind nachahmend dessen Ansichten gefolgt sind, muß man dem Verf. überall beistimmen. Nicht so unbedingt in der Art und Weise, wie er sich einige Mal über Lachmann ausspricht.

Sehr interessant und lehrreich ist sodann der allgemeine Theil, der das Charakteristische des deutschen epischen Styls aus den Quellen und Bedingungen eines deutschen Kunststyls nachweist, wobei er sich an Vischer's Aesthetik anlehnt, ohne auf Selbständigkeit des eigenen Urtheils zu verzichten — und die einzelnen Modificationen des Styls und Abänderungen desselben im Laufe der Zeit an den Liedern der Edda, den angelsächsischen Epen, dem Hildebrands- und Ludwigsliede, und dem Heliand verfolgt.

Der zweite Theil ist der poetischen Darstellung im Besondern gewidmet und enthält eine reiche Fundgrube von feinen und oft überraschenden Bemerkungen über Darstellungen und Charaktere der geschilderten Personen. Vorzugsweise aus diesem Theile ist ersichtlich, mit welcher Liebe und Hingebung der Verfasser seinen Gegenstand durchforscht hat.

Ueber Einzelnes in der Auffassung, über die Sprache des Verfassers, seine Orthographie, seine Art zu citiren und Anderes mehr mit dem Verfasser rechten zu wollen, würde zu weit führen. Nur eine Bemerkung können wir uns nicht versagen.

Seine Auffassung Hagens, des gewaltigsten und größten, ja wahrhaft dämonischen Charakters scheint uns nicht ganz die richtige zu sein. Die Worte wenigstens S. 192: „Nehmet dem Hagen die Zierlichkeit und Feinheit im Betragen und Rede, und ihr habt einen finsteren Teufel, der auf die Dauer nicht zu ertragen ist" wird keiner unterschreiben können, dem die feste Treue gegen seinen König, die herzinnige Freundschaft, die riesige Tapferkeit, Klugheit u. dgl. auch Etwas gelten. Und wenn er S. 241 auf Loki als ein Urbild Hagens hinweist, was wir weder bestreiten noch ohne Weiteres als richtig anerkennen mögen, — denn für gar viele Dinge bedarf es doch eines sogenannten Urbildes, einer Entlehnung nicht — so hätte er für manche Eigenschaft Hagens, für das ganze Contrastirende in seinem Wesen in dem übelberüchtigt „zuchtlosen Kein" des englischen Sagenkreises mehrfach treffende Vergleichungspunkte finden können.

Berlin. **Dr. Sachse.**

1. Deutsches Sprach- und Lesebuch. Eine Sammlung sprachunterrichtlich geordneter Mustersätze, prosaischer und poetischer Lesestücke mit sachlichen, sprachlichen und stilistischen Aufgaben, zugleich als Grundlage zur deutschen Satz- und Aufsatzlehre für die unteren und mittleren Classen höherer Lehranstalten von Georg Heckmann, Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Mannheim. 1te Abth. 154 S., 2te Abth. 396 S. Mannheim 1853. Verlag von Tobias Löffler.
2. Deutsches Lesebuch für die drei unteren Classen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Zusammengestellt von Dr. J. Rauch, Lyceumslehrer in Rastatt. Heidelberg, Akademische Buchhandlung von Ernst Mohr. 1852.
3. Lesebuch für preußische Schulen. Dritter Theil. Für Gymnasien, höhere Lehranstalten und Gewerbeschulen. Herausgegeben von den Lehrern der höheren Bürgerschule in Potsdam. Dritte ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage. Potsdam 1853, Verlag von Ferdinand Riegel. 8. 514 S. — 27½ Sgr.
4. Anleitung, das Lesebuch als Grundlage und Mittelpunkt eines bildenden Unterrichts in der Muttersprache zu behandeln, von F. Otto, Rector der Neben-Bürgerschule, zu Mühlhausen. Vierte, zu einem völlig neuen Buche umgestaltete Auflage. Erfurt und Leipzig, Verlag von Gotthilf Wilhelm Körner. 1853. 8. 336 S. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Das unter No. 1. angeführte Werk hat große Aehnlichkeit mit den bekannten Schriften von Ritsert („Uebungsaufgaben zur deutschen Sprachlehre" und „die Lehre von deutschen Style"). Der Verf. hat die Lesestücke und Uebungen theils mit sachlichen, theils mit sprachlichen und stilistischen Aufgaben versehen, und bekennt sich dadurch zu der Ansicht, daß der deutsche Unterricht sich an das Lesebuch anschließen müsse. Was die Auswahl des Stoffes anbetrifft, so ist darauf Rücksicht genommen worden, die Schüler durch die Erklärung und Zergliederung der Lesestücke und die daran geknüpften Aufgaben einen möglichst vollständigen grammatischen Cursus durchmachen zu lassen, und ihnen einige Anleitung zu stilistischen Arbeiten zu geben. Zu diesem Behufe enthält die 1te Abtheilung des Werks in einer Einleitung auf 42 Seiten eine kurze Grammatik, dann Leseübungen und Lesestücke mit grammatischen Aufgaben, dann Fabeln, Gedichte und endlich einen geographischen Anhang. Die zweite Abtheilung enthält auf 37 Seiten eine kurzgefaßte Satzlehre, dann Denksprüche und Räthsel zum Zergliedern und Erklären, dann Beschreibungen als Muster zum Nachbilden, Erklärungen von Sprüchwörtern, Fabeln, Vergleichungen, Erzählungen, Gespräche, ein Schauspiel (der Edelknabe von Engel), Parabeln und Idyllen, Schilderungen, Briefe, Abhandlungen und endlich auch Beispiele der wichtigsten Dichtungsarten. Das Buch zeugt vom praktischem Geschick, wenn gleich wir die Auswahl der aufgenommenen Stücke etwas zu bunt finden. Die Schrift unter Nro. 2 haben wir mit Vergnügen gelesen. Der Verf. ist sich über den Zweck, den er sich vorgesetzt hat vollkommen klar, und dieser Umstand hat auf die Abfassung des Buches so günstig eingewirkt, daß dasselbe viele ähnliche Schriften bei weitem übertrifft. Der Verf. hat nämlich auf die Förderung realer Kenntnisse durch sein Lesebuch verzichtet, dagegen den Zweck, die ästhetische, ethische und nationale Bildung zu fördern, desto schärfer in's Auge gefaßt, und von diesem Gesichtspunkte aus ist die Wahl der aufgenommenen Lesestücke eine durchaus glückliche zu nennen. Die Stücke sind so geordnet, daß von den leichtern zu den schwereren übergegangen wird, was wir zweckmäßig finden,

weil eine systematische Eintheilung der Lesestücke nach Gattungen und Arten für den Knaben noch keine Bedeutung hat. Um die Reichhaltigkeit des Inhalts anzudeuten, erwähnen wir einige Schriftsteller, aus deren Werken Stellen aufgenommen worden sind: J. u. W. Grimm (Mährchen), Gellert (Fabeln), Lessing (Fabeln), Rückert (Fabeln und Erzählungen), Schiller (Räthsel), Uhland, Schwab, Herder, Hebel, Herodot, Hoffmeister (Pflanzerleben und Elephantenjagd auf Ceylon) Klopp, Masius (die Eiche, aus dessen Naturstudien), Harting (die Macht des Kleinen, aus dem Holländischen) 2c.

Das unter Nro. 3 erwähnte Lesebuch ist für die oberen Classen einer höheren Bürgerschule berechnet und schließt sich an zwei andere Lesecurse an. Es enthält auf S. 1 — 339 eine prosaische und auf S. 343 bis 511 eine poetische Abtheilung, deren jede wieder in Unterabtheilungen zerfällt. In der prosaischen Abtheilung werden 1) Beispiele für die historische, 2) für die rhetorische, 3) für die didaktische Prosa, und 4) poetische Beispiele in ungebundener Rede; in der poetischen Abtheilung 1) Bruchstücke aus größeren Epopöen, 2) poetische Erzählungen, Balladen und Romanzen, 3) lyrische und lyrisch-didaktische Gedichte und endlich 4) einige Scenen aus Dramen mitgetheilt. Die Wahl ist im Ganzen eine zweckmäßige. Das Althochdeutsche ist mit Recht ganz übergangen, und wir würden auch die einzelnen Proben aus dem Mittelhochdeutschen weggelassen haben, denn die mitgetheilte Stelle aus dem Nibelungenliede konnte in neu hochdeutscher Uebersetzung abgedruckt werden. Doch wollen wir darüber mit den Herausgebern nicht gerade rechten. Sollten aber einmal einige Originalproben aus der deutschen Poesie des Mittelalters gegeben werden, so hätten wir auch eine Stelle aus dem Parcival, einige Lieder von Walther von der Vogelweide 2c. gewünscht. Die Lesestücke sind so gewählt, daß sie für den Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte als Beispiele benutzt werden können. Dabei ist mit Rücksicht auf den Standpunkt der Potsdamer höheren Bürgerschule auf eine genauere Kenntniß der älteren Periode unserer Literatur verzichtet worden. Das 16te und 17te Jahrh. sind fast nur durch geistliche Gedichte vertreten, namentlich solche, die in den meisten jetzt gebräuchlichen Gesangbüchern nicht zu finden sind. Die neuere Zeit ist am stärksten vertreten, und besonders auf Göthe, Schiller und die Romantiker Rücksicht genommen worden.

Das unter Nro. 4 erwähnte Werk ist für den Lehrer bestimmt, kann als eine Ergänzung der bekannten Schrift von R. H. Hiecke: „der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien" betrachtet werden, und wird namentlich Lehrern, die den deutschen Unterricht in den unteren und mittleren Classen von Gymnasien und Realschulen oder in sogenannten Mittelschulen ertheilen, willkommen sein. Es enthält auf S. 1—37 einleitende Bemerkungen über die Aufgabe, welche der deutsche Unterricht in der Schule zu lösen hat, und über die Mittel, welche ihm zur Lösung der gestellten Aufgabe zu Gebote stehen. Der Inhalt des Buches zerfällt in zwei Theile, nämlich 1) in eine Anweisung, wie aus den in der Schule durchgenommenen Lesestücken ein Inhalt zu schöpfen sei, zweitens in eine Anleitung, wie der Schüler eine Form finden könne, um in ihr einen Inhalt darzustellen. In der ersten Abtheilung, die es also mit der richtigen Auffassung der gelesenen Stücke zu thun hat, wird zunächst die Prosa und dann die Poesie behandelt. Das Capitel über die Prosa zerfällt in zwei Abschnitte, a) über die unmittelbare Auffassung und gebundene Reproduction, b) über die vermittelte Auffassung und die freie Reproduction. Das Capitel über das Lesen poetischer Stücke zerfällt in drei Abschnitte, a) über die unmittelbare, b) die vermittelte Auffassung, c) über den Genuß eines Gedichtes. In der zweiten Abtheilung des Buches, die es also mit der zweckmäßigen Darstellung des gewonnenen Inhalts zu thun hat, wird zunächst über die Vortragsform (mündliche und schriftliche Darstellung) und dann über die Abfassungsform (Erzählung, Beschreibung, Abhandlung, Vergleichung, Brief) das Nöthige beigebracht. Die Methode, welche Hr. Otto von den Lehrern des Deutschen angewendet zu sehn wünscht, wird durch zahlreiche Beispiele bis in die Details hinein veranschaulicht. Das Buch ist darum besonders angehenden Lehrern zu empfehlen.

Berlin. Dr. **Kleiber.**

Buch der Sinnsprüche. Eine Concordanz poetischer Sinnsprüche des Morgen- und Abendlandes, gesammelt von W. K. mit einem Vorwort von W. Wackernagel. Leipzig, Gustav Mayer. 1853. VIII. 344 S.

Die Idee, eine Sammlung moralischer Sprüche als einen poetischen Cursus der Sittenlehre zu geben, ist sehr lobenswerth und wir wüßten nicht anders zu sagen, als daß Wackernagel mit vollstem Rechte die vorliegende Arbeit, welche 1763 Sprüche aufführt, empfohlen hat. Ein solches Buch ist ein angenehmer Besitz für das Haus. Es sind nicht allein deutsche Dichter dabei benutzt (u. zwar in löblicher Weise auch solche, die nicht überall bekannt sind), sondern auch einzelne orientalische und klassische Sprüche eingereiht worden, was wir nicht ganz billigen möchten. Wollte man schon einmal nicht deutsche Dichter ausbeuten, so stand uns z. B. Shakespeare näher, der in der schlegelschen Uebersetzung halb als Deutscher eingebürgert ist. Oder aber man wollte nur wirklich epigrammatisch abgefaßte Sprüche liefern und dann war auch der Orient auszuschließen, da dessen Ideen uns, die wir doch an eine christliche Ethik in Sprüchen denken, immer ferner stehen. Inzwischen wird eine, gewiß bald zu erwartende, zweite Auflage des sehr sauber ausgestatteten Buchs solchem Mangel abhelfen können. Wir bemerken, daß der 1653 aufgeführte Spruch Schiller's schon unter 211 als Spruch Göthe's gestanden hat. Eben so ist uns nur ein Druckfehler vorgekommen 1453. „Ungemachabwechslung" muß „Ungemachabwehrung" heißen.

M. R.

Lehrbuch der Rhetorik für die oberen Classen der Gelehrtenschulen von Heinrich Richter, Professor der Philosophie in Leipzig. Vierte Auflage. Leipzig. Verlag von Ernst Fleischer's Buchhandlung.

Es ist von vielen Pädagogen mit Recht bezweifelt worden, ob die Rhetorik als eine besondere Disciplin in den Schulunterricht mit aufzunehmen sei. Nur kürzlich hat sich Hr. Deinhardt aus Sondershausen in der „Pädagogischen Revue" (14ter Jahrg. Band XXXIII. Septemberheft 1853 S. 196 rc.) dagegen ausgesprochen. Im Gegensatz zu dieser Ansicht wünscht Hr. Heinrich Richter, daß an die Stelle philosophischer Wissenschaft (nämlich Logik und Psychologie) in Schulen gründliche Rhetorik (sic) treten möge." Wenn wir nun auch nicht gerade in diesen Wunsch des Verf. mit einstimmen mögen, so können wir doch nicht umhin, ihm darin Recht zu geben, daß ein theoretischer Unterricht über die regelrechte Darstellung der Gedanken, über die Formen des Styls rc. auf Schulen nicht ganz entbehrt werden könne, mag man ihn nun als besondere Disciplin unter dem Namen Rhetorik betreiben, oder ihn, wie Hr. Deinhardt will, der höheren Grammatik zuweisen und an die Lectüre und die Literaturgeschichte gelegentlich anknüpfen. Ob aber das vorliegende Lehrbuch den gegenwärtigen Bedürfnissen der Schule entspreche, müssen wir sehr bezweifeln. Denn selbst auf solchen Anstalten, auf denen dem Unterricht in der Rhetorik wöchentlich eine besondere Stunde eingeräumt worden ist, möchte es für den Lehrer schwer sein, das von dem Verf. gebotene Material durchzuarbeiten.

Was den Inhalt des Buches anbetrifft, so zerfällt derselbe nach hergebrachter Weise in die Lehre a. von der Erfindung (Topik), b. von der Bearbeitung und Anordnung, c. vom Ausdruck der Gedanken (Styl) und stimmt mit dem Lehrstoff, wie er gewöhnlich in rhetorischen Lehrbüchern überliefert wird, im Ganzen überein, zeichnet sich aber in mancher Beziehung durch eine gewisse Vollständigkeit und Reichhaltigkeit aus. Es sind namentlich fast überall die bewährtesten Quellen der Theorie in den Alten nachgewiesen, was für den Lehrer angenehm ist, dem Schüler aber

in den meisten Fällen gleichgültig sein dürfte. Zu beklagen ist aber, daß der Verf. blos die Theorie vorgetragen, und dieselbe an keinem praktischen Beispiele veranschaulicht hat, sondern sich damit begnügt, die Stellen in altklassischen Autoren anzugeben, in welchen sich Beispiele zu den aufgestellten Lehren finden lassen. Für ein Schulbuch wäre eine ausführliche Erläuterung von Musterbeispielen wohl nöthig, weil es ja nicht blos die Aufgabe des rhetorischen Unterrichts sein kann, dem Schüler zum besseren Verständniß einiger Stellen in klassischen Schriften zu verhelfen, sondern ihn auch zu eigener Production anzuleiten. Wenn der Verf. S. 8 sagt, er habe mit gedrängtester Kürze eine möglichste Vollständigkeit des Inhalts zu verbinden gesucht, welche nichts der Schule Nöthiges versäumte, ohne die Grenzen der Schule zu überschreiten: so erkennen wir gern an, daß im Allgemeinen dem Verf. diese Bemühung nicht mißlungen sei, müssen aber hinzufügen, daß wir in den beiden ersten Theilen des Buches Manches kürzer, in dem letzten Abschnitte dagegen Manches ausführlicher gewünscht hätten. So ist der Abschnitt über die Tropen und Figuren (S. 94 2c.), der sonderbarer Weise „von den Mitteln des Ausdrucks" überschrieben ist, zu aphoristisch. Die bekannten Eintheilungen der Redefiguren in Wortfiguren und Sachfiguren, oder in Figuren für die Aufmerksamkeit 2c. sind aufgegeben, aber es ist keine andere an ihre Stelle gesetzt, so daß der ganze Abschnitt als ein willkürlich zusammengewürfeltes Conglomerat erscheint. Viel besser ist dieser Abschnitt von Günther (von den Tropen und Figuren, Essen bei G. D. Bädeker 1841) und von Alex. Kapp (Anleitung zur deutschen Redekunst in den oberen Classen der Gymnasien. Berlin 1848. Verlag von Reimarus. S. 96 2c.) behandelt worden.

Lobenswerth ist es, daß der Verf. zu diesem Abschnitt zahlreiche Beispiele aus klassischen Schriftstellern theils nachgewiesen, theils wörtlich angeführt hat, aber wir finden es einseitig, daß er sich lediglich auf griechische und römische Autoren beschränkt, und unsere vaterländische Literatur ganz außer Acht gelassen hat. — Im Ganzen ist das Buch wegen einer gewissen Vollständigkeit in der Angabe der alten termini technici und wegen der fortwährenden Verweisung auf die klassischen Quellen wohl zu empfehlen.

Dr. **Kleiber.**

Französisches Lesebuch für die obern Classen der Gymnasien, Realschulen und ähnlicher Anstalten. Systematisch nach den verschiedenen Literaturgattungen geordnet und mit sacherklärenden Anmerkungen versehen von F. Lansing, Oberlehrer am Gymnasium-Carolinum zu Osnabrück. Daselbst bei Rackhorst. 1853.

Ref., welcher seit einer Reihe von Jahren in verschiedenen Gymnasialklassen viele Chrestomathien gebraucht hat, begrüßt auch die vorliegende als eine solche, welche die höhern Zwecke des Schulunterrichts: „den Schüler in die Kenntnisse des Landes und Volkes, des Charakters und der Sitten, der Geschichte und Literatur einzuführen," mit der speciellen Spracherlernung auf eine angemessene Weise verbindet. Mag auch hie und da ein schönes und zweckmäßiges Stück vermißt werden, welches dem Herausgeber vielleicht zu bekannt schien, so läßt sich dagegen nicht sagen, es sei ein Stück aufgenommen, welches dem Pädagogen ein Nasenrümpfen abnöthigte: höchstens dürfte der nicht musterhafte Auszug aus J. J. Rousseau: la conscience durch ein anderes ersetzt werden, indem der zweite, dem grämlichen Sinne des Verf. entsprungene Theil in seiner Fassung etwas unfreundlich klingt und leicht mißverstanden werden könnte. — Die gewählte Eintheilung nach Gattungen gestattet dem Lehrer nach seinem Bedürfnissen und dem vorwiegenden Zwecke eine beliebige Benutzung, und so erscheint das Lesebuch als nicht nur für die Jugend anziehend und lehrreich, sondern auch als vorzugsweise dazu geeignet, neben den Memorirübungen, nach gehöriger Präparation in die fremde Sprache zurückzuübersetzen, eine Uebung,

welche kein Lehrer, dem die Lehrzeit dazu geboten ist, versäumen sollte, indem dadurch der Schüler von dem oberflächlichen, halb errathenden Präpariren abgeleitet und an schärferes Aufmerken gewöhnt wird. Daß besonders viel Erzählendes und eine Anzahl von Briefen über Gegenstände des Alltagslebens aufgenommen wurden, kann Ref. aus eben diesem Grunde nur billigen.

Zwar kündigt sich das Lesebuch als für die obern Classen der Gymnasien u. s. w. bestimmt an; Ref. meint jedoch, es sei die Altersstufe von Tertia und Secunda darunter zu verstehen; auch entspricht nicht nur der Inhalt dieser Sammlung der Verstandesreife jener Classen, sondern die Schlußäußerung des Herrn Verf. unterstützt diese Ansicht, indem dort eine höhere Abtheilung für die obersten Classen in Aussicht gestellt wird. Daß kein Wörterbuch angehängt wurde, dürfte im Allgemeinen jedem erfahrenen Lehrer nur lieb sein, welcher weiß, wie sehr durch solche in neuerer Zeit, bei alten wie bei neuern Sprachen, so beliebte Specialwörterbücher die Scheu vor dem Aufschlagen unterstützt wird; da indessen die vorliegende Sammlung ihren Stoff vorzugsweise aus der neuern Literatur entlehnte und ziemlich viel Naturhistorisches vorkommt, worin bekanntlich die schwache Seite vieler Wörterbücher besteht, so hätte es nicht geschadet, wenn die einschlagenden Wörter in Anmerkungen gegeben worden wären. Ueberhaupt sind die Anmerkungen spärlich und nur sachlichen Inhaltes. Von Hudson Lowe wird gesagt, er habe sein Wächteramt mit großer Strenge geführt; richtiger wäre mit Härte gewesen; Strenge hätte ihm die Verachtung der Nachwelt nicht zugezogen.

Hinsichtlich der Interpunction erkennt Ref. mit Vergnügen an, daß dieselbe im Allgemeinen richtig ist; zwei Stellen fielen ihm jedoch auf: P. 201: Le Jardin des Plantes jouit d'un rare privilége, il plaît à tout le monde. Il charme tous les âges de la vie u. s. w., u. p. 101, Z. 9, wo das bloße Komma ein unrichtiges Sachverhältniß andeutet. In Bezug auf Correctheit will Ref. nur bemerken, was ihm beim Durchblättern in's Auge fiel. Pag. 25: leurs chef; p. 184: J'l s. Il; p. 400: Voyey s. voyez, und in der Vorrede déscription; ferner bei der Inhaltsanzeige Charles I s. Ier. Sodann ist zu bemerken, daß bei Ueberschriften alle Hauptwörter mit großen Anfangsbuchstaben anfangen sollten. — Anlangend das häklige Kapitel der Sylbenbrechung hätte Ref. Manches zu rügen: Pag. 57: mo-yens; p. 65 vo-yageur. Im ersteren Falle war die Trennung überhaupt zu vermeiden, im zweiten mußte voya-geur gesetzt werden, indem die Abbrechung weder vor noch nach dem y der Aussprache entspricht. Unverzeihlich aber ist p. 112: si-llonne s. sil-lonne, sowie ob-ligé s. obli-gé, indem die muta nie von der liquida getrennt werden darf, Doppelconsonanten hingegen immer zu trennen sind.

Hadamar. **Barbieux.**

Corso pratico e teoretico della lingua tedesca, ossia nuovo metodo d'imparare con facilità e celeremente il Tedesco di P. A. de Filippi. Vienna, Lib. de Fed. Manz. 1853.

Obiges Werk erscheint hier bereits in der dritten Auflage und ein Vergleich mit den früheren Ausgaben zeigt sogleich, daß der Verf. auf die Revision die größte Sorgfalt verwendet und zugleich in dem Anhange eine recht zweckmäßige kurze Anthologie aus deutschen Schriftstellern hinzugefügt hat. Die Methode des Verf., welcher den Grundsatz hegt,

„Solo la grammatica alla pratica unita,
Rende la favella dell' uomo compita."

ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, die Beschaffenheit und den Werth derselben hier noch weiter zu charakterisiren.

Programmenschau.

K. W. Osterwald, Iwein, ein keltischer Frühlingsgott. Ein Beitrag zur comparativen Mythologie. Programm des Gymnasiums zu Merseburg. Ostern 1853.

Die Abhandlung, eingeführt durch eine poetische Widmung an San Marte, unternimmt, von der Ansicht ausgehend, daß alle Heldensage ursprünglich Göttersage sei, in dem Iwein Hartmanns von der Aue die Abschwächung eines uralten Naturmythus nachzuweisen. Folgendes sind die Resultate.

Laudine ist die schöne Erdgöttin, die während des Winters in der Unterwelt weilt und im Frühjahr vom schönen Frühlingsgott durch Ueberwindung feindlicher Winterdämonen erworben wird. Der Wald Brezilian ist die Unterwelt; die Linde am Brunnen ist der keltische Welt- und Lebensbaum, das Gatterthor ist dem Gatterthore der Hel entsprechend. Askalon ist der finstre Winterdämon, ursprünglich identisch mit Iwein dem Sommergott; beides verschiedene Manifestationen der Einen Natur. Lunete ist eine freundliche Lichtgöttin (Iwein vermuthlich nur der Mai.) Gawein ist eine dem Wesen Iweins nahe verwandte freundliche Naturgottheit. Laudinens Ring ist Zeichen und Inbegriff des reichen Segens, womit die schöne Erdgöttin ihren Gemahl den Frühlingsgott beschenkt. Iwein wird wahnsinnig und zum wilden schwarzen Waldmenschen: die im Frühling freundliche Natur legt im Winter ein finsteres abschreckendes Gewand an. Iwein fällt in tiefen Schlaf: der Winterschlaf des Frühlingsgottes, aus dem eine befreundete Gottheit, die ihm zugleich die Mittel zur Wiederherstellung giebt, ihn erweckt. Dieß ist die Frau von Narison, von Laudine nicht wesentlich verschieden. Der Drache ist ein feindlicher Naturdämon, der Löwe ist ursprünglich identisch mit Iwein. Der Riese Harpin ist wieder die wilde unbändige Winternatur, die Familie des Burgherrn besteht aus freundlichen Lichtgottheiten. Der Truchseß ist wieder der schwarze Ritter. Die Töchter des Grafen vom schwarzen Dorn sind nicht recht zu bestimmen. Die beiden Riesen sind winterliche Dämonen, die dreihundert Arbeiterinnen sind die während des Winters unter der Erde still schaffenden Kräfte der Natur (zugleich die Tage des Jahres). Die Tochter des alten Ritters ist eine schöne Erdgöttin. Schließlich ist auch Artus ein Frühlingsgott, Ginover tellurische Gottheit.

Eine eigentliche Beurtheilung der Arbeit erfordert ohne Vergleich mehr Raum, als ihn die Spalten einer Zeitschrift darbieten. Denn jene müßte, wie es die Arbeit thut, sämmtliche bisher errungene Resultate der comparativen Mythologie in ihren Kreis ziehn. Soviel aber kann gesagt werden: Wenn aus der Aehnlichkeit eines Factums mit einem andern in der Weise geschlossen wird, daß man die Bedeutung, welche das Eine vielleicht hat, dem Andern mit Bestimmtheit unterlegt; wenn man, um einem Factum einen Sinn beilegen zu können, zu dem ein Moment der Erzählung paßt, sich mit der Erklärung begnügt, die übrigen Momente müßten „also" ursprünglich so und so gelautet haben; wenn das, was auf der ersten Seite Vermuthung war, auf der zweiten als allein ausreichender Beweisgrund dasteht: dann läßt sich Alles, aber schlechterdings Alles beweisen.

H. F.

Dr. Tittler, Bemerkungen und Zusätze zu den Schriften von Grimm und Steinthal über den Ursprung der Sprache. Programm des königl. Gymnasiums zu Brieg. Ostern 1853.

Nachdem der Verfasser die Ansichten der beiden genannten Forscher in kurzer, bis auf Einzelnes klarer Weise dargestellt hat, übernimmt er die Widerlegung sowohl der Steinthal'schen Theorie eines übermenschlichen Ursprungs der Sprache, als auch der Grimm'schen, daß die Sprache ein Product der menschlichen Freiheit sei.

Steinthal, bemerkt er, gehe aus von einer ursprünglichen Verschiedenheit der Sprachen, diese aber sei nicht vorhanden; sondern ursprünglich sei das Lautbild ein rein mechanischer, nothwendiger Reflex der Anschauung; die Anschauungen seien Producte der Wahrnehmungen, bei allen Menschen nach gleichen Gesetzen gewonnen; so seien denn die Lautbilder für gleiche Anschauungen ursprünglich bei allen Menschen gleich; nicht Producte der menschlichen Freiheit, wie Grimm meine, sondern einer Naturnothwendigkeit. Alle Lautbilder sind Bilder einer angeschauten Thätigkeit. Daher kann es nicht von Anfang an zwei Arten derselben geben, sondern der gewöhnlich angenommene Unterschied von Pronominal- und Verbalwurzeln muß fallen, indem jene auf diese zurückgeführt werden. Den Versuch dazu macht der Verfasser mit der Wurzel der ersten Person. Die Verschiedenheit der Sprachen entsteht erst, wenn die Lautbilder unter die Herrschaft des Geistes getreten sind, die Periode der Sprachschöpfung in die des Sprachbaues übergegangen sind. Agglutinirende und flectirende Sprachen sind nicht specifisch verschieden, sondern nur verschiedene Entwicklungsstufen des Prozesses.

Läßt sich nun gegen die ganze Abhandlung einwenden, daß Steinthal in der That nicht den Ursprung der Sprache aus dem Menschen heraus in den „geoffenbarten“ Gott, sondern in die Identität des menschlichen und göttlichen Geistes gesetzt, daß Grimm das organische, in der Natur begründete Entstehen des Lautbildes nicht geläugnet hat: daß ferner die Untersuchung keineswegs durchweg mit tadelloser Gründlichkeit geführt, noch die Resultate immer zu schlagender Evidenz gebracht sind, so muß doch anerkannt werden, daß der Verfasser mit Fleiß und Einsicht gearbeitet, manches Neue und der Beachtung Werthe aufgestellt, namentlich mehrere bisher zu wenig berücksichtigte Fragen hervorgehoben hat. Wir stehen daher nicht an, die Arbeit, als einen schätzenswerthen Beitrag zur Lösung der schwierigsten Fragen der Sprachwissenschaft, mit Freuden zu begrüßen.

H. F.

Ueber Schiller's Don Carlos, vom Oberlehrer Aug. Otto. Programm des königl. kathol. Gymnasiums zu Neiße. 1853.

Der Verf. bemüht sich, die Ergebnisse höherer historischer Forschungen auch für größere Kreise nutzbar zu machen. Er hat deshalb alle Nachrichten über Don Carlos' Leben und Charakter zusammengestellt, um nachzuweisen, in wieweit Schiller sich in seinem Drama von der Geschichte entfernt habe. Er hat zu dem Zwecke die Werke von Cabrera de Cordova, Lorenzo van der Hâmen, Estrada und Llorente excerpirt, bespricht dann die Schrift des Abbé St. Real „Don Carlos nouvelle historique,“ tadelt die falsche Darstellung der Geschichte des Don Carlos in manchen Lehrbüchern, und erörtert zuletzt mit steter Beziehung auf die Poetik des Aristoteles und Lessings Dramaturgie die Frage, in wie weit und zu welchem Zwecke es dem Dichter erlaubt sei, von der historischen Wahrheit abzuweichen.

Die Schrift ist lesenswerth, und wird vielen Lehrern der deutschen Literaturgeschichte willkommen sein.

Dr. Kleiber.

De Druidibus commentatio, quam ad examen publicum scholae Dorotheopolitanae scripsit Dr. Lud. Herrig, professor. Berolini 1853.

Wie bei den Galliern waren zur Zeit der römischen Eroberung auch in Britannien poetische Volksgesänge sehr beliebt, und wir besitzen in demjenigen, was uns die Druiden hinterlassen haben, eine Art von poetischer Geschichte der Kriege und Heldenthaten ihrer Völker, welche von nicht geringem Interesse ist. Der Verf. vorliegender Abhandlung schildert in der Einleitung (Quaedam praefationis loco praemittuntur), nachdem er den Begriff des Druidismus erläutert hat, den Werth derjenigen Quellen, welche aus dem classischen Alterthume sich über das Druidenthum vorfinden, weis't ferner auf den bedeutenden Unterschied hin, welcher zwischen den gallischen und britischen Druiden stattfand, und leitet dann die Aufmerksamkeit seiner Leser auf die Nachrichten, welche in dem Fürstenthume Wales erst in letzter Zeit über die britischen Druiden aufgefunden und benutzt worden sind. Die verschiedenartige Benutzung derselben wird hierauf kurz charakterisirt, und es knüpft sich daran die Behauptung, welche die Abhandlung zu begründen sucht, daß sich bei den britischen Druiden, im Gegensatze zu den gallischen, die alte Lehre ziemlich rein erhalten habe, und daß die Verkündiger derselben fortwährend an die Patriarchen im Alten Testamente erinnere, daß es ein Unrecht sei, wenn man ihnen alle die bösen Sitten und abergläubischen Gebräuche zur Last legen wolle, welche im alten Britannien gäng und gäbe waren, die aber nicht etwa durch den Einfluß der Druiden erst hervorgerufen wären, sondern vielmehr ungeachtet ihres vielfachen Widerspruches leider nur zu lange fortgedauert hätten.

Der folgende Abschnitt der Abhandlung stellt das Wesen des Druidenthums und Bardenthums dar und liefert zugleich eine kurze Geschichte des ganzen Instituts, in welcher die altklassischen und keltischen Nachrichten neben einandergestellt werden, und über die Entstehung, Entwicklung und innere Einrichtung des Ordens Aufschluß gegeben wird.

Der dritte Theil (De Druidum religionibus) verbreitete sich dann ausführlich über die religiösen Grundsätze der Druiden und enthält eine Anzahl von Proben dieser kymrischen Theologie im Originale mit gegenüberstehender Uebersetzung, die vielleicht nicht ohne alles Interesse sein dürften. Zum Schlusse endlich schildert die Abhandlung das Verhältniß, in welchem diese altbritische Druidenlehre zu dem Christenthume stand, wie sie eigentlich nichts enthalte, was dem Evangelio entschieden entgegengesetzt sei, und wie sich deshalb die britischen Heiligthümer der Druiden sehr bald in Orte christlicher Verehrung umgestalten mußten.

Notes and queries on the Ormulum, by Dr. Monicke. Progr. der Handels-Lehranstalt zu Leipzig, 1853.

Bei der Wichtigkeit, welche die Kenntniß des Angelsächsischen für eine tiefere Auffassung der englischen Sprache und besonders der Grammatik hat, ist es erfreulich, wenn sich Männer, wie der Verf. obiger Abhandlung, dazu herbeilassen, einzelne Früchte historisch-grammatischer Studien theils zur Belehrung, theils zur Anregung ihren Strebegenossen mitzutheilen. Bekanntlich besitzen wir eine treffliche Ausgabe des Ormulum von Dr. Meadows White, welche nur rücksichtlich des Glossariums nicht ganz befriedigen konnte, indem sich in demselben ein gewisses Schwanken in der Etymologie bemerkbar macht. Herr Monicke hat nun unter dem höchst bescheidenen Titel seiner Abhandlung eine Reihe der beachtenswerthesten Bemerkungen über die Sprache des Ormulum zusammengestellt, auf welche wir die Freunde eines historisch-grammatischen Studiums der englischen Sprache dringend aufmerksam machen; wir erhalten hier natürlich keine vollständige Grammatik, aber dennoch eine Einsicht in die wichtigsten Eigenthümlichkeiten dieses Dialectes und es wird dadurch zugleich ein helles Licht auf viele einzelne Theile der englischen Syn-

tax geworfen, welche von den meisten Grammatiken völlig mißverstanden sind und die sich auch ohne historisches Eingehen auf die Sprache gar nicht erklären lassen.

Die Abhandlung zerfällt in 4 Abschnitte, in deren erstem „Introduction“ der Inhalt und das Schicksal des Ormulum besprochen wird, woran sich dann eine sehr scharf gezeichnete Charakteristik desselben anschließt. Im zweiten Kapitel: „Date and locality of the Ormulum“ widerlegt der Verf. die gewöhnliche Ansicht, nach welcher das Ormulum schon im elften oder zwölften Jahrh. verfaßt sein soll, und er zeigt, daß es vielmehr erst im 14ten Jahrh. niedergeschrieben ist. Mit großer Genauigkeit und Umsicht wird auch die Frage über die Localität behandelt; wir erfahren hier die verschiedenen Ansichten mit Gründen und Gegengründen, und es ergiebt sich aus der Darlegung, daß auch Dr. White, der letzte Herausgeber, geirrt haben müsse, nach welchem ein Mönch von Peterborough als Verfasser angenommen wird und Hr. Monicke beweiset, daß die Sprache des Ormulum einem mehr nördlichen Theile des Landes angehöre, ohne sich indessen darüber zu entscheiden, welche Theile des Humber dabei in Betracht kommen. Das dritte Kapitel: „Ormulum. Dedication. Text.“ giebt uns den Text des Originals mit einer ganz vortrefflichen Uebersetzung, und der vierte Abschnitt endlich: „Word-lore“ enthält über die schwierigsten und wichtigsten Sprachformen eine Reihe von feinen und höchst beachtenswerthen Bemerkungen, auf welche Ref. bei einer anderen Gelegenheit mit Vergnügen zurückkommen wird.

Ueber die Bestrebungen um Begründung einer Universalliteratur, von Dr. Otto. Progr. des Gymnasiums in Braunsberg, 1852.

Der Verf. hat seinen Gegenstand als Stoff zu einer Festrede auf des Königs Geburtstag gewählt und nach einer kurzen Einleitung weis't er darauf hin, wie sich an den Namen Friedrich Wilhelm's IV. universal-geistige, universal-menschliche Beziehungen anknüpfen, und wendet sich dann zur Beantwortung der Frage: Was ist von den Bestrebungen der neueren Literatur in ihrer universalen Richtung zu halten? und welche Aussicht ist vorhanden auf Verwirklichung einer wahrhaften Universal-Literatur? Der Begriff einer solchen Weltliteratur, welche aus der gegenseitigen Annäherung und geistigen Durchdringung der Völker hervorgeht und diese wiederum fördert, ist nicht neu. Als durch und nach Alexander d. Großen der Orient dem Occident sich näherte, da entstand durch hellenische Sprache und Wissenschaft eine Weltliteratur, doch sie starb sehr bald dahin, und der Grund dafür war nicht etwa allein in dem äußern Verlauf der Begebenheiten, nicht in dem nothwendigen Dahinsterben einer Blüthe nach Naturgesetzen, sondern vor allem in der Nichtbefriedigung des ganzen antiken Standpunktes gefunden, welcher auf die Dauer der Menschheit nicht genügen konnte, „weil er dem erwachten Bewußtsein den Frieden mit Gott zu bringen nicht im Stande war.“

Die später hinzutretenden Ansichten der Orientalen, welchen alle Thätigkeit und alles Werden als zufällig erschien und denen die Erkenntniß der absoluten Nichtigkeit unseres Lebens die höchste war, konnte nicht eben geeignet sein, die Literatur zu dem Charakter der Universalität heranreifen zu lassen. Der Verf. schildert in einigen Andeutungen die alte Welt-Literatur in ihrer Nichtigkeit und ihrem verderblichen Einflusse und wendet sich sodann zu der neueren Nationalliteratur, namentlich insofern sie universale Bestrebungen zeigt, um ihren Werth oder Unwerth in höchster Bedeutung, nebenbei aber auch ihr Verhältniß zur alten zu erkennen. Er gesteht zu, daß die neuere, besonders die deutsche Literatur, einen mehr nationalen, einen durchaus umfassenden Charakter habe, und motivirt dieses sehr ausführlich durch eine Betrachtung der Verdienste Herder's, Schiller's und Goethe's. Um indessen ewige Dauer und Geltung zu haben, müßte die Literatur nicht bei der Vereinigung äußerer Volksthümlichkeit stehen bleiben und nicht auf dem Scheine von Menschenweisheit beruhen, sondern auf den tiefsten und ewig wahren Grundlagen, aus denen allein die Wahrheit und das Heil zu schaffen ist, auf dem göttlichen Princip,

auf dem Christenthume. Die Rede untersucht deshalb näher, ob unsere Literatur in ihren universalen Bestrebungen durch Poesie, Philosophie und Kritik sich auf jenem ewigen Grunde alles Wissens und Forschens entfaltet habe und darauf stehen geblieben sei, und der Verf. zeigt, wie sie sich dagegen wissentlich und unwissentlich davon mehr oder weniger abgewendet habe. Mit einer Reihe von praktischen Winken verknüpft sich dann der Ausspruch, daß auf die eigentliche Höhe der Lebensanschauung nur eine Universalliteratur führen könne, die auf dem christlichen Humanismus ruhe und es wird die Hoffnung ausgesprochen, daß der deutsche Geist dazu berufen sei, die Lösung dieser höchsten Aufgabe der Menschheit zu vermitteln, wenn die Zeit dazu gekommen sein werde.

Die Erlernung der französischen Sprache; von Director Brennecke. Progr. der Realschule in Colberg, 1853.

Der Verf. dieser Schrift, welcher erst vor ganz kurzer Zeit die Direction der neugegründeten Realschule in Posen übernommen hat, liefert hier eine Reihe von Betrachtungen und Erfahrungen, welche um so beachtungswerther erscheinen, da sie einem bewährten Schulmanne angehören und einen Gegenstand behandeln, über welchen noch immer viel pro et contra gekämpft wird. Die Abhandlung des Herrn Brennecke zerfällt in 3 Theile und sucht zuerst die Frage zu lösen: Ist die französische Sprache ein nothwendiger Gegenstand für höhere Schulen? An die Beantwortung dieser Frage, welche den eigentlichen Haupttheil der ganzen Schrift ausmacht, schließen sich dann später nur noch einige Andeutungen über die dem Unterrichte im Französischen zu widmende Stundenzahl und endlich eine Reihe von aphoristischen Bemerkungen über die beim Unterricht in der franz. Sprache zu befolgende Methode.

Nachdem der Verf. die sittliche Erziehung als die wesentliche Aufgabe unserer Schulen hingestellt und den so oft gemachten (leider aber noch immer nicht genug beachteten!) Vorwurf ausgesprochen hat, daß auf unsern Schulen zu viel gelehrt, die schwache geistige Kraft der Schüler überladen, daß ihre Ursprünglichkeit unter einem Wust von gelehrtem Kram erdrückt und überhaupt viel zu früh angefangen werde, — weis't er auf die Nothwendigkeit hin, die Anzahl der Unterrichtsgegenstände auf ein richtiges Maaß zurückzuführen. Diese Betrachtung führt ihn darauf zu der Frage, ob die franz. Sprache eine innere Berechtigung habe, oder ob es eine unabweisbare Nothwendigkeit sei, sie als Unterrichtsgegenstand in unseren mittleren und höhern Lehranstalten beizubehalten. Es werden zuerst die Gründe dafür geltend gemacht. Der Verfasser weis't nach, daß bei den Franzosen der gute Geschmack zu Hause sei und daß derselbe vorzugsweise in ihrer Sprache Gestalt gewonnen habe durch eine gewählte Ausdrucksweise, zierliche Wendungen, durch eine kunstgerechte und kunstvolle Darstellung; dadurch sei denn auch die franz. Sprache das Aushängeschild der Bildung und der sogenannten guten Erziehung geworden; ihre Universalität sei übrigens ein überwundener Standpunkt. Es ließe sich nun zwar hiergegen Manches einwenden; wir wollen uns indessen gleich zu den Gründen des Verf. gegen die Erlernung der franz. Sprache wenden, die um so erklärlicher erscheinen, wenn man bedenkt, daß Hr. B. über seinen früheren langjährigen Wohnort Colberg berichten konnte (S. 13.) „Niemand lies't (hier) französisch, Niemand spricht französisch; es gehört gewiß zu den großen Seltenheiten, irgendwo anders als bei einem Lehrer ein einziges französisches Buch aufzutreiben!"

Die Schwierigkeiten der französischen Sprache, so behauptet Hr. B., seien nur phraseologischer Natur; indem dieselben nun aber erst da anfingen, wo der Schulunterricht längst aufgehört habe, so könne man in der Schwierigkeit, welche die Sprache dem Lernenden mache, keinen Grund für die Aufwendung von Kraft und Zeit finden, welche derselben in den Schulen gewidmet werde. Ref. hat sich gewundert, solchen Vorwurf von einem Manne zu vernehmen, der, wie man das denn doch annehmen muß, tüchtig französisch versteht. Wenn solche Ansichten von

Leuten ausgesprochen werden, deren Kenntniß der franz. Sprache nicht eben gar zu tief geht, indem sie bei der früher fast auf allen Gymnasien höchst erbärmlichen Behandlung dieses Unterrichtszweiges auf der Schule fast nichts lernten und später höchstens zu ihrem Vergnügen Einzelnes lasen, oder vielleicht gar zu irgend welchem praktischen Zwecke von einem Franzosen sich einhetzen ließen, der vielleicht auch nicht viel mehr als das Parliren verstand: dann, ja dann ist es nutzlos, irgend etwas gegen die souveräne Verachtung einzuwenden, mit welcher sie von der Höhe ihrer Bildung auf eine so armselige Sprache herunterblicken. Nach ihnen kann eigentlich Jeder im Französischen unterrichten, denn sie haben ja von den wirklich ungeheuren Schwierigkeiten der Sprache auch nicht die leiseste Ahnung und sie sprechen demnach wie die Blinden von der Farbe. Es wäre thöricht, solcher Albernheit, und zumal wenn sie, wie dieses meistens der Fall ist, mit Hochmuth auftritt, etwas zu entgegnen. Wie aber ein Mann wie Hr. B. behaupten kann, daß die franz. Sprache keine eigentlichen grammatischen Schwierigkeiten biete, das begreife wer es wolle. Die Sache bedarf — wenigstens an diesem Orte — keiner Widerlegung; sollte sie indessen Jemand für sich vielleicht wünschen, so verweisen wir ihn auf die treffliche Schrift E. Hauschild's in Leipzig: „Die Bildungselemente in den neueren Sprachen.“ Andererseits scheint es auch unerklärlich, wie Hr. B. den Zusatz machen kann, daß die phraseologischen Schwierigkeiten erst nach der Schulzeit in Betracht kämen, — Ref. kann sich wenigstens keinen nur einigermaßen befriedigenden Schulunterricht in der franz. Sprache vorstellen, bei welchem jene ganz ausgeschlossen wären.

Einen anderen Grund gegen die Erlernung der franz. Sprache in unsern Schulen findet der Verf. in dem Charakter der Franzosen, in welchem er nur die Vaterlandsliebe zu loben findet. Mit größerer Milde bespricht er den eigenthümlichen Werth der franz. Literatur und beweis't durch eine sehr ins Einzelne gehende Darstellung, daß sie durchaus nicht arm sei an Geisteswerken, „die ewig als Muster eines guten Geschmacks unangetastet sich behaupten werden,“ und er erkennt es rühmend an, daß kein Volk einen größern Antheil an der Wiedergeburt der Wissenschaften gehabt habe, als das französische. Niemand wird dagegen der Ansicht des Verf. widersprechen, daß viele franz. Bücher auch unsägliches Unheil in der Welt gestiftet haben. Folgt nun aber daraus, daß man die ganze franz. Literatur als werthlos verwerfen müsse, darf man daraus den Schluß ziehen, sie biete kein Aequivalent für die auf die Erlernung der Sprache verwendete Mühe? Solche Behauptung, die Ref. auch nur aus dem Munde von Leuten gehört hat, die z. B. über das franz. Drama nichts weiter wissen, als was Lessing darüber gesagt hat, scheut sich der Herr Verf. allerdings direct auszusprechen, aber sie liegt doch eigentlich mehr oder weniger seiner ganzen Darstellung zu Grunde.

Schließlich liefert die Abhandlung noch als Nachlese zu den vorhergehenden Betrachtungen eine Beantwortung der Frage, welche Nationalität man neben oder mit der deutschen unserer Jugend als Musterbild vorzuhalten habe, die englische oder französische. Die wirklich sehr interessante Auseinandersetzung, in welcher sich eine wohlbegründete Vorliebe des Verf. für das englische Volk und englische Sitte ausspricht, liefert ein glänzendes Zeugniß für die Zweckmäßigkeit jener Maaßregel, der englischen Sprache mehr und mehr Eingang in unsern Schulen zu verschaffen; daß indessen hieraus, wie auch aus den übrigen aufgestellten Gründen eine Nöthigung folge, das Französische aus unsern höheren Schulen völlig zu entfernen, muß Ref. mit aller Entschiedenheit verneinen und er zweifelt nicht daran, daß ihm die wirklichen Kenner der franz. Sprache darin beipflichten werden.

Ueber Ursprung und Fortbildung der französischen Sprache von Dr. Peucker. Progr. der Realschule in Breslau, 1853.

Die vorliegende Schrift, welche den Ursprung und die fortschreitende Entwickelung der franz. Sprache behandelt, macht bei dem ihr vergönnten engen Raume natürlich keinen Anspruch darauf, in erschöpfender Weise die verschiedenartigen Ele-

mente zu prüfen, welche bei der Bildung der franz. Sprache ihren Einfluß geltend gemacht haben. Die Abhandlung ist vielmehr ein kurzgefaßtes Resultat gründlicher Studien, in populärer Weise dargestellt, und der Verf. hat die Schrift seinen Schülern auf der obersten Lehrstufe gewidmet, um ihnen in ansprechender und passender Form ein wirklich anschauliches Bild des wichtigen Gegenstandes vorzuführen. Er unterscheidet 5 Elemente, welche entschieden auf die Bildung der franz. Sprache eingewirkt haben: 1) das keltische oder gälische, 2) das baskische, 3) das griechische, 4) das lateinische und 5) das deutsche. Die Abhandlung zerfällt somit in 5 Abschnitte und in jedem derselben wird zuerst die betreffende Völkerschaft in kurzen aber scharfen Umrissen charakterisirt und dann gezeigt, wie sich in dieser Charakterschilderung mehr oder weniger auch der heutige Franzose wiedererkennen lasse; sodann folgt an einzelnen Wörtern eine etymologische Darlegung der Art und Weise, in welcher sie in das Französische aufgenommen und umgestaltet worden, und an diese Prüfung knüpft sich eine nicht uninteressante kurze Aufführung von Ausdrücken der betreffenden Sprache, welche auf demselben Wege in das Französische Eingang fanden. Zum Schlusse wird noch darauf aufmerksam gemacht, daß das Franz. wie schon früher, so besonders in der neuesten Zeit eine große Menge von Wörtern aus den Nachbarsprachen entlehnt hat, und der Verf. begleitet diese Angabe mit einer Zusammenstellung beachtungswerther Belege. Die sehr genaue Angabe der vielen literarischen Hilfsmittel, welche bei einem gründlichen Studium dieses Gegenstandes zu benutzen sind, dürfte manchem Leser der Abhandlung eine ganz besonders willkommene Zugabe sein.

Miscellen.

I. Lessing und Luther.

Schlosser hat Lessing, Luther und J. H. Voß in Beziehung auf Geistesfreiheit und protestantische Ueberzeugungstreue zusammengestellt. „Wo Lessing und Luther, da wird auch sein Name genannt werden.“ In Beziehung auf Voß ist dies übertrieben. Nicht mit Unrecht sagt A. W. Schlegel (kritische Schriften II, 112): „Voß pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Weltbürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit, wie ein Gefängnißwärter, die künstlerische und gesellige Bildung der Griechen, wie ein nordischer Barbar.“ Ihm fehlte durchaus der großartige, universelle Standpunkt Lessings, der s. z. s. in alle Sättel gerecht war, jeder Geistesrichtung ihr Recht widerfahren ließ und von seiner Warte herab die geistigen Kämpfe seiner Zeit ordnete und leitete. Dazu war Voß von aller religiösen und poetischen Tiefe weit entfernt. Etwas Handwerksmäßiges haftet an allen seinen Werken. Er konnte nicht, wie Göthe, eine ideale Welt aus dem Nichts hervorzaubern, er konnte sie nicht, wie Schiller und Lessing, erobern, er konnte nur handwerksmäßig seine enge Welt zimmern und ausbessern. Er malte nur „die gemeine Deutlichkeit der Dinge“, ohne „den goldenen Duft der Morgenröthe“. — „Eine erregbare Phantasie, großartige Ideen, ein heißer Pulsschlag der Empfindungen, Scharfblick in Welt und Leben, alle diese Dinge findet man nicht bei Voß“. (Literar. Charakteristiken und Kritiken von K. Schwenck S. 155.) Er hält als Poet und Philosoph den schwachen Stab des Nationalismus, *τὸ σκῆπτρον, τὸ μὲν οὔποτε φύλλα καὶ ὄζυς φύσει.* (Il. 1, 234.) Schon sein äußeres Leben bietet durchaus nicht die interessante Abwechslung dar, wie Luthers und Lessings Leben.

* * *

Luther und Lessing dagegen fordern von selbst zur Vergleichung auf. Eine solche hat Gelzer in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur vom sittlich-religiösen Standpunkte I, 260. versucht. Gelzer sagt: „Lessing ist mit Luther nur in Hinsicht auf den Muth, nicht in Hinsicht auf die Ueberzeugung zu vergleichen. Luther protestirte gegen eine leichtfertige Mißhandlung des Gewissens, Lessing gegen die Unterdrückung der freien Prüfung.

Luther handelte im Interesse der Religion, die ihm ein rein Innerliches war, eine Angelegenheit der Seele.

Darum verwarf er jede zwischen Gott und den Menschen tretende irdische Autorität. Der Inhalt des Glaubens war ihm unantastbar. Lessings Begeisterung galt der freien Wissenschaft; diese wollte er ebenso sehr als unverletzliches Eigenthum des Geistes geschützt wissen, wie die Religion als Sache des Gewissens; ebenso gut könnte man ihm zufolge Luft und Sonnenlicht dem Menschen verbieten, als freien Vernunftgebrauch. Ein äußerlich erzwungener Friede zwischen Vernunft und Religion, Erkennen und Glauben, Geschichte und Offenbarung war ihm ein Greuel.“

Diese Auffassung hat ihre Wahrheit, ist aber durchaus nicht erschöpfend. Man kann die Parallele zwischen Luther und Lessing viel weiter ausdehnen, und da nichts geeigneter ist, einen Mann in seinen Eigenthümlichkeiten hervortreten zu lassen, als die Parallelisirung mit einem andern schon bekannten Mann von verwandtem

Geist und Charakter, so dürfte eine solche Parallele zwischen unsern zwei Helden besonders in Schulen fruchtbringend sein. Versuchen wir nun, einige Züge zusammenzustellen.

Beide sind Männer des Volks, aus dem Volk hervorgegangen, haben für das ganze Volk gewirkt. Auch Lessings Wirksamkeit kommt dem Mittelstand und der unteren Volksklasse wenigstens mittelbar zu Gute. Andererseits gilt Schillers „kein Augustisch Alter blühte" u. s. w. auch von der deutschen Reformation, namentlich wenn wir diese mit der englischen vergleichen. Luther nahm zu den sächsischen Fürsten eine ähnliche Stellung ein, wie Göthe zu Karl August.

Beide haben sich ihre geistige Freiheit, ihre bedeutende Stellung erobert. — Damit hängt zusammen die Abwechslung in ihrer äußeren Lage, der Wechsel des Wohnsitzes. Doch tritt diese äußere Unruhe bei Lessing weit stärker hervor, als bei Luther.

Beide sind nicht trockene Stubengelehrte, sondern dem frischen Leben zugewandt. Luther versteht Musik, dichtet, ist heiterer Gesellschafter, zärtlicher Familienvater; Lessing lernt reiten, fechten, tanzen, geht zu Tauenzien.

Lessing soll Theologie studiren und studirt dafür Philosophie und Literatur; Luther soll Rechtsgelehrsamkeit studiren und wird Theolog.

Beide sind Sachsen, Norddeutsche. Dies ist nicht ohne Bedeutung. Wir haben hier nicht im Sinn, uns auf die vielbesprochene Frage über den Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland einzulassen. „Ehrenwerthe Stämme sind sie alle." Indessen scheint Beurmann in seiner Schrift: Deutschland und die Deutschen, I. Band, Einleitung, mag er auch als Frankfurter die Süddeutschen im Ganzen zu hoch stellen, doch darin Recht zu haben, daß er dem Norden vor allen Dingen die kritisch-reformirende Thätigkeit zuschreibt. Besonders anschaulich wird dieses Verhältniß durch die Einwirkung Herders auf Göthe in Straßburg, wo Prophet und Messias zusammentrafen.

Beide sind Reformatoren. Freilich ist Luther Reformator vorzugsweise auf dem Gebiet der Religion, Lessing auf dem der schönen Literatur; aber Luther auch auf dem der Sprache und Poesie und darum maßgebend für die Entwicklung der Sprache und Literatur überhaupt, so wie Lessing auch in der Theologie kritisch reformirend auftritt.

Beide sind in religiöser nnd poetischer Hinsicht reich begabte Naturen. Offenbar war Lessing zu bescheiden, wenn er sagte, er sei kein Dichter. Vergl. Schäfer, Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur II, 212. Luther war, wenn auch nicht eigentlicher Dichter, so doch in seinem ganzen Wesen von derber, unmittelbarer Natur- und Volkspoesie durchdrungen.

Ueber Lessings Religiosität vergl. Schäfer a. a. O. Bei aller Zerstreutheit und Unruhe seines Thuns blieb er sich stets in der Tiefe seines Innern des Centrums bewußt, hielt sich in allen Streitigkeiten gewissenhaft unparteiisch, verachtete die damalige Aufklärerei und Religionsspötterei, erhielt sich das Christenthum, je muthwilliger es Andere ganz zu Boden treten wollten, wenigstens in seinem Herzen aufrecht und stellte in der Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechtes eine ebenso troſtreiche, als anspornende Ansicht über das Ziel der Menschheit auf.

Beide schlagen bei ihrer Reformation als ächte Deutsche denselben Weg ein. Luther als religiöser Reformator will nicht umstürzen, ohne zugleich aufzubauen. Lessing in seinem Gebiet handelt ähnlich. Beide nehmen vielmehr von der Vergangenheit so viel Bausteine als möglich zum Bau der Zukunft herüber. „Vergangenheit muß uns die Zukunft gründen" war ihr Wahlspruch, freilich nicht im Sinn der Romantik, der wir diesen Ausspruch verdanken.

Beide haben dasselbe objective Princip:

Luther geht von dem trüben, verschütteten Brunnen des Scholasticismus auf den reinen, lautern Quell der Religion in der Schrift zurück. Lessing weist auf Homer, Sophokles, Shakspeare, also ebenfalls auf's Ursprüngliche, Ungetrübte im Gegensatz zu der französischen Verkünstelung und Verschnörkelung. — Lessing, dieser kühne und freie Geist, legte dem Aristoteles fast eine ebenso große Autorität bei, wie Luther auf religiösem Gebiete der Bibel.

Beide haben dasselbe subjective Princip:

Luther dringt auf das Innere, die Gesinnung, den Glauben, Lessing auf natürliche Anlage, „Seelenwärme, Mittelpunkt."

Mußte nun Luther gegen „Schwarmgeister," Gesetzesstürmer, Verdreher der evangelischen Freiheit auftreten, so Lessing ähnlich gegen das pseudogeniale, alle Regeln der Kunst verschmähende Treiben der Stürmer seiner Zeit.

Beide waren deutsche Reformatoren. Luther befreite uns von Rom, Lessing von Frankreichs geistiger Herrschaft.

Beide wollten nicht bloß den Weg weisen, sondern ihn selbst vorangehen. Lessings dramatische Werke lassen sich neben Luthers Bibelerklärung und Predigten stellen. (?) Beide sind vom endlichen Sieg der Wahrheit, die unter allen Kämpfen nur gewinnen könne, tief überzeugt.

Beide sind Muster des wissenschaftlichen Streits. Ihr Stil ist kernig, schlagend, handgreiflich und augenscheinlich bei aller Abstractheit der Materien. Luther, Lessing und Göthe sind auch nach Rudolf von Raumer in Karl von Raumer's Geschichte der Pädagogik III, 2, 147 die drei größten deutschen Prosaiker.

Luther steht im Glauben fest, Lessing ist Zweifler, aber redlicher Zweifler. Luthers Begeisterung gilt der Religion, Lessings der freien Wissenschaft.

Die Hauptähnlichkeit besteht also in der Vereinigung von Muth und Besonnenheit, im Verständniß der Geschichte und des menschlichen Geistes, wodurch sich Beide als Reformatoren des deutschen Volkes, ja als Muster von Reformatoren kund geben. Wir sehen: der Reformator muß auf jedem Gebiet der menschlichen Geistesfähigkeit denselben Regeln folgen.

Noch eine Bemerkung drängt sich uns hier auf:

Luther gab seiner höchsten religiösen Begeisterung poetischen Ausdruck (Ein' feste Burg u. s. f.), Lessing bewahrte sich das Christenthum wenigstens im Herzen als in einer unangreifbaren Burg und erinnert dadurch an Jacobi's bekannte Aeußerung, er (Jacobi) sei mit dem Verstand ein Heide, mit dem Herzen ein Christ.

Sollte aber mit diesem Zwiespalt nicht zusammenhängen, daß Lessingen, obgleich ihm der Dichtername gebührt, dennoch, wie Gervinus in seiner Schrift über Shakspeare mit Recht sagt, die poetische ἀκμή, der feine Duft, der unnennbare Zauber solcher Dichter, die der kritischen Reflexion und dem Zweifel sich verschlossen oder doch weniger zugänglich waren, abzusprechen ist? daß der Dialog bei ihm häufig epigrammatisch-dialektisch ist und in der Zeichnung der Charaktere eine mathematische Sicherheit, eine principielle Berechnung hervortritt, auf die nur von Zeit zu Zeit poetische Schlaglichter fallen? (J. W. Schäfer, Lit. Gesch. II, 211) Dies zeigt sich klar am Nathan. In diesem „von der Polemik entbundenen Product des Alters" ist die schärfste Berechnung, aber am wenigsten poetische ἀκμή und der Flug der dramatischen Poesie streift häufig den Boden. Nathan ist ein Tendenzstück und zwar nicht ein Tendenzstück, wie andere Dramen Lessings, in denen er einen praktischen Commentar zu seinen ästhetischen Sätzen geben wollte, sondern ein Tendenzstück außerhalb des Gebiets der Aesthetik, eine Demonstration gegen die orthodoxen Theologen, wie Lessing selbst gesteht. Wir wollen den Nathan nicht heruntersetzen, wir erkennen die Einheit des Ganzen, die Feinheit der Berechnung, die Schärfe der Charakterzeichnung, die Lehren der Religion und Humanität gerne an; aber offenbar hat hier die Tendenz der Poesie und zugleich der Gerechtigkeit gegen Geschichte und Christenthum geschadet. Doch über diesen Punkt und Verwandtes ein andermal.

G. Hauff.

Zur Etymologie der zusammengesetzten Verben.

Es giebt in der neuhochdeutschen Sprache eine Anzahl zusammengesetzter Verben, welche bei oberflächlicher Betrachtung mehr oder weniger der Gefahr zu unterliegen scheinen, mit denjenigen einfachen Verben in die unmittelbarste Verbindung gebracht zu werden, deren Lautverhältnisse den ihrigen in der gegenwärtigen Schriftsprache

gleich sind, während sie in Wahrheit entweder ganz von ihnen abstehen, oder nur auf einen gewissen Grad der Verwandtschaft Anspruch machen dürfen. Die folgende Mittheilung wird sich mit einer besondern Art von solchen der Verführung ausgesetzten Verben beschäftigen, nämlich mit denjenigen aus Partikelcomposition ohne Nominal-Vermittlung (vergl. verleiden v. Leid, umringen v. Ring; s. Götzinger Gram. 1, 459) hervorgegangenen Verben, deren eigentlicher Stamm größtentheils durch Entstellung, zum Theil wegen Veraltung dem Neuhochd. unkenntlich geworden ist.

Empfehlen und befehlen, schon durch die Conjugation unterschieden von fehlen Mhd. vaelen, vâlen (s. Grimm Mythol. S. 555); welches mit dem franz. faillir, aus dem es geradezu in's Deutsche übergegangen sein mag, auf lat. fallere zurückzuführen ist, stammen ursprünglich aus dem goth. filhan = commendare, s. Grimm Gr. II, 33 nr. 357. vergl. I², 1009. Dem Compos. anafilhan entspricht erst, und zwar unter dem Wechsel der Partikel, das mittelh. enphëlhen; s. Grimm Gr. II, 809. 901 vergl. Becker Gr. 1, 161. Die für die Praxis einigermaßen ausreichende Bemerkung, empfehlen stehe st. entfehlen, bedarf des historischen Nachweises, daß in den mittelh. Formen dieser Art **t** keineswegs in **p** assimilirt (wie im Nhd. **n** in **m**), sondern ausgefallen ist; — wodurch die Verstärkung des **f** in **pf**, die indessen nicht immer angetroffen wird, unterstützt zu sein scheint; s. Graff Ahd. Sprachsch. III, 373. Grimm Gr. I, 382. Der unvorsichtigen Vermuthung Götzingers (I, 738), empfehlen sei uns entbefehlen oder anbefehlen zusammengezogen, wird dadurch hinreichend widersprochen. In befehlen Mhd. befëlhen Ahd. bivelhan, ursprünglich von empfëlhen wenig unterschieden, hat der spätere Gebrauch den Begriff von jubere hineingelegt, welcher das Wort jetzt sogar fast ausschließlich beherrscht; vergl. Franz. commander Engl. command = befehlen, aber recommander, recommend = empfehlen. Dagegen hatte sich im Goth. und Ahd. aus der allgemeinen Bedeutung die besondere des Begrabens entwickelt, welche indessen schon dem Mhd. nicht mehr geläufig ist; s. Grimm Gr. II. 805—806. In Betreff der Stellung des **h** in empfehlen und befehlen ist zu beachten, nicht, daß eine Versetzung Statt gefunden habe, wie in Beziehung auf die Subst. Ra**th**, Dra**th**, Blü**th**e Becker (III, 37) lehrt, als ob in diesen Wörtern (Altd. nât, drât, bluot) **h** zum Stamme gehöre (s. Weinhold in d. Zeitschr. f. östr. Gymnas. 1852. H. 2) —, sondern, daß, nachdem im Verlaufe der mittelh. Periode das wurzelhafte **h** ausgestoßen worden (vergl. die Formen enpfelen und bevelen in W. Wackernagels Leseb. 804, 13. 989, 21), im Nhd. das conventionelle Dehnungszeichen hinzugetreten ist, wie in he**h**len, ste**h**len Mhd. hëln, stëln. Die Anmerkung Grimms (I, 984): befehlen st. befelchen, scheint das Recht späterer Entwicklungsphasen zu beeinträchtigen.

Ueberwinden, sich unterwinden und verwinden stehen nicht mit winden Ahd. wintan Mhd. holl. winden Engl. wind, sondern mit gewinnen Ahd. winnan Mhd. Holl. winnen Engl. win in Verbindung. Schon das Ahd. bietet ubarwintan (ubarwant) neben ubarwinnan (ubarwan), und wie es scheint, nur unterwintan; s. Graff I, 751. 880 vergl. Grimm II, 886: farwintan aber heißt implicare. Für das Mhd. gelten überwinden, underwinden, verwinden. Die Bedeutung stimmt jedesmal genau zu winnan, worunter laborare im allgemeinsten Sinne zu verstehen ist. (Grimm II, 857) z. B. Tat. c. 195. wunnin = decertarent, dagegen c. 81. gisehenti sie winnete = laborantes (vergl. kämpfen in doppelter Bedeutung). Der Wechsel zwischen **nn** und **nd** offenbart sich ebenso in minder (minder) aus minner Ahd. minniro, umgekehrt in phenninc (Pfennig) aus Ahd. phending (v. phant); vergl. Dän. spinde, kjende (spinnen, kennen) mit Schwed. finna, swinna (finden, schwinden).

Befahren = befürchten, ein sehr seltenes, aber aus Schillers Gang n. d. Eisenhammer bekanntes Wort, ist kein Compos. von fahren = Mhd. varn Ahd. Goth. faran, sondern von vâren (Prät. vârete) Ahd. fârên (vergl. Grimm II, 56 nr. 573) herzuleiten. Zwar heißen diese Verben nicht fürchten, vielmehr nachstellen (vergl. Gefahr, ungefähr st. ohngefähr Mhd. ân gevêr, âne wâr d. i. eig. ohne Trug): aber das engl. fear zeigt die Begriffsentwicklung, welche

durch Agſ. fearan Mhd. ervearen = erſchrecken, womit frz. effarer und Niederd. sik vervaeren (ſ. Benecke z. Iwein v. 3350) zu vergleichen iſt, deutlich vermittelt wird. In Schwencks etymol. Wörterb. ſowohl als Archiv VIII, 2, 208. erſcheinen faran und fârên, auf deren Sonderung es ankam, in zu naher Berührung, zum Theil vermengt; eine urſprüngliche Verwandtſchaft iſt nur zu vermuthen (vergl. peritus und periculum). Da vâren auch allgemein ſtreben, trachten bedeutet, ſo hat W. Wackernagel's Anſicht, daß ebenfalls willfahren demſelben angehöre, große Wahrſcheinlichkeit; Götzinger (1, 459) denkt an eine Entſtellung aus willſagen = muotvagen; eines Subſt. willivagunge erwähnt Graff 1, 420: willivagôn könnte = muotvagôn (animo satisfacere: Grimm II, 584) ſein und etwa mit willikôsôn, zu Gefallen reden (Graff IV, 504), verglichen werden.

Verweiſen (exprobrare) muß ſchon früh, wohl ſchon vor dem Anfange der neuhochd. Periode, nach der unhiſteriſchen Schreibweiſe des Wortes, ſowie nach einer auf beiden Seiten bemerkbaren Accommodation der Conjugationsverhältniſſe zu urtheilen, als Compoſ. von weiſen mißverſtanden worden ſein. Das mittelh. verwîzen (Prät. verweiz) ſtammt von wîzen (Holl. witen Engl. wite Ahd. wîzan, zu deſſen Begriffsverwandtſchaft mit wizan, wiſſen, vgl. Graff, I, 1114) = tadeln, ſtrafen; ſ. Grimm II, 14 nr. 142: — wisen dagegen (Prät. wisete) Holl. wisen Ahd. wîssan (ſt. wîsjan vergl. Grimm 1, 870; zu unterſcheiden von wîsan = vitare) heißt weiſen, leiten; ein Verb, welches im Nhd. und Holl. die ſtarke Form angenommen hat (wies, wês), während ſich umgekehrt im ſpäteren Mhd. das ſchwache Part. verwißet (ſt. verwizzen) neben underwißt (unterwieſen) findet; ſ. Wackern. Leſeb. 994 und 1061. Das mittelh. verwisen bedeutet verweiſen d. i. wegweiſen, namentlich berauben z. B. dâ mit er iuch der himelischen krônen verwisen wil (Br. Berthold) vergl. Trist. v. 18341; von verweisen (Nib.) aber ſtammt das Part. verwaiſt.

Abſpannen, ein Wort, welches der luther. Katechismus (10 Geb.) bietet, iſt ein Compoſ. nicht von ſpannen Ahd. spannan, spien (Gr. II, 34 nr. 375), ſondern von spanan Mhd. spanen, spuon (Gr. II, 9 nr. 71) = locken, heißt daher ablocken, abſpenſtig machen; vergl. Ahd. kaspanst = Verlockung, Nhd. Geſpenſt (ſ. Grimm Mythol. 512); Mhd. gespenstic = verlockend, verführeriſch; widerspenec, widerſpenſtig. Aber beide Verben vereinigen ſich mit dem griech. *σπάω*.

Ereignen (ſ. Archiv V, 2, 469), ganz unverwandt mit eignen, eigen, iſt verderbt aus eräugnen ſt. eräugen Mhd. erougen, ſpäter ereugen, Ahd. araugian, vom Goth. augjan (augo, Auge), zeigen.

Verſiegen kommt von Mhd. sigen Ahd. sîkan (seic) fallen, ſinken (Gr. II, 17 nr. 189), deſſen Factitiv seigen, ſenken, iſt; vergl. sihan, ſeihen; sihte, ſeicht; bisihan, siccari. Die Vermuthung einer Verwandtſchaft mit ſiegen Mhd. sigen liegt nahe; vergl. Graff VI, 133: sigen würde ebenfalls als Factitiv von sigen paſſen, hat ſich aber erſt, wie es den Anſchein hat, aus dem altd. Subſt. sigu gebildet.

Gewähren darf nicht von währen (durare) Mhd. wërn Ahd. werên (zu wesan? ſ. Graff I, 938) abgeleitet werden; es iſt das mittelh. gewërn (Ahd. gawerên: Graff I, 942; von wër = vir?) = in Beſitz ſetzen, welches mit d. Acc. d. Perſ. und d. Gen. d. Sache conſtruirt wird z. B. swes noch ein reine herze gert, des wirt ez âne wort gewert (Vrîdank. Bescheid. S. 5 W. Grimm); wer des begert, des sin natur in nicht gewert (Boner. 64 Ben.); des sit ir ungewert (Nib.). Andere Beiſpiele in Grimms Rechtsalterth. 602—603 vergl. Gramm. II, 56 nr. 572, wo übrigens zwei verſchiedene Verben wërn nicht angenommen ſind; das unrechte ä beſpricht Gr. 1, 522.

Begleiten ſteht ſt. begeleiten Mhd. beleiten (vergl. benüegen, begnügen), iſt daher von gleiten Mhd. glîten zu trennen; beglîten heißt ausgleiten. Es kann nicht leicht errathen werden, wodurch Götzinger (1, 616) veranlaßt worden iſt, gleiten auf ein älteres geleiten zurückzuführen; vergl. deſſelben (II, 21) Ableitung von blicken aus einem früheren licken.

Geruhen ſt. geruchen Mhd. geruochen entfernt ſich von ruhen Mhd.

ruowen. Ruochen = Rücksicht nehmen, sorgen, entspringt aus Ahd. racha (res), wie suochen aus sacha (Sache); davon ruchlos (Ahd. ruahhalôs = sorglos Engl. reckless) und verrucht (Mhd. verruochet = der sich aller Sorge entschlagen hat, rücksichtslos; vergl. versorgen, sich nicht kümmern; verschamt, schamlos s. Grimm II, 853).

Bezüchtigen muß von züchtigen getrennt werden; es ist das unrein gesprochene bezichtigen (Ahd. gainzihtigôn, von inziht, Inzicht: Graff V, 588), welches sich zu zeihen verhält, wie beschwichtigen zu schweigen, besichtigen zu sehen; vergl. Mhd. bizihl Parc. 173. Zeihen Mhd. zîhen Ahd. zîhan, entspringt aus Goth. gateihan = nuntiare (Grimm II, 17 nr. 195) z. B. Ev. Joh. 16, 13. 14. 15. gateihith izvis, er wird euch verkündigen. Schon im Ahd. herrscht die besondere Bedeutung beschuldigen vor.

Erwähnen stammt wahrscheinlich nicht von wähnen Mhd. waenen, wânen, sondern dürfte dem althochd. gawânjan, welches aus gawahanan zusammengezogen ist, entsprechen; s. Graff 1, 699. 864. Giwahan Mhd. gewahen (Pr. gewuoc) heißt sowohl memorem esse als mentionem facere. Wenn sich eine verkürzte Form gewân, wie slân aus slahen, vermuthen läßt, so liegt eine Vermischung mit wânen besonders nahe.

Wiesbaden. **Dr. Andresen.**

Poetry – Brit.

A christmas-carol von Boz, in deutscher Uebersetzung.

Die Verfertiger deutscher Uebersetzungen aus den neuern Sprachen haben die unverzeihliche Gewohnheit, eingestreute lyrische Gedichte entweder gar nicht zu übersetzen oder dies so leichtsinnig zu thun, daß man das Original kaum darin erkennen mag. Das Weihnachtslied in den Pickwickiern von Boz haben die Herren Fabrikarbeiter und Industrieritter auf diese Weise behandelt. Wir geben nachstehend eine wortgetreue Uebertragung desselben, die allerdings ihre Schwierigkeiten hat.

Ein Weihnachtslied.

Lenz veracht ich mit Fug; in eilendem Flug
Läßt er Blüthen und Knospen entstehn:
Doch dieselben die heut sein Regen erfreut,
Läßt morgen er wieder vergehn.
Ein treuloser Wicht kennt selbst er sich nicht
Und sein unbeständig Gemüth:
Er lacht jetzt dich an und läßt dir sodann
Verwelken die lieblichste Blüth.

Laß die Sommer-Sonn hell glänzen in Wonn,
Nie such ich ihr strahlendes Licht.
Wenn eine Wolk sie umgraut, kann lachen ich laut,
Ihr Aussehn bekümmert mich nicht.
Ihr Lieblingskind ist der Wahnsinn blind,
Der in Fiebergluth sich stellt ein;
Wilder Liebe Drang währt niemals lang,
Wie Mancher fand zu seiner Pein.

Eine Erntenacht bei der stillen Pracht
Des Mondes bescheiden und hell,
Noch immerdar weit süßer mir war,
Als der Tag nicht erröthend und grell.
Doch jed Blättlein fahl erweckt meine Qual,
Wenn es lieget unter dem Baum;
Und der würzige Duft der herbstlichen Luft,
Fürwahr, ich achte ihn kaum.

Doch in jubelndem Klang preist Weihnachten mein Sang,
Die Nacht so lieblich und klar;
Der Becher mir lacht und ich bringe mit Macht
Drei Hochs dem Christkinde dar.
Wir führen es ein bei Becher und Wein,
Daß sich freue sein fröhliches Herz,
Wir feiern es frisch beim reichlichen Tisch,
Und trennen uns wieder im Scherz.

Mit Stolz doch schlicht verbirgt es nicht
Seine Narben vom Sturmgetos;
Als Zeichen der Ehr trägt sie offen einher
Auf der Stange der brave Matros.
Mein Loblied tön, daß das Haus erdröhn,
Und von Wand zu Wand wiederhall,
Willkommen ich sag dem Weihnachtstag
Als dem König der Jahrszeiten all.

S.

Ein altes deutsches Volkslied und eine Chanson von Béranger.

Göthe hatte es, wie er wiederholt gegen Eckermann äußerte, niemals gern, wenn man nach den Quellen seiner Gedichte forschte. Gleichwohl gesteht er auf der andern Seite ein, daß an ihm und seinen Werken wenig sei, was er nicht der Anregung Anderer zu verdanken habe. Nach meinem Dafürhalten ist es für jeden Forscher auf dem Gebiet der ältern wie der neuern Literatur eine Freude, zwischen Geisteswerken der verschiedenartigsten Herkunft zufällige oder absichtliche Aehnlichkeiten und Gleichheiten zu entdecken. Ich kenne Literaturfreunde und zähle mich selbst zu ihnen, die, wenn ihnen bei der Lectüre eines Buchs der Gedanke kommt: „das mußt du bereits irgendwo gelesen haben," keine Ruhe finden, bis sie die bewußte Stelle ins Gedächtniß zurückgerufen.

Am auffallendsten war mir dies, als ich vor längerer Zeit in Fr. von Erlach's deutschen Volksliedern folgendes Liedchen fand:

Hört was mir Hochgewinn
Auf unserm Sterne scheint:
Gesundheit, froher Sinn,
Wein, Liebchen und ein Freund.

Der Reiche, immer lass
Zu schwelgen, ist nicht klug:
Ein Teller und ein Glas
Sind Liebenden genug.

Ein Thron, behaupt ich, sei
Kein neidenswerthes Loos:
Er hat nicht Raum für zwei!
Mein Tisch und Bett sind groß.

Drum solls mein Hochgewinn,
Mein steter Wahlspruch sein:
Gesundheit, froher Sinn,
Dann Freundschaft, Lieb und Wein.

Obwohl ich aus einem von N. Fürst unterzeichnetem Artikel der Wiener „Sonntagsblätter," Jahrgang 1847, mich erinnerte, daß der französische Volksdichter Béranger, als Fürst mit demselben ein Gespräch über die Volkslieder anderer Nationen anzuknüpfen versuchte, dem Gespräch mit den Worten auswich: „Je n'en sais rien, et je ne m'en soucie pas; nous avons aussi de bonnes chansons et cela me suffit;" obwohl ich ferner wußte, daß Béranger weder die alten noch die neueren Sprachen kennt und namentlich von unserer lieben Muttersprache so viel wie gar Nichts weiß, wie er 1835 in einem Briefe an E. M. Oettinger bekannte: „Tout étranger que je suis malheuresement à la litérature allemande, je n'en suis pas moins porté d'affectation vers tous les hommes qui la cultivent au profit des principes d'humanité et d'indépendance des peuples" — — trotz alledem und alledem kann ich mich der thatsächlichen, ja täuschendsten Aehnlichkeit nicht erwehren, die eines von Béranger's lustigsten Liedern mit dem obenmitgetheilten alten deutschen Volkslied hat, was mir beim ersten Lesen des letzteren sofort in den Sinn kam. Ich meine das leichtsinnige

Bon vin et fillette.

Air: Ma tante Urlurette!

L'amour, l'amitié, le vin
Vont égayer ce festin;
Nargue de toute étiquette!
Turlurette,
Turlurette,
Bon vin et fillette!

L'amour nous fait la leçon:
Partout ce Dieu sans façon
Prend la nappe pour serviette.
Turlurette, etc.

Que dans l'or mangent les grands,
Il ne fait à deux amants
Qu'un seul verre, qu'une assiette.
Turlurette, etc.

Sur un trône est-on heureux?
On ne peut s'y placer deux;
Mais vivent table et couchette!
Turlurette, etc.

Si pauvreté qui nous suit
A des trous à son habit,
Des fleurs ornent sa toilette.
Turlurette, etc.

Mais, que dis-je? Ah! dans ce cas,
Mettons plutôt habit bas;
Lise en paraîtra mieux faite.
Turlurette,
Turlurette,
Bon vin et fillette!

Wenn die Aehnlichkeit der 3. und 4. Strophe des französischen Liedes mit der 2. und 3. des deutschen ein bloßer Zufall ist, so ist dies einer der merkwürdigsten literarischen Zufälle, die es geben kann. S.

Letztes Lied von Ebenezer Elliot.

Es ist bekannt, daß das Rothkehlchen in der englischen Poesie, namentlich auch bei Shakspeare, eine mythische Figur ist, und daß der Volksglaube in England ihm die Samariterrolle beilegt, es bedecke unbegrabene Todte mit Erde. Seltsamerweise sind die letzten Verse des berühmten Korngesetzdichters Ebenezer Elliot, der vor zwei Jahren starb, auch an das Rothkehlchen gerichtet, die wir zugleich mit deutscher Uebersetzung nachstehend mittheilen.

Thy notes, sweet Robin, soft as dew,
Heard soon or late are dear to me,
To music I could bid adieu, —
But not to thee.

When from my heart Earth's lifeful throng
Shall pass away, no more to be,
O Autumn's primrose Robin's song,
Return to me!

Rothkehlchen, ach! dein süßes Lied
War immerdar so theuer mir,
Ließ ich auch die Musik, doch schied
Ich nie von dir.

Und scheid ich von des Lebens Drang,
Der mir das Herz erfüllte hier,
Herbstprimel und Rothkehlchensang,
O bleibt bei mir!

Eine Rüge.

Verspätet, aber nicht zu spät.)

Im Sommer 1848 brachte das Stuttgarter Morgenblatt eine Reihe von Epigrammen auf Personen und Ereignisse der damaligen Zeit, für deren Verfasser man damals H. Laube hielt, obwohl dieser productive Schriftsteller es gerade in der deutschen Verskunst nie besonders weit gebracht hat. Unter diesen Epigrammen gefiel in weitern Kreisen besonders das an Wirth gerichtete, kurz nach dessen Tode bekannt gewordene Epitaphium:

„Welch schöner Tod den ihm ein Gott verlieh!
An seinem Grabe kann die Inschrift stehen:
Er starb wie Moses auf dem Sinai,
Nachdem er Kanaan von fern gesehen."

Wir hörten damals nirgends, daß Jemand an dieser Strophe Anstoß genommen, die der Redacteur des Morgenblatts unbedenklich zum Druck befördert hatte. Dieselbe erschien unverändert und unbedenklich wiederabgedruckt in „Franz Dingelstedt's Neuen Zeitgedichten," Cotta 1851.

Wiederum druckten mehre kritische Journale die in Rede stehenden Zeilen ab, hoben sie als besonders gelungen hervor, wie die Brockhaus'schen „Blätter für literarische Unterhaltung," Nro. 122, Jahrgang 1851. Wie gesagt, Niemand nahm daran den geringsten Anstoß, vielleicht die wenigsten Leser ahnen es, warum wir sie verwerfen müssen.

Das 34. Kapitel des V. Buch Moses beginnt mit den Worten: „Und Mose ging von dem Gefilde der Moabiter auf den Berg **Nebo**, auf die Spitze des Gebirgs Pisga zc." — Daselbst starb er. — Es ist also eine offenbare Unrichtigkeit, wenn ihn Dingelstedt auf dem Sinai sterben läßt.

Julius Schanz.

Ein englisches Gedicht aus dem 17. Jahrhundert, und ein deutsches aus derselben Zeit.

Das nachstehende Gedicht rührt von Henry Wotton her, der im Jahre 1639 als Probst von Eaton starb, in einem Alter von 72 Jahren. Es ist gedruckt in einer kleinen Sammlung seiner Gedichte, betitelt „Reliquiae Wottonianae" 1651, 12mo. und in

The character of a happy life.

How happy is he born or taught,
  That served not anothers will;
Whose armour is his honest thought,
  And simple truth his highest skill:

Whose passions not his masters are,
  Whose soul is still prepar'd for death;
Not ty'd unto the world with care
  Of princes ear, or vulgar breath:

Who hath his life from rumours freed;
  Whose conscience is his strong retreat:
Whose state can neither flatterers feed,
  Nor ruine make oppressors great:

Who envies none, whom chance doth raise,
  Or vice: Who never understood
Who deepest wounds are given with praise;
  Nor rules of state, but rules of good;

Who God doth late and early pray
  More of his grace than gifts to lend;
And entertains the harmless day
  With a well-chosen book or friend.

This man is freed from servile bands
  Of hope to rise, or feare to fall;
Lord of himselfe, though not of lands,
  And having nothing, yet hath all.

In den „geistlichen und weltlichen Gedichten" von Georg Rudolph Weckherlin (Amsterdam 1648) S. 385 findet sich ein Gedicht, das, obwohl eine Strophe länger, mit dem Wottonischen eine solche Aehnlichkeit hat, daß es nur als eine Nachahmung desselben gelten kann. Es lautet:

Kennzeichen eines glückseligen Lebens.

Ach, wie glückselig ist das Leben,
Dem keines Andern Will gebeut,
Der ohn Mißgunst, Neid oder Streit
Sieht Andrer Glück vorüberschweben.

Der sein Begierd selbst recht regieret,
Und dessen fromm- und deutscher Muth
Ist sein bewehrter Schutz und Huth
Darunter sein Herz triumphieret.

Der kein Geschrei, noch Lob begehret,
Dem die Wahrheit die größte Kunst,
Den Fürsten- oder Pöbelsgunst,
Den Hoffnung und Furcht nicht bethöret.

Der die Fuchsschwänzer fort läßt gehen,
Sie speisend nicht von seinem Gut,
Und dessen Fehl, Fall und Armuth,
Kann seine Hasser nicht erhöhen.

Der selbst nicht weich, wie übel schmürzet
Des Bösen Lob, des Frommen Fluch,
Dem ein Freund oder gutes Buch
Die lange Zeit schadlos verkürzet.

Und dessen Muth vor nichts sich scheuet
Als allzeit fertig für den Tod,
Der ernstlich früh und spat zu Gott
Mehr um Gnad', denn um Güter schreiet.

Der Mensch besorgt sich keines Falles,
Dieweil er frei, reich, gut und groß,
Sein selbst Herr, ob er wohl landlos,
Und habend Nichts, hat er doch Alles.

Jedenfalls würde es sich der Mühe lohnen, genauer zu untersuchen, welches von den beiden Gedichten das Original, und welches die Copie ist. S.

Byron, Childe Harold II, 18, 2.

Unter the well-reeved guns sind die mit ihren verschiedenen tauen regelrecht festgehaltenen kanonen zu verstehen, wie Röding sie in seinem wörterbuch der marine genau beschrieben (s. v. kanone) und auf tab. XLIX fig. 296 abgebildet hat. Vermittelst dieser taue werden sie sowol bei'm feuern gehandhabt als auch am rollen und rücken verhindert, wenn das schiff im segeln schräg steht oder schwankt. Meine erklärung z. d. st. wird damit hinfällig.

August Mommsen.

Betreffend die Kritik meiner Englischen Schulgrammatik im Archiv, 1852, XII, 1. und 2. Heft, Seite 212.

Der Herr Recensent tadelt an meiner Schulgrammatik, daß die darin befolgte „mir gänzlich eigene" Anordnung eine Unordnung sei. — Aber zuvörderst ist diese Anordnung der Formenlehre durchaus nicht eine neue, „mir gänzlich eigene." Denn obwohl der Hr. Rec. erklärt, „daß ich augenscheinlich nicht zu denen gehöre, die bloß Andere ausschreiben, und daß ich vielmehr (er sagt es in schmeichelhaft-gesperrter Schrift) an vielen Stellen der Syntax den denkenden und durchgebildeten

Grammatiker zu erkennen gebe," — so habe ich doch gerade diese Anordnung der Formenlehre, allerdings nicht ohne vorheriges Nachdenken, erst bei der zweiten Auflage meiner Grammatik aus dem belobten und erprobten Ersten Cursus von Callin entlehnt. Methodisches, denke ich, darf man entlehnen. Oder ist mein Ruhm, ein Nicht-Ausschreiber zu sein, nun dahin?

Andererseits aber ist diese von Callin (und in ähnlicher Art von vielen Andern) befolgte Anordnung der Formenlehre gerade im Englischen von großem, längst bewährtem Nutzen. Der Anfänger, im Beginn so sehr durch die Aussprache buchstäblich „im Athem" erhalten, empfängt in den ersten Monaten, stückweise und Schritt für Schritt, nur das Leichte und Regelmäßige der Formenlehre, in den späteren Monaten (Zweite Abtheilung des Uebungsbuches) das Zusammengesetztere und Unregelmäßige. Das ist allerdings nicht wissenschaftlich, aber es ist natürlich und schulmäßig: meine Grammatik will ja eben eine Schulgrammatik sein. — Callin hat nur seine, ebenso geordnete und zerlegte Formenlehre unter die einzelnen Lese- und Uebungsstücke seines Ersten Cursus gemischt, so daß Einzelnes sich später nicht leicht finden läßt: ich dagegen habe sie in meiner Schulgrammatik, in Paragraphen und Lectionen, hinter einander gestellt; das ist der Unterschied, und zugleich, wie mich dünkt, eine praktische Verbesserung.

Wenn nun dabei, durch diese absichtliche Theilung von Leicht und Schwer, Regelmäßig und Unregelmäßig, manches wissentlich Zusammengehörige im Buche getrennt erscheint, so wird dies doch, gerade bei der einfachen Englischen Formenlehre, sehr leicht vor dem Schlusse des Ersten Cursus vom Lehrer bei der Wiederholung wieder verbunden und so, damit Deutschland gerettet werde, „wissenschaftlich" gemacht. Es gleich von vorn herein in letzterer Form vorzutragen, im Druck und mündlich, ist freilich um einiges leichter. Daß die gehörige Ordnung und Klarheit auf Grund jener von Callin und Andern beliebten Praxis von mir wirklich bezweckt und auch leicht erreicht werde (die Sache ist ja nicht schwer), das würde der Herr Rec. beim Hinblick auf Seite 197 u. folgg. meines Uebungsbuches (2 Aufl.) gewiß erkennen und dann wohl glauben, daß das Vaterland vorläufig nicht in Gefahr ist. Ueberhaupt war die Rücksicht auf das Uebungsbuch, welches der Herr Rec. nicht gesehen zu haben erklärt, durchaus nöthig und billig, konnte also von mir vorausgesetzt werden.

So sind z. B. fast sämmtliche Beispiele der Grammatik, von denen manche dem Herrn Rec. ihres Inhaltes wegen auffallen, absichtlich und mit Sorgfalt aus dem Lesestoff eben jenes Uebungsbuches entnommen, und daher meinen Schülern nicht auffallend, sondern vertraut wie alte Bekannte.

Der „offenbare Fehler" bei m (Seite 9) ist ein offenbarer Druckfehler. — Ist aber people wirklich das einzige Wort mit diesem Laute des eo? — Ueber Sonstiges ließe sich streiten, wenn hier Raum dazu wäre, — aber bitten möchte ich, noch einen „flüchtigen" Blick auf Seite 54 zu thun, wo von some und any die Rede ist, bei denen die betreffenden Satzarten allerdings in Betracht kommen.

Breslau. Dr. **Schottky.**

Bibliographischer Anzeiger.

Grammatik.

Die Deutschenchronik von Nicolaus von Jeroschin. Beiträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Literatur von Prof. Dr. Pfeiffer. (Köhler, Stuttgart.) 3 Thlr. 10 Ngr.

Braubach. Grammatik des Styls und Organismus der Sprache. (Ferber, Gießen.) $1^1/_3$ Thlr.

J. G. Zeuss. Grammatica celtica. E monumentis vetustis tam hibernicae quam britannicae dialecti cambricae etc. construxit. 2 voll. 8 Thlr.

G. F. Burguy. Grammaire de la langue d'Oil ou grammaire des dialectes franç. aux 12. et 13. siècles suivie d'un glossaire. T. II. (Schneider, Berlin.) 2 Thlr.

Literatur.

Argo. Belletristisches Jahrb. von Th. Fontane und Fr. Kugler. (Katz, Dessau.) 2 Thlr. 15 Ngr.

C. Weinhold. Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. (Damian und Sorge, Graz.) 2 Thlr. 20 Ngr.

A. Schults. Martin Luther, ein lyrisch-epischer Cyclus. (Brockhaus, Leipzig.) 18 Ngr.

E. Aroux. Dante, hérétique, révolutionnaire et socialiste. (Rénouard, Paris.) 7 fr. 50 c.

Gedichte von A. Tennyson, übers. von Hertzberg. (Katz, Dessau.) 1 Thlr. 6 Ngr.

Rose und Distel. Poesien aus England und Schottland, übertragen von Gisbert Freiherrn von Vincke. (Katz, Dessau.) 24 Ngr.

S. J. Moore. Pictorial Book of ancient ballad poetry of Great Britain, historical and romantic. (Washbourne, London.) 15 s.

Lexikographie.

A. Schmitt. Wörterb. der deutschen Sprache. (Wirth, Mainz.) 1 Thlr. 12 Ngr.

Hilfsbücher.

J. Kehrein. Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden für Gymnasien. (Schöningh, Paderborn.) $^2/_3$ Thlr.

E. Hauschild. Elementarbuch der deutschen Sprache nach der kalkulirenden Methode. 1. Kurs. (Renger, Leipzig.) 1 Thlr.

Album poétique des jeunes personnes, ou Choix de poésies, extrait des meilleurs auteurs franç., anciens et modernes par M. Tartu. (Didier, Paris.) 3 fr.

Dichtung und Dichter. Eine Anthologie von F. Freiligrath. (Katz, Dessau.) 2 Thlr. 15 Ngr.

Claude und Lemoine. Theoretisch-praktische Grammatik der franz. Sprache. (Dannheimer, Kempten.) 27 Ngr.

C. Schütz. Französisches Lesebuch für die höhern Klassen der Gymnasien und Realschulen. (Velhagen und Klasing, Bielefeld.) 1 Thlr.

J. N. Schmidt. Zur Darstellung der Casus anderer Sprachen im Französischen nebst Lese-Uebungen. (Hennings, Neiße.) 3 Ngr.

L. Michaelis. Theoretischer und praktischer Kursus der franz. Sprache für Gymnasien und höhere Bürgerschulen (Amelang, Berlin.) $^5/_6$ Thlr.

J. W. Schirm. Prakt. Gramm. der engl. Sprache. (Beyerle, Darmstadt.) $1^1/_3$ Thlr.

S. S. Thorville. Wissenschaftlich vollständ. theoretisch-praktische Grammatik der französischen Sprache. (Palm, München.) 1 Thlr 18 Ngr.

S. S. Thorville. Neues Handbuch der franz. und deutschen Conversationssprache. (Palm, München.) 24 Ngr.

Genien der deutschen Poesie.

2. Bürger.

Bürger, der Sohn eines Landpredigers, wurde in seiner ersten Erziehung verwahrloset. Sein Vater war ein ehrlicher, trockener Mann, der sich nicht gern aus seiner Behaglichkeit aufschrecken ließ; seine Mutter von großen Anlagen, aber ohne Bildung und Adel der Seele. Der Knabe verwilderte, mochte nichts lernen und folgte nur dem frühzeitig erwachten Triebe zur Dichtkunst.

Schon damals heimelte ihn das Grausen der Dämmerung, des Mondenscheines oder des dunkeln Waldes an und bildete den romantischen Grundzug seines Dichtergeistes aus. Schon im sechszehnten Lebensjahre bezog er die Universität Halle, wo er gegen seine Neigung sich zum Predigtamte vorbereiten sollte. Aber sein feuriger Geist warf die aufgedrungene Arbeit von sich, schwärmte nun in verschiedenen Feldern der Wissenschaft umher und ergab sich, da er des angemessenen Zieles für seine Kraftentwickelung entbehrte, einer zügellosen Lebensweise. Zum Dichter der Liebe geboren, scheint er frühzeitig ihre Verlockungen erfahren zu haben; auch gehörte zu seinen Naturgaben eine gefährliche Herrschaft über die weiblichen Gemüther. Der Mangel an Selbstbezwingung trat hauptsächlich in seiner Neigung zum Trunke hervor. Sein Großvater, von dem er durch den frühzeitigen Tod seines Vaters abhing, ein höchst biederer,*) aber starrsinniger Mann, rief ihn entrüstet von Halle zurück, gestattete ihm jedoch, auf die Göttinger Hochschule zu gehen und sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Er arbeitete in diesem neuen Fache anfangs mit rühmlichem Fleiße, machte sich außerdem mit den vortrefflichsten Dichtern aller Zeiten und Völker bekannt und bildete seine eigene Dichtergabe aus. Schon damals begann er, unter Boje's Einflusse, eine besondere Sorgfalt auf die Reinheit und Schönheit der Sprache zu verwenden. Aber ein Dämon ganz eigener Art

*) Gedicht „bei dem Grabe seines Großvaters", 1773.

bestimmte ihn, es ebenso leicht mit seinem Leben, als schwer mit seinen Versen zu nehmen. Die Liebe zum Trunke und der Mangel an guter Gesellschaft warfen den Jüngling in seine vorigen Ausschweifungen zurück. Im Zorn darüber zog der Großvater, der ihn jetzt für verloren hielt, seine Hand von ihm ab. Bürger würde hierdurch nur noch tiefer gesunken sein, wenn ihn seine Freunde nicht gehalten hätten. Ihrer günstigen Einwirkung, der Kraft seines emporstrebenden Dichtergeistes und der harten Zucht seines Geschickes hatte er es zu danken, daß er aus dem Schlummer der Sünde erwachte und das Bewußtsein der Menschenwürde wiederfand. Sein Lebenswandel besserte sich; aber seine Schulden begannen eine schwere Nemesis an ihm zu üben. Der Vater Gleim, dessen edel und weich geschaffenes Herz der Menschheit Ehre machte, und der dazu geboren schien, emporstrebende Talente als ein neidloser Bewunderer zu unterstützen, erkundigte sich, ohne äußerliche Veranlassung, nach der Lage des Dichters, besuchte ihn und goß ihm, als ein barmherziger Samariter, das lindernde Oel in die Wunden. Aber die Kräfte des treuen und großmüthigen Mannes reichten nicht hin, das Elend mit der Wurzel auszurotten. Unter fortwährendem Drucke der Sorgen entfaltete Bürger die Schwingen seines Genius, die ihn zu einem unvergänglichen Ruhme erheben sollten. Er betrat die rauhe Bahn eines Lebens, in welchem das „wohlersung'ne Lorbeerreis seine „ganze Ehre und einzige Habe" sein sollte*).

Während ihn schon im Lenze der Jahre das Gewicht „des Grams, der verworrenen Leidenschaften und der Sorgen" niederbeugte, entzündete sich seine Kraft an Shakspeare, an den Griechen, Italiänern und Spaniern, und eine Schaar von reichbegabten, gleichstrebenden Jünglingen, die ihren Mittelpunkt in Göttingen fanden, hörte nicht auf seinen Wetteifer zu erregen. Er fühlte sich unter ihnen als den Adler des Gesanges, der die Anderen nur als kleinere Singvögel gelten ließ. Der jüngere Stolberg erklärte ihn noch in späteren Zeiten für einen der Edelsten im Volke und empfahl ihn der Leitung Gottes, der den Adlern ihren Weg über Wolken zeige. Seinen ersten Dichtungen eignete eine hohe Vollendung der Form und eine sinnliche Frische, die bis dahin keinem unserer neueren Sänger geglückt war. In seiner „Nachtfeier der Venus" begann er ein

*) „Für Sie mein Eins und Alles" [1784?].

Musterbild von musikalischer Fülle und Reinheit der Sprache zu gestalten.

Durch seine Anstellung als Justizbeamter in Alten-Gleichen [1772] wurde er zwar nicht ganz von dem Drucke der äußerlichen Verhältnisse befreit; aber er konnte doch wenigstens einen Grund zur Verbesserung derselben legen. Dagegen fühlte sich seine Dichterkraft durch die peinliche Geschäftsthätigkeit, die sein Amt ihm aufnöthigte, immer mehr zurückgedrängt und gebrochen. Er war nahe daran, seine Leier in Stücke zu schlagen, als ihn der Genius der Ballade aus den Dichtungen der Engländer und Schotten, deren Verständniß ihm durch Herder vermittelt wurde, so mächtig anwehte, daß er mit kühnerer Hand in die Saiten fiel, um die anspruchslosen Klänge eines Volksliedes zu dem prachtvollen Tongebäude seiner „Lenore" fortzudichten. Mitten unter der Wucht seiner Aktenstöße empfand er den unwiderstehlichen Drang des inneren Gottes; noch rasselte sein Köcher von goldenen Pfeilen; es wurde ihm groß und weit zu Muthe, da er sich jetzt in seinem eigentlichsten Elemente bewegte; er fühlte sich durch den Gedanken, ein Dichter des Volkes zu werden, alle Fesseln der Nachahmung abzustreifen und bloß der Natur zu gehorchen, in seinem Selbstbewußtsein unendlich gesteigert. Unter vielen Störungen und bei der großen Treue, womit er den leisesten Anforderungen seines Schönheitsgefühles zu genügen suchte, gedieh das Werk sehr langsam; aber seine Begeisterung erkaltete nicht. Als die köstliche Dichtung vollendet war, hörte er nicht auf, sich voll Entzückens darin zu bespiegeln. „Alle Jungen auf Erden und unter der Erde", rief er aus, „sollen bekennen, daß ich sei ein Balladen-Adler und kein Anderer neben mir!" Der Beifall, den diese Dichtung allenthalben und namentlich in den größeren Massen des Volks fand, war außerordentlich und riß ihn schnell auf die Bahn des Ruhmes.

Dieser Gunst des Genius gesellte sich um dieselbe Zeit die Erwerbung eines Lebensgutes, dem unser Dichter den Vorzug vor allen übrigen einräumte. Dem Sänger der Liebe, der noch an seinem Lebensabende die Gunst der Frauen für das „Mark aller Wonnen" erklärte*), wurde der Besitz eines anmuthigen Weibes zu Theil (September 1774). Er schien jetzt an dem Ziele seiner heißesten Wünsche angelangt zu sein, und eine Zukunft voll rosiger Wonne

---

*) „Bellin" 1791.

that sich vor seinen Blicken auf. Alle geheimnißvollen Zauber der Natur, die er bisher mit achtsam-liebevollem Sinne belauscht hatte, faßten sich jetzt in einer lieblichen Gestalt zusammen, und er sog aus ihren beseligenden Küssen den Athem der unendlichen Lebensfülle, von dem allein das Dichterherz gesunden kann. Er durfte aus der Quelle der ewigen Jugend trinken und in ihre kühlenden Tiefen allen Kummer des irdischen Daseins versenken. Ein unauslöschliches Feuer durchglühte seine Adern und hauchte ihm nie empfundene Kräfte ein. Er schwelgte, vom Wein der Liebe trunken, wie ein Erdengott in Seligkeit *). Von den weichen Armen, die ihn umschlangen, zum ewigen Gefangenen gemacht, hätte er sich aus ihnen nicht hinweglocken lassen, und wenn er an den Thron des Kaisers oder in ein Paradies gerufen worden wäre. Sein unendlich reizbares und ganz zur Liebe geschaffenes Gemüth, dem der äußerliche Glanz des Lebens vollkommen gleichgültig war, konnte sich in der bescheidenen Stille seiner dürftigen Umgebung zu Wöllmershausen und Appenrode zufriedener, als ein König fühlen, da es ihm vergönnt war, in diesen engen Kreis ein Weltall hineinzuzaubern.

Doch zum unverkümmerten Genusse der Lebensfreuden war unser Dichter nicht geboren, vielmehr hatte ihm das Geschick einen Kelch der bittersten Leiden zugedacht, den er bis zur Hefe ausschlürfen sollte. Vor Allem wankte der Grund, auf den seine äußeren Verhältnisse gebaut waren, und die elende Sorge um das tägliche Brod begann sich wie eine giftige Schlange in den Garten seines Paradieses einzuschleichen. Auf eine nichtswürdige Art um die Summe betrogen, die bei seinem Amtsantritte erlegt werden sollte, lange Zeit vergebens auf seinen dürftigen Gehalt wartend und überdieß zur Unterstützung einer verwaiseten Familie verpflichtet, brachte er sich durch die unbesonnene Pachtung eines Gutes an den Rand des Unterganges, und weder das Vermögen, das ihm durch Erbschaft zufiel, noch die Einkünfte seiner schriftstellerischen Thätigkeit wollten, bei dem Heranwachsen seiner Familie, zur Bestreitung der nothwendigen Bedürfnisse ausreichen. Dazu gesellte sich denn sein Widerwille gegen die nichtswürdigen Plackereien, die mit seinem Amte verbunden waren, und die Störungen, die er hierdurch in der Erfüllung seines eigentlichen Lebensberufes erfuhr. Ueberdieß hatte er

*) „Das neue Leben", 1774.

beständig mit den elendesten Intriguen zu kämpfen und allen möglichen Verdruß, namentlich von seinem adeligen Herrn, zu erleiden. Da man endlich, unter Beihilfe desselben Schurken, der ihn um die Einlage beim Antritte seines Amtes betrogen hatte, so weit ging, seine Berufstreue zu verdächtigen, und da die elende Hungerstelle ihn an Leib und Seele zu Grunde zu richten drohte, so nahm er (1784) seine Entlassung und beschloß, auf der Göttinger Hochschule sein Glück als Lehrer zu versuchen. Heyne, Kästner und Lichtenberg munterten ihn bei diesem gewagten Schritte auf; die ahnungsvolle Treue des alten Gleim rieth ihm davon ab. Er ging nach Göttingen, um dort nach einander die theuersten Güter seines Herzens, um seinen Lebensmuth, sein Selbstvertrauen und beinahe seinen mühselig errungenen Ruhm zu begraben.

Die tiefere Ursache seines Elendes lag jedoch in seinen häuslichen Verhältnissen und in dem furchtbaren Unstern, der über dem Schicksal seines liebeglühenden Herzens wachte. Seine Gattin war ein gutes, edles und sanftes Weib; aber er hatte sie ohne die wahre Neigung, in allgemeiner und unbestimmter Sehnsucht nach dem Besitze eines weiblichen Wesens, gewählt. Als er mit ihr vor den Altar trat, empfand er schon die glühendste Leidenschaft für ihre Schwester Auguste, die damals erst zur Jungfrau erblühte. Aus ihren himmelblauen Augen, aus der Anmuth ihres seelenvollen Lächelns winkte ihm der Schutzgeist seines Lebens zu; er verbot ihm, das verhängnißvolle Jawort auszusprechen und zum Verräther an seinem Heiligthume zu werden. Aber in unmännlicher Feigheit folgte er den Einflüsterungen eines tückischen Dämon und vermählte sich mit dem Tode seines irdischen Glückes. Vom Taumelkelch der neuen Ehe berauscht, vergaß er auf kurze Zeit seines Irrthums, um dann zu desto größerer Verzweiflung zu erwachen.

Das Mädchen, welches mehr als zehn Jahre lang zugleich das Glück und das Elend unseres Dichters war, hatte die Natur so verschwenderisch mit ihren bezauberndsten Gaben ausgestattet, daß Bürger in der Rückerinnerung an die Vergehungen seiner verbotenen Liebe sich mit dem Gedanken trösten zu können glaubte, die Gottheit werde ihm dieselben um ihres Lieblingswerkes willen verzeihen. „Rosig wie die Morgenstunde, freundlich wie ein Paradies,“ trat ihm die jugendlich-reizende Gestalt entgegen und durchbebte ihn mit allen Wonnen der Anmuth. Der sanfte Blick ihres blauen Auges kün

digte ein Gemüth von himmlischer Treue, Liebe und Reinheit an. Ohne den Glanz der Schönheit, fesselte ihn die liebliche Bildung des blondgelockten Hauptes durch die frische Jugendröthe ihrer Wangen, durch die süße Fülle ihrer Lippen, durch die Holdseligkeit des Lächelns und den Adel der Mienen. In der kleinen, schlanken, von allen Huldgöttinnen umwobenen Gestalt, schien sich wie eine Blume von unnennbarer Zartheit und wunderbarer Durchsichtigkeit ein Ideal der Engel aufzuschließen. Hier sah er die Verklärung des Himmels in irdischer Form geoffenbart und die sinnliche Lust wie durch den göttlichen Zauber der Reize geheiligt. Aus dem Busen voll Erbarmen, voll Treue und Huld quollen die entzückenden Laute der Sprache und des Gesanges, die den Hörer des Athems beraubten. In dem Elysium ihrer Seele wohnten alle weiblichen Tugenden. Fromme Unschuld, Wahrheit und Güte verbanden sich hier mit der lieblichsten Bescheidenheit und dem anspruchslosesten Sinne für das häusliche Leben. Im Umgange wirkte sie, vollkommen unbewußt, durch alle Zaubereien der Liebe, durch Lächeln, Schmeicheln, Kosen und durch den Witz, den ihr die Güte eingab. In seinen späteren Klageliedern bezeichnete sie der Dichter als einen Becher, der selbst den Göttern genügen würde, als einen Nektarkelch, der den Strom eines Weltenalters versüßen könnte*). Das glühende Feuer der Leidenschaft, das sie in der Brust des Dichters entzündete, ergriff auch ihr eigenes Herz und durchloderte es mit einer so furchtbaren Kraft, daß sie ohne ihn nicht mehr athmen und leben konnte, daß alle ihre Gedanken und Empfindungen in ihm aufgingen, daß sie mit ihren Armen, wie die Rebe des Weinstocks, ihn umschlungen hielt, daß kein Hohn der Welt im Stande war, sie von ihm zu entfernen.

„Welch ein Sehnen, welch ein Schmachten,
Wenn sie mich nicht sah und fand!
Welch ein wonniges Betrachten,
Wo ich ging und saß und stand!
Welch ein Säuseln, welch ein Wehen,
Wenn sie kosend mich umfing,
Und mit süßem Liebeflehen
Brünstig mir am Halse hing!“ **)

*) Vgl. „Die Holde, die ich meine,“ August 1776. — „Das Blümchen Wunderhold.“ — „An Molly,“ 1782. — „Die Unvergleichliche,“ 1784? — „Das hohe Lied,“ 1784? — „Verlust,“ 1786? —

**) „Elegie, als Molly sich losreißen wollte,“ in den Jahren 1776 bis 1785 gedichtet.

In ihrer gränzenlosen Treue kannte die Unglückliche keinen Gedanken auf der Welt mehr, als die Liebe und den Besitz ihres Abgottes *). Nach seinem eigenen Geständnisse hatte die sinnliche Lust zwar den geringsten Antheil an seiner Leidenschaft; doch „es duftete ihm von dieser himmlischen, seelenvollen Gestalt der Hauch der Sinnlichkeit zu lieblich entgegen“, um nicht auch das glühende Herz verlockend zu durchwehen. Vergebens rang er mit sich selbst, den erwachenden furchtbaren Sturm der frevelhaften Sehnsucht zu beschwichtigen; vielmehr schien er, auf kurze Zeit bewältigt, nur um so machtvoller sich zu entfesseln. Durch den ungeheueren Kampf an Leib und Seele erkrankt und bis zum Sterben ermattet, beschloß der Dichter, der Stimme seines Gewissens und dem Urtheile der ganzen Welt Trotz zu bieten **).

Aber Molly's Frömmigkeit widerstand ihm Jahre lang mit siegreichem Heldenmuthe, obgleich seine Sehnsucht zur Wuth eines Löwen ausartete und die Grenzen des Wahnsinnes berührte. Endlich faßte sie den Muth, sich auf immer von ihm loszureißen. Sie trat ihm kühn und entschlossen, wie eine Heldin, entgegen. „Sterben“, rief sie, „oder siegen, heißen Tugend mich und Pflicht!“ Da zerriß ein furchtbarer Schmerz die Seele des Dichters, und unfähig, sich selbst zu beherrschen, ließ er den Schrei der Verzweiflung durch seine Saiten dröhnen. Der ihn bedrohende Verlust steigerte noch den rasenden Dämon seiner Leidenschaft. Wie ein Vulkan entlud er das Feuermeer seiner Blitze. Bei dem Gedanken, daß sie einem Glücklicheren zur Beute werden, daß ein anderer Gemahl „in seinem Freudenweine sich zum entzückten Gotte schwelgen“ könnte, erstarrte ihm das Mark in den Gebeinen. Wenn das geschähe, rief er aus, dann würde mich die Wuth zum Verbrecher machen!

„Erd' und Himmel! eine solche
Sollt' ich nicht mein eigen seh'n!
Ueber Nattern weg und Molche
Könnt' ich suchend nach ihr geh'n!
Mit der Stimme der Empörung
Könnt' ich furchtbar: Sie ist mein!
Gegen alle Mächte schrein,
Tempel lieber der Zerstörung,
Eh' ich ihrer mißte, weihn!“

*) Vgl. „Untreue über Alles,“ 1779.

**) Vgl. das (1784 entstandene) Gedicht: „Naturrecht“.

Er beschwor sie, um sie wenigstens keinem Anderen zu überliefern, in so rührenden und erschütternden Worten um die Erhaltung ihrer Liebe, daß sie ihm nicht zu widerstehen vermochte. Da er in der Stimme seiner Leidenschaft die allgewaltige und unwiderlegliche Sprache der Natur selbst zu vernehmen glaubte, so betrachtete er sie nicht als eine Sünde, sondern als eine schwere, unheilbare Krankheit. Lieber wollte er deßhalb diese Krankheit fortwirken lassen, als durch vergebliche Bekämpfung derselben sich und seiner Geliebten einen frühzeitigen Tod bereiten. Er gab ihr zwar das feierliche Versprechen, die um seine Liebe gezogenen Schranken der Pflicht niemals zu überschreiten. Aber der Weg zum Falle und zur Sünde war jetzt noch ebener gebahnt, als vorher. „Wie gegen den Falken die Taube", sträubte sich die fromme Unschuld umsonst gegen seine flehenden Blicke und schmeichelnden Worte. In verbrecherischer Großmuth verstand sich Bürger's Gattin dazu, sein Weib vor der Welt zu heißen und ihre Rechte insgeheim der Schwester abzutreten. Der schnöde Vertrag konnte nicht lange verborgen bleiben; die umherschleichende Fama regte alle finsteren Mächte der Schmähung und des Hohnes gegen den Dichter auf, der sich vergebens durch die Unwiderstehlichkeit der Naturgewalten zu rechtfertigen suchte*). Endlich schlug den beiden Liebenden — schrecklich genug! — die Erlösungsstunde. Dora starb nach langwierigen, jammervollen Leiden einer Krankheit, und Bürger konnte nun (1784) seine Molly an den Altar der Vermählung führen. Er jubelte wie der Dulder Odysseus, da er den Hafen des langersehnten Heimathlandes erreicht hatte. Ein tiefer Friede durchdrang ihn bei dem Gedanken, daß er nun ohne die Qualen des Gewissens in ihren Armen ruhen dürfe. Auch sein äußeres Glück blühte neu auf, und er durfte es zu befestigen hoffen, da seine Gattin mit häuslicher Umsicht darüber wachte. Er wurde ganz sich selbst und seinem Genius wiedergegeben, und ein freudiger Muth beschwingte ihn auf der ehrenvollen Laufbahn, die er im bürgerlichen Leben betreten hatte. Aber die ewige Gerechtigkeit wachte mit furchtbarem Auge über ihm und verlangte unerbittlich ihre Sühne. Der Tod entriß ihm nach kurzem, rechtmäßigem Besitze das einzige Gut seines irdischen Daseins. Von unaussprechlichem Schmerze verzehrt, würde er der Einzigen rasch in die

*) „An die kalten Vernünftler", 1778.

Gruft nachgefolgt sein, wenn ihn das treue Vaterherz nicht ermahnt hätte, sich für seine Kinder zu erhalten. Die einzige Quelle des Trostes und der Vergessenheit fand er im Gesange, dem der Harm und die Wehmuth eine wunderbare Süßigkeit des Wohllautes einhauchte. Er raffte den letzten Ueberrest seines Geistes zusammen, um die Dahingeschiedene zu verherrlichen und in ihr verklärtes Bild sein blutendes Herz hinabzusenken. Was nur irgend die Sprache an Reiz und Zauber zu bieten vermag, das verwendete er auf dieses Gewölbe, in welchem er alle Lust und Hoffnung, allen Frieden und Segen seines irdischen Daseins beisetzte. Als die traurig-süße Arbeit vollendet war, spiegelte er sich mit dem Entzücken des Narcissus in seinem eigenen Werke. Wie ein geistiger Adonis, wie das Gestirn Urania's leuchtete es ihm entgegen. Er sah das Lied in seiner Herrlichkeit

> „Glorreich, wie des Aethers Bogen,
> Weich gefiedert, wie der Schwan,
> Auf des Wohllauts Silberwogen
> Majestätisch fortgezogen,"

den Strom der Zeiten hinunter schweben und Molly's Namen den spätesten Geschlechtern verkünden.

Als Privatdocent hatte Bürger nicht ohne günstigen Erfolg seine Vorlesungen begonnen. Sein inneres Elend, das durch zunehmende Kränklichkeit noch erhöht und bis zur Schwermuth gesteigert wurde, suchte sich, von einer glücklichen Witterungsgabe geleitet, das ächte Bad der Heilung und Stärkung in der Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie, die er gegen ihre beschränkten, schulmeisterlichen Feinde wacker vertheidigte. Der Tiefsinn seines Meisters riß ihn zu staunender Bewunderung hin; er sah mit Entzücken durch den Riesengeist dieses Denkers das Weltall der Erkenntniß vor sich aufgeschlossen; er fühlte etwas von der bräutlichen Seligkeit der ersten Liebe, als er den Kuß der Weihe von der Wissenschaft empfing, deren göttliche Gestalt von dem Sonnenlichte der ewigen Jugend umschwebt wird. Er begann sich Schätze für die Ewigkeit zu sammeln. Die „Kritik der reinen Vernunft" wurde sein täglicher Abend- und Morgensegen. Wie eine königliche, breitlaubige Palme, schwebte das Buch über ihm und kühlte das müde Dulderhaupt. Segen, dreifacher Segen über den biederen, alten Weisen, daß er den glimmenden Docht des Dichterherzens anfachte und ihm nicht von der

Seite wich bis zum dürftigen, verlassenen Sterbelager! daß er ihn mit dem Bewußtsein der Menschenwürde durchdrang, daß er seinen Willen heiligte und kräftigte, daß er ihn lehrte, die Neigungen unter das eherne, ewige Joch des inneren Gebieters zu beugen!

Indessen war seine körperliche Gesundheit durch die Seelenleiden der schönsten und kräftigsten Lebensjahre völlig untergraben worden. Eine trübselige Stimmung wandelte ihn leicht in einsamen Stunden an und raubte ihm alle Kraft zu geistigen Thaten. Er war nahe daran, sich aufzugeben. Dazu kam denn die Lieblosigkeit, mit welcher man in Göttingen den kranken Dichter behandelte und seinen Ruf durch die elendesten Lästerungen entweihte. Mit der tiefsten Entrüstung eines deutschen Biedermannes bemerkte es Friedrich Leopold von Stolberg, daß Bürger mit Schurken zu thun habe, und forderte ihn auf, als ein zweiter Simson das Philistergesindel der Hannoveraner zu Paaren zu treiben. Als Bürger endlich im Begriffe stand, von dannen zu gehen und den Staub von seinen Füßen zu schütteln, wurde er durch die Ernennung zum außerordentlichen Professor (1789) zurückgehalten. Glücklicher Weise fing sein körperlicher Zustand sich zu bessern an, und er hoffte, den grünen Zweig der Gesundheit wieder erfassen zu können. Er raffte sich auf, um den schnöden Uebermuth zu beschämen, der ihn zu verhöhnen wagte, als die Schwermuth alle seine Kräfte gefesselt hielt. Mit gestähltem Arme wollte er jetzt die Götterwaffen führen und sich sein Heldenrecht erkämpfen. Ein verjüngender Strom der Lebensfrische schien seine Nerven zu durchfließen, und im neuerwachten Selbstgefühle rief er begeistert aus: „Selbst sein Gott ist ein gesunder Mann! *)“

Die traurige Einsamkeit, worin sich der Dichter befand, die Sehnsucht nach seinen mutterlosen Kindern, die er fremder Pflege anvertrauen mußte, und die unendliche Abhängigkeit seines ganzen Wesens von dem weiblichen Umgange erweckten allmählig den Wunsch in ihm, eine neue Gefährtin seines Lebens zu finden **). Sein Auge sah sich einst an dem rosigen Frühlingsangesichte eines blonden Mädchens fast blind, und lange dürstete er im Stillen nach einem Kusse von seinen Lippen ***). In solchen Gestalten suchte er seine Molly wieder auf, und jede Aehnlichkeit mit ihr erweckte, wie Alp-

---

*) „Vorgefühl der Gesundheit,“ 1789?
**) Vgl. das Gedicht: „An F. M., als sie nach London ging.“
***) „Lied“ 1787?

horntöne, das Heimweh in seinem Herzen. Da fügte es die wunderbare Schickung, daß der Genius des Mannes, den nur die Liebe selig und elend machen konnte, auf eine Probe der seltsamsten Art gestellt wurde. Ein junges Mädchen in Stuttgart, das ihn nur durch sein Bildniß und seine Lieder kannte, drückte seine Neigung zu dem lieblichen Sänger scherzweise in anmuthigen Versen aus, worin es ihm Herz und Hand antrug. Wahrscheinlich *) ohne ihr Vorwissen wurde das Gedicht in einem öffentlichen Blatte abgedruckt. Bürger, in dem die süßen Schmerzen der Sehnsucht zu erwachen begannen, antwortete in Versen und verlangte Elisens Porträt. Als die erwartete Sendung ankam, winkte ihm der besorgte Genius; aber die entfesselten Naturgewalten verblendeten seinen Sinn. Heftig zitternd empfing er das Packet. Mit ungeduldiger Liebe entsiegelte er es; aber Angst und Schrecken überfielen ihn, als er das schöne Bild einer Brünette erblickte. Es war ihm, als schwebe die sanfte, blonde Molly, in aller holdseligen Milde, vor seiner Seele. Als er das Auge wieder auf das Bild zu richten wagte, wurde er durch den feurigen Blick desselben noch mehr zurückgeschreckt. Er warf das Bild und den noch ungelesenen Brief auf den Tisch und eilte in's Freie. Ein Waizenfeld erinnerte ihn an die Zeit, wo er das Lied gedichtet hatte:

„O was in tausend Liebespracht
Die Holde, die ich meine, lacht!"

Er sah Molly wieder, das engelgute Kind mit den blonden Locken und dem sanften Blicke! Und sein gemartertes Herz ergoß sich in Thränen! Jede Kornähre winkte ihm, keinen Ehebund mit dem schwäbischen Dichtermädchen zu schließen. In sein Zimmer zurückgekehrt, las er Elisens Brief und fand ihn so innig, so zart, so liebevoll geschrieben, daß der erste Eindruck wie eine nächtliche Truggestalt zu entschwinden schien. Er betrachtete nun das Bild noch einmal und erblickte ein niedliches, braunes Mädchen, das er schon längst zu kennen, ja zu lieben glaubte. Er träumte und schwärmte sich fortan in diese neue Liebe hinein, er schwelgte wieder in seligen Hoffnungen, wie in den Jahren der rüstigen Manneskraft, der feurigen Begeisterung, obgleich sein Leben wie ein halbverrotteter Stamm, von tausend Wettern durchwüthet, dastand. Von einer ungemeinen

*) Vgl. Bürger's 3. Brief an M. Ehrmann, 1790. — Ein anderer Brief Bürger's von demselben Jahre.

Liebe hoffte er auch jetzt noch seine vollkommene Wiedergeburt. Ehe er jedoch mit Elisen sich verlobte, beschwor er sie feierlich und heilig, ihr Herz zu prüfen. Den göttlichen Richter und Gesetzgeber in seinem Busen gehorchend, legte er im Namen der heiligen Wahrheit ein treuherzig-rührendes Bekenntniß aller seiner Schwächen ab. Da sie auch jetzt noch bereit war, ihm ihre Hand zu reichen, so eilte er nach Stuttgart. Von dem kleinen, reizenden, munteren Kinde bezaubert, führte er Elisen heim (1790). Auf den Taumel der Wonnemonate folgte die entsetzlichste Ernüchterung. Ein eiteles, herzloses, vergnügungsüchtiges Wesen, dem alle weiblichen Tugenden fehlten, überließ sie den unglückseligen Gemahl sich selbst und seiner Verzweiflung, untergrub seinen schön aufblühenden Glücksstand durch ein leichtsinniges und üppiges Leben und machte ihn durch ihren frechen Umgang mit jüngeren Männern zum Gegenstande des allgemeinen Spottes *). Als er sie endlich selbst auf der That des Ehebruches ergriff, war seine namenlose Güte erschöpft; er löste das unglückselige Bündniß durch gerichtliche Scheidung (1792).

Durch die Qualen dieser Ehe war sein Lebensmuth, seine Geisteskraft und seine körperliche Gesundheit auf immer gebrochen. Er hoffte fortan von dem betrüglichen Dasein dieser Erde nichts mehr und kehrte seine Gedanken am liebsten dem Reiche der Seligen zu, wo seine Molly im Lichtglanze der Verklärung wohnte. Als er einst bis zum Aufgange der Morgenröthe darüber nachsann, wie beispiellos jenes Kind der Unnatur ihm den freien Eid geschworen und gebrochen habe, erschien ihm die so schnell verblühte Tochter der heiligen Natur. Weinend rief er dem himmlischen Weibe zu: die Hoffnung, sie noch einmal zu finden, habe ihn mit dem Netze der Heuchlerin umstrickt. Aber mit dem süßen, wohlbekannten Tone gab Molly dem Dichter die Antwort: „Wisse, o lieber, blinder Mann, daß ich nirgends, als im Himmel wohne! **) Der Sänger der Liebe hatte für diese Welt ausgesungen; die zum Tode verwundete Nachtigall senkte das Haupt und verstummte allmählig, während ihr die Brust ausblutete. Nur selten erwachte sie auf kurze Augenblicke, um noch einmal ihre entzückenden Klagetöne erschallen zu lassen, wie in den himmlischen Versen:

---

*) Vgl. „Bürger's letztes Manuskript."

**) „Die Erscheinung." (1792).

„Trotz der Zeit Despotenallgewalt,
Fährst Du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend, wie die Nachtigall, zu schlagen.
Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithons Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdest alt! *)"

Auch sein einziger Trost, das freudige Bewußtsein des ersungenen Ruhmes, drohte ihm durch Schiller's einseitige, kalte und fast lieblose Beurtheilung geraubt zu werden (1771). So heftig er sich auch gegen den Ueberlegenen wehrte, so fest er sich den schroffen, idealen Forderungen desselben gegenüber auf seinen ursprünglichen Genius und auf die freien Rechte der Natur stemmte **), er fühlte sich von der Wahrheit, die in jenem Urtheile enthalten war, so tief getroffen, daß er die Halbheit desselben nicht klar erkannte und an sich selbst irre zu werden begann. Seitdem feilte er an seinen Gedichten mit großer Aengstlichkeit, suchte jedem Tadel auszuweichen und es Allen recht zu machen.

Zu diesen geistigen Leiden gesellte sich dann die völlige Verarmung des Dichters, die ihn bei einem hinsiechenden Körper nöthigte, die letzten Ueberreste seiner göttlichen Kraft an elende Uebersetzerarbeiten zu verschwenden. Beinahe von allen seinen Freunden verlassen, schloß er sich in ein enges Zimmer ein, das er nur wenigen Auserwählten öffnete. Seine Stimme wurde heiser, seine Brust keichte, die Schwindsucht ergriff ihm. Dem Tode, seinem Erlöser, sah er ruhig in's Auge. Kant's Ideen erhoben und kühlten seine Seele ***). Er entschlummerte sanft, am 8ten Juni 1794.

Bürger war ein Mann von schöner und einnehmender Gesichtsbildung; ein offener, grader Sinn und eine unerschöpfliche Gutmüthigkeit sprach aus allen seinen Zügen. Zugleich entdeckte man darin jenen Ausdruck des Träumerischen, der die einseitige Richtung seines ganzen Wesens auf die Poesie des Lebens und der Kunst, die unbeschränkte Oberherrschaft des Gemüthes und die Schwäche seines Willens verrieth. In den späteren Jahren zeigte das edle Antlitz die tiefen Spuren des Grames und Elendes. In seinem ehrlichen blauen

*) „An das Herz", 1792.

**) „Der Vogel Urselbst," 1792. „Ueber eine Dichterregel des Horaz," 1792. Vgl. „Unterschied," 1792.

***) Vgl. das Gedicht „Freiheit," 1793.

Auge fand schon Gleim, als er den Verirrten und Halbverlorenen in Göttingen besuchte, den Spiegel einer offenen, treuen Seele. Sein kräftiger und biegsamer Körper trug, wie ein wohlgestimmtes Saitenspiel, die ungetrübten Töne eines fröhlichen Gemüthes, bis die Hand des Schicksals immer stärkere Mißklänge hineinwarf. Er versank allmählig in eine tiefe Schwermuth, die, nur durch kurze Sonnenblicke unterbrochen, sein Inneres mit immer schwärzeren Schatten umzog. Seine gesellschaftliche Zierde war das Blümchen Wunderhold, das er so reizend besungen hat. Wie es ihm aber an Freiheit und Anmuth in den körperlichen Bewegungen fehlte, so zeigte er sich in der Unterhaltung meistens schüchtern und ohne Gewandtheit der Sprache. Um so mächtiger bewegte er die Herzen, wenn er vorlas. Die Gunst der Frauen gewann er, selbst in späteren Jahren, besonders durch die Süßigkeit, womit er „sein Liederwesen trieb“ *), nur allzu leicht.

Friedrich Leopold Stolberg sprach aus der Seele der besten Menschen, wenn er Bürgers edles und großes Herz rühmte. Sein Ordensstern war der Diamant der Liebe, vor dessen himmlischem Lichte die Flecken seines Charakters beinahe verschwinden. In seiner Wohlthätigkeit ohne Grenzen, voll inniger Theilnahme an dem Schicksale seiner Brüder, übertraf er sich selbst noch durch seine Neidlosigkeit und Versöhnlichkeit. Er brach sein Brod mit dem Elenden, der ihn um Vermögen und guten Namen betrogen hatte. Dabei wurde seine Zuversicht auf den Adel des menschlichen Geschlechtes auch durch die bittersten Erfahrungen nicht erschüttert. Vielmehr bewahrte er sich bis an das Ende seines Lebens jene kindliche Arglosigkeit, die es dem Unredlichen so leicht machte, ihn zu hintergehen. Er war nicht blos, wie er selbst behauptete, zu bequem, er war zu hochherzig, um klug zu sein.

Ueber Alles heilig war ihm die Wahrheit und die Gerechtigkeit; darum ekelte ihn nichts mehr an, als Schmeichelei und Kriecherei. Er war stolz darauf, einen freien Biedersinn zu hegen, kein Bube zu sein, durch nichts ein Bube werden zu können *). Er schämte sich um Gnadenbrod zu betteln, so lange er sich noch mit einem Gliede ernähren konnte, und wenn ihm endlich auch alle Kräfte versagt

---

*) „Bellin“.

**) „Danklied,“ 1772.

hätten, so wäre er muthig genug gewesen, sich aus der Welt hinaus zu hungern*). Von dieser Gesinnung abzuweichen, konnte sein freies Gemüth ebenso wenig durch die Noth des Lebens, als durch die Bitten und Klagen seines bösen Weibes**) bewogen werden. Das politische Gebiet berührten seine Dichtungen nur selten; so oft es aber geschah, mit der ganzen Hochherzigkeit eines Mannes, der, dem Treiben der Parteien fremd, seine richterlichen Aussprüche nur aus dem Codex der reinsten Menschlichkeit schöpfte. Von seiner großen Aufrichtigkeit, wie von seiner sittlichen Selbsterkenntniß legen die an Elisen gerichteten Berichte das glänzendste und rührendste Zeugniß ab. Er enthüllte hier seine Schwächen bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst. Auch Anderen konnte er ihre Fehler mit schonungsloser Offenheit vorhalten. Wo ihm aber eigentliche Schlechtigkeit und wo ihm namentlich Bosheit begegnete, da entlud sich der glühende Zorn seines treuen und biederen Gemüthes in starken Ausdrücken. Wie das bitterste Schicksal seinen Nacken nicht krümmte, so vermochte es auch die Fibern dieser heiligen Empörung in ihm nicht abzuschwächen.

Obgleich er in den Kreisen des Alltagslebens mit liebenswürdiger Bescheidenheit auftrat und Niemanden das Uebergewicht seines Geistes empfinden ließ, obgleich er auf äußerliche Auszeichnungen nicht den geringsten Werth legte und von dem dünkelhaften Künstlereigensinne vollkommen frei war, so konnte ihn doch der Beifall urtheilsfähiger Männer und feingebildeter Frauen entzücken, und oft erhob sich seine Sprache zu stolzen und kühnen Aeußerungen des Selbstvertrauens***). Diese Zuversicht auf die Aechtheit und Ursprünglichkeit seines Dichtergeistes war der stärkendste Balsam für seine Wunden. Der Anblick seiner Lorbeeren konnte ihn oft allein vor der Verzweiflung schützen. Mochte ihm sein mühsam erworbener Ruhm in trüben Stunden als der „Satansengel" erscheinen, der „sein Glück mit Fäusten schlage†)," so lächelte er ihn auch wieder

---

*) „Mannestrotz," 1787?

**) Bürgers letztes Manuscript.

***) „Danklied," 1772. An F. L. Gr. v. Stolberg, Oktober 1776. „Elegie, als Molly sich losreißen wollte," 1776—1785. „Für Sie mein Eins und Alles," 1784? „Das hohe Lied," 1784? „An A. W. Schlegel," „Der Vogel Urselbst," 1792.

†) In einem Briefe an Stolberg.

in glücklicherer Stimmung mit den seligen Mienen eines himmlischen Geistes an.

Wer sich mit jener Liebe, die allein den Schlüssel der wahren Erkenntniß darbietet, in Bürger's Leben und Schriften versenkt hat, der wird ihm, bei allen seinen Schwächen und Derbheiten, ein zartes Gefühl für das Sittliche nicht absprechen. Dagegen fehlte es ihm an der männlichen Selbstüberwindung; die Zauber seiner Phantasie lockten ihn allzu leicht in das Netz der Sinnlichkeit. Auch Kant, der sich mit seinem kategorischen Imperativ wie der getreue Eckart vor den Venusberg der Lust stellt, hatte nicht immer Gewalt genug über ihn, um seinen Willen gegen das liebliche Saitenspiel der Neigungen zu stählen. Daraus erklärt sich denn der Wankelmuth unseres Dichters in der Ausführung guter Entschlüsse, seine Nachlässigkeit in Geschäften, denen der Genius grollte, seine Unordnung im Haushalt, seine Verweichlichung gegen die rauhen Seiten des Lebens. Dagegen arbeitete er fleißig, wo ihn die Liebe zur Sache anzog, nicht blos in der Kunst, sondern auch in der Wissenschaft. Im Genusse von Speisen und Getränken als Mann enthaltsam, blieb er schwach gegen die Verführungen der sinnlichen Liebe. Wie heilig ihm aber die Keuschheit erschien, und wie tief er ihre Entweihung bereute, dafür zeugt der männlich-kühne Hymnus, den er ihr gewidmet hat. Für den Bruch des ehelichen Sacramentes erreichte ihn die Nemesis.

Was nun Bürgers Dichtungen betrifft, so gewähren sie uns nur selten die vollkommen reine und ungetrübte Anschauung seines Genius. Vielmehr finden wir die Vollendung ihrer Schönheit meistens durch die Einwirkungen eines feindlichen Dämon gestört, der bald die emporfliegende Begeisterung durch Sorgen, Gram und Schwermuth niederbeugt, bald einer zügellosen und niedrigen Sinnlichkeit die Oberherrschaft einräumt, bald unseres Dichters biederen Volkston in eine plumpe Bänkelsängerei verkehrt, bald auch mit selbstmörderischer Grillenhaftigkeit das gesunde Wachsthum seiner anmuthigen Gebilde durch den Mißbrauch der Feile niederdrückt. Er selbst empfand es in Stunden des erhobenen Bewußtseins, daß er unter einem günstigeren Gestirne weit großartigere Schöpfungen hervorgebracht haben würde, wie er denn im hohem Liede die eben so wehmüthigen, als stolzen Worte ausrief:

„Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen,
Mit beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft;
Doch des Herzens Loos zu darben
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatten Trieb und Kraft zerstört;
Meiner Palmen Keime starben,
Eines mildern Lenzes werth".

Der Entfaltung seiner großartigen Gaben stand, nächst seinen sittlichen Schwächen, vorzüglich der Mangel an gründlicher Wissenschaftlichkeit entgegen. Es fehlte ihm die Männlichkeit des Denkens, das ernste Ringen nach einer tieferen Weltansicht. Auch zur Kantischen Lehre verhielt er sich nur empfangend, nicht fortschaffend, und nirgends erweckte sie in ihm den wissenschaftlichen Tiefsinn. Daher bewegten sich auch die Betrachtungen, die er über seine Kunst anstellte, um Aeußerlichkeiten, und die wenigen Grundsätze, auf die er sie zurückführen wollte, sind verworren und dürftig. Seine kahlen Abhandlungen entschädigen die Mühe des Studiums nicht einmal durch geistreiche Einfälle und erweckende Gedankenblitze. Die Beschäftigung mit den Meisterwerken alter und neuer Poesie, die er schon auf der Hochschule begann, ging an seiner wissenschaftlichen Bildung fast spurlos vorüber. Doch konnte der treue und unverdrossene Fleiß, den er der Uebersetzung Homer's widmete, nicht ohne den wohlthätigsten Einfluß auf seine dichterischen Schöpfungen bleiben.

Ueber seine vorzüglicheren Gedichte finden wir vor Allem eine unnachahmliche, bezaubernde Anmuth hingehaucht, in der ihn vielleicht nur Göthe hinter sich zurückließ. Diese Anmuth liegt hauptsächlich in dem reizenden Spiele der Farben und in der Musik der Verse. Wie vom Schmeicheln und Kosen der Liebe erweckt, scheint der Gesang des Dichters oft ihre süßesten Geheimnisse auszuplaudern. Seine Bilder sind dann wie von der maidlichen Gluth der jugendlichen Wangen angeröthet, und ihre holde Verwirrung scheint von einem zarten, weiblichen Finger künstlich geordnet zu sein. Aber nicht blos der überschwengliche Drang der Liebe, nicht blos die unendliche Erregbarkeit der Sinne, auch eine deutsche Herzensgüte ohne Gleichen weben an dieser Grazie. Mitleid, Biedersinn und Mannestreue begegnen uns hier in den holdseligsten Gestalten. Wenn wir einige

Strophen des „hohen Liedes“ ausnehmen, die auch das feinste und verwöhnteste Ohr durch den weichen und zugleich majestätischen Wellengang der Melodien entzücken können, so hat er die musikalische Fülle unserer Sprache am meisten in seinen Sonetten erschöpft. Durch den schönsten Wechsel der volltönenden Vocale eignet er sich hier die gesangreiche Sprache der Italiäner und Spanier an, die er sich schon in seiner „Nachtfeier der Venus“ zum Ziel gesetzt hatte. Jeder Laut ist hier wie aus der tiefsten Brust gezogen, jeder Laut jubelt das Weltall eines auch im Grame seligen Herzens aus. Der letzte Nachtigallgesang „an das Herz“ durchschmettert mit der Riesengewalt der Töne noch einmal die dunkeln Gebüsche seines hintrauernden Daseins. Die Grazie vollendet sich hier, indem sie mit der Erhabenheit sich zum Himmel emporschwingt.

Ein dunkeler Trieb, diese Anmuth, die durch so manche fremdartige Einwirkung seines Charakters entstellt wurde, zu befreien und zu vollenden, gab ihm die unermüdlichste Feile in die Hand. Er wollte durch achtsames Belauschen auch der kleinsten Verstöße gegen Sprache und Versbau die rauhen Stellen abglätten, die doch das Gepräge seiner persönlichen Eigenheit waren. Er hätte die Feile weniger an seine Verse und mehr an seinen inneren Menschen legen sollen. Doch wirkte die Strenge seiner äußerlichen Ausbesserungen nicht immer erkaltend auf die Begeisterung ein; vielmehr wußte er das Feuer für seine Gedichte oft sehr lange in sich zu hüten und bei Umgestaltungen von Neuem zu erwecken. Daß er freilich manches zarte und liebliche Bild durch seine Aengstlichkeit, besonders in den späteren Jahren, verdarb, hat A. W. v. Schlegel in seiner berühmten Beurtheilung treffend nachgewiesen.

Eine oft widerliche Störung erfährt die Anmuth seiner Poesie durch den von ihm befolgten Grundsatz der Volksmäßigkeit oder Popularität. Indem er die halbe und gefährliche Ansicht aus Herder schöpfte, der Dichter solle, von allen Fesseln der Nachahmung und des Herkommens frei, sich ausschließlich der Natur unterwerfen und allein aus ihrer Quelle seinen Stoff, seine Anregung und Begeisterung holen, so verletzte er die heiligen Rechte der Idee, von der die Natur hervorgebracht ist, um ihr „als spiegelhaltende Sclavin“ zu dienen, um von ihr verklärt und als Sternbild an ihren Himmel versetzt zu werden. Wie er sein Leben den trüglichen und schwankenden Gewalten des Naturgeistes anvertraute und dadurch die fin-

steren Mächte des Verderbens heraufbeschwor, wie ihm hier der lichte Polarstern des Ewigen nur dämmernd aufging, so blieb auch seine Dichtung ein Spiel der natürlichen Laune, Stimmung und Leidenschaft und ermangelte jener ehernen ideellen Festigkeit, die einem Dichter allein den Stempel der Größe aufprägt. Mit jenem einseitigen Festhalten der Natürlichkeit hing nun bei Bürger der Grundsatz der Popularität auf's Innigste zusammen. Er glaubte, um die wahre, durch Ueberbildung verloren gegangene Natur wiederzuentdecken, müsse man auf den Urgrund des allgemeinen Volksbewußtseins zurückgehen, und verfiel durch diese Ansicht in dieselben und in noch größere Irrthümer, wie Herder in seiner ersten Periode. Nach den verworrenen Andeutungen, die er hierüber in seinen weitschweifigen Abhandlungen gibt, soll die Poesie wohl von Gelehrten, aber für das Volk hervorgebracht werden. Die Popularität ist ihm das Siegel der künstlerischen Vollendung, Volkspoesie die einzige wahre Poesie. Nur schwach und nicht ohne Widersprüche erläuterte er diesen Begriff, indem er z. B. den Wunsch ausdrückte, mit seinen Liedern den Meisten oder doch den Edeln aus allen Kreisen des Volkes zu gefallen. Volksdichter sind nach seiner Ansicht alle großen Dichter, namentlich Homer, Ossian und Shakspeare, gewesen. Durch Popularität, meint er, solle die Dichtung wieder zum lebendigen Odem werden, zum Odem Gottes, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinwehe. Am nächsten kommt Bürger der Wahrheit an solchen Stellen, wo er den Genius des Volkes als die Orakelstimme der Dichtung ahnungsvoll andeutet und das Volksthümliche gradezu als das Nationale bezeichnet. Dieß ist allerdings der heilige Urgrund, auf dem alle Dichtung stehen, und aus dem sie sich entwickeln soll. Aber der Nation zu Gehör, oder mit Beachtung des Eindruckes, den ein Werk in ihr hervorbringt, zu reden, ist unter der Würde des Künstlers, der nur dem Gotte in seiner Brust und dem Areopag der Wissenschaft zu gehorchen hat. Daher besteht auch die Seligkeit des Künstlers nicht in dem Zujauchzen der Nation, sondern, wie Bürger selbst sagt, in der Selbstbefriedigung, die aus der möglichsten Annäherung an sein Ideal entspringt.

Wie man übrigens diese Bürgerischen Lehrsätze auch immer auslegen mag, in der praktischen Anwendung haben sie seinen Gedichten unendlich geschadet. Die hohe Feinheit und Zartheit der wirklichen

und ursprünglichen Volkslieder, die unendliche Innerlichkeit ihrer Empfindungen bei der größten Anspruchslosigkeit der Form, das rasche, dramatische Leben ihrer Erzählung und vor Allem ihre kindliche Keuschheit entging ihm ganz und gar. Fast ohne allen geschichtlichen Zusammenhang mit diesen Vorbildern, erschuf er sich eine künstliche Volksthümlichkeit, die hauptsächlich in der Abstumpfung oder Vernichtung des Idealen, in dem Hervordrängen derber Sinnlichkeit und selbst in einer plumpen Possenreißerei ihre Auszeichnung suchte. Er bildete sich eine Art studentischer Commentsprache, ein Bierpatois aus, von dessen rauhem Basse natürlich die zarten Grazien nur zu oft hinweggescheucht wurden. Mit den heisern Kneiptönen eines bemoseten Hauptes besingt er den Wein in seinem „Zechliede". Er gießt die Gaben des Bacchus als ächtes Oel auf die Verstandeslampe; aber in anderen Zungen spricht er nicht eher, als wenn er seinen lieben Leib weidlich vollgeschlungen hat. Man weiß es recht wohl, daß unmäßiges Schlingen und Saufen nicht zu Bürger's Untugenden gehörten; aber in der Poesie meinte er, darin der Popularität zu Liebe, ein Uebriges thun zu müssen. Anderwärts, wie in der „Frau Schnipps", glaubt man ihn auf dem Jahrmarkt, vor dem grünen, rothbemalten Wachstuche stehen zu sehen und, während er unter höchst populärem Schnaken mit dem Stocke hinaufdeutet, die bekannte Orgelmelodie gehen zu hören. Für den gemeinsten Janhagel ist aber die Prinzessin Europa gedichtet, in welcher der Mythus wirklich den Hökerweibern und Eckenstehern verständlich und handgreiflich gemacht wird. Nur die größte theoretische Verwirrung macht es begreiflich, daß Bürger solche Gemeinheiten in die Sammlung seiner Werke aufnehmen konnte. Wir wollen auf diese Flecken in seinem Dichterbilde die eigenen Worte Bürger's anwenden:

„Was Flecken war, vermodert;
Nur der Himmelsfunke lodert
Einst, geläutert, zur Verherrlichung!"

Hat man Wieland's Verirrungen damit entschuldigt, daß man sie nicht seinem Charakter und Leben, sondern einem verkehrten Geschmacke zur Last legte, so gilt dieß, wenn auch in geringerem Grade, von Bürger. Seine ganz individuellen Liebesgedichte liefern den Beweis, daß er zu tief und edel empfinden konnte, um einer eigentlichen Gemeinheit im Leben fähig zu sein. Damit soll ihm jedoch der Besitz der wahrhaft sittlichen Grazie keineswegs zugestanden

werden, obgleich es ihm an einzelnen, trefflichen Elementen derselben nicht fehlte. Wer möchte die Spuren derselben in der deutschen Biederkeit verkennen, womit er seinem ehrlichen Großvater die letzten Ehren erweiset, oder in dem „braven Manne“, wo ihm das reine Menschenherz so hoch und himmlisch, wie dem Bauer unter dem Kittel schlägt, oder in der „Männerkeuschheit“, wo er mit Riesengewalt sich seiner Willensschwäche entrafft, und in der stahlharten Sprache der Tugend, wie in einer Rüstung gegen alle Geister des Abgrundes, einherschreitet? Oder in seiner „Adeline“, die er mit der andachtsvollen Verehrung eines Petrarka zum Altare des Herrn begleitet? Oder in seiner „Gabriele“, diesem kleinen, aber wunderlieblichen Bilde einer Mädchenschönheit, die ihren Reiz dem Himmel entlehnt hat und gleich der gebenedeiten Gottesmutter in unendlicher Zuversicht des ewigen Willens gewärtig ist?

Freilich müssen diese einzelnen, herrlichen Lichtspuren immer wieder vor der sinnlichen Grundrichtung verschwinden, die gleich einer dunkeln, elektrischen Wolke sein Genienbild umlagert. Daher denn auch jener Druck der Unfreiheit, der so manche seiner Dichtungen belastet. Die Seele, die sich danach sehnt, durch die begeisterte Schöpfung des Künstlers von den peinigenden Forderungen der Natur erlöst zu werden und das Natürliche im Geiste wiedergeboren zu sehen, findet sich getäuscht, indem der Stachel der Begierden nur schärfer in ihr gereizt wird. Auch um die edleren Dichtungen Bürger's schwebt ein verlockender Duft der Sinnlichkeit, der den emporstrebenden Gedanken der Freiheit niederzwingen und wie in den Gärten der Lothophagen festbannen will. Sie drohen uns in den Glauben einzuwiegen, der Mensch erreiche seine Bestimmung nicht, ohne die Früchte der irdischen Lust gekostet zu haben. Erst in seinen späteren Jahren erkannte es Bürger*) als die wesentliche Aufgabe des Dichters, die ästhetischen Ideen möglichst mit den sittlichen zu verschmelzen. Wie weit er aber auch jetzt noch davon entfernt war, diesen Grundsatz ernstlich durchzuführen, beweist seine „Königin von Golkonda“, zur Genüge. Da man im Allgemeinen von ihm behaupten darf, daß er die vollkommene Weihe der Idee niemals empfangen habe, so muß man ihm auch den dauernden Besitz der künstlerischen Würde und Erhabenheit abstreiten. Es fehlte ihm hierzu

*) In einem Briefe an seinen Neffen Adolph Müllner.

das männliche Wurzeln in sich selbst, das zuversichtliche Festhalten an den unveräußerlichen Lebensgütern, der unbeugsame Muth eines durch Selbstbeherrschung gestählten Geistes. Nur selten betrachtete er das Wechselspiel des Lebens von der Höhe des weltüberwindenden Gedankens. So trägt auch seine Religiosität, bei aller Kindlichkeit und Zutraulichkeit, bei aller Wärme und Innigkeit des Gemüthes, fast nirgends ein höheres Gepräge an sich. Den Gedichten, die ihm von der Frömmigkeit eingegeben wurden, fehlt die leichte, ätherische Schwinge, die den Staub des Irdischen von sich abschüttelt und zum reinen Lichtquell hinangetragen wird. Noch weniger gelang es der Philosophie, seinen Dichtergeist mit dem Bewußtsein der Unendlichkeit zu durchdringen und mit Ideen des ewigen Lebens zu befruchten. Ihre stärkende und erhebende Einwirkung beschränkte sich auf die ersten Anregungen, auf den Vorgeschmack der Wahrheit. Zum verjüngenden und reinigenden Elemente seines künstlerischen Schaffens wurde sie nicht. Sie äußerte sich nur in kahlen Sinngedichten, ohne hier die herkömmlichen Gedanken und Ausdrücke der Kantischen Schule zu überfliegen.

Die Seite des Erhabenen, zu der wir noch die bedeutendsten Anlagen bei ihm finden, ist das Tragische, wie es namentlich in seinen elegischen Dichtungen hervortritt. Die mächtige, ja furchtbare Gluth seiner Leidenschaften riß ihn hier oft über die gemüthliche Naivetät seiner Dichternatur weit hinaus und öffnete tiefere Abgründe der Anschauung und Empfindung. In der „Elegie, als Molly sich losreißen wollte", vermag er es nicht länger, sein hochempörtes Herz im Zaume zu halten; er gönnt ihm vielmehr den letzten Trost, seine Qualen auszuschreien. Wie der Qualm des höllischen Feuers, steigen die furchtbarsten Gedanken in ihm auf und pressen ihm alle Eingeweide zusammen. In der entsetzlichsten Verzweiflung wird er sogar an der Güte seines Schöpfers irre und ruft ein verwegenes Wort aus, das unwillkürlich an Günther erinnert:

„Dient dem Gott ein Mensch zum Spiele
Wie des Buben Hand der Wurm?"

Doch nimmt er sich rasch wieder zusammen und vernichtet die voreilige Rede durch die darauf folgenden Zeilen:

„Nimmermehr! Dieß nur zu wähnen,
Wäre Hochverrath an ihm."

Die Betrachtungen, die er sodann über die unwiderstehliche Na-

turgewalt seiner Liebe und über den feindseligen Gegensatz derselben zu den heiligsten Verpflichtungen anstellt, sind durchaus von tragischem Gehalte. Wenn auch der Dichter hier, wie in dem ganzen Gedichte, fast nur auf dem Boden der natürlichen Empfindung stehen bleibt, und die wahrhaft ideale Verklärung derselben nicht erreicht, so finden wir doch durch die unendliche Erschütterung seines Gemüthes, wie durch ein fruchtbares Gewitter, alle Knospen der Poesie in ihm geöffnet und seine Sprache von einem höheren Anhauche durchweht. Zur freieren Schönheit aber zeigt sich das Tragische seiner Stimmung und Weltansicht herausgebildet in dem „hohen Liede", das er in wehmüthiger Rückerinnerung an die Einzige und zugleich mit der bewußten Absicht, ihr ein Denkmal der Verherrlichung zu setzen, hervorbrachte. Daher gibt er seiner Geliebten hier eine weit geistigere Gestalt, als vorher; sie wird ihm zur „Adonid-Urania", die mit der Milde des Himmels, nach dem Ebenbilde Gottes waltet; ihr klares, himmelblaues Auge spricht so „heilig" sein: „Vertraue meinem Himmelssinne!"; sie verklärt sich zum „Wesen aus dem Göttersaale", sie weht ihn als von Gott gehauchter Lebensgeist an. Er glaubt, ein Gottesseher könne, wenn sein entzücktes Seelenauge in die besseren Welten schaue, das Herz nicht höher und unaussprechlicher beglückt fühlen, als er durch ihren endlich errungenen Besitz. Er hebt in ihrem verklärten Bilde die Sittenanmuth, die Wahrheit und Güte, die fromme Unschuld hervor. „Töne wie vom Himmel" sprechen ihm Labsal und Segen aus ihren Lippen zu. Indem er sich noch einmal ihre ganze Herrlichkeit vergegenwärtigt, erwacht in ihm die Erinnerung an die furchtbaren Kämpfe, die er um ihretwillen zu bestehen hatte. Er preßt die wilde Verzweiflung, die ihn damals oft erfaßte, in starke und kühne Worte zusammen, aber mit der Freiheit eines Dulders, dessen Leidensgeschichte, wenn auch schmerzlich, geendet ist. Allmählig streift er sogar die Fesseln des Grames völlig von sich ab und taucht sein Herz, wie in den reinsten Aether, in den Gedanken jenes unsterblichen Augenblickes, wo er das himmlische Wesen zum Altare führte. Seine Sprache rauscht nun immer prächtiger, stolzer und männlicher dahin, wie „im Waffenklange dessen, der den Python schlug". In den „Sonetten" verwandelt sich die tragische Stimmung des Dichters in die süßeste Wehmuth. Die kranke Brust, die nur der Gesang zu kühlen vermag, ergießt sich hier in einen goldenen, glänzenden

Strom der Klagelaute. Weniger mächtig und rein spricht sich der tragische Geist in den erzählenden Dichtungen aus. In der „Lenore" durchweht er vorzüglich die ersten Strophen, wo die Leidenschaft der Liebe mit ihrem Gegenstande das Licht des Weltalls erlöschen sieht und ohne ihn selbst die Seligkeit des Himmels verschmäht, wo sie bis zur Lästerung Gottes fortschreitet und dadurch die Strafe der ewigen Gerechtigkeit auf sich herabruft. Die tiefste Tragik des Mitleids aber findet ihren Ausdruck in der „Pfarrers Tochter von Taubenhain", wo uns der ganze Jammer der Menschheit überfällt.

Was nun die Welt der wirklichen Gegenstände betrifft, durch welche sich die Schöpferkraft unsers Dichters angezogen und begeistert fühlte, so haben wir vorzugsweise die Ursprünglichkeit, die Treue und Innigkeit seines Natursinnes hervorzuheben. Eine reizendfrische und goldige Helle ist über viele seiner Bilder ausgegossen; aus anderen wehen uns die geheimsten Schauer des Grausens und Entsetzens an. Auch der Ausdruck seiner Empfindungen und Gedanken ist mit Anschauungen des Naturlebens geschwängert; das Geistigste nimmt bei ihm unwillkürlich die Gestalt der Sinnlichkeit an, und seine Sprache ist reich an markigen, schöpferischen Symbolen, in welchen die Einwirkung Shakspeare's unverkennbar hervortritt. Daß aber der geistige Gehalt bei ihm nicht sowohl zur beherrschenden und umschaffenden Seele der Naturbilder wurde, als vielmehr in denselben sich verlor und von ihnen herniedergezogen wurde, findet seine vollkommene Begründung in der ganzen Eigenthümlichkeit des Dichters, die beständig der Entfesselung der Naturgewalten zustrebte, und in seinen verkehrten, vorzüglich aus den Jugendschriften Herder's geschöpften ästhetischen Grundsätzen.

Eine brütende Frühlingswärme erweckt alle Knospen und Blätter in der „Nachtfeier der Venus", und durchathmet dieses reizende Bild mit berauschenden Düften. Auch das herzige, trauliche „Winterlied", dessen glockenhelle Stimme mit heimisch-deutscher Empfindung zu unserem Gemüthe spricht, ist ganz von dem Geiste der Natur eingegeben. Mehr noch, als diese zarten und lieblichen Bilder, gelingt dem Dichter die Darstellung des Kräftigen und Kernhaften, das die Natur uns darbietet, z. B. in dem hochsinnigen Gedichte: „die Männerkeuschheit", dessen stahlfeste Sprache der Ausdruck seines mannhaft-gedrungenen Selbstgefühles ist.

Die verschiedenartigsten Naturlaute vereinigen sich aber in sei-

nen Balladen. Der Darstellung des Schauerlichen wurde bei uns durch die „Lenore“ erst eigentlich die Bahn gebrochen, obgleich es nicht geleugnet werden kann, daß dem Dichter in dieser Erzählung weniger die leisen, feinen und geisterhaften Striche, als die derben und kühnen Grundfarben der Phantasie zu Gebote stehen. Bedeutender noch, als hier, treten die Naturbilder, bei größerer Rauheit des Colorits, im „wilden Jäger“ hervor. In der „Pfarrers Tochter von Taubenhain“ hat schon A. W. v. Schlegel mit Recht die erste Strophe wegen des darin ausgedrückten poetischen Geheimnisses bewundert. Durch die Worte:

„Da flüstert und stöhnt's so ängstiglich;
Da rasselt, da flattert und sträubet es sich,
Wie gegen den Falken die Taube“ —

wird uns hier wie in einer ahnungsvollen Ouvertüre schon die ganze Welt der Dichtung angedeutet und auf eine wunderbare Weise das ängstliche Widerstreben der jungfräulichen Unschuld gemalt, die, von der ausgehängten Angel des Verführers fast unwillkürlich fortgezogen, in den Strudel eines namenlosen Elendes hinabsinkt. Hier finden wir die wahre Unendlichkeit der romantischen Symbolik. Mit reicher Fülle der Sinnlichkeit und mit magisch unheimlichem Farbenspiele wird in demselben Gedichte die Verführung dargestellt, und auf eine ebenso unheimliche, als anschauliche Weise treten sodann die Umwandlungen der Natur in Beziehung zu den wachsenden Folgen der Verführung. Man begleitet mit banger Sorge und klopfendem Herzen den Stufengang der Jahreszeiten und fühlt durch die reizenden Bilder, welche das näher und näher heranschreitende Schicksal ankündigen, den bitteren Schmerz des Mitleids nur verdoppelt.

Was nun insbesondere die Darstellung der menschlichen Gestalt betrifft, so verweilte Bürger, als Dichter der Liebe, vorzugsweise bei den Bildern weiblicher Schönheit und Anmuth. Eine vorwiegende Neigung, die gesunde Sinnlichkeit in Formen, Blick und Wesen der heiteren Mädchennatur zu veranschaulichen, ist gleich anfangs in seiner dichterischen Entwickelung nicht zu verkennen. Daß es ihm übrigens schon in den früheren Zeiten, bevor seine Liebe sich durch die bittersten Leiden verklärt hatte, nicht völlig fremd war, die sinnliche Anschauung der weiblichen Natur in den reinen Glanz der Idealität zu erheben, beweiset seine „Gabriele“, die er im Frühjahre 1772 dichtete:

„O wie schön ist Gabriele,
O wie schön, an Seel' und Leib!
Oefters ahndet meiner Seele,
Diese sei kein Erdenweib.
Fast verklärt, wie Himmelsbräute,
Ist sie fehllos ganz und gar.
Heiliger und schöner war
Nur die Hochgebenedeite,
Die den Heiland uns gebar".

Ueber die lieblichste und reichste Morgenblüthe der jungfräulichen Schönheit ist hier der Schmelz einer engelgleichen Unschuld und Ruhe hingeathmet. Die Knospe einer überschwänglich süßen und seligen Lebenspoesie schließt sich vor unseren Blicken auf. Ein geheimnißvolles Morgenroth winkt uns in ein fernes Land, wo die Blumen des Entzückens nie verblühen. Dabei ist jeder Zug, jeder Hauch des Gemäldes den Linien und Strichen einer wirklichen Gestalt nachgezeichnet.

Eine ähnliche Verschmelzung des Irdischen und Ueberirdischen finden wir in dem Bilde „Adelinen's", das der Dichter schon im Januar 1770 entwarf. Wenn er sie zu dem Tische des Herrn wandeln sah und die Gottesbraut in ihr zu sehen glaubte, so entschwand ihm alles Vertrauen, so bebte seine Liebe vor ihr zurück. Sah er sie jedoch im Kreise des alltäglichen Lebens frei und heiter sich bewegen, so wagte seine Liebe sich wieder zu ihr heran.

Sehen wir von diesen rafaelischen Episoden in der Jugendgeschichte unseres Dichters ab, so finden wir ihn dem heiteren Behagen an der gesunden Fülle jungfräulicher Schönheit hingegeben. Wo sich die Wieland'sche Faunsnatur nicht eindrängt, wie in der „Stutzertändelei", im „Dörfchen", in den „beiden Liebenden", in der „Europa", u. s. w., da malt er sich mit zutraulicher, oft mit derber Herzlichkeit die anmuthigen Mädchengestalten aus, wie es ihm eben der Natursinn eingibt. In der „Holden, die ich meine", mischt er alle Farben des Naturlebens, um ein Abbild für die holdseligste Gestalt zu treffen, die fortan als ein unüberwindliches Gestirn über seinem Leben herrschen sollte. Seine Bilder sind hier überaus einfach, volksthümlich und ländlich. Der Genius legt alle Blitze der Erhabenheit nieder, um sich mit kindlicher Freude in das blumige, reizende Mädchenbild zu versenken, das ihm eine verschwenderische Fülle der Jugend entgegenathmet. Die Naturbilder werden der

holdseligen Gestalt nicht als ein Schmuckwerk von Vergleichungen und Symbolen beigegeben, sondern sie erscheinen wirklich als Duft und Blüthe der Gestalt selbst. Sie, und nur sie spannt den lichten Himmel vor den trunkenen Augen des Dichters aus; nur aus ihrem Antlitze winkt ihm die sanfte Lieblichkeit der Mandelblüthe, das leise bewegte Halmengold entgegen, nur von ihren Lippen vernimmt er die Flötenmelodie der Nachtigall und Lerche. Noch in seiner tragischen Liebesperiode bewahrte er sich den munteren und neckischen Sinn, der ihm das anmuthige Liedchen: „der Liebeszauber" eingab. Wie ein rothwangiges, gesundes Bauernmädchen lacht uns dieses Gedicht mit allem Reiz der naiven Schelmerei aus blauen, treuherzigen Augen an. Der Dichter zeigt sich hier als Meister in der von Lessing im Laokoon empfohlenen Kunst, seine Gestalten nicht sowohl durch unmittelbare Darstellung, als durch Wirkungen und Beziehungen zu malen.

In den Gedichten an Molly, die einen vorherrschend tragischen Grundzug erhalten haben, sehen wir die eigentlich plastische Darstellung der Gestalt verschwinden und in dem Meere der Tonwelt untergehen, die durch den Sturm der Leidenschaft zu mächtig wogenden Brandungen aufgeregt wird. Dieß gilt besonders von der „Elegie, als Molly sich losreißen wollte", die wir als einen vollkommen unfreien Naturlaut bezeichnen müssen. Im „hohen Liede von der Einzigen" dagegen, welches nach dem Verluste Molly's entstand und von dem Dichter lange und sorgfältig ausgefeilt wurde, stellte sich die tiefe Wehmuth den Gegenstand ihrer untergegangenen Seligkeit zur ruhigen Betrachtung gegenüber. Es war ihm Bedürfniß und einziger Trost, das unendlich theure Bild sich in möglichster Anschaulichkeit auszumalen und seinen Erinnerungen dadurch einen festen Umriß zu geben. So markig er aber auch die Farben auftragen mochte, so wurden sie doch nicht selten durch seine Thränen wieder verwischt. Auch verschwanden die einzelnen Züge unter der Einwirkung des erhabenen Grundtones, der sich dieser Dichtung bemächtigte. Dazu kam die Schwierigkeit des von ihm gewählten Versmaßes, das mit spanischer Zierlichkeit und Pracht einherschreitet, und das Streben, die Sprache in die volltönendste Musik umzuwandeln, wodurch die Plastik der Darstellung beeinträchtigt werden mußte. Dennoch betrachten wir dieses Lied als die wichtigste Enthüllung, die uns der Dichter von Molly's Gestalt und Eigen-

thümlichkeit gegeben hat, und mehr noch als die einzelnen Farben ihres Bildes, die uns hier entgegenstrahlen, offenbart uns der leisere Hauch, die verborgene Seele, wovon diese Dichtung durchathmet wird, das innerste Wesen ihres Gegenstandes. Molly ist der weibliche Pan, der in allen Blättern und Blumen, Strahlen und Klängen dieser Dichtung webt und waltet. Man fühlt es, daß oft der leiseste Anhauch der Sprache, der feinste Duft, der über einer Wortblume liegt, nur von ihr eingegeben sein kann. Hier sind Verse, die dem Dichter nur von den Mienen einer Molly zugelächelt, nur von ihren Liebkosungen abgeschmeichelt werden konnten. Die späteren Sonette, die das wunderbare Bild in immer reinere Aetherlüfte der Verklärung erheben, können als Fortsetzungen und Ergänzungen des hohen Liedes betrachtet werden. Auch „das Blümchen Wunderhold“ vergegenwärtigt uns die magdliche Bescheidenheit und weiblichreizende Stille der Geliebten.

Was nun die Stellung betrifft, welche Bürger zu den herrschenden Genien und sittlichen Mächten des Menschenlebens einnimmt, so haben wir seiner Liebespoesie schon hinlängliche Erwähnung gethan und ihn ganz eigentlich als einen Dichter der Liebe bezeichnet. Er darf in dieser Beziehung an die Pforte unserer neueren Literatur gestellt werden, insofern er diese Gattung der Poesie auf die Wahrhaftigkeit und Nothwendigkeit der innerlichsten Gemüthswelt zurückführte. Dieß ist auch ein ganz wesentlicher Grund, warum seine Schöpfungen mit einem freieren und reicheren Schönheitsglanze umgeben sind, als die eines Klopstock, Lessing und Wieland. Er hat den Reizen der Liebe erst den wahren, unwiderstehlichen Zauber der Kunst entlehnt und ist in dieser Hinsicht als Göthe's Vorgänger zu betrachten. — Seine Liebesdichtungen bewegen sich bald in einer vollkommen abstrakten Sinnlichkeit, bald in einer geistigen Entzückung, die ihn, wenn auch höchst selten, über das endliche Dasein emporhebt, bald endlich entspringen sie der einheitlichen Tiefe und Lebensfülle des Herzens und feiern die magische Vermählung der Seele mit der Sinnlichkeit. Unter den Gedichten dieser letzteren Gattung lassen sich wieder drei Abstufungen unterscheiden. Einmal nämlich verweilt der Sänger in seiner gemüthlichen, unentzweiten Naivetät und singt sein munteres Lied mit dem leichten Frohsinne eines Vogels, der in den Zweigen wohnt. Sodann aber nimmt er, vorzüglich in seinen Gedichten an Molly, die ganze Tragik des Liebesschmerzes mit ihren

rührendsten und erschütterndsten Tönen in den Kreis der Dichtung auf und entfesselt alle Dämonen des leidenschaftlich aufgewühlten Gemüthes. Wenn hierdurch, wie Schiller sagt, seine Stimmung auch wohl zur Furie gesteigert werden kann, so ist es doch der Ausbruch des namenlosen Schmerzes, der mit der Kraft des Blitzes den Schooß der tieferen Poesie in ihm aufreißt und befruchtet. Unter Qual und Elend errang er sich jene machtvollere und kühnere Sprache, worin er alle seine Vorgänger weit übertraf, und nur aus den geschlossenen Wunden einer zerrissenen Brust konnten nachher die Nachtigallentöne seiner „Sonette“ und seines „hohen Liedes“ hervorquellen. Nur der Lavarinde, womit der rasende Vulkan die Auen überströmte, konnten jene Blumen von wunderbarer Zartheit entsprießen, die seine späteren Liedergaben schmückten. Als Vorboten dieser tragischen Entzweiung können die sanft und innig=gesungenen Romanzenlieder: „Schön Suschen“ und „des armen Suschens Traum“ betrachtet werden. Im „Liebeskranken“ ergießt sich wehmuthsvoll und weich die hoffnungslose Liebe, die keine Rettung mehr kennt, als den Tod an den süßen Lippen der Geliebten. Auch in der „Umarmung“ wünscht sich der Dichter nur noch in dem Kusse wollustvoller Trunkenheit zu sterben, und löset seinen unaussprechlichen Schmerz in dem Gedanken auf, in vereintem Hauche mit ihrer Seele zu den Gefilden der unzerstörbaren Wonne zu entschweben. Dagegen braust der Sturm seiner Leidenschaften, vom wildesten Dämon der Verzweiflung aufgejagt, durch die zerrissenen Saiten seiner Leier in der „Elegie, als Molly sich losreißen wollte“, dahin. Milder und ruhiger fließen seine Töne in „Molly's Werth“, und das Gedicht „an die kalten Vernünftler“ versichert in schmerzlichen, aber nachdrucksvollen Lauten die unwiderstehliche Naturgewalt der Liebe. Auch in einzelnen Erzählungen, z. B. in der „Lenore“ und im „Graf Walther“, wird der tragische Abgrund der Liebe tief aufgeregt. Auf der dritten Stufe der concreten Herzensliebe und auf dem Gipfel der Bürgerschen Poesie überhaupt finden wir die späteren Dichtungen, in welchen die ideale Verklärung seiner „Gabriele“ wiederkehrt und der beschwichtigte Trennungsschmerz in den süßesten Lauten klagender, aber edel=gefaßter Erinnerung hinschmilzt. Hier wird ihm die Geliebte zur Egeria der wahren Dichtung, die ihm in vertraulichen Zwiegesprächen das Geheimniß der ewigen Schönheit offenbart und gleich der dämmernden Eos die Rosenpforten einer unzerstörbaren Herrlich=

keit vor seinen begeisterten Blicken aufschließt. So finden wir das „hohe Lied" und mehr noch die schönsten seiner Sonette in das glorreichste Licht des Auferstehungsmorgens eingetaucht. Wir sehen schon den Regenbogen des Friedens aus dem düsteren Gewölke des Erdenschicksales hervortreten, und der geflügelte Götterbote scheint zu nahen, um dem Dichter seine Befreiung anzukündigen.

Weniger, als der Genius der Liebe, lächelten unseren Dichter die Genien der Geselligkeit an. Seine unklaren Begriffe von der dichterischen Popularität verleiteten ihn, die Saiten der socialen Poesie allzutief herunter zu spannen und sich in einen Ton des unedeln Humors hinein zu singen. Er opferte dem Weingotte nicht, wie Anakreon und Horaz, im festlichen Schmucke des Rosen- und Myrthenkranzes und brachte ihm noch weniger, wie Hafiz, aus der goldhellen Schaale eines Prophetengeistes, der die Welt überwunden hat, seine Spenden dar, sondern suchte beinahe das Gebrüll der vom Bacchus bethörten Lapithen und Centauren nachzuahmen. In dem blinkenden Golde der Reben perlte ihm nicht die Begeisterung zu göttlichen Gedanken, die das Herz, frei und selig, über das nichtige und treulose Weltgewimmel erheben. Vielmehr zog ihn der sinnliche Rausch erst recht auf die Erdschollen herunter und hielt ihn daran fest.

Dagegen schwoll unserem Dichter eine mächtige und kühne Ader für den Hochgesang der Freiheit. Seine Freiheitsgedichte waren unmittelbare Ergüsse der reinsten Menschlichkeit, die keine Unterdrückung, keine Tyrannei neben sich ertragen konnte. So eiferte er namentlich in gerechter Empörung gegen die Parforcejagden der Fürsten und Junker, die, „um verruchter Lust zu fröhnen, nicht Schöpfer, noch Geschöpf verschonen"! Er gab dem Bauer die kräftigen Worte an seinen durchlauchtigen Tyrannen in den Mund: „Wer bist Du, Fürst, daß ohne Scheu zerrollen mich Dein Wagenrad, zerschlagen darf Dein Roß? Wer bist Du, Fürst, daß in mein Fleisch Dein Freund, Dein Jagdhund, ungebläut darf Klau' und Rachen haun? Wer bist Du, daß durch Saat und Forst das Hurrah Deiner Jagd mich treibt, entathmet, wie das Wild? — die Saat, so Deine Jagd zertritt, was Roß, und Hund, und Du verschlingst, das Brod, Du Fürst, ist mein. Du, Fürst, hast nicht, bei Egg' und Pflug, hast nicht den Erndtetag durchschwitzt. Mein, mein ist Fleiß und Brod! — Ha! Du wärst Obrigkeit von Gott? Gott spendet Segen aus; Du

raubst! Du nicht von Gott, Tyrann"! In den „Todten" ergriff der Dichter den von Klopstock so häufig und mit so mächtiger Begeisterung, ja mit wahrer Classicität behandelten Gegenstand; er zog die sittliche Berechtigung des Krieges und die Ansprüche der im Kampfe Gebliebenen auf Lorbeer und Nachruhm vor seinen poetischen Richterstuhl. Hier nimmt seine Sprache die mächtigsten und kühnsten Töne zusammen und brauset, Alles vor sich niederwerfend, wie ein Orkan daher.

Bürger's religiöse Gedichte tragen im Allgemeinen den Charakter eines schlichten, treuherzigen Gottvertrauens an sich, das über den Kreis der volksthümlichen, verständigen Klarheit nicht hinausstrebt, und das Gebiet der mystischen Auffassung unberührt läßt. In diesem Geiste ist namentlich das „Danklied" und die Erzählung: „Sanct Stephan" gedichtet. In jenem dankt der Dichter seinem Gotte für die Gaben der Liebe und des Weines, für die Erzeugnisse des Gartens, des Forstes und der Trift, für Indiens Gewürze und selbst für „Saba's Bohnen", für Gesundheit, Lebenskraft und frohen Muth, für den schöpferischen Dichtergeist und für die Fähigkeit, den Irrthum von der Wahrheit zu sondern, endlich für den freien Biedersinn, der sein Herz vor niedrigen Thaten bewahrt. „Sanct Stephan" ist mit der unnachahmlichen Grazie eines harmlos-frommen Gemüthes vorgetragen, das jeder Sylbe seine hohe Einfalt einhaucht und in sein Innerstes wie durch den hellsten Krystall sehen läßt. „Adeline" und namentlich „Gabriele" öffnen uns dagegen den Himmel einer Rafaelischen Verklärung, und das Gedicht „an Agathe" geht mit zartfühlender Empfänglichkeit auf den süßen Trost ein, den ein verwundetes Frauengemüth aus den heiligen Anschauungen des jenseitigen Lebens schöpft.

Daß unser Dichter ein lebendiges Gefühl für das Rechte, Sittliche und Gute in sich trug, haben wir bereits an mehreren Stellen nachgewiesen. In manchen seiner Gedichte hat er nun die bestimmte Absicht, einem sittlichen Zwecke zu dienen und für die Verwirklichung desselben zu begeistern. So preist er in den feurigsten und erhabensten Worten die „Männerkeuschheit", so stellt er in der „Kuh" und namentlich im „braven Manne" seinen Lesern ermunternde Vorbilder des uneigennützigen und aufopfernden Sinnes auf. Der „herzliche Biederton", womit er dieß thut, beweiset uns untrüglich, daß er nicht abstract moralisirte, sondern daß er in seinen Idealen die eigene

Treuherzigkeit und Güte abspiegelte, und daß ihn auch für solche Tugenden, die er bei dem Vorwalten seiner sinnlichen Natur nicht erreichen konnte, die heiligste Ehrfurcht durchglühte. Da ihm Wahrhaftigkeit als erstes Gesetz des Lebens galt, so vermochte er nicht, sich auch nur dadurch in den Augen der Welt zu erheben, daß er sich für sittliche Aufgaben begeistert zeigte, die er nicht selbst seinem Willen gesetzt hatte. Es war ihm gewiß der heiligste Ernst um die Bewältigung seiner Begierden, als er die „Männerkeuschheit" dichtete. Als die eigentliche Krone der Gedichte, in welchen er das Heiligthum der höheren Menschennatur verherrlicht, haben wir „die Elemente" zu betrachten. Er bezeichnet hier den Menschen als den Sohn der ewigen Liebe, die das Band und die Lebenswurzel der ganzen Schöpfung sei, und fragt ihn, ob das Feuer seines Ursprunges ihn noch durchglühe, ob die Liebesflamme noch, gleich den Himmelskerzen, in seinem Busen lodere, ob seine Rede, sein Gesang ein Widerhall der Herzensliebe sei, ob er wie der Frühling Segen und Wonne um sich her verbreite, ob er den Hungernden speise und die Blößen des Nackenden bedecke. Die darauf folgenden Zeilen, die ihm der Geist des Apostels auf die Feuerzunge legt, sind ein Canon der wahren Menschenhoheit und bezeichnen den einzigen Maßstab, nach dem wir endgiltig beurtheilt werden können:

„O du! O du! der das nicht kann,
Du Bastard du! was bist du dann? —
Und wärst du mächtig, schön und reich,
Dem Salomo an Weisheit gleich,
Und hättest gar mit Engelzungen
Zur Welt geredet und gesungen;
Du Bastard, der nicht lieben kann?
Was bist du ohne Liebe dann? —
Ein todter Klumpen ist dein Herz;
Du bist ein eiteltönend Erz;
Bist leerer Klingklang einer Schelle,
Und Tosen einer Wasserwelle."

Worms. **Dr. Zimmermann.**

Ueber die aus Participien hervorgegangenen Adjectiven der deutschen Sprache.

Participien werden zu Adjectiven, wenn sie dem Begriffe der Thätigkeit, den sie als solche in adjectivischer Form darstellen, entsagen, um zunächst einen Zustand, darnach grabezu eine Eigenschaft zu bezeichnen. So lange ein Particip diejenigen Beziehungen auf ein Object, welche das Verb, von dem es gebildet ist, erfordert und verträgt, nicht aufgegeben hat, kann es dem Adjectiv nicht gleichstehen. Am deutlichsten offenbart sich dieser Unterschied in der lateinischen Sprache an mehreren Participien, welche als Adjective gebraucht werden, indem sie das Object im Genitiv zu sich nehmen, während dem Verb selbst ein anderer Casus zukommt. So heißt fugiens laboris arbeitsscheu, sitiens sanguinis blutdürstig: in der Verbindung mit dem Accusativ dagegen behält das Part. seine verbale Function, welche die Haupthandlung je nach dem Zeitverhältnisse derselben begleitet. Zwar kann das Deutsche dies nicht nachahmen; doch mögen hier die bekannten Redensarten „sich eines Dinges vermuthend, erwartend sein“ [1]) verglichen werden, in denen doch nur das Part. den Genit. statt des ebenfalls gebräuchlichen Accusativs [2]) zu rechtfertigen scheint, obschon ein adjectivischer Charakter desselben allerdings nicht deutlich hervortritt, z. B. Solcher Ergebenheit war ich mir von Domingo und Herzog Alba wirklich nicht vermuthend. Schiller, Don Carl. IV, 14. In diesem Sinne wird auch erwartend gebraucht. Freilich wurde im Mhd. warten selbst in der Bedeutung von exspectare [3]) mit dem Genit. verbunden; aber im Nhd. verlangt erwarten den Accusativ [4]). Die Con-

---

[1]) Plattd. sik vermoden, verwachen sin.

[2]) Vgl. Lessing, Nathan II, 1. — [3]) Hartmann's Iwein 4308.

[4]) S. Grimm, Gramm. IV, 660. Der abweichende Gebrauch bei Grimm selbst: Sueven, des Feindes erwartend (Gesch. d. deutsch. Spr. S. 491.);

struction des participialen Adjectivs bewußt[1]) vergleicht sich mit der des griechischen Particips ἐπιστάμενος[2]) und der lateinischen Adj. conscius, gnarus.

Aus dem Zustande geht die Eigenschaft hervor; daher die Menge von Participialformen, welche theils in verschiedener Bedeutung bald jenen, bald diese bezeichnen, theils aus ihrem verbalen Verhältnisse völlig herausgetreten sind. Mortuus und französ. mort heißen gestorben, aber auch todt; todt, ahd. tôt, leitet sich von towan[3]), wie mortuus von mori, mort von mourir; — alt ist nicht weniger ursprüngliches Particip als altus[4]); selbst kund und gewiß[5]) sind auf diese Weise zu beurtheilen und mit notus und certus[6]) zu vergleichen. Doctus, eruditus, laudatus, exercitatus verhalten sich wie die entsprechenden deutschen Wörter gelehrt, gebildet, gepriesen, geübt, bald verbal, bald adjectivisch.

Kein reines Part. verträgt die Comparationsformen; wo diese vorhanden sind, gilt das Part. als Adjectiv. Darnach beurtheile man, abgesehen von gewöhnlichen Beispielen, folgende vereinzelt stehende: Ich war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen (Göthe, Bd. 25 S. 314); von der vorstechendsten Eigenheit (Grimm, Gramm. IV. S. VI. Gesch. d. d. Spr. S. 438); das verwickelter und abgewichener erscheint (Gramm. II., bb. Anmerk.); die wechselndste Abstufung (Gramm. IV. S. VII.); der beste, drolligste und ausgeführteste Charakter (Lessing); in

---

bei Schiller: erwartete Fernando des frohen Augenblickes nur (D. Carl. I, 4.); daß die Staaten der Niederlande seiner nur erwarten (das. V, 8.); erwartet mein (Semele I.); früher bei Luther (Micha 7, 7. Klag. Jerem. 3, 29.) erinnert an die Rection des einfachen Verbs.

[1]) Vom ahd. biwizan, vgl. Graff, Sprachsch. I, 1097. In der Göthe'schen Construction „Und ist sich rein bewußt" sieht Lehmann, Göthe's Spr. S. 394 eine Ellipse des Infinit. „zu sein". Sollte nicht vielmehr dem Ausdrucke „sich bewußt" hier derselbe Casus zugefallen sein, welcher den sinnverwandten „weiß sich, fühlt sich" gebührt?

[2]) Im Gegensatze dazu ist die Fähigkeit verbaler Rection bei dem Adjectiv ἐπιστήμων bemerkenswerth. z. B. ἐπιστήμονες ἦσαν τὰ προσήκοντα. Xenoph. s. R. Kuchner in Seebode's Krit. Bibl. 1830. S. 161.

[3]) Vgl. im Englischen dead und die.

[4]) Altnord. ala = lat. alere; vgl. goth. aljan.

[5]) S. Grimm, Gramm. IV, 255 und 167.

[6]) Wörtlich: entschieden; vgl. κρίνειν, cernere, decernere, certare.

den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender (A. v. Humboldt); sie könnte in dem Schoße der Seligkeit nicht aufgehobener sein (Emil. Galotti)[1]. Daß im Ahd. und Mhd. Participien im Ganzen selten die Comparation vertragen, lehrt Grimm, Gr. III, 584. Den ausgedehnten lateinischen Gebrauch hat mit großer Gelehrsamkeit verzeichnet Teipel in d. N. Jahrb. Suppl. XV. S. 208—224; der Grieche ist auf wenige Fälle beschränkt, z. B. ἐῤῥωμένος.

Die deutsche Sprache besitzt vor anderen Sprachen ein Mittel, bei transitiven Verben die passive Handlung in der Vergangenheit von dem passiven Zustande, als der Folge jener Handlung, bestimmt zu unterscheiden, nämlich in dem Part. des Hülfsverbs werden[2], welches ihr überhaupt bei der Bildung des Passivs transitiver Verben eigenthümlich ist. Ausdrücke wie „die Stadt ist erobert worden, das Haus ist geschmückt worden“, sind wesentlich verschieden von „d. St. ist erobert, d. H. ist geschmückt“; im Lateinischen entscheidet nur der Zusammenhang, wie capta est, ornata est zu verstehen sei[3]. Das adjectivische Part. verliert seine verbale Bedeutung zugleich mit der Entäußerung des Zeitverhältnisses. Zwar wird jenes Hülfsverb werden in mündlicher sowohl als schriftlicher Rede, nach der Klage der Süddeutschen vorzüglich in Norddeutschland, mißbräuchlich oft ausgelassen[4], z. B. Herr N. ist zum Director ernannt, der Leichnam ist gestern gefunden; aber überall, wo es nach einem richtigen Bewußtsein nicht gesetzt ist, thut sich eine unterscheidende Kraft und Bedeutung des Ausdruckes sehr deutlich kund, wie bei Schiller, Mar. Stuart I, 2. Meine Tage sind gezählt. — Ist mein Proceß entschieden? Bin ich verurtheilt? I, 6. Ist mein Urtheil gefällt? — Es ist gefällt. IV, 4. Ich bin entdeckt, ich bin durchschaut. Piccol. V, 1. Die Treuen sind gewarnt, bewacht die Andern. Wallenst. T. III, 10. Sein Brief

---

[1]) Auffallender spricht ein Recens. in d. N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. Suppl. XV. S. 395 von einem abgeschwächtesten Bestandtheil; ein anderer in Seebode's Krit. Bibl. V, 2, 730 hält etwas für regelersparender.

[2]) Zur Geschichte desselben vergl. Kehrein in Viehoff's Archiv II, 2, 89—90.

[3]) In einer Uebersetzung folgender Stelle aus Sallust: his rebus permota civitas, atque immutata urbis facies erat wäre der Zusatz des Hülfsverbs ein schlimmer Fehler.

[4]) Eine eigentliche Auslassung findet richtig niemals Statt, weil sich das prädicative Part. unmittelbar mit der Copula verbindet.

ist aufgebrochen, läuft durch's ganze Lager. Jungfr. v. Orl. IV, 1. Mir ist das Herz verwandelt und gewendet. Tell IV, 1. Daß ich gerettet sei und wohl geborgen. V, 1. Das Werk ist angefangen, nicht vollendet. — Die Feinde sind verjagt. Die Burgen sind erobert. — Von einer großen Furcht sind wir befreit. — Der Kaiser ist ermordet. Gang n. d. Eisenh. Der ist besorgt und aufgehoben. Siegesfest: Ausgestritten, ausgerungen ist der lange schwere Streit, ausgefüllt der Kreis der Zeit und die große Stadt bezwungen.

In gleichem Sinne werden verstanden gekochtes, gehacktes, gesalzenes, geräuchertes Fleisch; gebrannter und gemahlener Kaffee; geschmolzene (geschmelzte), zerlassene Butter; gedämpfte Nudeln und gebratene Kartoffeln; gefangene, gefesselte und freigelassene Menschen; angestellte und besoldete, entlassene und abgesetzte Beamte; aufgezogene und heruntergelassene Vorhänge; ein geschnürter Leib und ein geschminktes Angesicht; verhaltene, unterdrückte Thränen und Seufzer; eine abgeschaffte, abgestellte Sitte; niedergetretene Schuhe; gepreßtes Leder; eine gesegnete Mahlzeit; ein gedehnter und ein gezierter Vortrag; verfrühte und verspätete, abgemachte und abgeschlossene Sachen; eine bedungene Arbeit; gedruckte, gebundene, durchschossene Bücher; eine geheiligte, geweihte Stätte; untergeordnete Personen und Sätze; ein gezücktes Schwert und eine geladene Flinte; ein beschwertes und beladenes Gewissen und ein überladener Wagen und Magen; ein gespannter Bogen und eine gespannte Aufmerksamkeit; der verlorene Sohn; verschlossene und geöffnete Thüren; eine versiegelte und eine angebrochene Flasche; erdichtete, erlogene, aufgewärmte und verbürgte Geschichten; angeschwemmtes Land; ein gedeckter Tisch; zubereitete Oelfarben; ein geweißtes und ein geheiztes Zimmer; ein bestellter Acker und ein bestallter Pfarrer; getheilter Schmerz; behauene Steine; befriedigte, gestillte Sehnsucht; die angewandte Geometrie; ein gestützter Baum; ein geordneter Kampf; verstoßene Kinder; versprengte Heereshaufen; verwundete Soldaten; eine gereizte Stimmung; der zerbrochene Krug; gekämmtes, geflochtenes, gescheiteltes Haar; gebrochenes Deutsch; ein bewaffneter Reiter mit

verhängtem Zügel; eine erprobte Tugend; gebrauchte, abgetragene, abgeschabte, abgerissene, geflickte, gestückte und gestickte Kleider; verbissene Wuth und ein angebissener Apfel; zusammengesetzte und zusammengezogene Sätze; ein gefürchteter Gebieter; eine übertragene Bedeutung; bezogene Luft; eine erledigte Bedienung; der ermüdete Wandrer; erlaubte und verbotene Genüsse; eine abgedroschene Rede und verdroschene Mährchen; das gelobte Land und die verlobte Jungfrau; gegohrene Getränke; eine angegriffene Gesundheit und ein vergriffenes Buch; eine vorgefaßte Meinung; geschliffene Gläser und Menschen; ausgenommene Nester; der gezähmte und abgerichtete Bär; verschränkte Arme und unterschlagene Beine; der gesenkte Blick; getrocknete und eingemachte Früchte zu herabgesetzten Preisen.

Mehrere Part., welche meistens nur prädicativ gebraucht werden und einer Ergänzung ihres Begriffes bedürfen, wie: verbunden und verpflichtet, genöthigt, überhoben, ausgesetzt und überlassen, verhindert, überzeugt u. s. w., entwickeln mit Hülfe der Copula sein einen neuen Verbalbegriff, z. B. Ich bin genöthigt zu verreisen — von der Wahrheit überzeugt — verhindert zu erscheinen [1]).

Weil in allen bisher aufgeführten passiven Part. vorzüglich nur erst ein Zustand ausgedrückt liegt, der als die Folge einer voraufgehenden Handlung [2]) zu betrachten ist, so gebührt ihnen nicht der

---

[1]) Aus dem Franz. dienen zum Vergleiche: être charmé und ravi, affligé und fâché, étonné und surpris, tenté, disposé, convaincu, accoutumé, obligé, tenu; — aus dem Engl. to be astonished, surprised und amazed, obliged, convinced, accustomed, mistaken, vexed.

[2]) Auf den Unterschied, ob eine Handlung als vollendet und abgeschlossen oder als dauernd zu betrachten sei, wird insgemein eine doppelte Art adjectivischer Part. Prät. gegründet. Götzinger, Gramm. I, 711, lehrt, daß im Gegensatze zu dem Ausdrucke „die eroberte Festung", in welchem das Part. die Vollendung bezeichne, „der geliebte Sohn" nicht bloß heiße „einer der geliebt worden sei", sondern „geliebt werde". Heyse, Gr. I, 691 und Becker, Gr. I, 196 behaupten geradezu die präsentische Geltung. Diese Erklärung begünstigt die unstreitig falsche Ansicht, als ob das Part. Prät. in Ermangelung eines Part. Präs. Pass. gesetzt sei. Daß ein Part. Prät. an sich etwas Gegenwärtiges aussage, darf von vorn herein geläugnet werden: geliebt kann nicht anders entstanden sein, als erobert; beide wurzeln in der Vergangenheit. Der Sohn heißt geliebt, insofern er geliebt worden

volle Werth eines Adjectivs; erst dann macht dieser sich geltend, wenn der Gedanke an eine frühere Handlung verschwindet, dagegen eine charakteristische, selbständige, absolute Eigenschaft sich herausstellt [1]). Dahin gehören folgende Wörter, deren Synonymen unter den Adjectiven zu suchen sind: auserlesen (lectus, electus) und ausgesucht (exquisitus, conquisitus; vgl. franz. recherché), begabt und aufgeklärt (éclairé), bedrückt und niedergeschlagen (vgl. abjectus und franz. abattu), aufgebracht und erzürnt (iratus), eingeschränkt, beschränkt (borné), verwirrt und verworren (confusus), geregelt (reglé), verderbt und verdorben (vgl. perditus und corruptus), erhaben, verwöhnt und verzogen, verrückt und verkehrt (perversus; vgl. engl. distracted, zerstreut), gerieben (vgl. acutus), erschöpft (épuisé), entfernt (remotus, franz. éloigné), ausgedehnt (extensus), bevölkert (peuplé), gesammt (sammen, samnen mhd.

---

ist; aber es ist natürlich, daß Derjenige, welcher geliebt ist, auch ferner geliebt wird, weil die Eigenschaft mit ihm fortgeht. Und Eigenschaftswörter sind diese Participialformen; die anderen, wie erobert u. s. w., drücken nur einen vollendeten Zustand aus. Obgleich jene an einer besonderen Zeit nicht haften, so liegt doch ihr Ursprung in der Vergangenheit. Selbst in der französ. Sprache, wo das Präs. Pass. der Form nach dem lateinischen Perf. Pass. entspricht, wird man nicht geneigt sein, dem Part. präsentische Geltung zuzuschreiben, vielmehr dasselbe als ein Adjectiv ohne temporale Bedeutung betrachten. — Die Zusammenstellung der Ausdrücke „eine belagerte Stadt" und „ein gefragter Schüler" bei Becker ist übrigens insofern unpassend, als das zuletzt genannte Part. keineswegs in die Gegenwart reicht, also nicht Dauer bezeichnet. „Ein gefragter Schüler" ist niemals ein Schüler, welcher „gefragt wird", sondern „gefragt worden ist". In der bekannten Stelle des Livius: melior est certa pax quam sperata victoria deutet Krüger, lat. Gramm. §. 494 S. 650 das Part. gleich quae speratur, indem er den Gebrauch desselben aus dem Mangel eines passiven Part. Präs. erklärt. Weder jene Deutung noch diese Erklärung befriedigen. Sperata steht vielmehr adjectivisch, in deutlichem Gegensatz zu certa; sperata victoria ist ein Sieg, der nur auf Hoffnung beruht, d. i. unsicher ist. Der Ursprung der Bedeutung ist unverkennbar.

[1]) Zwar läßt sich die Grenze hier nicht genau abstecken, so daß immerhin einige der oben angeführten Part. als Adjective gelten dürfen; allein der Unterschied zwischen Zustand und Eigenschaft darf nicht verwischt werden. Ein sehr gutes Kennzeichen bietet in den meisten Fällen die Comparation, welche freilich, wie schon angedeutet worden, von einigen Schriftstellern ziemlich ungebunden angewendet wird. Aber Niemand sagt doch: Die verwundetsten Soldaten müssen in einem geheizteren Zimmer schlafen, wohl aber: Ein Verläumder ist oft verhaßter als der gefürchtetste Dieb.

= sammeln)[1], berühmt (renommé) und berüchtigt (diffamé), verbrämt[2]), überlegt (consideratus hat active Bedeutung), beklommen[3]), bewährt (mhd. gewaert von wâr, wahr), aufgedunsen[4]), verborgen und versteckt (abditus, occultus, reconditus), verwickelt, erwünscht (exoptatus) und verwünscht, verdammt und verflucht (maudit), verhaßt (invisus), verödet und verlassen (desertus), beliebt und geliebt (dilectus, nicht amatus; vgl. engl. beloved, franz. chéri und aimé), angebetet (adoré), angesehen (spectatus), geachtet, geschätzt, geehrt (honoratus) und verehrt, abgezehrt und entnervt (enervatus), gezwungen (forcé), gewagt, bethört und besessen[5]) (vgl. possédé), geschraubt und verschroben, gegründet und ausgemacht, entschieden (décidé), verschieden und unterschieden, bewandert (versatus), gelehrt, gebildet, geschickt[6]), geübt, abgespannt und überspannt, unterrichtet (instruit), aufgeweckt und aufgeräumt, unterthan und zugethan, bestimmt, gemessen, abgemessen und angemessen (vgl. accommodatus), gesucht und gewählt, befangen, vernagelt, verwandt (vgl. engl. related) und bekannt; bedingt, bedrängt und gedrungen, durchtrieben und übertrieben, verrufen und verworfen, gemäßigt (moderatus, temperatus), zurückgezogen und eingezogen, rechtschaffen, vollkommen[7]), wohlbehalten (mhd. behalten).

So wie die lateinische Sprache von transit. und intransit. Verben eine Reihe von Participien mit vorherrschend adjectivischem Charakter bildet, die bei passiver Form active Bedeutung haben[8]), ebenso bieten im Deutschen mehrere Verben, welche mit haben conjugirt werden, und eine größere Anzahl von Intransitiven, die sich des

---

[1]) Auch cunctus ist ursprüngliche Participialform.

[2]) Mhd. verbraemen, mit Dornen besetzen, von brâme (vgl. Brombeere).

[3]) Plattd. benaut.

[4]) Mhd. dinsen, verwandt mit dehnen.

[5]) In einer bekannten englischen Grammatik heißt es: Vor einen irgendwie besessenen Gegenstand setzt der Engländer gern eine Besitzbezeichnung.

[6]) Mhd. geschicket, eingerichtet, geordnet; vgl. sich schicken.

[7]) Mhd. vollenkomen = perfectus; ahd. follechomen = perfici, pervenire; vgl. Grimm, Gramm. II, 670 a. Willkommen ist Adjectiv.

[8]) S. Paldamus' Zeitschr. f. d. Alterthumswiss. X, 6, 495.

Hülfsverbs *sein* bedienen, solche adjectivische Participien. In der deutschen Sprache erklärt sich dies um so leichter, als hier, wie ebenfalls in den romanischen Sprachen, das passive Part. zur Bildung des activen Prät. verwandt wird. Zu der ersten Art gehören *erfahren*[1]) (vgl. consultus, jure und juris consultus = rechtserfahren, rechtsgelehrt; mhd. gewizzen, wörtl. scitus; vgl. franz. entendu und engl. experienced), *trunken* (engl. drunk, betrunken; vgl. potus), *verschwiegen* (vgl. tacitus), *beredt* (disertus statt dissertus), *vergessen*, *geschworen* (juratus, franz. juré; vgl. conjuratus, ein Verschworner), *gereist*[2]), *verdient* (meritus) und *ausgedient* (emeritus), *verrucht* (= unbekümmert; mhd. verruochen, aufhören zu sorgen), *beritten* (mhd. geriten, vgl. franz. bien monté), *belesen*[3]), *bedacht* (consideratus), *verlogen* (mhd. verliegen, verläumden), *studirt*[4]), *gelernt* (engl. learned = gelehrt) und *ausgelernt*[5]). — Zu diesen Wörtern lassen sich ebenfalls die in activer Bedeutung jetzt veralteten Part. *gegessen* und *getrunken* stellen, lat. coenatus und potus, wozu auch pransus gehört; neben gëzzen kommt im Mhd. genozzen vor; Diez, Gramm. III, 241 bemerkt das spanische bien cenado, comido. Freilich ist in diesen Formen der Begriff der Vergangenheit nicht aufgegeben; sie nähern sich nichtsdestoweniger, namentlich in der Zusammensetzung mit der Negation, den Adjectiven: mhd. ungëzzen[6]) unde untrunken, enbizzen und ungenozzen (vgl. incoenatus und impransus); ferner ungepeicht (non confessus), ungestriten und ungefohten[7]), ungebeten, ungesëhen, Trist. 17765. Als völlige

---

[1]) Daß dem deutschen Adj. *erfahren* das lateinische *peritus* (fahren, ire) genau entsprechend sei, sucht Olawsky, Progr. Lissa 1852. S. 21 anschaulich zu machen.

[2]) Der *gereiste* Pudel (Lessing), der *weitgereiste* Wandrer (Schiller).

[3]) Diez, Gramm. III, 240 führt im Span. leido an.

[4]) Göthe, Faust II. Act 4: In Natur und Felsenschrift *studiert*.

[5]) Irrthümlich wird oft *gescheit* als Part. bezeichnet, z. B. von Heyse, Gr. I, 238. 793. Paldamus a. a. O.; es ist Adjectiv, mhd. geschide, s. Grimm, Gr. II, 986. I², 748. Götzinger, Gr. I, 281. Vernaleken in Herrig's Archiv V, 469. *Gescheit* (über die Schreibung läßt sich streiten) verhält sich zu *scheiden* wie engl. clever zu cleave.

[6]) Luther: *ungegessen*, Matth. 15, 32.

[7]) Iwein 6357; ê ir ungefohten blibet, Rosengart 1735, d. i. ehe ihr euch nicht zu kämpfen entschließt.

Adjective dürfen aber unbehüget und ungedâht (immemor), unbetrogen (non falsus), unversuochet (non expertus, imperitus), ungevröuwet (freudlos, Nib. 1730) gelten; während in ungevluochet, ungevrâget, ungelônet, ungesmeichet die verbale Beziehung sogar auf die Gegenwart vorherrscht[1]). In Baiern soll Derjenige, welcher Haus und Hof übergeben hat, ein übergebener Mann; wer nicht ausschenken darf, ungeschenkt heißen. Das ältere Plattdeutsch (s. Brem. Wörterb.) nannte Den, der keinen eigenen Besitz hat, unbeseten (vgl. besessen, Sirach 37, 14).

Aus Intransitiven ergeben sich die völlig zu Adjectiven gewordenen Part. gelegen (erst situs, dann opportunus), entlegen, abgelegen und überlegen; erwachsen (adultus, engl. grown up) und verwachsen[2]), auch gewachsen in der Bedeutung des lat. par; gediegen (mhd. gedigen von gedîhen, gedeihen; geronnen und gestanden (vgl. lac concretum)[3]); eingefallen und verfallen; angelaufen (Fenster) und aufgelaufen (Gesicht), verfault und verrottet (engl. rotten); angesessen und eingesessen (mhd. gesezzen), verschossen (Farbe) und aufgeschossen (Jüngling), verwest und verstorben, verschollen[4]), geschwollen, verlähmt (mhd. verlamen, lahm werden) und verkrüppelt, gelungen und mißlungen, verblüht und verwelkt, veraltet (obsoletus) und eingewurzelt (inveteratus); — nicht zu rechnen die Menge von Participien, in denen mehr oder weniger nur erst der Zustand, noch nicht die absolute Eigenschaft, hervorgetreten zu sein scheint, wie entlaufen, entflohen, entwischt, entwichen; vergangen, verflossen (praeteritus, franz. passé), verschwunden, entartet (dégénéré) und mißrathen; erfroren, erstarrt, ertrunken und erstickt; aufgeblüht und abgefallen; entschlafen und auferstanden; fehlgeschlagen; verreist, abgereist und angekommen; gelandet, gestrandet und gescheitert; geheilt und vernarbt; erloschen und erstorben, abgestorben und ausgestorben; ausgewandert (émigré) ist mehr Adjectiv.

---

[1]) Opitz: Er beißt ungeschelet an = ohne zu schälen.

[2]) Vgl. concretus, eigentl. zusammengewachsen.

[3]) Von gerinnen und gestehen, mhd. gestân = consistere.

[4]) Verschallen = aufhören zu schallen; vgl. verklingen.

Von Reflexiven stammen ab die Participialadjectiven ausgezeichnet (distingué), beholfen (bei Grimm), gewandt[1]), aufgebläht und aufgeblasen, verschlagen[2]), gelassen[3]) und ausgelassen (dissolutus), vermessen und verwegen[4]), betrunken und besoffen, verzagt (mhd. verzagen mit sîn conjugirt), verschämt[5]), verschlungen und gewunden (Pfad), gefaßt, besonnen (réfléchi) und entschlossen (résolu), betrübt und bekümmert (affligé), abgehärmt, erklärt (Feind; un ennemi déclaré), ergeben (deditus), erkältet und erhitzt (échauffé), verstellt (dissimulatus als Paſſ. und Act.), verschlafen, verstohlen[6]), eingebildet, verliebt, gesetzt (posé) und bescheiden (discret von dem in dieser Bedeutung unlateinischen discretus), geneigt (propensus), gewölbt, vertieft, versessen[7]), verlegen (mhd. sich verligen = pigrescere), verweint (sich verweinen, zu lange weinen), versoffen. Der Begriff des Zustandes liegt noch in verheirathet, vermählt, verehelicht; gebeugt, gebückt, gekrümmt; entsetzt, entrüstet, empört; beflissen, vermummt u. a. — Gewohnt dürfte man geneigt sein als das Part. von gewohnen zu betrachten, welches als Intransitiv neben dem trans. gewöhnen in der Bedeutung von gewohnt werden im Gebrauche gewesen ist[8]); aber ein näheres Anrecht als dem mhd. wônen (wohnen), welches zwar auch assuefieri bedeutete, gebührt wahrscheinlich dem Adj. gewon, ahd. kiwon, wie denn Graff, Sprachsch. I, 869 gewon übersetzt, mit der Bemerkung, daß das auch Berlinisch sei[9]).

Aus dem andern Part. des deutschen Verbs, dem präsentischen,

---

[1]) Vergl. sowohl versatus als versutus.

[2]) Mhd. sich verslahen, sich versteckt halten.

[3]) Mhd. sich gelâzen, sich niederlassen; vgl. gesetzt.

[4]) Mhd. sich verwegen; Part. verwegen, nhd. auch verwogen: Schiller im Alpenjäger und im Bergliede.

[5]) Dagegen mhd. verschamt, schamlos, unverschämt; vgl. verrucht.

[6]) Mhd. sich verstëln, sich wegstehlen.

[7]) Mhd. sich versitzen, nachtheilig lange sitzen.

[8]) Z. B. Sirach 23, 19. Daß du nicht gewohnest der Narrheit. Gellert Daß es den Zwang gewohnen soll. — Die das Denken nie gewohnen.

[9]) Gewohn wird aus Fr. v. Spee angeführt von Teipel in d. N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. XXXIV, 3, 280.

entwickeln sich ebenfalls viele Adjective, die sich wiederum theils auf intransitive und reflexive Beziehung gründen, theils transitiven Ursprungs sind. Der einen oder andern Art gehören an: vermögend (vgl. potens und valens in abweichender Bedeutung) und wohlhabend; herablassend, anziehend und abstoßend; genügend, gebührend, ausreichend und hinreichend (vgl. sufficiens und satisfaisant); entsprechend und geziemend (decens); schlagend und treffend (frappant); passend, übereinstimmend, (consentiens, conveniens, congruens) und widersprechend, widerstreitend (repugnans); ansteckend; ansprechend und abschreckend; bedeutend, entscheidend; ausschweifend (extravagant); auffallend, ausdauernd (persévérant); anhaltend, zurückhaltend und unterhaltend; reizend und hinreißend (entraînant); abweichend, auffahrend, hochfahrend und hochtrabend; folgend (sequens)[1]; immerwährend; empörend; ergreifend und durchgreifend; anwesend (praesens) und abwesend (absens); rührend; dringend (pressant), glänzend (franz. brillant, engl. shining), spannend; einnehmend, ausnehmend und theilnehmend; hervorragend (eminens); anmaßend (arrogans); umfassend; hingebend; entzückend (ravissant); einleuchtend und überzeugend (convaincant); fließend (coulant); wohlwollend; vorherrschend (prevailing); erquickend.

Diese Wörter lassen sich um eine beträchtliche Anzahl vermehren, zumal von solchen, die erst in gewissen Ausdrücken den adjectivischen Charakter behaupten, als: ein gebietendes, gewinnendes, bestechendes, empfehlendes Aeußere; zusammenhangende und bezeichnende, auffahrende und herausfordernde Worte; ein leidender, brechender, ein liebender, schmachtender Blick; rettende Thaten; wüthende, rasende, reißende Schmerzen; ein erhebender, belohnender, überwältigender Anblick; schneidender Spott; ein beißender (mordant) Stil; tödtende Langeweile; ein sprechendes (parlant) Bild; eine vorstechende, hervorspringende Aehnlichkeit; kriechende Schmeichelei; ein schleichendes Fieber; bleibende Eindrücke; ein bindendes Versprechen; schäumende Wuth; ein bellender Ma-

[1] Als Part. meistens secutus.

gen; ein entgegenkommendes, zuvorkommendes, wegwerfendes Betragen; eine blendende (éblouissante) Farbe; schmelzende Augen; ein schallendes Gelächter; donnernder Beifall; der nagende Hunger; fahrende Ritter (chevaliers errans); ein einladendes Mahl; eine ausweichende Antwort; ein brennendes (ardens) Verlangen; eine eingehende Recension und ein angehender Künstler; ein anstoßendes Gemach; stehende Heere und Redensarten; fühlende Herzen; lachende Wiesen; ein einreißendes Verderben; ein unternehmender Mann mit überwiegendem Talent; eine angreifende und erschöpfende Arbeit; ein absprechendes Urtheil; hervorstehende[1]) Eigenschaften; ein betrübendes Ereigniß; eine bezaubernde (charmante ist Adj.) Schönheit; eine blühende (florens) Stadt; eine schreiende (criante) Ungerechtigkeit; eine drohende (imminens) Gefahr.

Bei einer Vergleichung verschiedener Sprachen ergeben sich, wie bei der Mehrzahl sprachlicher Erscheinungen, so in dem adjectivischen Gebrauche des Part. theils vollkommene und willkommene Uebereinstimmungen, wie sie oben an einer Menge von Beispielen wahrgenommen worden sind, theils finden Beschränkungen auf eine bestimmte Sprache Statt. Der deutschen fehlt es an wörtlich entsprechenden Participialadjectiven für folgende lateinische: altus, acutus, attentus, aversus und adversus, arctus, aptus, acceptus, accuratus, apertus, argutus, absolutus; beatus; citus, cautus, contentus, confertus, debitus; elatus, effusus, expeditus; falsus, fessus; impeditus; lautus; mansuetus, minutus; obtusus; profusus, promtus und paratus, privatus, probatus; quietus; rectus, refertus, ratus; suspectus, sanctus, secretus; tutus, tritus; usitatus; vulgatus; — ferner abundans und affluens, abstinens; continens, constans; diligens, desipiens, egens, eloquens, esuriens, excellens; indulgens, intelligens; negligens, nocens; obediens und obsequens; potens, patiens, prudens (providens), praestans; sitiens, sapiens, sciens; temperans; valens; aber auch die Part. ornatus, compositus, perspectus, munitus, pressus und compressus, demissus, remissus und submissus, politus und limatus, testatus, solutus, strictus und restrictus, incitatus, exploratus, exspectatus, cumulatus, pacatus und placatus, desgleichen fidens,

---

[1]) Wörtlich praestantes.

amans, vigilans, patens u. a. gelten, vorzüglich in besonderen Verbindungen, für weit adjectivischer, als die ihnen gegenüberstehenden deutschen Verbalformen. Daß dasselbe in der deutschen Sprache, der lateinischen oder einer andern gegenüber, der Fall ist, läßt sich aus vielen der oben verzeichneten Participialadjective ersehen. Auch in der franz. und engl. Sprache haben sich mehrere Part. zu Adjectiven erhoben, denen weder im Lateinischen noch im Deutschen gleiche Formen mit gleicher Bedeutung entsprechen: plaisant und complaisant, intrigant, intéressant (interesting), méchant [1]), gênant, consistant, reconnaissant, obligeant (obliging), médisant, piquant, changeant, amusant (amusing), moquant, éclatant, important, imposant, étonnant (astonishing) [2]), dégoûtant; gâté, raffiné (refined), altéré, passionné, animé; — willing, trifling, loving, sparing und saving, shocking (choquant); satisfied, learned, distressed, reserved.

Wenn von einem Verb eine doppelte Form des Particips vorhanden ist, so zeigt sich die Sprache bisweilen geneigt, einen Unterschied der Bedeutung, vorzüglich zum Zwecke der Trennung des verbalen und des adjectivischen Charakters, zu gewinnen. Dahin gehören im Lateinischen tuitus und tutus, sancitus und sanctus; der neuhochdeutschen Sprache gelten die älteren Part. *erhaben* [3]), *bescheiden*, *verworren* insgemein nur adjectivisch, während die später gebildeten *erhoben*, *beschieden*, *verwirrt* [4]) dem Verbum angehören [5]) — und wenn von *falten*, *spalten*, *salzen* neben der neuen Form des Part. Prät. auch die alte gebräuchlich ist, so scheint diese für die adjectivische, jene für die verbale Bedeutung vorzugsweise verwandt zu werden [6]). Selbst bei *backen* ist auch der

---

[1]) Altfranz. mescheoir, mißrathen; vgl. Diez, Gramm. II, 316.

[2]) *Erstaunend* statt *erstaunlich* ist vielleicht nachgebildet; vgl. Grimm, Gr. IV, 68. Lehmann, Göthe's Spr. S. 18 Anmerk. 2. S. 384. Viehoff's Archiv 1843 H. 4 S. 77. Das Simplex gebraucht Göthe (Herm. u. Dor.) transitiv: aus dem *staunenden* Traum.

[3]) Luther gebrauchte es statt *erhoben*, z. B. Röm. 8, 17.

[4]) *Verwirrt* ist auch Adjectiv, und bezieht sich als solches auf Personen, während *verworren* von Sachen gilt.

[5]) Götzinger, Gr. I, 431 macht auch auf den Unterschied *gelahrt*, *bestallt* und *gelehrt*, *bestellt* aufmerksam.

[6]) Daher pflegt man zu sagen: Er hatte die Hände *gefaltet*. Die Köchin

der Hochdeutsche einen im Niederdeutschen nicht ungeläufigen Unterschied zwischen backt und backen[1]) gelten zu lassen bisweilen nicht abgeneigt. Die als Adjective und Adverbien bekannten Wörter unverhohlen und ungerochen[2]) unterscheiden sich bestimmt von nicht verhehlt, nicht gerächt. Verderbt und verdorben[3]) gelten zwar beide als Adjective, doch mit einem Unterschiede: jenes bezieht sich nur auf einen moralischen, dieses vorzugsweise auf einen physischen Zustand: 1 Mos. 6, 11. Die Erde war verderbt; verderbte Sitten; aber verdorbene Waaren.

Im Englischen wird auf die Sonderung der Part. worked und wrought, beheld und beholden, struck und stricken aufmerksam gemacht; im Französischen trennen sich namentlich dissolu und résolu von dissout und résous. Den Adjectiven savant, puissant, vaillant liegen dieselben lateinischen Formen zum Grunde, wie den Part. sachant, pouvant, valant.

---

hat die Suppe versalzt. Der Knecht hat Holz gespaltet; redet aber von gefaltenen Händen, gesalzenen Fischen, gespaltenen Klauen.

1) de Becker het nich backt, dagegen afbacken, hûsbacken Brod; ferner dat hebt se allên ünner sick dörbackt (abgemacht), dagegen en dörbacken (durchtriebener) Schelm; s. Brem. Wörterb.

2) Gerochen findet sich jetzt fast nur noch in Gedichten, z. B. Schiller, Kraniche des Ibykus, Dido 100, Don Carl. V, 10.

3) Willkürlich scheint die Scheidung nach Absichtlichkeit (verderbt) und Unabsichtlichkeit (verdorben) zu sein; s. Seebode's Krit. Bibl. I, 21.

Wiesbaden. Dr. Andresen.

Ueber den Werth poetischer Uebungen.

Theorien und Beispiele.

Unser seliger Rector*) hielt unendlich viel auf das Versmachen. Die Dichtkunst als rein formelles Bildungselement betrachtet, rangirte bei ihm in einer Linie mit der Mathematik, in materieller Beziehung, so auffallend es auf den ersten Anschein klingen mag, noch weit höher. Und doch war unser Rector ein ganz praktischer Schulmann, ja, er war, — Gott habe ihn selig! — nicht einmal ganz frei von einer gewissen Pedanterie. Dieser sein Pedantismus gab sich indeß in Bezug auf's Versmachen nur darin kund, daß er keine Härte duldete. es mußte Alles glatt und polirt sein, es durfte kein unreiner Reim die Harmonie und den Wohllaut der Verse stören. Er dachte von der Poesie so großartig wie irgend Einer, und ich glaube, Niemand drückte seine Gedanken und Empfindungen klarer und schöner aus, als Schiller in seiner Recension über Bürger's Gedichte, wenn derselbe sagt wie folgt: „Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über den Fleiß des Forschens den Kreis seiner Anstrengungen zu verlieren und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben.

---

* Dölling in Plauen.

Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient."

In der That war unser Rector nie liebenswürdiger und wohlwollender, herzlicher und vertrauter, als wenn er mit uns Verse machte oder Vorträge über Poesie hielt. Dafür stand er aber auch bei seinen Collegen, seinen Mitbürgern und uns Schülern als Verskünstler in hohem Ansehen. Er konnte fast wie Ovid von sich sagen:

„Quidquid conabar dicere, versus erat."

Bei jeder Gelegenheit, die ein poetisches Moment darbot, wurden Verse gemacht. Auf Luther's dreihundertjährigen Todestag, auf die Pestalozzistiftung, auf Dr. Braun's Heimkehr aus England, wohin sich derselbe zur Beobachtung des öffentlich-mündlichen Gerichtsverfahrens begeben hatte, auf das Auswanderungsfieber, — kurz, auf Alles wurden Verse gemacht. Wenn das Capitel oder Thema einer Stunde vor der Zeit abgelaufen und noch ein halbes Viertelstündchen übrig war, wurden Verse gemacht. Wenn der Rector für einen seiner Collegen vicarirte, wurden Verse gemacht. Wenn er im Sommer seine Primaner oder Secundaner einmal spazieren führte, wurden Verse gemacht. Er selbst leitete das Ganze und alle Andern sollten helfen, in der Regel waren es aber nur zwei bis drei, die ihre Einfälle zum Besten gaben, welche der ordnende Verstand des poetischen Mentors verwarf, oder wenn es Perlen waren, wie an einer Schnur in das angenommene Versmaß einreihte. Sehr lebhaft erinnere ich mich noch eines gemeinschaftlichen Ausflugs in das Elster- und Gölschthal, wo in neuerer Zeit die berühmten Brückenbauten ausgeführt wurden, deren Vollendung und Eröffnung für den Verkehr er leider! nicht mehr erlebte. Gewiß würden die Gymnasiasten der guten Stadt Plauen dieses Ereigniß durch Verse verherrlicht haben, wenn es der selige Rector erlebt hätte! — Auf jenem Spaziergang in das Elsterthal, in das sogenannte Steinigt oder die voigtländische Schweiz, deren romantische Schönheiten der Friedrich-August-Stein beherrscht, sprangen wir in jugendlicher Ausgelassenheit wie die Gemsen von Berg zu Thal und von Thal zu Berg, Niemand dachte dabei an den Parnassus, im höchsten Fall verlor sich

ein Botaniker von dem wilden Haufen auf eine stillere, abgelegene Fährte. Und doch dachte der gute Rector daran, die prächtige Gegend poetisch zu verherrlichen. Es war, ich möchte sagen, fatalistisch, daß ich ihm in's Gehege kam; er rief mich zu sich und wir machten zusammen lateinische Verse, auch ohne den Gradus ad Parnassum. Leider! haftet von der malerischen Rhapsodie, die wir nur dem Gedächtniß anvertrauten, in meinem Kopfe nichts weiter als der an Mahlmann's Vaterunser erinnernde Anfang:

„Hic Natura sibi posuit monumenta ....."

Und seltsam, derselbe Mann, von dem ich gelernt, auf Alles einen Vers zu machen, derselbe rieth mir nach dem Maturitätsexamen dringend ab, die Poesie zum Lebensberuf zu erwählen und meine Zukunft auf sie gründen zu wollen. Er erzählte mir ein Beispiel nach dem andern, wie junge Männer auf Schulen und Universitäten ganze Bände von Gedichten zusammengeschrieben und später elendiglich als obscure Hauslehrer verkommen wären. Doch glaube ich, daß ihm nicht meine Liebe zur Dichtkunst überhaupt gefährlich erschien, sondern vielmehr die Richtung, welche meine Verse an sich trugen, die Gesinnungen, die sich frühzeitig in meinen Rhythmen ausprägten. Er hatte Recht, der unvergeßliche Mann, und ich danke es ihm noch im Grabe, jetzt, wo ich das ganze Gewicht seiner väterlichen Warnungen besser zu beurtheilen weiß als damals.

Durch mein trauriges Schicksal darauf hingewiesen, in der Poesie die Quelle unerschöpflichen reinsten Trostes und der edelsten geistigen Freuden zu suchen, überzeugt von dem formell bildenden und läuternden Einfluß derselben namentlich auf die Jugend, habe ich die Frage vielfach zum Gegenstand meines Nachdenkens gemacht, wie auch auf andern als lateinischen und Gelehrtenschulen die Dichtkunst zu einem würdigen Stoff des Unterrichts erhoben werden könne, so daß die Jugend nicht allein receptiv-poetisch, sondern productiv-gestaltend gebildet werde, natürlich immer mit der Grundlage eines tüchtigen positiven Wissens, ohne welches das ätherische Gebäude der Poesie keinen rechten Halt gewinnt. Bei dem Lesen eines von Walter Fr. Adolf Behrnauer übersetzten altmorgenländischen Sittenromans kam mir, der, wie es mir scheint, praktische Gedanke, eine Anzahl der daselbst in Prosa mitgetheilten Sprüche des Propheten in ein poetisches Gewand zu kleiden und nach Vollendung dieser Arbeit war es mir, als habe ich einen Weg gefunden, wie man eines Theils

den Schülern volles Verständniß des Inhalts ermitteln, andern Theils schöpferischen poetischen Sinn in ihnen wecken und sie lehren könne, die einfachsten Sätze und Gedanken zu dichterischer Würde und Erhabenheit zu steigern. Der Sammlungen von Perlen, Goldkörnern, Sprüchwörtern, Sentenzen, Maximen und Lebensregeln giebt es eine Unzahl. Zudem begegnen jedem Lehrer, namentlich dem, der den deutschen Unterricht hat, tagtäglich eine Menge Stellen, welche sich zu Aufgaben für poetische Uebungen eignen, deren Nutzen sofort in die Augen springt. In der Gegenwart namentlich kann derselbe nicht hoch genug angeschlagen werden. Man möge mich nur recht verstehen: ich will und verlange nicht etwa, daß unsere Schulen Dichter bilden sollen. Dieselben bilden sich meistens selbst, im Leben wie in der Stille. Die Hauptsache ist, daß der Schüler durch diese poetischen Uebungen (wie ich sie weiter unten durch Beispiele erläutern werde) in den Besitz einer Sprachgewandtheit, einer Sicherheit im Ausdruck kommt, wie sie mehr oder minder von jedem Gebildeten heut zu Tage gefordert wird.

Ein junger Italiener schrieb vor einigen Jahren an die Redaction der „Civitâ cattolica“ und verlangte für sich und andere „hochherzige und katholische Jünglinge“ Beruhigung über politische Gewissensscrupel, insbesondere aber Antwort auf die Frage: welch ein würdiges Feld der Thätigkeit denn der italienischen Jugend bleiben solle, wenn das Streben, die Unabhängigkeit der Halbinsel zu erkämpfen, ihr als ein revolutionäres untersagt werde. „Aber um des Himmels willen,“ schließt das Schreiben, „heißen Sie uns nicht Verse schmieden und schöne Phrasen drechseln!“

Hören wir, wie die „Civitâ cattolica“ darauf antwortet. Wir übergehen die Lösung der politischen Scrupel als nicht hierhergehörig und theilen nur die Stelle mit, die sich auf die wissenschaftlichen Bestrebungen bezieht. Sie heißt:

„Sind, wie wir voraussetzen, die einleitenden Studien beendet, so kommt es darauf an, sich in den höhern hervor zu thun. Einer gründlichen Erforschung des einheimischen Rechts möge eine nicht weniger tiefeindringende des öffentlichen und Völkerrechts, der Staatswirthschaft und derjenigen besondern Zweige des Wissens nachfolgen, zu denen Neigung oder Verhältnisse den Einzelnen hinleiten, und auf jedem dieser Gebiete rüste unser strebender Freund

sich mit jener mächtigen Waffe, **dem gesprochenen oder geschriebenen Wort.** Selbst im Freundeskreise übe er sich, das Wort mit jener markigen Kürze, mit jener gezügelten Wärme, mit jenem würdigen Anstande zu handhaben, deren Besitz die Herrschaft über öffentliche Versammlungen sichert. Er wähne nicht, daß wir ihn wieder hinschicken wollten, Verse zu schmieden und schöne Phrasen zu drechseln und weiter Nichts. **Das Eine aber und das Andere ist unentbehrlich, um die Macht des Wortes zu gewinnen.** Unser hochherziger Jüngling muß es so gut als wir wissen und besser, daß wenigstens zwei Drittel des Unglücks und der Schmach, die uns in neuester Zeit betroffen haben, durch poetische Ueberschwenglichkeit und eine Sündfluth von Phrasen über Italien herbeigerufen sind. Eben deßhalb ist nun aber auch das Heilmittel weniger im Schwerte zu finden als im Worte, aber in dem Worte, das schneidender ist, als das Schwert. Hätte er und hätten wir, als es an der Zeit war, den rechten Vers und das rechte Wort gehabt, dann wäre die Sache der Gerechtigkeit und der Kirche in unserer Halbinsel vielleicht weniger tief gesunken."

Soweit das in düsterer Klosterzelle geschriebene italienische Blatt, dessen Worte schlagender treffen als eine Menge Abhandlungen grundgelehrter Philosophen und utopistischer Nationalökonomen. Einer unserer vaterländischen Dichter, der Graf August von Platen drückt in der Einleitung zu den Abassiden in einem einzigen Verse aus, was die „Cività cattolica“ will, wenn er begeistert ausruft:

„Welch eine Tugend ist die Kunst der Worte!"

und wer das Gewicht dieses Verses empfindet, wem in Hinblick auf die Kämpfe unserer Tage und die kommenden der Zukunft das parlamentarische Leben der Völker in seiner vollen Bedeutung erscheint, der wird jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen, wo er lernen kann, für jeden Begriff das richtige Wort zu finden, jedes Ding mit dem rechten Namen zu benennen, und jedem Worte, jedem Namen den gehörigen Ausdruck zu verleihen *). Ich bedaure, daß mir das schöne Gedicht von Rückert entfallen ist, in dem er die Bedeutung der sprachlichen und poetischen Form schildert und u. A. sagt:

---

*) Und der Jugend sollen die poetischen Uebungen in verschiedenster Form zu diesem unschätzbaren Vortheil verhelfen.

„Maß und Maß nur macht den Dichter.“
„Giebst Du's roh, so werd ich's achten,
— aber als Gedicht,
Kann ich das nur gelten lassen,
Was sich weiß in Form zu fassen.“
„Zwar der Grundstein der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt.“ —

Denn ich bin alles Ernstes der Ueberzeugung, daß auch die Form ihren Geist habe, und daß die „edlere Form tiefer Gedanken bedarf;“ daß sich in der poetischen Form der Sinn für musikalische wie für plastische Schönheit ebenso kund gebe wie in der Tonkunst und Architektur, indem namentlich die Plastik speciell in der Versform den ihr entsprechenden Factor in der Quantität hat. Die Perlen schwimmen bekanntlich nicht auf der Oberfläche und auch die Schönheiten der deutschen Sprache ruhen in ihrer Tiefe, wollen gesucht und gefunden sein. Es ruhen in ihr die herrlichsten Bausteine, die sich einem harmonisch gebildeten Geist zu dem reizendsten Gebäude wie von selbst in einander fügen.

Noch summt mir eine Stelle aus dem Divan des Kastiliers Abu'l Hassan Juda Han Levi in den Ohren, jenes jüdischen Dichters mit der „gottgelüst'ten Seele“, von dem Heinrich Heine im Romanzero sagt, er war —

„ein großer Dichter,
Absoluter Traumweltsherrscher
Mit der Geisterkönigskrone,
Ein Poet von Gottes Gnaden.“

Diesem Dichter stand in einer Periode seiner Entwicklung, wo er mit seinen eigenen Leistungen höchst unzufrieden war, die hohe Würde vor Augen, welche den Liedern und Propheten des alten Bundes zu Theil wurde, in denen Alles göttliche Offenbarung war und göttliche Weisheit. Die Weisheit war für Juda Han Levi das Erste in der Poesie. Er sagt:

„Die Weisheit ist ein breites Meer,
Drauf schwimmt das Lied als Schaum umher.“

Die Prosa, sagt Max Waldau, zeichnet in großen Umrissen den Plan und die Werkstätte zu dem Bau des Tempels, sie führt die Hammerschläge, sie schwingt das Streitbeil im Kampfe, die Lyrik aber sorgt für die Ornamente, welche die Beter heranreizen, sie webt die Tapeten und malt die Fresken, und in der Schlacht schießt sie Pfeile. Am meisten wirkt sie indeß still für sich allein durch Mer-

lin'sche Wunder. Sie ist es einmal, die sich warm auch um das erkältete Herz schmiegt und das Eis heraus schmilzt, Keime pflanzt und so die Sehnsucht nach einem lobenswürdigen Dasein zum Treiben bringt. Sie demonstrirt nie dringlicher, sie kämpft nie heldenhafter, als wo sie statt aller Pfeile nur reiche, gesunde, üppige, dornenlose Blumen aus dem Köcher schüttet. — —

Ich theile nunmehr zunächst die Beispiele mit, von denen ich oben gesprochen. Es sind eben die von mir in poetisches Gewand gekleideten Sprüche aus dem morgenländischen Roman „die vierzig Veziere oder weisen Meister.“ Einige wenige werden genügen, um die Sache anschaulich zu machen.

Der Prophet sagt, nach Behrnauer's Uebersetzung:

Stehen etwa Diejenigen, welche wissen und nicht wissen, mit einander auf gleicher Stufe?

Poetische Umbildung:

Hat denn, wer dumm ist und gemein,
Und wer gebildet und gelehrt,
Hat denn ein roher Edelstein
Und ein geschliffner gleichen Werth?

Der Prophet sagt: Die Eile ist die Sache des Teufels, aber Besonnenheit die des Allbarmherzigen.

Poetische Umbildung:

Die Eile ist des Teufels Sache,
Besonnenheit macht sie zu Spott;
Vor Allem mußt Du in der Rache
Langmüthig sein — das lern' von Gott.

Der Prophet sagt: Ein verständiger junger Mann ist einem unwissenden Greise vorzuziehen.

Poetische Umbildung:

Den Jüngling, welcher Vieles weiß
Und mehr zu lernen stets beflissen,
Zieh vor dem ungelehrten Greis,
Der, wenn er wollte, mehr könnt' wissen.

Der Prophet sagt: Fraget die Weiber um Rath, aber widerstrebet ihnen.

Poetische Umbildung:

Die Klugheit ist mir stets erschienen
Als wie ein Weib: fragt Frau'n um Rath,
Doch widerstrebt beständig ihnen
So viel ihr könnt, mit Wort und That.

Der Prophet sagt: Die irdischen Güter der Welt vergehen: ein Atom Verdienst ist besser als hundert Lasten Gold.

Poetische Umbildung:

Die Güter dieser Welt vergehen,
Und werden der Verwesung Raub,
Ein Loth Verdienst wird noch bestehen,
Wenn hundert Lasten Gold längst Staub.

Der Prophet sagt: Sprecht, damit man euch kennen lerne.

Poetische Umbildung:

Der Leib des Menschen gleicht der Schale,
Das Herz, die Seele sind der Kern,
Wollt ihr, daß euer Name strahle,
So sprecht, daß man euch kennen lern'.

Der Prophet sagt: Die Welt ist Kaufmannsgut und das beste dieser Güter ist eine brave Frau.

Poetische Umbildung:

Die Welt ist Kaufmannsgut, man hält
Es nie damit so ganz genau:
Das beste Gut in dieser Welt
Ist eine gute brave Frau.

Der Prophet sagt: Die schönste Eigenschaft des Gläubigen besteht darin, daß er mit seiner Ehehälfte Scherz und Spiel treibe, wie ein Kind mit andern Kindern.

Poetische Umbildung:

Dem Gläubigen und seinem Weibe
Ist es das schönste Angebind,
Daß Scherz und Spiel er mit ihm treibe,
Als wie ein Kind mit einem Kind.

Der Prophet sagt: Haltet euch fest an dem Seile Gottes allesammt.

Poetische Umbildung:

Der Glaube ist ein unsichtbares Seil,
Das diese Welt mit Gotteswelt verbindet;
Halt fest daran! es ist zu deinem Heil,
Denn es hält aus, wenn alles Ird'sche schwindet.

In ähnlicher Weise — und welcher Dichter hat nicht einmal in seinem Leben Prosa in Verse umgestaltet? — unternahm ich es schon vor längerer Zeit, Andersen's reizendes Bilderbuch ohne Bilder poetisch umzuschmelzen. Hat ja Friedrich von Sallet Fichte's Reden an die deutsche Nation in Verse zu bringen unternommen und Cäsar von Lengerke in seinen „Weltgeheimnissen" die

Religionsphilosophie von Zschokke's Alomontade poetisch bearbeitet; obgleich der Letztere wenigstens die Quelle verschweigt und nicht wenig erschrocken sein wird, als ihm in den Blättern für literarische Unterhaltung seine Verse mit beigedrucktem Originaltext begegneten. Warum es verschweigen? Gestand doch selbst unser größter Dichter zu wiederholten Malen ein, daß, wenn man abzöge, was er Andern verdanke, wenig von seinen Werken werde übrig bleiben, das sein eigen sei.

Julius Schanz.

Ueber die eigenthümliche Anwendung des Infinitiv der Vergangenheit in der englischen Sprache.

Die Form des Infinitiv der Vergangenheit wird im Deutschen nur dann angewandt, wenn in dem Moment, in welchem man sich hinein versetzt, die durch den Infinitiv auszudrückende Handlung schon dem Gebiete der Vergangenheit angehörte (z. B. „er glaubte Alles gethan zu haben"), oder wenn — falls diese Handlung noch dem Gebiete der Gegenwart oder Zukunft angehörte — auf einen zukünftigen Zeitpunkt hingewiesen wird, an welchem sie bereits der Vergangenheit angehören soll (z. B. „er beabsichtete den Brief um 8 Uhr geschrieben zu haben", d. i. „fertig zu haben"). Hingegen sagen die Deutschen: „Gestern Abend, als ich einen Brief schreiben (nicht „geschrieben haben") wollte, rc." „Ich ging nach A., wo ich meinen Bruder zu finden (nicht „gefunden zu haben") erwartete." Denn, wenngleich die Handlungen des Schreibens und des Findens in dem Augenblicke, in welchem ich rede, schon dem Gebiete der Vergangenheit angehören, so lagen sie doch damals, als ich den Willen und die Erwartung hegte, noch im Gebiete der Zukunft.

Im Englischen jedoch wird in manchen Fällen die Form des Infinitiv der Vergangenheit angewandt, wo die Deutschen den Infinitiv der Gegenwart anwenden. Nämlich:

1) Wenn ein in der Form des Plusquamperfectums stehendes deutsches Zeitwort, welches im Englischen durch ein defectives Zeitwort zu geben ist, den Infinitiv eines anderen Zeitwortes regiert, so muß das Plusquamperfectum des regierenden Zeitwortes durch die Form des Imperfectums übersetzt werden, da die defectiven Zeitwörter kein Plusquamperfectum haben. In diesem Falle muß das regierte Zeitwort im Englischen in der Form des Infinitiv der Vergangenheit stehen. Z. B.:

„Ich hätte ihn **tödten** können so ergrimmt war ich", I could *have killed* him.

„Ich hätte ihn **tödten** können (so gänzlich war er in meine Macht gegeben"), I might *have killed* him.

„Ihr hättet ihm **gehorchen** sollen (müssen)", You ought to *have obeyed* him.

„Ihr hättet seinen Rath **befolgen** sollen (müssen)", You should *have taken* his advice.

„Ich hätte es **ablehnen** wollen, wenn rc.", I would *have declined* it, if etc.

„Ich hätte **fallen** müssen, wenn rc.", I must *have fallen* (oder besser: I could not but *have fallen*), if etc.

„Er hätte nicht so zu mir **sprechen** dürfen", He durst*) not *have spoken* so to me.

„Er hätte seine Meinung nur **begründen** dürfen (brauchen)", He need**) but *have made* good his opinion.

„Bewaffnet, als ob sie es mit allen Räubern zwischen Hounslow und den Apenninen hätten **aufnehmen** sollen", Armed as if they were***) to *have encountered* all the robbers between Hounslow and the Apennines. (Bulwer.)

„Wenn ich zu Elmsley gehört hätte, daß ich Heinrich zu Brandon hätte **finden** sollen, so würde ich mich wahrscheinlich gefreuet haben", If I had heard at Elmsley that I was to *have met* Henry at Brandon, I should have probably been glad. (Fullerton.)

2) Der Infinitiv muß im Englischen immer in die Form der Vergangenheit gestellt werden, wenn derselbe von dem Imperfec-

---

*) Wenn dare nicht „herausfordern" und auch nicht eigentlich „wagen", sondern „dürfen" heißt, so ist es gewissermaßen als defectives Zeitwort anzusehen. Auch heißt es dann im Imperfectum durst (statt dared) und in der Einzahl der dritten Person des Präsens gewöhnlich he dare statt he dares.

**) Wenn „dürfen" synonym mit „brauchen" ist, so ist es durch need zu übersetzen, welches in diesem Falle gewöhnlich als defectives und zugleich unregelmäßiges Zeitwort genommen und in folgender Weise conjugirt wird: Präsens: I need, thou needest, he need (statt needs), we need etc. Imperfectum: I need, thou need, (oder neededst), he need, we need etc. statt I needed, he needed, we needed etc.

***) Hier zu sagen: as if they had been to *encounter*, würde ein ungewöhnlicher Ausdruck sein. Man darf also als Regel annehmen, daß das Zeitwort to be im Sinne von „sollen" nur in den einfachen Zeitformen gebräuchlich sei.

tum des Indicativ *) des defectiven und unregelmäßigen **) Zeitwortes will (wollen) regiert wird, oder von I was, we were etc., in der Bedeutung von „sollen" — falls das Gewollte oder das Gesollte nicht zur Ausführung kam, oder aber falls etwas nicht Gewolltes oder nicht Gesolltes dennoch geschah. In den Beispielen werde ich Sätze, welche für den Infinitiv die Form der Gegenwart, und solche, welche die Form der Vergangenheit erheischen, gegeneinander stellen. In manchen Fällen kann man would nach Belieben mit wanted vertauschen. Thut man dieses, so darf man auch unter ähnlichen Umständen den Infinitiv in die Form der Vergangenheit stellen, laut der weiterhin aufgestellten Regel; doch ist es dann nicht nothwendig.

„Er sollte die Briefe zum Bahnhofe bringen; also konnte er nicht bei Dir bleiben", He was to take the letters to the station; so he could not stay with you.

„Er sollte d. Br. z. B. bringen; aber er war nirgends zu finden." Er brachte die Briefe also nicht fort. He was to have taken the l. t. t. s.; but he was no where to be found.

„Er sollte nicht die Briefe zum Bahnhofe bringen, sondern meinen Rock bürsten", He was not to take the letters to the terminus, but to brush out my coat. Dieses läßt vermuthen, daß er die Briefe auch nicht zum B. gebracht habe.

„Er sollte nicht d. Br. z. B. bringen", He was not to have taken t. l. t. t. t. Dieses involvirt, daß er die Br. zum B. gebracht habe, obgleich er es nicht gesollt hatte.

„Ich suchte ihn zurückzuhalten; aber er wollte mit Gewalt zu Bette gehen", I endeavoured to detain him; but he would go to bed per force, läßt vermuthen, daß er seinen Willen durchsetzte.

„Er wollte z. B. gehen; aber ich hielt ihn zurück", He

---

*) Ich bitte wohl zu verstehen: „Imperfectum des Indicativ." Die Regel hat ihre Geltung also nur, wenn would sich zu will verhält wie „er kam" zu „er kommt"; nicht aber, wenn es sich dazu nur verhält wie „er käme" zu „er kommt."

**) Ich sage absichtlich „des defectiven und unregelmäßigen Zeitwortes will", weil es auch ein vollständiges und regelmäßiges Zeitwort to will giebt. I will, thou willest (nicht wilt), he wills oder he willeth (nicht he will), I willed (nicht I would), thou willedst, he willed, I have willed, I had willed. Sogar I shall will it („ich werde es wollen") u. s. w. dürfte vorkommen. To be willing („Willens sein"). Auf dieses vollständige Zeitwort erstreckt sich obige Regel nicht.

would have gone to bed; but I detained him. Er setzte seinen Willen also nicht durch. Auch hier kann man wanted anwenden und sagt dann nach Belieben: He wanted to go (oder to have gone) to bed; but I detained him.

He would have withdrawn („wollte sich wegbegeben"); but Jenkinson, who perceived his design, stopped him (Vicar of W.). Es könnte auch hier heißen: He wanted to withdraw (oder to have withdrawn); but etc.

When you would have danced („tanzen wolltet" — oder wanted to dance oder wanted to have danced), you were not able to stand (Percy Anecdotes), folglich kam es nicht zum Tanzen.

I would have asked who wanted me, I would have demanded if Mrs. Reed was there („Ich wollte fragen, wer mich zu sprechen begehrte, ich wollte fragen, ob Frau R. dort wäre"); but Bessie was already gone (Currer Bell).

„Er wollte ein Genie sein" (scil. „folglich ließ ich ihn als Genie gelten", wenngleich ich dies ironisch meinen mag), He would be a genius.

„Er wollte ein Genie sein" (scil. „irrte sich aber"), He would have been a genius.

„Ich wollte nicht vor 8 Uhr vom Hause gehen; deshalb komme ich so spät", I would not leave home before 8 o'clock; therefore I am so late in coming.

„Ich wollte nicht vor 8 U. v. H. gehen; doch meine Ungeduld Euch zu sehen, siegte", I would not have left h. b. 8; but my impatience to see you prevailed.

My aunt would have accompanied (oder wanted to accompany oder wanted to have accompanied) him; but he would not suffer me to go by water, if she went by land; and therefore she favored us with her company, „Meine Tante wollte ihn (meinen Onkel) begleiten; doch dieser wollte mich nicht zu Wasser gehen lassen, wenn sie zu Lande ginge; und deshalb erfreuete sie uns mit ihrer Gesellschaft" (Smollet). Das would, welches den nicht durchgesetzten Willen der Tante ausdrückt, regiert also den Infinitiv in Form der Vergangenheit, das would aber, welches den durchgesetzten Willen des Onkels ausdrückt, den Infinitiv in Form der Gegenwart.

NB. a) Da das defective Zeitwort will in der Regel nur einen Infinitiv regieren kann, nie aber ein Nomen und höchst selten ein Pronomen, so darf es auch nicht die aus dem Accusativ mit dem Infinitiv gebildete Attractions-Form regieren. Will man diese anwenden, so muß man das Zeitwort will zunächst mit dem Infinitiv des Zeitwortes to have verbinden und dieses have wiederum den Accusativ mit dem Infinitiv regieren lassen, z. B.:

„Er wollte, daß ich an Karl schriebe," heißt, falls ich dem Befehle gehorsam war: He would have me write (oder: to write*) to Charles, oder: He wanted me to write to Ch., falls ich dem Befehle aber nicht gehorsam war, so findet man dieses zuweilen ausgedrückt durch He would have me to have written to Ch., oder: He would have had me to write to Ch. Da Jedwedes aber nicht besonders gut klingt, sagt man lieber: He wanted me to write (oder: to have written) to Ch.

„Er wollte, ich sollte die Lichte putzen," heißt: wenn ich dem Befehle gehorsam war, He would have me (He wanted me) to snuff the candles, oder: He would have (He wanted to have) the candles snuffed by me. Im Falle des Ungehorsams sagt man am Besten: He would have had the candles snuffed by me.

NB. b) Man möchte fragen: wie man sich auszudrücken habe, wenn wirklich von einem Vollendetsein der Handlung die Rede ist, wenn man folglich auch im Deutschen den Infinitiv in der Form der Vergangenheit hat. Um Zweideutigkeit zu vermeiden, giebt man dann oft dem Satze eine andere Wendung, z. B.:

„Ich sollte den Brief um 7 Uhr geschrieben haben." Falls ich dem Befehle nachgekommen bin, kann ich sagen: I was to write the letter so quickly as to have done at 7 o'clock; im entgegengesetzten Falle: I was to have written the letter so quickly as to have done at 7.

NB. c) Wenn die Deutschen das Präsens der Zeitwörter „wollen" und „sollen" im Indicativ haben, so stellt der Engländer das Präsens in die Form des Conditionale, wenn der Redende an der Durchsetzung des Gewollten oder Gesollten zweifelt.

---

*) Man kann in dieser Beziehung den Infinitiv mit oder ohne to folgen lassen.

Beispiele mit ihren Gegensätzen.

„Er will hier tanzen; also mach Platz für ihn," He will*) dance here; so make way for him, oder auch: He wants to dance etc.

„Er will tanzen, kann aber nicht auf den Beinen stehen," He would (oder: wants to) dance, but cannot support himself on his legs.

„Er will ein Genie sein," (scil. „folglich lasse ich ihn als Genie gelten," wenngleich ironisch gemeint,) He will be a genius, (gewöhnlicher: He sets up for a genius, oder: He pretends to genius).

„Er will ein Genie sein," (scil. „er täuscht sich,") He would be a genius.

Would-be hat in diesem Sinne auch eine adjectivische Bedeutung erlangt, z. B.: a would-be genius „ein seinwollendes Genie." Mr. B., the would-be minister, „der nach einem Portefeuille strebende Herr B."

„Ich soll jetzt an Wilhelm schreiben; folglich muß ich noch eine Weile aufbleiben," I am to write to William; so I must stay up a while.

„Ich soll jetzt an W. schreiben; aber ich bin zu schläfrig und werde zu Bette gehen," I were to write (My father would have me to write) to W. now; but I am too sleepy now, and shall go to bed.

3) Wenn der englische Erzähler eine Handlung, deren bevorstehendes Stattfinden in dem Moment, in welchen seine Erzählung uns hinein versetzt, in Rede stand, durch den Infinitiv ausdrückt und zugleich andeuten will, daß diese Handlung doch nicht Statt gefunden habe, so stellt er den Infinitiv gern in die Form der Vergangenheit; desgleichen wenn der Infinitiv eine Handlung bezeichnet, deren Nichtstattfinden in jenem Moment in Rede stand, und er andeuten will,

---

*) Es ist keineswegs als Regel anzunehmen, man dürfe das Zeitwort will in der zweiten und dritten Person nur durch das Futurum (d. h. durch „werden") und nicht durch „wollen" übersetzen. Dieses erlaube ich mir hier nur kurz anzudeuten. Regeln über das englische Futurum habe ich in einer anderen Abhandlung aufgestellt.

daß diese Handlung dennoch Statt gefunden habe. Beispiele letzter Art sollen durch zwei Kreuze bezeichnet werden. Die unter 2) gegebene Regel ist eigentlich unter dieser mit einbegriffen. Der Unterschied liegt nur darin, daß im Allgemeinen sich nur sagen läßt: daß die Engländer in solchen Fällen gern die Form der Vergangenheit anwenden, während in dem unter 2) angegebenen Fällen die Form des Infinitiv der Gegenwart sogar ein Fehler sein würde.

Beispiele mit ihren Gegensätzen.

„Ich erwartete ihn dort zu finden," kann heißen: I expected to find him there, welches aber noch Raum läßt zu der Frage: And did you find him? Sage ich aber: I expected to have found him there, so ist solche Frage schon verneinend bevorwortet.

†† „Ich erwartete nicht ihn dort zu finden," I did not expect to find him there, läßt ungesagt, ob ich ihn gefunden. I did not expect to have found him there, involvirt, daß ich ihn dort gefunden, obgleich ich es nicht erwartet. Wie Lorenzo im „Kaufmann von Venedig", seiner früheren Absicht entgegen, den Bassanio in Portia's Zimmer aufsucht, sagt er also: My purpose was not to have seen you here, „Es lag nicht in meinem Plane, Euch hier zu sehen," da er ihn trotz dessen sah.

„Ich fand ihn so gesund, wie ich ihn zu finden erwartete," muß heißen: I found him as well as I expected to find him.

„Ich fand ihn nicht so gesund, wie ich ihn zu finden erwartete," findet man oft ausgedrückt durch: I did not find him so well as I expected to have found him, weil die Erwartung getäuscht wurde.

„Ich fand ihn nicht wohler, als ich ihn zu finden erwartete," muß heißen: I found him no better (oder: I did not find him better) than I expected to find him.

†† „Ich fand ihn besser, als ich ihn zu finden erwartete," findet man oft gegeben durch: I found him better than I expected to have found him, weil ich trotz meiner Erwartung ihn verhältnißmäßig wohl fand.

It was our intention to have placed (statt: to place, weil die Absicht, dem Leser die Einzelheiten vorzulegen, nicht

ausgeführt wurde) before our readers the details of this examination; but we find that they would occupy more space than we can spare; and we are therefore obliged to be content with generally indicating the result. (Englische Zeitung.).

My things were indeed in shameful disorder; I intended to have arranged them („sie zu ordnen"); but I forgot. (Currer Bell.)

We were invited to one of their public diversions, where we hoped to have seen („zu sehen hofften", welche Hoffnung aber nicht erfüllt wurde) the great men of their country running down a stag or pitching a bar, that we might have discovered („damit wir entdecken möchten"; dazu kam es aber nicht) who were the persons of the greatest abilities among them. (Addison.)

She had acquainted Mr. Jones with her (her sister's) being above stairs, in hopes that he might have caught her („in der Hoffnung, daß er sie auffangen möchte", welche Hoffnung vereitelt wurde) in Square's arms. (Fielding.)

But when the first came, they supposed that they should have received more („daß sie mehr empfangen würden", in welcher Voraussetzung sie sich irrten); and they likewise received a penny. (Ev. Mathäi 20, V. 10). Doch dürfte in diesem Falle die Anwendung der Form der Vergangenheit nicht zu rechtfertigen sein, da das Zeitwort to suppose (wenn nicht von einer gegenwärtigen Voraussetzung die Rede ist) wohl überhaupt meistens nur dann angewandt wird, wenn die Voraussetzung falsch war.

When I presented Ceres I thought to have told thee of it („dachte ich Dir davon zu sagen" — führte den Gedanken aber nicht aus); but I feared lest I might anger thee. (Shakspeare.)

Here thought they to have done some wanton charm upon the man and maid. (Shakspeare.)

„Hier führten sie im Sinne, dem Paare einen muthwilligen Zauber anzuthun" — führten es aber nicht aus.

„Ich fürchtete, ich möchte es verlieren", findet man auch zuweilen gegeben durch: I feared that I should have lost (statt: should lose) it.

Doch ist in diesem Falle, so wie auch in den beiden nächst-vorhergehenden Beispielen die Anwendung des Infinitiv der Vergangenheit wohl schwerlich zu rechtfertigen, da ein Doppelsinn dadurch entsteht, und man — bevor man aus dem Verfolge den Sinn erkannt hat — diese Stellen leicht folgendermaßen verstehen könnte: „Ich glaubte, Dir davon gesagt zu haben"; „Hier glaubten sie dem Paare einen muthwilligen Zauber angethan zu haben"; „Ich fürchtete, ich möchte es verloren haben". Die Anwendung des meistens auf die Zukunft deutenden should (statt: might) in dem vorliegenden Falle hebt den Doppelsinn nicht völlig auf, da das von to fear regierte Zeitwort häufig mit should (statt mit might) verbunden wird.

The dwarf had like to have been killed (statt: like to be killed), „Der Zwerg wäre beinahe getödtet worden", — wurde aber nicht wirklich getödtet.

His own feelings would have induced him to leave („zu verlassen") the castle directly; there was no occasion for your persuasions („Dein Zureden war unnöthig"). Er verließ das Schloß also sogleich.

His own feelings would have induced him to have left (zu „verlassen") the castle directly; but he was loth to forfeit, without at least one effort, the advantages which he had proposed from his visit to the Lord Keeper. Er verließ das Schloß also nicht sogleich.

„Er fühlte große Unlust, diese Fragen zu beantworten", heißt: He was loth to answer (oder: to have answered) these questions. Letzterer Ausdruck involvirt, daß er sie trotz seiner Unlust doch beantwortet habe.

„Er hatte Nichts zu thun als seinen Vater um Erlaubniß zu bitten". He had nothing to do but ask (oder: but have asked) his father's leave. Letzteres involvirt, daß er es dennoch unterlassen, um Erlaubniß zu bitten. Aehnlich verhält es sich mit folgender Stelle in Sterne: He had nothing to do but have taken hold of the two pieces.

She spoke loud enough for even my deaf brother to hear it. Sie sprach so laut, daß selbst mein (anwesender) tauber Bruder es hören konnte".

She spoke loud enough for even my deaf brother to

have heard it. „Sie sprach so laut, daß selbst mein tauber Bruder, (wenn er anwesend gewesen wäre), es hätte hören können".

„Er war im Begriff auszureiten", He was going (oder: was about) to take a ride, oder: to have taken a ride. Letzteres involvirt, daß der Ritt verhindert wurde.

I had a constant resource in his looks in all difficulties and distresses of my own; — I was going to have added („fast hätte ich hinzugefügt") „of his too"; — but La Fleur was out of the reach of everything. (Sterne.)

„Er wollte in die Adelphi-Keller gehen", He wanted to go (oder: to have gone) to the Adelphi Shades. Letzteres involvirt, daß er seinen Willen nicht ausgeführt.

„Er wollte, ich sollte in die Adelphi-Keller gehen", He wanted me to go (oder: to have gone) to the Adelphi Shades. Letzteres involvirt, daß ich seinem Wunsche nicht nachgekommen sei.

There were two circumstances which made it necessary for her to lose (oder: to have lost) no time („keine Zeit zu verlieren"). Letzterer Ausdruck involvirt, daß sie sich der Nothwendigkeit nicht gefügt habe.

„Mich zu bezahlen (daß er mich bezahlte), würde ihn halb zu Grunde gerichtet haben, hätte sein Vater ihm nicht ausgeholfen". To pay me would have half ruined him, had he not been supplied by his father.

„Mich zu bezahlen würde den Hans Courtland halb zu Grunde gerichtet haben". (Es würde den Hans Courtland halb zu Grunde gerichtet haben, wenn er mich bezahlt hätte), To have paid me would have half ruined Johanny Courtland, oder: It would have half ruined Johanny Courtland to have paid me. (Bulwer.)

It was certainly their interest to interpose (oder: to have interposed) their good offices („sich gefällig zu erweisen"). Letzterer Ausdruck involvirt, daß sie es unterließen, sich gefällig zu erweisen.

„Ihn um Verzeihung zu bitten, war das einzige Mittel gegen &c." Falls dieses Mittel angewandt wurde, muß es heißen: To ask his pardon was the only remedy for etc. Falls es aber nicht angewandt wurde, kann man sagen: To have asked his pardon was the only etc.

It was his duty to inform (oder: to **have informed**) me of the accident. Letzteres involvirt, daß man diese Pflicht versäumt habe.

Murray tadelt in allen solchen Fällen die Anwendung der Form des Infinitiv der **Vergangenheit**. Er sagt nämlich in Bezug auf Sätze wie: I intended to have written etwa Folgendes: „Als die Absicht zu schreiben gefaßt wurde, lag die Handlung des Schreibens noch in der Zukunft; folglich darf intended nicht den Infinitiv der Vergangenheit regieren.“ Aehnlich verhält es sich in den übrigen Fällen. Dieser Grund, an sich betrachtet, ist zwar vollkommen einleuchtend. Es scheint diesem berühmten Grammatiker aber völlig zu entgehen, daß man in der Anwendung des Infinitiv in der Form resp. der Gegenwart oder der Vergangenheit **systematisch** verfahre, um gewisse feine Unterschiede bemerkbar zu machen. Er scheint zu glauben, daß bei Denen, welche in ähnlichen Fällen den Infinitiv in der Form der Vergangenheit anwenden, eine Verwirrung der Begriffe Statt finde, daß sie meinen, den Infinitiv der Vergangenheit anwenden zu müssen, weil die durch den Infinitiv ausgedrückte Handlung im Moment des Erzählens dem Gebiete der Vergangenheit angehörte. Denn er sagt: „Es giebt jedoch respectable Schriftsteller, welche zu glauben scheinen, daß das regierte Zeitwort im Infinitiv immer in der Vergangenheit stehen müsse, wenn das dasselbe regierende Zeitwort in der Vergangenheit steht.“ Das systematische Verfahren der Engländer in der Anwendung des Infinitiv in der Form der Vergangenheit habe ich durch die angeführten Beispiele zeigen wollen. Da selbst die besten englischen Schriftsteller jenen Unterschied beobachten, so meine ich, muß man die Anwendung der Form der Vergangenheit in ähnlichen Fällen als durch den Gebrauch gerechtfertigt ansehen, und habe ich deshalb keinen Anstand genommen, unter den Beispielen auch solche anzuführen, welche Murray als fehlerhaft aufführt. Man wird gewiß in allen Fällen, wo gebildete Engländer den Infinitiv der Vergangenheit anwenden (wo der Deutsche den Infinitiv der Gegenwart anwenden würde), finden, daß einer der oben erwähnten Umstände (Täuschung der Erwartung u. s. w.) Statt findet. Tadelnswerth dürfte diese Anwendung der Form der Vergangenheit freilich sein in jeglichem Falle, wo durch dieselbe ein zum Mißverstand führender Doppelsinn entsteht.

Dem Ursprunge der Neigung der Engländer, unter den erwähn-

ten Umständen den Infinitiv in die Form der Vergangenheit zu stellen, kommen wir auf die Spur, wenn wir erwägen, daß wir auch im Deutschen, (wo wir aus der Vergangenheit berichten, uns aber nicht des Infinitivs bedienen,) uns einer zusammengesetzten Zeitform bedienen müssen, falls das in Rede Stehende nicht geschehen ist. Z. B.:

Indicativ: „Als sie ihm das Geld überreichte, war er zufrieden."

Conjunctiv: „Als sie ihm das Geld überreichte, glaubte sie, er wäre zufrieden."

Conditionale: „Als sie ihm das Geld überreichte, wäre er zufrieden gewesen, wenn sie bei Ueberreichung desselben etwas mehr Discretion gezeigt hätte."

Nun wolle man folgende Sätze vergleichen im Englischen wie auch im Deutschen.

„Wie würden die Schöngeister aus König Karl's Zeit gelacht haben, als sie jenen Menschen eintreten sahen, wenn sie sich nicht vor der königlichen Gegenwart genirt hätten!" How would the wits of King Charles's time have laughed to see (nicht: to have seen) that person enter the hall, had they not been restrained by the royal presence!

„Wie würden die Schöngeister aus König Karl's Zeit gelacht haben, wenn sie Nicolini im Hermelin-Kleide einem Ungewitter ausgesetzt gesehen hätten! How would the wits of King Charles's time have laughed to have seen Nicolini exposed to a tempest in robes of Ermine!

„Er war in jeder Hinsicht so sonderbar gegen mich, daß ich blind gewesen sein muß, es nicht zu bemerken (daß ich es nicht bemerkte)." He was in all things so particular towards me, that I must have been blind not to discover (nicht: to have discovered) it.

„Er war in jeder Hinsicht so sonderbar gegen mich, daß ich blind gewesen sein müßte, wenn ich es nicht bemerkt hätte." He was in all things so particular towards me, that I must have been blind, not to have discovered it.

Auch bei dem Particip, wenn es substantivische Bedeutung hat, macht man einen ähnlichen Unterschied zwischen der Form der Gegenwart und der der Vergangenheit. Z. B.:

„Ich erwartete meine Schwester dort zu finden,“ I expected finding (oder: having found) my sister there.

4) Wenn Zeitwörter, welche (wie z. B.: to expect, to hope u. a. m.) eine Richtung auf die Zukunft haben, im Infinitiv des Passivs mit der Präposition to vorkommen, so stellt der Engländer diesen Infinitiv gern in die Form der Vergangenheit, wenn die Rede von Etwas ist, welches der Erwartung, Hoffnung u. s. w. zum Trotze geschah, während in den unter 3) angeführten Fällen nicht to expect etc. selbst, sondern das von to expect etc. regierte Zeitwort unter ähnlichen Umständen im Infinitiv der Vergangenheit steht.

„Es war zu erwarten,“ heißt: It was to be expected oder: It was to have been expected. Letzteres involvirt, daß das zu Erwartende dennoch nicht geschehen sei.

„Es war nicht zu erwarten,“ It was not to be expected oder: It was not to have been expected. Letzteres involvirt, daß das nicht zu Erwartende dennoch geschehen sei.

Philip, to do him justice, evinced a consideration not to have been expected from his early and arrogant recklessness. (Bulwer.)

You blamed him for his want of a consideration which was not to be expected from such a child. Das which bezieht sich nämlich auf consideration, nicht auf want of a consideration. Sonst würde es auch hier heißen können: to have been expected.

5) Zuweilen hat es mit dem Infinitiv in der Form der Vergangenheit im Englischen folgende Bewandtniß: Wenn das regierende Zeitwort im Plusquamperfectum stehen sollte oder im Conditionale der Vergangenheit und der Infinitiv in der Gegenwart, stellen die Engländer statt dessen oft das regierende Zeitwort in die Form des Imperfectums, oder des Conditionale der Gegenwart und dagegen den Infinitiv in die Form der Vergangenheit, in gleicher Weise wie wenn das regierende Zeitwort ein defectives ist — wie unter 1). Z. B.:

This was received with great approbation by all, except Mrs. P., who, I could perceive, was not perfectly satisfied, as she expected to have had (statt: as she had ex-

pected to have) the pleasure of sitting at the head of the table. (Vicar of W.)

Doctor Slop came slowly along upon the vertebre of a little diminutive pony (scil. „which was“) scarcely able to have made an amble of it (statt: which would have been scarcely able to make an amble of it), had the roads been in an ambling condition. (Sterne.)

„Des Königs Ankunft in A., schon am Montage, wäre zu **erwarten** gewesen, wenn dem Senat die Kunde geworden wäre, daß er früher, als er vorhin beabsichtigt hatte, nach P. abgereiset wäre.“ The king's arrival at A. on Monday already were to *have been* expected (statt des übel klingenden: would have been to *be* expected), if the senate had received notice of his having anticipated his purpose to go to P. In diesem Falle heißt es: to have been expected, mag die Ankunft wirklich erfolgt sein oder nicht, also ohne Rücksicht auf die unter 4) gemachte Unterscheidung.

In manchen der unter 3) angeführten Beispielen, zumal in den letzten, läßt sich die Anwendung des Infinitiv in der Form der Vergangenheit auch durch das hier unter 5) Gesagte erklären.

Stettin. **C. F. S. Haupt.**

Studien über die französischen Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts.

III.

Blaise de Montluc.

Das sechzehnte Jahrhundert hat, was die historische Literatur betrifft, nicht eben mehr als Memoiren hervorgebracht. Zwar ist von einigen Schriftstellern der Zeit die Behandlung der Universalgeschichte versucht worden, aber diese Anläufe sind so dürftig und ungenügend, daß sie kaum in der Literaturgeschichte Erwähnung finden können. Je beschränkter diese ersten Anfänge der wissenschaftlichen historischen Darstellung sind, desto reichhaltiger sind die Schätze, welche uns die Memoirenliteratur des sechzehnten Jahrhunderts bietet, und zwar nicht nur deßwegen, weil darin eine reiche Quelle der Zeitgeschichte fließt, sondern auch wegen ihrer literar-historischen und sprachlichen Bedeutung. Welches frische Leben sprudelt nicht in den hierher gehörenden Autoren, welche Fülle der Ereignisse, welche Anschaulichkeit und zugleich welche Kraft und Naivetät des Ausdruckes! Während die auf wissenschaftlichen Werth berechneten Werke des sechzehnten Jahrhunderts, die noch dazu, weil sie meistens in lateinischer Sprache geschrieben sind, größtentheils auf die Entwickelung der französischen Literatur gar keinen oder nur einen indirecten Einfluß ausgeübt haben, an einer abschreckenden Pedanterie, an Dürftigkeit der leitenden Ideen oder an Schwerfälligkeit und Breite der Ausführung leiden, finden wir hier, in den Zeitbildern der Memoirenschriftsteller, ein warmes, reiches Leben, das uns aus einer Zeit der Kämpfe und der Gährung mit eigenthümlicher Gluth anweht.

Den ersten Platz unter den Autoren dieses Genres müssen wir Blaise de Montluc anweisen, der sein thatenreiches Leben mit ergreifender Naivetät und mit einer wunderbaren Kraft in seinen „Commentaires“ geschildert hat.

Blaise de Montluc, einer jüngern Linie des Hauses Montesquiou angehörend, wurde in der Gascogne in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts (zwischen 1500 und 1504) geboren. Er trat, nachdem er einige Zeit als Page beim Herzoge Anton von Lothringen gestanden hatte, bei der Compagnie dieses Fürsten als einfacher Soldat ein. Als sich aber im Jahre 1521 der Krieg zwischen Karl V. und Franz I. entzündete, gab er seinen Dienst auf, um nach Italien zu eilen. Hier nahm er bei Lescun, dem spätern Marschall von Foix, Dienste und zeichnete sich in jenen denkwürdigen Kämpfen so aus, daß er bald eine Capitainsstelle erwarb. Es kommt uns hier nicht darauf an, die Wechselfälle seiner militairischen Laufbahn einzeln aufzuführen; wir bemerken deßhalb nur, daß er bei allen wichtigeren Handlungen seiner ereignißvollen Zeit betheiligt war, und daß er überall den Ruf eines großen Kriegers bewährte. Die Beschreibung der Vertheidigung von Siena, die ihm von Heinrich II. übertragen war, muß man in den Commentarien selbst nachlesen, um einen Begriff von der Festigkeit und dem Unternehmungsgeiste des Mannes, zugleich aber auch von seinem Darstellungstalente zu bekommen. Noch starrer und unerbittlicher erscheint Montluc in den Religionskriegen, die sich bald darauf in Frankreich entzündeten. Seine Unerbittlichkeit, sein katholischer Eifer und seine Grausamkeit machten ihn zu einem Schrecken der Hugenotten. Nur der furchtbare Baron des Adrets mag ihn an Gewaltthätigkeit und Verfolgungslust übertroffen haben. Er selbst gefällt sich in der Erzählung seiner Executionen; so sagt er z. B.: „on pouvoit connoistre, par où j'estois passé, car par les arbres sur les chemins on en trouvoit les enseignes"; ferner: „il sembloit aux protestans quand ils oyaient parler de moy qu'ils avoient le bourreau à la queue"; oder: pouvant dire avec la verité qu'il n'y a lieutenant de roy de France qui ait plus faict passer d'huguenots par le cousteau ou par la corde que moy und aussi m'appeloient-ils ordinairement le Tyran (p. 244). Nur zuweilen dringt ein Ton des Mitgefühls bei der Schilderung dieser düstern Scenen durch, wenn er z. B. meint: il faut estre cruel bien souvent pour venir à bout de son ennemy. Dieu doit estre bien miséricordieux en nostre endroict, qui faisons tant de maulx und et commenceray à escrire les combats ou je me suis trouvé durant ces guerres civiles, esquelles il m'a fallu, contre mon naturel, user

non seulement de rigueur, mais de cruauté (225). Eine schreckliche Verstümmelung, die er im Jahre 1570 erhielt, nöthigte ihn, sich aus dem thätigen und bewegten Leben, das er bis dahin geführt hatte, zurückzuziehen. Er widmete diese Zeit der unfreiwilligen Muße der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten, deren erste Abtheilung bis auf das Jahr 1571 geht, und die er dann später in einer Fortsetzung bis zum Jahre 1576 fortgeführt hat. Nach dem Tode Karl's IX., 1574, wurde er als Greis noch einmal mit Verleihung der Marschallwürde zum activen Dienste zurückberufen, aber bald darauf durch die Hülflosigkeit seines Körpers genöthigt, demselben gänzlich zu entsagen. Er widmete die letzten Jahre seines Lebens der Vollendung seiner Memoiren. Dieselben wurden fünfzehn Jahre nach seinem Tode, der wahrscheinlich im Juli 1577 stattfand, zum ersten Male zu Bordeaux von einem gewissen Milange herausgegeben.

Montluc hat für seine Denkwürdigkeiten den Titel Commentaires gewählt, indem ihm dabei die Werke Cäsar's vorschwebten, vgl. Vorrede: nul ne pouvoit mieux représenter les desseins, entreprises et executions que moi-même. Le plus grand capitaine qui ait jamais été, qui est César m'en a montré le chemin, ayant lui-même écrit ses commentaires, écrivant la nuit ce qu'il exécutoit le jour. J'ai donc voulu dresser les miens, mal polis, comme sortant de la main d'un soldat, et encore d'un Gascon, qui s'est toujours plus soucié de bien faire que de bien dire. Auch an anderen Stellen verwahrt er sich dagegen, als habe er bei Abfassung seines Werkes einen eigentlich literarischen Zweck gehabt. Er will nur beschreiben, was er gethan oder gesehen hat (car je ne veux rien escrire par ouyr dire, 6); er macht keinen Anspruch auf den Namen eines Historikers (mais je retourne à moy; car, comme j'ay toujours protesté, je ne veux faire l'historien: j'y serois bien empesché, et ne sçaurois par quel bout m'y prendre, 21) und kommt wiederholt darauf zurück, daß er kein Schriftsteller von Profession sei: je ne me suis jamais gueres meslé de ces escritures, 211; je n'avois jamais rien escrit ny pensé à faire des livres: j'estois incapable de cela; mais pendant ma dernière blessure et mes maladies j'ay dicté ce que je vous en laisse, afin que mon nom ne se perde ny de tant de vaillans hommes que j'ay veu bien faire; car les historiens n'escrivent qu'à l'honneur des rois et des princes und je prie ceux qui me

liront de ne les prendre point comme escrits de la main d'un escrivain, mais d'un vieux soldat, et encore Gascon, qui a escrit sa vie à la verité et en guerrier, 407.

Dafür treten uns aber auch in seinem Werke alle Dinge viel lebendiger, naiver und origineller entgegen, als dies bei den anspruchsvollen Kunsthistorikern seiner Zeit der Fall ist, und sein erster Herausgeber kann mit Recht in seiner dem gascognischen Adel gewidmeten Vorrede sagen: ce sont ici les conceptions d'un fort, sain et pur estomac, qui ressentent leur origine et leur terroir, conceptions hardies et vigoureuses, retenant encore l'haleine, la vigueur et la fierté de l'auteur. Indessen glaube man nicht, daß seine Sprache ungeschickt und roh sei, sie trägt freilich hier und da in einzelnen Ausdrücken ein gascognisches Gepräge; aber sie ist so gebildet und abgerundet, wie man es nur von einem Manne, welcher mehr das Schwert, als die Feder geführt hat, erwarten kann. Bisweilen erhebt sich die Darstellung, die meist einfach, schlagend und derb ist, zu wirklicher Beredtsamkeit, und im Allgemeinen kann man sagen, daß auch, was Correctheit anbetrifft, Montluc hinter den Prosaikern seiner Zeit, die er an Kraft und Energie übertrifft, nicht zurücksteht. — Die detaillirten Schlachtenbeschreibungen, die mancherlei Winke und Rathschläge, die er angehenden Feldherren giebt, haben übrigens dem Werke einen so hohen militairischen Werth gegeben, daß es Heinrich IV. le Bréviaire du soldat nennen konnte.

* *
*

Wir citiren im Folgenden nach der Ausgabe, welche Buchon im Panthéon littéraire gegeben hat. Die Zahlen bezeichnen die Seiten.

A.

Grammatische Bemerkungen.

1. Auslassung des **Artikels**: qui destournent de la vertu et grandeur, 2; toujours descendoient soldats, 349; l'esperance des bien et honneur, 6; et qu'ils luy venoient nouveaux Allemans, 61; lendemain midi, 99; nature luy avoit fait un peu tort, 183; si monsieur de Terride n'entendoit guières assieger places, 276; **un** substantivisch gebraucht: je voulus aussi savoir ce qui doit faire un qui commande, 2.

2. Bei den **Substantiven** bemerken wir an Genusabweichungen: troupe als Masculinum: nous descouvrismes un autre grand

troupe, 7; aber dann auch noch öfter Femininum: la trouppe, 8; comté und prieuré nach alter Art als Feminina: la comté de Roussillon, 29; la comté de Guare, 169; une prieuré, 169; guide als Femininum: Le Pelou, print son chemin avec sa guide, 31; affaire und erreur als Masculina: en un tel affaire, 56; un tel erreur, 64; crie als Femininum für cri: il firent faire tout incontinent la crie, 125; les cries furent faites, 243. Ferner fällt die schon bei Calvin bemerkte Steigerung der Substantiva homme und gens auf: et que ce n'estoit lieu qui méritast qu'un si homme de bien que luy mourust, 25; le plus homme de bien d'eux, 317; et faictes que l'eslection soit des plus gens de bien et des plus fidelles, 125; un si homme de bien, 392.

3. Das inflexible Adjectiv grand: une grand lieue, 253; en grand bien; grand joie, 50; grand' estime, 4; qu'ils n'auroient pas grands finances de moi, 13. Auslassung der superlativischen Bezeichnung: ce fut un des grands ayses que j'eus jamais, 94; un des vistes chevaux que je montay jamais, 180; c'estoit un des braves gentils-hommes de ce royaume, 79; un des vaillans gentils-hommes qui sortit il y a cinquante ans de Gascogne, 264; c'estoit un des vaillans hommes et des meilleurs esprits qui sortit jamais de Piedmont, 38; lateinische Superlativa: un grandissime plaisir (vgl. illustrissime), 167; avec grandissime douleur, 329; grandissime proffit, 342; beau vor einem Vocal: vous pouvez prendre ici un beau exemple, 156. Stellung von double: que la trahison double estoit tournée contre nous, 48.

4. Bei den Numeralien ist zu bemerken mil: il amena avec lui dix mil Allemans, 12; qu'il y aye trente mil, 194; Anwendung der Ordnungszahl: de Gregoire troisième, d'Estienne quatrième, de Gregoir neufième (f auch in Charles neufième, 393), 36; prime für premier: de prime arrivée, 52; aspirirtes onze: de onze ou bien de treize par file, 52; die alten tiers u. quart: pour le tiers ... pour la quarte raison, 85; mais tout cela ne venoit pas à la quarte part, 149; la quarte part, 301; Behandlung von midi als Zahlwort: il fut plus de midy, 319; Anwendung der Conjunction et, wo es nicht mehr zulässig: vingt et trois enseignes, 384; vingt et neuf jours apres, 385.

5. Auslassung des persönlichen Pronomens sehr häufig: et croy fermement, 7; abweichende Stellung der Objectspronomina:

je le vous veux escrire, 18; ains la me donna à moy, 30; et le m'amena, 348; le m'envoyeroit, 290; je priay monsieur de Termes la me laisser conduire, 47; je le vous conseille, 213; Verbindung des absoluten moy mit dem Verbum: et moy m'en allay au palais, 148; schwankende Folge von y und en: je m'y en allay, 248 und pour ce qu'il en y a aujourd'hui qui m'aiment, 90; et l'esté n'en y avoit point, 80; mais il en y avoit, 398; Stellung des se: pour s'aller jeter dans Fossan, 51; car personne sçavoit que les Allemans s'en dussent aller, 148; autres se venoient rafraischir pour incontinent apres s'en retourner, 316; pleonastisches Pronomen: à ces hommes il leur faut une quenouille et non une espée, 5; le marquis qui vist que la cavalerie et les Grisons se montraient il voulut retirer les six enseignes du grand chemin, 121.

6. Nachstellung des ungebundenen Possessivs: or, la fortune mienne fut si heureuse, 98; qu'en recompense à jamais il se rendoit serviteur mien, 104; qu'il n'en pouvoit esperer que la perte mienne et la ruine de la cité, 166; qui entendoient les raisons miennes, 278; häufiges mondit u. s. w.: et mondit seigneur, 20; où estoient mesdits seigneurs les cardinaux, 281.

7. Auslassung des absoluten Demonstrativs: messieurs je vous offre ma vie et de tous mes compagnons, 315.

8. Beim Relativum bemerken wir die Auslassung des ce vor qui: il s'en alla en poste à la court; qui enhardit nos ennemis à redresser le camp, 11; je ne sais que devint le comte, 78; passa le pont et là fit teste, qui fut cause que beaucoup de nos gens se sauverent encores, 45; et si l'on regarde bien que j'avais fait estant sous luy, 117; Stellung des Relativsatzes tous ces exemples ay-je mis par escrit, qui peuvent servir à l'advenir, 127, il und on pleonastisch nach einem Relativsatze: mais qui regardera de bien près, on trouvera, 317; qui lira ceste faction, il trouvera la verité, 22; qui vor Vocal apostrophirt: il fut poursuivi du bastard de Bazordan, nommé Janot qu'est encore en vie, 50; je descouvre sur la plaine du Babe, qu'est un chasteau appartenant au chastelier de Savoye, les trois compagnies, 51; tous gentilshommes gascons qu'estoient en ceste trouppe, 53; il avoit accepté de commander aux quatre provinces qu'estoient Dauphiné, Provence et Guyenne, aussi bien

qu'au Languedoc, 344. Das bekannte qui ... qui: mais pensant à se sauver qui son argent qui ses armes, 113; dont, de là où, d'où und où: ce qu'il fit: donc bien nous en prit, 270; quel honneur gaignent les hommes, de se faire non seulement honnorer, mais encores honnorer la nation de là où ils sortent, 129; à un lieu d'où il ne me souvient, 320; je receus une lettre de monsieur là où il disoit, 331.

9. aucun für quelque: durant aucune fois demye heure, 58; tant et tant: après tant et tant de peines par moi souffertes, 1.

10. Bei den Verben ist bemerkenswerth die eigenthümliche Bildung der ersten Conjugation: que nous donnissions, 207; il falloit que nous passissions par le detroit, 177; donnissions, 154; que nous allissions, 108; que nous allissions mettre le siège, 28; nous allissions la voie, 42; que nous la laississions, 292; recontrissions, 54; que nous nous sauvissions, 79; et voulois que nous marchissions, 343; faire trouver bon que nous passissions la rivière, 347; (vergleiche über dieses alterthümliche isse: Orelli, Altfranz. Gramm. 2. Ausg. p. 162); envoyer wird im Futurum und Conditionale noch regelmäßig gebildet: que le roy nous envoyera, 125; envoyera, 391; que Dieu leur envoyeroit, 125; alterthümliche Conjugation von laisser (vgl. Diez und Orelli): je lairray donc cela en arrière, 16; que nous lairions après nous, 292; pardoint: Dieu me le pardoint, 31; que Dieu pardoint, 397. Auslassung des Hülfszeitwortes: d'autres ont perdu la vie sur un eschaffaut, d'autres deshonnorés (zu ergänzen se sont) et retirés en leur maisons, 2; que je n'ay jamais esté deffaict ny surpris, en quelque faict de guerre où j'ai commandé ains toujours rapporté victoire et honneur, 1; Verwechslung von être und avoir: si nous fussions esté tous enfilés dans le chemin, 96; il eust mieux vallu cent fois que tous fussent esté auprès de monsieur le prince, 317; qui leur fust esté necessaire, 317; qu'il n'en avoit pas un qui fust voulu demeurer, 353; s'ils se fussent esté rompus ou separés, 370. Auslassung des euphonischen t in der Fragestellung (vgl. Pasquier): si en demeura-il, 83; aussi n'en eschappe-il guere, 264.

Von alten Adverbien bemerken wir: ores: je ne cessay de courir et sauter ores ça, ores là, 135; je ne faisois autre

chose que de courir par tout à cheval ores aux fortifications, puis à ceux qui sioient les tables au moulin, 98; prou (vgl. auch im Glossarium): il y en a eu prou qui estoient si très-extenué de ma maladie, 137; un second coup für de nouveau: ce qui occasionna monsieur le marquis de faire sa retraite, fut par la crainte qu'il avoit de tenter un second coup fortune, 20; mais (magis): qui n'en pouvoit mais, 264; sans plus: d'aller choisir six vingts hommes sans plus, 24; on ne demeuroit qu'une heure au manger sans plus, 362; d'abordée: d'abordée nous emportasmes le fauxbourg et les barricades, 411; mesmement: les raisins qu'ils mangeoient mirent leur camp en un si grand désordre de maladie et mortalité mesmement parmy les Allemans, 27; ne pouvant passer ceste plaine sans courir un grand peril et mesmement la nuit, 55; outre für en outre: et outre, trois ou quatre marchans de Barges, 48; clair für clairement: nous oyons les tambourins des ennemis aussi clair presque comme les nostres, 66; icy für das angehängte ci: ceste nuit icy, 207; pieça (vgl. Pasquier): qui sortit pieça de Gascogne, 87; petit für peu (vgl. Calvin): mais alla prendre le chemin un petit à main droite, 104; premièrement für d'abord: premièrement, il alla droit à la muraille de la ville ... et puis ... 110; quant et quant (vgl. Calvin): et quant et quant firent sonner leurs trompettes, 267; voilà getrennt: voiles là en peur, 272; ouy ungetrennt: lequel leur respondit qu'ouy, 89; que non: il me devoit par raison mieux aymer que non ceux qui le conseilloient de faire, 354.

12. Präpositionen: joignant: qui estoient tout joignant la tour, 207; joignant lequel y a une plaine, 7; et les menasmes jusque tout joignant la Magdaleine, 18; tout cela campoit joignant la ville, 101; devers: et avec cela me conduis devers sa majesté, 5; je fus forcé de reculler devers le trou, 14; à für par: si vous vous laisser dominer à l'avarice, 3; qu'ils se laisseront battre à une poignée de gens, 253; sur: ne vous excusez pas, messieurs, sur eux, 129; pour = par: estant nostre camp affaibly, tant pour la longueur du siège que pour les maladies, 12; devant für avant: le jour devant, 40; une heure devant le jour, 54; de für quant à: car de moy je n'avois la parole, 19; car les escrivains d'aujourd'hui n'osent escrire qu'à

demy: de moy, j'aime mieux me taire, 409; d'enseignes ils n'en avoient point, 194; de là: ils sont de là le pont, 53; qu'estoient demeurés de-là l'eau, 204; comme j'arrivay de là Tresse, 266; au derrière und au rière: puis allay monter au derrière de la cour d'Ordre, 80; que ceux qui estoient au rière coing les combatissent, 204; près schon mit Accusativ: vous devez estre parmy les soldats et compagnons et près votre colonel, 3. Auslassung der Präposition: et les priay monter à cheval, 267; ce que le vin vous contraindra faire, 3; je vous prie me croire, 3; qui faisoient mine vouloir entreprendre quelque chose, 7; leur commandant marcher vers le portail, 20; et fus contraint le rénvoyer, 266; et commandoit tant en Alvert qu'Oleron, 302; si non je suis déliberé suivre mon commencement, 334.

13. Negationen: rien ohne negative Bedeutung: rien de bon au ventre, 6; que non: qui vous ameneront plustost à la ruyne de vostre vie, que non (vgl. Adverb.) à l'exaltation de l'honneur et de vostre nom, 5; plus vouloir faire quelque chose grande que non pour faute de coeur, 45; estant beaucoup meilleur de conserver le royaume que non de Piedmont, 63; vous estes en danger d'estre plus souvent battus que non de battre l'ennemy, 85; il valoit beaucoup mieux les combattre nous-mesmes, que non de nous aller joindre avec monsieur de Montpensier, 309; mais les lettres forgées de l'invention de Montsallis eurent plus d'authorité que non ce que nous voyons à l'oeil qu'il falloit faire, 313; vous confesserez que mes victoires m'ont plus reussi pour la grand vigilance, diligence et prompte execution qne non pour ma hardiesse, 377; gueres: n'estant la place encores en gueres bon estat, 198; ne für ni: ne voulut jamais permettre que le capitaine Favas ne le reste de la compagnie patissent, 40; il m'eust été possible ne à tous ceux qui estoient dedans, 243; goutte: pour qu'il n'avoit dormy une seule goutte de toute la nuict, 105; nany: nany, nany car celuy-là est mort, 138; jamais = pas encore: je n'eus jamais achevé mes depesches que le baron de Ch. arriva, 266; sinon: je voy bien que la conservation de la cité et de vostre liberté ne consiste sinon à prolonger les vivres, 130.

14. Conjunctionen: deslorsque: deslorsque je fus à Montalsin, 183; encore que (namentlich mit si im folgenden

Sätze): encore que j'aye eu beaucoup d'heur aux combats . . . si ne veux-je pas que l'on pense, 1; encores que je sois gentilhomme, si suis-je néantmoins parvenu degré par degré, 2; capitaines, encores que ce ne soit pas ici de grandes conquestes et batailles, si pouvez vous apprendre, 342; et encores que je cogneusse bien que monsieur le mareschal ne prenoit plaisir à voir mes lettres, si luy escrivis-je, 385; et encore que monsieur de Laugnai fust malade de la maladie qui l'a si longtemps tenu, néantmoins si tenoit-il les soldats nuict et jour dehors, 363; aux fins que: et que les portes de la ville seroient fermées, aux fins que personne ne peust sortir, 107; que: or par le moyen des escarmouches qui furent faictes aussi belles en ces lieux qu'en toute autre place que (où) je me trouvay jamais, 108; si (vgl. Pasquier): mais si suis-je contraint dire la verité, 117; quoy que j'eusse resolu de n'aller plus en ce pays-là, si est-ce que je ne peus m'empescher, 75; tandis: l'alarme estoit grande dans la dicte ville, 25; ainsi que: ainsi que je fus arrivé au bourg, 55; et ainsi que nous voulions sortir de la ville, arriva monsieur de Cental, 51; cependant que: nous qui les desestimons cependant qu'ils nous craignent, 64; tirant cependant que les autres rechargeront, 39; de tant que: de tant qu'il estoit desjà presque nuit, 89; despuis que: de ma part je ne prens nulle excuse en payement despuis qu'il y va de la perte d'une ville, 102; ains: ne prenez pas toujours le plus aisé, ains trompez le, 342.

15. Sonst auffällige Constructionen: vous ne devez rejeter en arrière les remonstrances que je fais, pour avoir veu tant de choses en mon temps, 5; ceux qui desirent avec les armes acquerir de l'honneur, 6; il seroit deffait sur les chemins car bien tost l'empereur seroit adverty, pour n'y avoir que quatre lieues dudit Auriole jusques à Aix, 22; nous estions au val de l'autre costé, près d'en monter une autre, y ayant en ces quartiers là plusieurs colines, 26; lui et son maistre cogneurent que c'est d'attaquer un roy de France, 27; à la vérité dire, 41; s'enfuyant droict à Fossan, pour estre mieux monté que les autres, 43; lui dict qu'est-ce que luy en sembloit, 65; les uns en tuoyent, et les autres en sauvoyent, y en ayant tel qui en avoit plus que quinze ou vingt autour de

luy, 73; pour à quoy les contraindre, 98; je dis au capitaine Charry, presens mes soldats, 102; pour luy apprendre qu'est-ce que la guerre, 103; les pompes, les plaisirs, les delices, la curiosité de ceste ville, ne me peust arrester un jour, 164; comme dit est, 206; et par trois jours ceste desolation et pleurs dura, 149; en tant de maladies et blesseures qui j'ay eue, 307; voy-là que c'est de faire recognition, 308; une chose sçay-je bien, 309; or, à la verité dire, 338; je veux mettre par escrit icy qu'est-ce que je faisois à Ayre, 338.

B.

Glossarium.

A.

aboyer, eigenthümlich für être aux abois: le vin arriva sur le point que j'aboyois à la mort, 131.

abreuver: il n'est pas possible que sa majesté ne fust, comme j'ay dict, pippée et abreuvée de quelques gens, 285.

accaser (vgl. acazer, zu Lehen geben), hier für niederlassen: o que ces pauvres Anglais qui s'estoient accasés depuis trois cens ans dans la ville de Calais, 161.

accort (vgl.: accort signifie conciliant. Il vient d'accorter; c'est un mot qui n'est plus en usage dans le style noble, et on doit regretter qu'il n'y soit plus. Voltaire): un des accors hommes, 49.

accourager für encourager, im sechzehnten Jahrhundert sehr gebräuchlich: pour m'accourager à faire mieux, 62; ce qui nous devoit plus accourager à bien faire au combat, 66; s'accouragerent les uns les autres, 378; affin de les accourager, 82; accouragea tout le monde, 166.

accoutumance, veraltet, obgleich auch jetzt allenfalls noch: je croy que ce n'est que quelque accoutumance, 163; vgl. l'accoutumance est une seconde nature. Montaigne.

acquest, noch jetzt (acquêt) in der Gerichtssprache und in sprichwörtlichen Redensarten: et combattent plus pour la gloire et l'honneur que pour acquest, 160.

affermer für affirmer (vgl. Calvin): j'oserois affermer, 377.

aiguade, das Einnehmen von Wasser: ayant esté emporté d'une mousquetade en isle de Maderes, où il fist descendre pour faire aiguade, 280.

ainsi, die sprichwörtliche Phrase ainsi comme ainsi: et si l'on ne leur eust rien apresté-là, ainsi comme ainsi, ils fussent passés outre, 121.

aix für ais (Brett): et passasmes la rivière par dessus iceluy (pont) encor que les aix ne fussent pas encore cloués, 203.

alienne (alienus vgl. aliéner): de tant de nations aliennes de nostre religion, 49.

alte (für halte): ils firent alte, 7.

amender für besser werden, herstellen: il me sembla que j'estois un peu amendé et en renvoiay la litière, 197.

annuit: ce que tu peux faire, annuit n'attens au lendement, 85; il aura réponse anuit pour retourner le matin, Froissart; vgl. bei Carpentier: anuit s. f. ancien mot. Dans plusieurs de nos provinces on dit encore anuit (cette nuit) pour dire aujourd'hui, ce qui parait venir de l'habitude où étoient les Germains, de qui nous descendons, de compter par nuit au lieu de compter par jour.

antiporte: il y a une grande antiporte fort large, 143.

apoltronir, statt apoltronner, das aber selbst schon veraltet ist: et cependant, encore qu'ils ayent naturellement bon coeur, avec le temps s'apoltronissent, 299 = feige werden; vgl. un jeune homme doit troubler ses reigles, pour esveiller sa vigueur, la garder de moisir et s'apoltronir, Montaigne, III.; le mariage apoltronit et accroupit les bons et grands esprits, Charron, I., 42.

aposter: et avois des gens apostés pour observer ce qui se faisoit en Bearn, 306.

apprentif (vgl. Pasquier): il faut que les jeunes demeurent apprentifs et obeissent aux vieux, 393; quelques apprentifs en nostre mestier y apprenderont quelque chose, 338.

argolet für argoulet (Carabiner): et commencerent à tirer à nos argolets, 347.

arraisonner (vgl. Calvin): j'arraisonnois à part moy, 152.

assiégeur, ungebräuchliches Substantiv: un bon assiégeur de places en doit faire ainsi, 374.

avant-courrier (hier für avant-coureur): qui sont avant-courriers de la bataille, 124.

avitaillement, damals seltener als jetzt: pour leur provision et avitaillement de l'armée, 33.

B.

bailler für donner: mais que tout leur fust baillé promptement, 211.

barquerot, Diminutiv von barque (vgl. barquerolle, barquette): je leur fis orier par quelques petits barquerots qui alloient et venoient, 18.

barrique, noch jetzt: secondement fut trouvé plus de trente barriques pleines de corcelets, 77.

bastant (spanisch), nur noch familiär: une armée composée de douze à quinze mil hommes est bastante d'en affronter une de trente mille, 64; cela seul estoit bastant pour me faire passer toutes impossibilités, 167; sans avoir des forces bastantes, 337.

bat-sain (vgl. tocsin, signum); et commenday qu'avec le batsin ils fissent lever toutes communes des vallées et villages, 376.

bayart: et portions le sieur Pierre-Gentil et moy le bayart pour donner exemple à tous les autres, 200.

baye (vgl. baie noch in sprüchwörtlichen Sätzen): n'estoient que bayes et tromperies, 150.

bienveigner (vgl. Pasquier): par lequel il a esté bien-veigné, 35.

blot: craignant que l'on leur fit mettre au blot, 44.

boeufle (vgl. boeuf und buffle): il ne sceut si bien faire qu'il n'y entrast des vaches et des boeufles, 128.

bonneter = donner des coups de bonnets, saluer (vgl. Fail): et quand nous arrivons, il leur faut bonneter et leur faire la cour, 330.

botte, sprüchwörtliche Redensart: mon medecin cuida perdre là sa leçon, et moy les bottes, 313.

boucler, etwa wie bloquer: il ramenast ses galères à Genes avec lesquelles il tenoit la ville de Naple bouclée par la mer, 16; vous qui avez la charge d'attaquer et boucler les places, 109.

bouger: je ne voulus bouger les cinq enseignes que mon nepveu de Leberon commandoit, 343.

boule-veue, sprüchwörtlich: ainsi vous jouerez à boule veue, comme on dict, 127.

brancher, noch jetzt familiär für pendre à une branche: or Verdery n'y vint pas, dont bien luy en prit, car je l'eusse fait brancher, 231.

bravache, populär, je ne suis point un bravache, 64; ils sont bravaches, 271.

braver: et tel en brave et parle plus haut, qui fuit peut-estre le premier, 60.

brider: le marquis, ne perdant point de temps, nous brida de toutes parts, 129.

brouée, noch jetzt: il faisoit une brouée, 40.

brûlement, veraltet (aber auch bei Condillac): et fisrent l'execution du brûlement entre-prins, 371.

busquer, familiär: il faut que vous alliez busquer fortune ailleurs, 401.

C.

cadene (catena), veraltet: d'estre reduits à ce malheur, de se voir attachés à la cadene, 165.

cane, das jetzt noch sprüchwörtlich gebrauchte faire la cane: il voyoit que nos argollets (argoulet = carabinier) qui estoient descendus à pied, faisoient la cane derrière les maisons, 347.

cap (caput, chef): je luy dressay toute sa compagnie, et luy fit ses centeniers, cap d'escordes et enseignes, 22.

capitaineau: afin que tant de capitaineaux retournent soldats, 395.

captau: monsieur le marquis, monsieur le captau, le comte Hugue, 17.

care (chère, vgl. Pasquier = visage, italien.): il est aisé de le voir à la care si un homme est espouvante, 101; je cogneus dès lors,

à leur care et à leur langage que ces gens estoient bien resolus de garder leur liberté, 125; et marchez ainsi bravement parmy la ville et parmy les soldats, la care levée, 141.

carnal, Marineausdruck: les faisant mettre à la largue pour tirer aux carnaux, 347.

carroux (vgl. carrous bei Fail): parmy les Allemans et Suisses il faut faire carroux, 137.

caterre für catarrhe: un caterre me surprit, 306; n'estant encores bien guery de mon caterre, 307.

cercher für chercher (gascognisch): s'en retourna cercher les autres deux, 112; auch bei Froissart.

cerne = Kreis, veraltet (vgl. cerner): sans qu'il fallust que nostre cavallerie fist un grand cerne pour passer les fossés, 56.

chappe in sprüchwörtlicher Weise: cependant qu'ils disputoient de la chappe à l'evesque, 99.

charroy (vgl. charroi, doch nicht ganz so): le bruit du charroy de l'artillerie, 88.

chastier (vgl. châtier, aber zugleich auch chaste) = sich zügeln: j'apprins à me chastier du jeu, du vin et de l'avarice, 2.

chaude, substantivisch: et à point nommé, fussent arrivés sur la chaude du combat, 121.

chevance, veraltet: aux dépens et perte de leur chevance et effusion de leur sang, 35; vgl. Carpentier: chevance s. f. du latin cabentia dans Du Cange. Il paraît venir de caput, le bien qu'on a de son chef. Cet ancien mot, qui se trouve dans le Dict. de Ph. Monet y est défíné par ce qu'on a de vaillant, nommément en fonds. Lui promettant qu'il lui servit vray et loyal subject et le serviroit de corps et de chevance. Chartier.

Il se gardera bien de commettre une offense
Craignant de perdre honneur, dignité et chevance. Ronsard.

circonvoisin (vgl. Pasquier): en deux ou trois autres places circonvoisines, 54; des villages circonvoisins, 84.

citadin = citoyen: moi qui ne veut avoir plus de privilege que le moindre citadin, 131.

coigne-festu: et ne peux tenir de lui dire qu'il sembloit au coigne-festu, 24.

colleter: à la fin je m'assuray, me sentant assez fort pour le colleter, s'il avoit entrepris de faire quelque mauvais coup, 184.

compasser le temps, 194.

condigne: si vous ne pouvez recevoir la recompense condigne, 402.

confort (im Engl. erhalten: me remerciant bien fort du bon confort et conseil que je leur donnais, 149.

conniller (vgl. Pasquier): si vostre heure est venue, vous avez beau conniller, 213.

conseiller: c'est chose que nous attendons et desirons il y a long-temps, sans tant conseiller, 62.

contestation: de sorte qu'il y eut de la contestation, 57.

contrebas: qui alloient droit au Tybre contrebas, 177.

convoiteux, veraltet: une masse de gens tous convoiteux de gaigner honneur au lieu qu'ils entreprennent, 98.

corde, sprüchwörtlich: qu'il y avoit quelque chose sous corde, 289.

cotter (coter jetzt beschränkt): et que peut-estre je pourrai cotter oy après, 11; une autre raison me contraint à cotter ces particularités, 325.

couïonnade (coïon): après qu'on eust entendu la couïonnade, autrement ne se peut elle appeler, 56; ceste couïonnade fut fort grande et de grand dommage pour le service du roy, 85; auch coyonnade: je leur monstray la coyonnade que nous avions faicte, 261.

couleur (vgl. Calvin): vous autres faites tout cecy sous couleur de l'Evangile, 228.

coulpe: d'en donner la coulpe au roy, 32.

courcie für coursie: il mit un voyle sur la sourcie près la pouppe, 165.

courvée für corvée: monsieur de Fontenilles fit une grande courvée, 231; je n'estois plus capable de porter les grandes courvées, 411.

coyement, Adverb von coi, still, ruhig (bei Froissart immer quoiement): de faire aller de nuit par la ville quelques hommes le plus coyement qu'on pouvoit, 152.

croisette, jetzt nur beschränkter Gebrauch = petite croix: la croisette 151; das Wort kommt auch schon öfter bei Froissart vor.

cuider (vgl. Pasquier und Faif); tellement que nous cuidâmes tous mourir de soif, 26; et en cuida mourir, 277; qui cuida couster si cher à monsieur, 295.

cuissen: pour ce qu'on me livit le bras avec le corps, un cuissen entre deux, 21.

cuissinet: ayant un cuissinet au bras, 16.

curée: car c'est leur oster le coeur si on ne leur donne quelque curée, 212.

D.

déconforter, schon häufig bei Montluc: qui estoit sur le grand boulevart qui me deconforta fort, 264.

défluxion, noch jetzt medicin. Ausdruck: une defluxion m'estoit tombée sur un tetin, 329.

delayement (vgl. délai und dilayer, statt des Letztern kommt auch délayer für différer, aufschieben, vor): et ainsi sur ce delayement, je fus contraint de donner le premier, 189.

demurer, noch jetzt: et pour ce qu'il falloit demurer deux portes, 55.

dependre = depenser (vgl. Fail, Calvin): puisque je dependois si honnorablement, 217.

desceu: elle fut imprimée à mon desceu, 388.

desconforter vgl. deconforter: pour crainte que les Sienois ne se desconfortassent du tout, 196.

description für Aufzeichnung, Verzeichniß: vous aviez fait, moy estant à l'extremité, la description des vivres, 130; pour faire description de tous les bleds que vous avez dans la cité, avec la description des bouches, 130.

desembarquer, noch jetzt: comme nous fusmes retournés de la coste d'Angleterre et desembarqués au Havre de Grace, 81.

desengager = dégager, jetzt seltener: mais le capitaine Baretnau le jeune et deux autres, me desengagerent, 273; je desirois fort trouver les moyens de le desengager, 167.

désespérade, noch jetzt in adverbialer Form: pour crainte que nous sortissions à la desesperade sur luy et luy donnissions la bataille, 154; nous sortissions sur luy à la desesperade, 155.

désestimer, auch jetzt noch: nous qui les desestimons, 64; vgl. Cicéron mesme, qui devoit au sçavoir tout son vaillant, Valerius dit que sur sa vieillesse, il commença à desestimer les lettrés, Montaigne, II., 12.

deslouer, etwa im Sinne von verrenken, ganz ungebräuchlich: de telle force que je me deslouay la hanche, 90.

despartie (départie) = départ (Trennung), veraltet: j'avois veu une grande pitié aux bouches inutiles, mais j'en vis bien autant à la despartie de ceux qui s'en venoient avec nous et ceux qui demeuroient, 158; oncques en ma vie je n'ay veu despartie si désolée, Ebd.

despartir: ainsi me despartis d'eux, 125.

despescher (als v. n., wie auch jetzt dépêcher noch vorkommt): je despeschay vers leurs majestés, leur faisant sçavoir leurs responces, 301.

desplancher: les ennemis d'autre part desplancherent et ostèrent les tables du dessus d'une salle, 14.

despouiller für déshabiller: je ne me despouillay de ceste nuit-là, 235.

detroit, Engpaß: le detroit des rochers, 177.

dévotieux, mehr veraltet für dévot: et faire plus le religieux et devotieux qu'on n'est 137.

dextre, im Sinne von geschickt: car l'Allemand est plus dextre que nous en ceste manière, 70.

dilayement vgl. delayement: ce dilayement qu'il faisoit, 265; ebenso dilayer: et à peine peus-je obtenir ceste grace que pour cinq jours on dilayast, 151.

diligenter, activ: pour diligenter ma fortification, 97; sonst auch: et que cependant ils diligentassent de faire les preparatifs, 277.

dispost, alte Form für dispos: le comte qui estoit un des plus

disposts hommes de l'Italie, 49; La Monnoye sagt über dispos (dispositus): il est sûr que si dispos avoit un féminin, ce seroit disposte qu'il faudrait dire. Dieses Femininum findet sich auch bei Ronsard:

Afin de te faire estre
Toujours saine et disposte.

divertir = abziehen: cela vous divertit du tout de votre charge, 2; pour me divertir de ceste intention, 96; vgl. pour divertir leur père de sa promesse. Despériers.

divulguer, ganz wie jetzt: pour ne divulguer mon voyage, 23.

dommageable: plus utile que dommageable, 33; que le mauvais conseil de ce Thomas ne luy soit honteux et dommageable, 124. Das Adverb dommeagablement (vgl. Montaigne, I., 25) ist jetzt ganz veraltet.

douloir (dolere): j'ay esté contrainct de me plaindre et me douloir à vous et non à autre, 387; et moi aussi là où je me deuil, qui est à la perte de mon bon roi, 246.

E.

effute: et alors je l'allay embrasser, et le voyant bien effuté, 146.

embeguiner, noch familiär: ayant donc accoustumé auparavant d'estre ainsi embeguiné, 137.

embrouiller: les affaires de ces princes étoient si embrouillées et confuses, 183.

encoigner, in die Enge treiben, auf einen Winkel (coin) beschränken, jetzt in diesem Sinne gar nicht mehr: je m'estonne comme il y a des gens si mal habilles qui donnent entendre au roy qu'il faut encoigner les huguenots dans la Guyenne, 367.

encoignure: qu'il y ait des encoignures pour pouvoir loger des gens, 206.

enflamber (vgl. Calvin): s'enflambant de colère, 286.

enfourner, wie noch jetzt, als Reflexivum: monsieur l'amiral, qui estoit guerrier, s'alloit enfourner parmy les landes, 323; je croy qu'il ne fust pas esté si mal-advisé que de s'enfourner en la Guyenne, 338.

enjamber, figürlich gebraucht: et comme celle qui de tout temps a fait tout effort d'enjamber et usurper les biens et pays d'autrui, 37; vgl. j'ay plustost fuy, qu'autrement d'enjamber par dessus le degré de fortune, Montaigne, III., 7.

entremanger (se): s'ils ne se fussent entremangés en ces guerres civiles, 221.

entrepartir (se) = se partager: pour s'entrepartir ce royaume chrestien, 35.

entreprinse, immer für entreprise: entreprinse et executions, 1.

entresecourir: que ceux de Grenade et du Mas de Verdun avoient commandement de s'entresecourir les uns les-autres, 331.

entretuer: mais ce sont des artifices du diable pour nous faire entretuer, 8.

escallade, ganz schon wie jetzt escalade: l'escallade fut furieusement donnée, 87.

esclarcir: puisqu'elle est entièrement et en toutes sortes esclarcie et très asseurée, 36.

escopeterie, veraltet: car s'amuser à ces escopeteries (escopetterie) c'est temps perdu, 144.

escorne = affront, perte: vous recevez ici une escorne pour jamais, 20. Menage leitet das Wort escorne oder écorne vom italien. scorno ab; vielleicht von corne, Horn, Stoß mit dem Horne.

escortement, ein Adverb vom veralteten escort = prudent: et que, si je voulois, il meneroit l'entreprinse si escortement qu'il me les ameneroit tous entre mes mains, 185.

esjouir, veraltet für réjouir (vgl. Calvin): j'en ay veu de si bons amis qui s'esjouissoyent de la perte de leurs compagnons, 165.

espie = espion, überall bei ältern Schriftstellern: et avois de si bonnes espies, 329.

espoinçonner: quelle religion l'espoinçonna, 34.

espousseter (épousseter), figürlich: je lui assurois sur mon honneur luy en amener autres mille pour espousseter Mongommery, 357.

esselle: qui avoit eaue jusques aux esselles, 349.

estonner, in stärkerer Bedeutung (vgl. Pasquier): et cogneusmes bien qu'ils étoient estonnés, 211; mais il estoit trop homme de bien pour s'estonner si legerement comme ils pensoient, 195.

estoupper = stopfen; estouppez les oreilles aux cris, 150.

estrecte: je craignois qu'on me donnait une estrecte, 352; voir si nous leur pouvions donner une estrecte, 344.

estropiat, höchstens noch familiär (vgl. auch stropiat): dont il est depuis demeuré estropiat, 31 und 53; pour les pauvres soldats estropiats et blecés, 213.

esventé: Pedro Antonio, un jeune fol esventé, 102.

exercite: que ce victorieux exercite de Gaulois passa d'Europe en Asie, 36.

eximer: les mesmes ministres de l'Empereur estimoient aussi s'eximer de tout blasme, 32.

F.

faciende, noch familiär = cabale, intrigue: car c'estoient gens de peu de faciende, gens de ville, 317.

faction, in dem gänzlich ungebräuchlichen Sinne für action (die Bedeutung von parti bekam übrigens das Wort schon im 16. Jahrhundert): parcequ'il se fit là une petite faction où j'eus ma part, 17; or voylà la derniere faction où je me trouvay, 21.

fame, veraltet: pour la fame et bonne renommée du pere desdicts Des-Rois, 304; vgl. mais la fame qui vole et parle librement. Ronsard.

fassine für fascine (aber auch diese Form, 47): derriere les fassines, 48.

feintise, ganz veraltet für feinte, déguisement: et ne sont le plus souvent que dissimulations, feintises et jalousies, 303.

ferrer, auch jetzt noch figürlich: parce que c'estoit un entendement bien ferré, 88.

fiance (vgl. Calvin): pour ce qu'il m'aimoit et avoit grand fiance en moy, 57.

finablement (vgl. Fail): et finablement on n'y fit rien, 109.

flotte = foule (vgl. Pasquier): lesquels incontinent passerent la riviere tous de flotte, en eaue jusques à la ceinture, 31.

fogon: et que ces armes fussent mises audessus du fogon, 93.

folenchere: car il faut toujours qu'un petit compagnon comme moy paye la folenchere, 354.

fouasse: que hyer ils avoient envoyé de leurs femmes audit chasteau avec des fruicts, fouasses et chastaignes, 49.

foul, im Plur. fouls: plusieurs jeunes fouls ont mis pour leur indiscretion des princes en guerre, 187.

frute (faute?): le roy a remis et pardonné une telle frute à un tel et pourquoy ne me pardonnera-il aussi à moy, 403.

fusée, noch in sprüchwörtlicher Weise: mais ce n'est pas à moi à desmeler de si grandes fusées, 37.

G.

gaber = railler (gab = raillerie: par manière de gabois, Monstrelet, I., 239, vgl. Fail): et monsieur le mareschal quand il vouloit gaber, parloit toujours en italien, 181.

gabionnade: tous les hauts gabions gabionnés à double gabionnade, 99.

garbouil (vom ital. garbuglio, garbouille): ce soldat entendit qu'ils étoient en garbouil là dedans, 215; vgl. on disoit autrefois être en garbouille avec quelqu'un, pour être brouillé avec lui. Sat. Ménip.

garder = durer: la tourmente garda un jour et une nuict, 302.

gastadour (auch vastadour, von vatastor, vgl. Fauchet): les autres soldats appeloient les nostres pionniers gastadours, 82.

gayable (gué) für guéable (vgl. auch gueyable): car l'eau estoit gayable en deux endroits, 266; car toutes les rivieres estoient gayables, 309.

gehenne: je leur requis que tout incontinent il fust mis sur la gehenne (Folter), 153.

genouil = genou: tous étoient le genouil à terre, 19.

gentil: c'estoit un des plus gentils capitaines, 355.

grener: et qu'on m'eust laissé faire sans apporter les empeschemens que les édits ont faicts, j'eusse bien gardé les huguenots de grener á Gueynne, 328.

gueyable (vgl. gayable): car la riviere y estoit gueyable, 339.

guyer (gué): pour-ce qu'elle estoit fort basse et se gueyoit en plusieurs lieux, 344.

guerroyer: que si vous voulez guerroyer vos voisins, 322.

H.

hasarder, nicht aspirirt: si je m'hasardois, 118; je leur accorde qu'il ne doit pas s'hasarder, 136.

hastivement (vgl. Pasquier): parce que la trouppe des ennemis de main droite alloit plus hastivement droit au pont que celle de main gauche, 9; qui r'entrerent hastivement dedans, 25.

hastiveté: car ceste place se gaigna pour la hastivité dont j'usay, 212; la hastiveté de les combattres sur leur peur, 213.

haussir für hausser: je haussis la voix, 42.

heur: et comme Dieu veut donner l'heur aux hommes, 218.

host (vgl. ost, Pasqu. und Calvin): aussi avec ces armes peut on mieux combattre en host qu'avec les lances, 397.

I.

illustrissime: cette illustrissime seigneurie, 37.

immondicité, jetzt ungebräuchlich für immondice: qui estoit parlà où sortoient les immondicités de la ville, 187.

impatronner, etwa für s'impatroniser oder auch geradezu für sich bemächtigen: et en peu de temps, avec l'armée des Barbares impatronnerent de la plus grande partie de la Sicile, 33.

improperer, veraltet: et après on me improperoit le tout, 261.

improvident, jetzt ganz veraltet (das Substantiv improvidence hat sich noch erhalten): il faut conclure que vous estes bien improvident de vous engager à attaquer une place sans avoir le moyen, 109; mal sage et improvident, 196.

incoulpable (incoupable, allenfalls noch, und daneben in der Gerichtssprache inculpable): si suis-je aussi innocent et aussi incoulpable de la faute, 354.

incongruité: je cuiday enrager, voyant une telle incongruité, 19.

ingambe (aus dem Ital.) noch jetzt: estans tous bien ingambes et le pied leger, 23; il est prompt, ingambe et la chaleur luy enfle le coeur, 101.

insidiateur, nicht eben sehr gebräuchlich: mais aussi le recoignoistre comme insidiateur de la liberté de ceste illustrissime seigneurie, 37; vgl. voilà comment ce pauvre prescheur, d'un zélateur de la foy, devint en un instant insidiateur de la foy. H. Estienne.

investir, auch jetzt noch in der Kriegssprache für berennen, angreifen: et courusmes pour les investir, 86; quand il nous cuiderent investir, 166.

J.

johannot: j'oyois dire que les surveillans avoient des nerfs de boeuf qu'ils appelloient johanots desquels ils maltraistoient et battoient rudement les pauvres paysans, s'ils n'alloient à la presche, 226.

judicature: et aussi qu'il n'y avoit judicature grande ny petite qu'il n'y eust de leur religion, 233.

jurade: le procureur general se fit fort avec le dit sieur de Gourgues de convertir toute la jurade, 305.

jurat, Schöppe in Bordeaux: et me prioit la cour, les jurats et le dict sieur de Noailles, 277.

L.

lardouaire für lardoire: feignant sçavoir mieux manier une lardouaire qu'une espée, 29.

largue: car nos picquiers ne pouvoyent faire largue, 19; qui se tenoient toujours à la largue des arquebusades, 52; et qu'il nous vit arrivés au coing de la ville, il faict largue, 95.

lice: car il tua mon bon maistre le roy Henry à la fleur de son âge, courant en lice contre luy, 330.

livrée, ſprüchwörtlich: mais je n'y eusse sceu que faire, car qui va à telles nopces en rapporte bien souvent des livrées rouges, 111.

M.

maieul: il n'y avoit eaue que jusques au maieul des roues, 110.

maillé: pour coupper les bras maillez et destraucher les morions, 43.

main, ſprüchwörtlich: monsieur le marquis fit crier de main en main, 20; et de main en main fis dire aux soldats, 25.

majeur (majores): ce ne seront pas les merites que nos majeurs par la grace de Dieu ont acquis, 36; une nation que vos majeurs ont tant aymé et honnorée, 37.

malcontenter für mécontenter (malcontent): pour ne malcontenter le dit sieur mareschal, 97.

mal, adjectiviſch: et me vint dire le capitaine Faustin la male fortune de tous nos gens, 190.

mallegrace, Ungnade: ce qui m'en est advenu, qui est d'en avoir pour tout jamais la mallegrace de la maison de Montmorency, 221; je n'en ay eu que reproches et mallegraces, 279.

malotru: je fus aussi du nombre, tout malotru que j'estois, 17.

maltalent (vgl. talent bei Pasquier): pleust à Dieu que monsieur le mareschal eust voulu le mal talent qu'il avoit contre moy, 361; or, seigneurs et capitaines, qui me ferez cest honneur de lire ma vie, n'y apportez nul maltalent, 406.

maner, neben mener: ils ne desirent que maner les mains, 63, und quand ils nous verront mener les mains, Ebd.

mantelet, noch jetzt als kriegerischer Ausdruck: il avoit fait faire des mantelets pour mettre depuis le tour jusques à la riviere, 208.

marassau: bien equipés de leurs armes, et sur tout d'un marassau bien tranchant, 232.

marchandise, figürlich: ne vous fiez pas tant à celuy qui conduit la marchandise, 50; celuy qui menoit la marchandise ne s'arresteroit pas là, 152.

marès für marais: il y avoit un petit marès auprès de Serizolles, 69.

marry: de quoi Le Peloux fut marry, 31.

mauvaisetié = méchanceté (noch bei Regnier mauvaistié): et sçavoit bien desguiser la mauvaisetié de son coeur, 304.

memoratif = eingedenk, veraltet: ils seront memoratifs de ce qu'ils auront veu, 398.

mesconter: qui peut estre me mesconte, 299.

meshuy (vgl. Pasquier): et que je voulois meshuy cercher ce que j'avois toujours fuy, qui estoit le repos, 382.

monstre = Revue: qui faisoient la monstre de sa compagnie, 301.

montagnolle oder montaignolle (vgl. das gleichfalls veraltete Dimin. montagnette): vers laquelle l'artillerie d'une des montaignolles tiroit, 123; il estoit sur une petite montagnolle tout auprès de là, 380.

mousquetade, mehr veraltet: une mousquetade le tua, 207.

N.

necessité: chercher ma fortune aux grands périls de ma vie, endurant beaucoup de nécessités, 21.

nombrer (vgl. Calvin): et nombray les gens de pied de trois à quatre cens hommes, 42; pour nombrer ces gens, 52; et furent nombrés à plus de huict ces hommes, 158, et je le nombrois à cinquante hommes, 213.

nouvelle, sprüchwörtlich: il pensoit que c'estoit une baye et nouveller de banquiers, 182.

O.

occasionner: ce qui m'a occasionné sur mes vieux et derniers jours escrire ce livre, 5; si ce n'est en vous persuadant qu'il y a des traistres parmy vous et dans vos murailles, sçachant bien que cela vous occasionnera, non seulement de les emprisonner, mais encore de les faire mourir, 152.

offenser = Hand anlegen: il se donna de la pointe de l'espée dans son gorgerin, se voulant offenser soy-meme, 71.

ost (vgl. host), Sprüchwort: si l'ost sçavoit de l'ost mal iroit de l'ost, 121; que si l'ost sçavoit que fait l'ost, souvent l'ost defferoit l'ost, 76.

P.

pal, jetzt mit Ausnahme der Wappenkunde nur im Plural gebräuch-

lich: qui tomba du petit batteau ainsi que le pal où estoit attachée la chaisne se defit, 365.

parachevement: du parachevement du pont, 366.

parachever (vgl. Calvin): qui paracheverent de faire leurs compagnies, 342.

partement, veraltet für départ: monsieur de Strossi ne sçeut faire son partement si secret, 128.

parter = partager: ces deux grands princes avoient party, à ce qu'on dit, le royaume, 76.

partialité, Parteiung (vgl. Pasquier): pour les partialités qui sont dans nostre cité, 139; pour aider à pacifier une partialité qui s'estoit esmue dans la dite ville, 276.

paty-nostre: presque autant comme on demanderait à dire un Paty-nostre, 167.

pensement (vgl. Calvin): n'y avoir autre pensement, 2; que nous estions tous en un pensement, 308.

perdriau: ils se separerent comme perdriaux, 325.

piece: je contestay une grande piece pour n'y aller point, 174.

pied, sprüchwörtlich: tenez vous de pied coy dans vostre fort, 127.

piètre, nur familiär: en fort piètre et miserable état, 338.

pigeonnier: tout ainsi que l'on monte à un pigeonnier, 132.

piper (vgl. Pasquier): au lieu de songer à piper vostre ennemy, 2; les simples soldats sont aisés à pipper, 42.

picque-boeüf: à présent le moindre picque-boeuf se fait appeler ainsi (capitaine) s'il a eu quelque commendement, 395.

pistolade (vgl. arquebusade, mousquetade): et lui donnerent deux pistollades de sang froid, 272; bei Nicot findet sich auch pistoledade; vgl.: pour avoir donné à notre ennemi d'une pistolade en la teste, Mont. II. 27.; avec si grand flot de pistoledades et coups d'épée, Nic. Pasqu. VI., lett. 16.

planier = plain, eben: de laquelle on tomboit en un chemin planier jusques au pied de la montaigne, 93; mais à la teste qui alloit droit au fort, n'y avoit rien, ains tout estoit planier, 132.

playder = überlegen?: et là demeura trois jours, playdant s'il me viendroit attaquer ou non, 187.

plorer (vgl. pleurer, déplorer): la France a long temps ploré ceste perte, 13; les parens des prisonniers, suyvant, ploraient 152.

pluspart, für plus grande partie: allasmes reposer la pluspart de la nuit, 82.

poignardade (vgl. pistolade): vous meritez qu'on vous donne des poignardades, 174.

point (Synon. v. pointe): au point du jour, 320.

poincte: à la poincte du jour, 208.

poiser = peser: sans avoir bien poisé ce que je sçais faire, 139.

poltronnement, ungebräuchl. Adv. qui luy fut si poltronnement, 35.

pomade: car nous n'en pouvions plus, ayant pris un peu d'eau et de pomade (vgl. pomme), 10.

pom̄me, sprüchwörtlich: il faut que les gens de ce mestier se souvient des arquebusades comme des pommes cuites, 111.

potage, figürlich: car je n'en sçaurois faire un bon potage, 262.

poureux: mais un capitaine poureux, mal sage et improvident pert tout et gaste tout, 196; et deviendra le plus poureux aussi hardy que le plus courageux de la trouppe, 141.

pourmener (vgl. Calvin): où je me pourmenois, 156; aber auch promener: je m'allay promener, 179.

pourris: or, après qu'il se fust fait un petit de pourris au bras, on commença à me lever, 16.

pourtraire: je ne vis jamais forteresse mieux pourtraicte que celle-là, 203.

pourvoyance: me louant de grande vigilance et de pourvoyance, 136.

prou (vgl. Pasquier): prou d'autres.

Q.

quanton: avec des eschelles par un quanton qu'il y avoit pres de là, 14; comme ils furent au quanton de la ville, 79.

queue, sprüchwörtlich: et par deux fois queue sur queue lui donna cest advertisement, 198; monsieur de Montpensier me despescha deux courriers queue sur queue, 275.

R.

rabilleur: il trouva un rabilleur de cuir, 348.

raccointer, veraltet (accointer de nouveau oder entrer de nouveau en communication): depuis qu'il se fut racointé avec le roy d'Espagne, 199. Montaigne hat es auch für reconcilier gebraucht: estant à mon esprit le desespoir à soi et de son usage, et le racointant à soi.

rancade: pour venir sur nous à rame rancade, 166.

rapatrier, noch jetzt: qui me rapatrierent avec luy, 262.

reaffiner (raffiner): qu'ils feroient reaffiner toutes les poudres, 142.

rebours, als Adj. auch jetzt noch familiär: un cheval rebours, 5.

recors, auch jetzt noch familiär in gerichtl. Sprache als subst. plur.: il y a encores les gens de bien qui sont vivans et sont recors du devoir que je fis, 387; monsieur de Guyse envoya monsieur de La Brosse, monsieur de Bourdillon, ou bien monsieur de Tavannes et Esclabolle et un autre dont je ne suis recors, 211.

reculement, auch jetzt noch: car le recullement d'un sert d'avancement à l'autre, 174.

remander: je luy remanday par son messager, 333.

reposade: ces reposades, 93; vgl. Carpentier: lieu où l'on repose; on dit encore reposée, en terme de chasse, du lieu où une bète fauve se repose: cheminans à petites reposades. Eutrapel.

rescrire (vgl. récrire, rescrit): mais seulement rescrivit à monsieur de Termes, 46; il luy rescrivit, 97.

respondre: j'allay descouvrir le derriere du chasteau qui respondait sur une grande place, 110; il n'y avoit autre clarté que par la porte où l'on entroit qui respondoit vers la ville, 113.

ressembler, mit Accusativ (vgl. Pasquier): il ne ressemble pas son père, 323; une armée ressemble un orloge, 371.

revasser: la nuit j'y avois revassé, 270.

reyot: quel roy? nous sommes les roys; celuy-là que vous dites est un petit reyot de merde, 232.

robon (v. robe): ils avoient de petits robons de Caffetas, 217.

roigneux (rogneux), sprüchwörtlich: et qui sera roigneux, si se gratte hardiment, 224.

rondelle, noch: une espée au poing, une rondelle au bras, 14.

rondoyer, ganz veraltet = in der Runde umhergehen: je le fis rondoyer autour de la ville, 190.

routte (vgl. Pasquier): qui avoit vu toute notre cavallerie desfaite et en routte, 45; tellement que tout alla en desordre et en routte, 45.

S.

sac (vgl. Pasquier): à peine que l'on les bruslera ou qu'on les donnera au sac, 125; le souvenir du sac de vostre ville, 176; das sprüchwörtliche taschent se couvrir envers le roy d'un sac mouillé, 297.

sallade: estants quatorze sallades (Abtheilungen), 39.

salvation (vgl. Monstrelet), noch im Plur. in der Gerichtssprache: lequel a esté cause de la salvation d'un grand nombre de soldats blecés, 213.

saouller (soûler): qui ne se pouvoit saouller de m'embrasser, 166.

scorne (vgl. escorne): n'eust-il pas senty le honteux scorne qui lui fut fait par le roy d'Angleterre, 35.

semblant: faisant toujours quelque semblant de passer, 258.

semondre (vgl. Pasquier): que si cette seule occasion ne vous semond d'aller de bon coeur et allegrement au combat, 271.

sens, Sprüchwort: nostre proverbe dit: qui perd le sien, perd le sens, 361.

signal (für signe): que vous mettez un tel signal en vostre front, 4.

soldoyer (vgl. soudoyer): si j'eusse esté secouru d'argent seulement pour soldoyer des hommes, 368.

songeard, veraltet: il ne faut pas que ce soient gens qui aiment à dormir à la française, ny songeards ou longs à prendre resolution, 394.

songer, mit Accus.: que vous devez songer tout, peser tout, 49.

sortir, reflex.: monsieur de Guyse se sortit, 211.

souloir, veraltet: il ne caressoit point tant les hommes qu'il souloit, 86; il souloit dire, 164; vostre royaume s'en va le plus miserable au lieu qu'il souloit être le plus florissant, 390.

sousrire (se) = sourire: dont le roy se sousrioit, 63; je me sousriois vers l'un et vers l'autre, 138.

souvenance: je n'ay pas bonne souvenance si monsieur de Strossy estoit encore arrivé, 57.

stropiat (vgl. estropiat): me voyant stropiat presque de tous mes membres, 1.

substanter neben sustenter: car, si vous voulez faire faire grandes courvées aux soldats et n'apportez rien pour les substanter, les corps humains ne sont point de fer, 195; und et avec mauves et orties faisoient cuire ceste chair et huille, et ainsi substanterent jusques au dimanche matin, 159.

succéder: car si elle (l'entreprise) succédoit mal, 57.

superbe, als Subst.: voyla la routte qu'eust monsieur d'Aussun plus pour une superbe de vouloir faire quelque chose grande, 45.

supplir für suffire: nous estions si peu que nous ne pouvions supplir à tuer tout, 249.

surçoyer für surseoir: et comme il entendit ma venue, il surçoya quelques jours, 184.

suscitation, etwas veraltet: à sa suscitation, 33.

T.

tabourin: ains marchoient toujours tabourin sonnant, 42.

tapinois (en), noch familiär: comme faisoient aussi les gens de pied qui marchoient en tapinois derriere les murailles qui sont derriere l'eglise, 18.

taxer: ne s'advisant pas qu'en blasmant le roy monseigneur, ils taxent David, roy valeureux et sainct prophète, 32.

tirer: dom Arbre marchoit avec les torches au long de la vallée, que j'ay dit, tirant à Rocque, 186; un petit boulevart qui estoit tout au coin de la ville qui tire vers Metz au long de la riviere, 207.

tirer, substantivisch: luy se sauva tout blessé plus de cent pas hors du tirer des arquebusades, 347; quelque tirer que les ennemis fissent, 348.

tourrion: là où il y avoit un tourrion au bout qui couvrit le pont levis, 374.

transgresser: pour deux soldats catholiques que je fis pendre ayant transgressé l'édict, 279.

tuition: non pour la tuition et deffense de leur pays, 33; pour nostre tuition et deffense, 36.

tumber für tomber: pour tumber aux malheurs, 2.

turquesque: l'armée turquesque, 31.

V.

vantard, noch familiär: sans pourtant estre glorieux ny vantard, 20.

varicave: et avois une guide qui me vouloit conduire par des varicaves et par une riviere, 38.

vau-de-routte: retourner à vau-de-routte, 353.

vergoigne (vergogne): pour laisser la honte et vergoigne à ceux qui n'en vouloient manger, 261.

victuailles, veraltet: de ne laisser passer chose aucune que victuailles, 199.

villate: Dimin.: une petite villate fermée, 196.

virilement: mais il fut si virilement repoussé, 299.

vitupère (vgl. Calvin): avec un grand vitupère et mespris de la religion chrestienne, 33.

vivandier: j'avois un des bons vivandiers de l'armée, 216.

volement, ganz veraltet für vol: une infinité de rapts et volements, 237.

Bernburg. **G. J. Günther.**

Versuch einer neuen Begründung der Interpunktionslehre.

Die Interpunktionszeichen, an sich ebenso überflüssig, wie die Accente, dienen ebenso wie diese, nur in weit höherm Grade der Bequemlichkeit, indem sie die Schnelligkeit und Richtigkeit der Auffassung des schriftlich dargestellten Gedankens fördern. Während darum Accente in den meisten Sprachen gar nicht oder nur ausnahmsweise gebraucht werden und nur im Griechischen, so viel ich weiß, vollständig durchgeführt sind; haben sich zur Annahme der Interpunktion alle Sprachen, sobald sie aufhörten, nur dem unmittelbaren nächsten Bedürfnisse zu dienen, und so zu sagen Literatursprachen wurden, allmählich bequemt. Und das mit Recht. Denn während man es jedem zumuthen kann, daß er die einzelnen Wörter in seiner Sprache auch ohne Accente auffasse; während in den allermeisten Fällen die richtige Auffassung gleich schnell mit Accenten und ohne Accente vor sich geht und in den selteneren Fällen, in denen ein Accent wünschenswerth erscheint, doch eine kurze Ueberlegung zur richtigen Auffassung führt: bietet die richtige Auffassung des in der Regel größern Satzganzen größere Schwierigkeiten dar und kann in einzelnen Fällen geradezu unmöglich werden. Man könnte nun freilich die Interpunktion auf diese Fälle beschränken. Es würde damit aber, abgesehen davon, daß große Willkür im Gebrauch derselben kaum zu vermeiden und die Ungleichmäßigkeit anstößig wäre, — es würde damit eben nur dem dringenden Bedürfniß abgeholfen, während die Bequemlichkeit doch auch ihr Recht hat. Dazu kommt eine andere noch wesentlichere Rücksicht. Bei größeren, zusammengesetzten Ganzen ist es dem denkenden Menschen nicht nur angenehm, sondern geradezu Bedürfniß, die einzelnen Theile, aus denen sich das Ganze zusammenfügt, als kleinere Ganze sinnlich wahrzunehmen. Die Fugen, in denen die einzelnen Theile zusammenstoßen, gehören in gewisser Weise mit zum Ganzen: ohne sie wäre es kein Ganzes. Was nun z. B. bei einem architektonischen Ganzen die Fugen und Bänder sind, das sind bei einem in der

Schrift dargestellten Satzganzen die Interpunktionszeichen. Ueberdies sind sie nichts in dasselbe willkürlich Eingeführtes, kein fremdartiger Bestandtheil, den der gesprochene Satz etwa nicht hätte. Sie sind vielmehr die schriftliche Darstellung der Pausen zwischen den einzelnen Satztheilen, welche Pausen ebenso wesentliche Bestandtheile des Satzes sind, wie die Wörter, aus denen er besteht.

Nach dieser Betrachtung muß man es für ein richtiges Gefühl halten, was dahin geleitet hat, die Interpunktion nicht auf die Fälle zu beschränken, in denen sie für das richtige Verständniß nothwendig oder für die schnellere Auffassung vorzugsweise wünschenswerth ist, sondern sie vollständig durchzuführen. Ja, es möchte für die vollständige schriftliche Darstellung des Gedankens ein noch umfänglicheres Interpunktionssystem wünschenswerth erscheinen. Halten wir nämlich die, wie ich meine, richtige Behauptung fest, daß die Interpunktionszeichen die schriftliche Darstellung der Sprachpausen sind; so werden wir uns der Wahrnehmung nicht entziehen können, daß Sprachpausen nicht nur auf der Grenzscheide zweier Sätze, sondern auch innerhalb des Gebietes jedes nicht ganz einfachen Satzes vorkommen, und daß die letztern folgerecht ebenfalls schriftlich dargestellt werden müssen, wenn der niedergeschriebene Satz der vollständige Ausdruck des sprachlich gefaßten Gedankens sein soll. In der That wird man in der Schrift dergleichen Zeichen oft genug ungern vermissen. Keine Sprache aber hat sie bisher eingeführt, wohl weil sie sich wirklich weit leichter entbehren lassen, als die gewöhnlichen Interpunktionszeichen, insofern es sich bei ihnen um die Auffassung weit einfacherer Ganzen handelt, und weil, was den treuen Ausdruck des gesprochenen Gedankens betrifft, sich in der Schrift ohnehin nie eine absolute Vollständigkeit erreichen läßt. So gut, wie die Sprachpausen, gehört auch der so mannigfache Ausdruck des Tons und des Gefühls zum Wesen des gesprochenen Satzes. Wer wollte aber Zeichen genug erfinden, um in dieser Beziehung z. B. den Schmerz und die Freude, die Wehmuth und die Lust, die Verwunderung, die Furcht, den Schrecken u. s. w. in der Schrift darzustellen? Man hat sich nach dieser Richtung hin auf das Frage- und das Ausrufungszeichen beschränkt, und wie vielerlei Gefühle werden auch durch jedes dieser beiden Zeichen ausgedrückt!

Lassen wir nun den zuletzt berührten Gegenstand fallen und beschränken uns auf die Betrachtung des üblichen Interpunktionssystems,

so werden wir uns gestehen müssen, daß in Bezug auf dasselbe eine große Unsicherheit herrscht, ja daß bis jetzt kaum von einem Interpunktions*system* die Rede sein kann. Jede Grammatik macht es sich mit Recht zur Aufgabe, in einem besondern Kapitel die Interpunktionslehre abzuhandeln: man wird aber kaum zwei unabhängig von einander gearbeitete Grammatiken finden, in denen vollständig übereinstimmende Regeln gegeben würden. Nur zu häufig macht ferner die Interpunktionslehre den Eindruck des Willkürlichen: die Regeln erscheinen ohne innere Nothwendigkeit hingestellt, nicht aus dem Wesen der Sache abgeleitet. Dabei nehmen sie unbedingte Giltigkeit in Anspruch, auch wo sie dem gewöhnlichen Gebrauch geradezu zuwiderlaufen, und umgekehrt bindet sich der Gebrauch an keine noch so positiv hingestellte Regel der Grammatik. Es ist das überhaupt eine schwache Seite der neuern Grammatik, wenigstens der deutschen, daß sie die Sprache gewissermaßen als einen unfertigen Stoff behandelt und sie nach richtigen oder eingebildeten logischen Gesetzen zustutzen und regeln will, während dieselbe doch ein historisch entwickelter Organismus ist, an welchem selbst fehlerhafte Auswüchse eine gewisse Berechtigung haben. Daher so viele grammatische Regeln, die dem Gebrauch schnurstracks zuwider laufen, die in der Grammatik hingestellt sind und dort hingestellt bleiben, ohne daß der Gebrauch sich im mindesten an sie kehrt.

Wenn ich nun nach so vielen verfehlten Versuchen einer Feststellung der Interpunktionslehre mit einem neuen Versuch einer Begründung derselben hervortrete, so wird man, sollte derselbe auch, wie so viele andre, ebenfalls ein verfehlter werden, nach den letzten Bemerkungen wenigstens nicht befürchten dürfen, daß ich neue, künstliche Regeln ausgedacht habe, die ich dem Gebrauch aufzwingen möchte. Ich gehe von vorn herein von der Ansicht aus, daß der Gebrauch mit seiner scheinbaren oder wirklichen Regellosigkeit hier, wie gewöhnlich, im Recht ist gegen die gemachte Regelrechtigkeit der Grammatiker. Ich stelle meine Aufgabe dahin, den scheinbar oder wirklich regellosen Gebrauch zum Bewußtsein der aus der Natur der Sache fließenden Gesetze zu führen, nach denen er sich jetzt unbewußt richtet. Wird die Untersuchung in ihrem Endergebniß auch dahin führen, daß die Interpunktion sich weit willkürlicher behandeln läßt, als die grammatischen Regeln es gestatten; so wird diese Willkür doch aufhören, Willkür zu sein, und zur Regel werden, wenn sie aus der Natur

der Sache fließt, und die grammatischen Regeln werden aufhören, Regeln zu sein, und zur Willkür werden, wenn sie nicht aus der Natur der Sache fließen.

Der Grundunterschied zwischen den Regeln der Grammatik und dem Gebrauch liegt darin, daß jene den Interpunktionszeichen eine absolute Geltung geben, dieser nur eine relative. Die Grammatik geht darauf aus, für bestimmte Satzverhältnisse bestimmte Zeichen als Regel hinzustellen; der Gebrauch wechselt oft scheinbar oder wirklich willkürlich. Bis zu einer gewissen Grenze hin hat sich die Grammatik freilich bewegen lassen, dem Gebrauch nachzugeben, wenn sie z. B. die Regel aufstellt, daß in gewissen Fällen statt des Komma ein Semikolon oder Kolon gesetzt werde, oder daß vor denn und aber ein Semikolon oder Kolon stehe. Solche Regeln erscheinen aber wiederum willkürlich hingestellt und nicht auf ein allgemeines, das ganze Gebiet beherrschendes Grundgesetz zurückgeführt. Ich muß freilich gestehen, daß ich nicht weiß, in wie weit dieser Vorwurf alle unsere Grammatiken, und ob er sie alle trifft. Denn nachdem ich die historische deutsche Grammatik kennen gelernt, habe ich wenig Lust verspürt, andre Grammatiken kennen zu lernen, und von jeher hat mir in diesen die Interpunktionslehre am wenigsten zusagen wollen. Bei dieser Behandlung der Sache mußte die Grammatiker namentlich das Semikolon in seinem Verhältniß zum Komma einerseits und zum Kolon anderseits in Verlegenheit bringen. Denn faßt man die Interpunktionszeichen als Pausenzeichen mit absoluter Geltung auf, so lassen sich zur Noth Komma, Kolon und Punkt als Zeichen für kleinere und größere Pausen innerhalb des Satzes und für die Hauptpause am Ende desselben auf Regeln bringen. Aber schwierig wird es, zwei Zeichen für größere Pausen ihr Gebiet fest abzugrenzen. Darum faßten sich manche Grammatiker kurz und erklärten das Semikolon für ein überflüssiges Zeichen. Ohne Zweifel läßt sich ohne dasselbe auskommen, wie man es denn vielfach in andere Sprachen und unbedingt in das Griechische nicht aufgenommen hat. Aber der Gebrauch im Deutschen hat es nicht wollen fahren lassen, und nach der folgenden Darstellnug wird es, glaub' ich, einleuchten, daß er daran ganz recht gethan hat.

Gehen wir nun zur Sache selbst! Als Grundgesetz für die Interpunktion stelle ich den Satz hin, daß die Interpunktionszeichen keine absolute, sondern nur relative Geltung haben, so daß bei übri-

gens ganz gleichen logischen Verhältnissen der Sätze unter Umständen alle Zeichen vom Komma bis zum Punkt stehen können. Sie bezeichnen sämmtlich die Satzpausen in ihrer verschiedenen Dauer, so jedoch, daß sich keineswegs einem jeden Zeichen ein bestimmtes Maß von Zeitdauer beilegen läßt, sondern nur behauptet werden kann, daß das Semikolon eine längere Pause, als das Komma, das Kolon eine längere, als das Semikolon, das Punktzeichen eine längere, als das Kolon, bezeichne. Von Frage- und Ausrufungszeichen kann hier nicht die Rede sein: sie sind nicht bloße Satzpausenzeichen, sondern Satztonzeichen, wie sie auch im Gegensatz zu den eigentlichen Interpunktionszeichen oder Satztheilzeichen gewöhnlich genannt werden, und gehören nur in sofern zu den eigentlichen Interpunktionszeichen, als sie, wo sie stehen, jedes andre Interpunktionszeichen zugleich mit vertreten und überflüssig machen. Eine so zu sagen theilweise absolute Bedeutung haben nur das Punktzeichen und das Komma, insofern jenes nur gesetzt werden kann nach einem vollständig abgeschlossenen Satze, dieses ausschließlich gebraucht wird zwischen Sätzen, die in engster Verbindung mit einander stehn. Aber ganz absolut ist die Geltung auch dieser beiden Zeichen in sofern nicht, als es oft von der Willkür des Sprechenden abhängt, ob er nach vollständig abgeschlossenem Satze eine Hauptpause eintreten lassen will oder nicht, so daß im letztern Falle selbst gestattet ist, für das Punktzeichen ein bloßes Komma zu setzen.

Da die Wahl der Interpunktionszeichen von der längern oder kürzern Dauer der Satzpausen abhängen wird, so wird es darauf ankommen, zu bestimmen, wo längere, wo kürzere Satzpausen eintreten. Der Fall selbst wird wieder ein doppelter sein, indem die Satzpausen entweder an sich d. h. verglichen mit den einfachsten (kürzesten) Pausen in andern Sätzen oder im Vergleich mit andern Pausen desselben Satzes länger oder kürzer sein werden.

Die Länge oder Kürze der Satzpause hängt im ersten Falle von der geringern oder größern Innigkeit des Zusammenhanges der Sätze ab. Der innigste Zusammenhang findet zwischen Haupt- und Nebensätzen statt, insofern die letztern sich durch ihre äußere Form als unselbständig, als bloße Theile eines größern Ganzen darstellen. Z. B.

I. 1. Ich will dich nicht kränken, weil ich dich liebe.

Weniger innig wird der Zusammenhang, wenn der Nebensatz sich in die Form eines Hauptsatzes verwandelt, dabei aber doch noch

durch eine Partikel seine Beziehung auf den andern Hauptsatz zur Schau trägt. Z. B.

I. 2. Ich will dich nicht kränken; denn ich liebe dich.

In beiden Fällen ist der Zusammenhang der Sätze noch immer ein grammatischer. Er wird endlich zu einem rein logischen, wenn auch die Beziehung auf den Hauptsatz nicht durch eine Partikel ausgedrückt wird. Z. B.

I. 3. Ich will dich nicht kränken: ich liebe dich.

Und selbst dann ist er ein mehr logischer, als grammatischer, wenn jene Beziehung durch irgend ein Wort dargestellt wird, welches nicht zu den satzverbindenden Konjunktionen gerechnet zu werden pflegt. Z. B.

I. 4. Ich will dich nicht kränken; (:) ich liebe dich ja.

Im Wesentlichen freilich steht dieser Fall mit dem zweiten auf ganz gleicher Stufe; er unterscheidet sich jedoch von ihm und nähert sich dem dritten dadurch, daß der zweite Satz sich nicht von vorn herein, sondern erst später als auf den ersten bezogen äußerlich darstellt.

Was nun die Interpunktion betrifft, so wird im ersten Beispiel, in welchem wir es mit der einfachsten Satzpause zu thun haben, das Komma als nothwendig erscheinen. Für den zweiten Fall schreiben viele Grammatiker das Kolon vor. Da aber hier im Vergleich mit dem ersten Falle die nächstlängere Satzpause eintritt, so erscheint es angemessen, das nächststärkere Satzpausenzeichen, also das Semikolon, eintreten zu lassen. Im dritten Falle würde es nicht als fehlerhaft betrachtet werden dürfen, wenn man die Sätze ebenfalls durch ein bloßes Semikolon trennte. Vergleicht man ihn aber mit dem zweiten, so wird man zugeben müssen, daß in Folge der Beseitigung jeder äußerlich angedeuteten Beziehung des zweiten Satzes auf den ersten die Satzpause wieder eine längere ist, als im zweiten Falle, und es wird darum das Kolon als angemessener erscheinen. Wollte man in diesem Falle ein Punktzeichen setzen, so würde auch dieses an sich nicht als verwerflich erscheinen dürfen; denn jeder der beiden Sätze ist ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Man würde aber damit auch die Andeutung des logischen Zusammenhanges beider Sätze fallen lassen, was doch, wenigstens bei unserm Beispiel, nicht zweckmäßig scheint, und zwar fast noch weniger, als im zweiten und vierten Falle, wo die Trennung durch ein Punkt ebenfalls an sich nicht verwerflich wäre, weil auch in diesen beiden Fällen die beiden

Sätze äußerlich als grammatisch abgeschlossene Hauptsätze erscheinen. Im vierten Fall endlich wird man die freie Wahl haben zwischen Semikolon oder Kolon, jenachdem die subjektive Auffassung des Verhältnisses beider Sätze sich mehr dem zweiten oder mehr dem dritten Falle nähert.

Stellen wir die eben besprochenen Sätze um, so werden sie folgende Gestalt annehmen:

II. 1. Weil ich dich liebe, will ich dich nicht kränken.

II. 2. Ich liebe dich; darum will ich dich nicht kränken.

II. 3. Ich liebe dich: ich will dich nicht kränken.

II. 4. Ich liebe dich; (:) ich will dich also (darum) nicht kränken.

Da durch diese Umstellung die innern und äußern Beziehungen der Sätze zu einander in keiner Weise geändert werden, so ist nicht abzusehn, warum die Interpunktion eine andre sein soll, als bei der Fassung der Sätze, von welcher wir ursprünglich ausgegangen sind. Insbesondere ist nicht abzusehn, warum die Sätze im ersten dieser Fälle durch ein Semikolon getrennt werden sollen, wie Einige verlangen, daß man allemal, wenn der Hauptsatz als Nachsatz folgt, ein Semikolon setze. Wollte man nach der verschiedenen Stellung der Sätze einen Unterschied in der Interpunktion beobachten, so würde im Gegentheil das Semikolon weit eher gerechtfertigt sein, wenn der Nebensatz als Nachsatz folgt. Denn in diesem Falle erscheint der vorangehende Hauptsatz äußerlich als ein abgeschlossenes Ganzes und gestattet eine längere Pause, während bei der umgekehrten Stellung der vorangehende Nebensatz schon äußerlich durch seine Form sich als etwas Unvollständiges darstellt und das natürliche Verlangen nach dem Abschluß des Satzganzen die Satzpause eher zu verkürzen, als zu verlängern vermag.

Die bisher betrachteten Sätze waren einfache Sätze, unter welchem Namen ich hier diejenigen Sätze zusammenfasse, welche man gewöhnlich einfach und erweitert nennt, weil es für die Interpunktion nicht von Einfluß sein kann, ob ein Satz ganz einfach oder mehr oder weniger erweitert ist. Anders aber wird, wenigstens für den zweiten Hauptfall (II.), die Sache, wenn der Vordersatz zusammengesetzt ist. Dadurch, daß derselbe aus mehreren Sätzen besteht, also schon eine oder mehrere Satzpausen in sich enthält, wird der Sprechende nothwendig veranlaßt, ihn, um ihn als ein Ganzes erscheinen zu lassen, durch eine längere Pause, als die vorhergehenden waren,

von seinem Nachsatz zu trennen. Dem entsprechend wird in der Schrift statt des Komma ein Semikolon eintreten. Z. B.

III. 1. Weil ich dich wegen des Wohlwollens, welches du mir stets bewiesen hast, liebe; will ich dich nicht kränken. Oder:

Weil ich weiß, daß du gegen mich wohlwollend gesinnt bist; will ich dich nicht kränken.

Ist der Vordersatz einfach und der Nachsatz zusammengesetzt, so wird es bei der einfachsten Trennung durch die Komma bleiben können. Denn der erst nachfolgende Satz, den man nicht von vorn herein als zusammengesetzten kennt, sondern erst später als solchen kennen lernt, kann unmöglich Veranlassung zu einer längern Satzpause geben. Beispiel:

IV. 1. Weil ich dich liebe, will ich dich nicht durch ein Betragen, welches dir mißfällt, kränken. — Weil ich dich liebe, kann ich es nicht übers Herz bringen, dich zu kränken.

Noch viel weniger wird für die Fälle II. 2. 3. 4. ein stärkeres Interpunktionszeichen nöthig werden, wenn der zweite Satz zusammengesetzt ist, nur daß, je zusammengesetzter derselbe wird, desto stärker die Neigung hervortreten wird, ein Punktzeichen zu setzen, das schon bei dem einfachen Satz nicht verwerflich erschien. Also:

IV. 2. Ich liebe dich; darum kann ich es nicht übers Herz bringen, dich zu kränken. Oder: Ich liebe dich; darum will ich dich nicht durch ein Betragen, welches dir mißfällt, kränken.

IV. 3. Ich liebe dich: ich u. s. w.

IV. 4. Ich liebe dich; (:) ich will dich also u. s. w. — Ich liebe dich; (:) ich kann es also u. s. w.

Aber für diese Fälle wird auch dann, wenn der Vordersatz zusammengesetzt ist, das bisher gebrauchte Zeichen genügend erscheinen. Es bezeichnet an sich schon eine längere Satzpause, also auch die im Verhältniß zu den früheren längere. Beispiel:

III. 2. Ich liebe dich wegen des Wohlwollens, welches du mir stets bewiesen hast; darum will ich dich nicht kränken. — Ich weiß, daß du gegen mich wohlwollend gesinnt bist; darum will ich dich nicht kränken.

III. 3. Ich liebe dich wegen des Wohlwollens, welches du mir stets bewiesen hast: ich will dich nicht kränken. — Ich weiß, daß du gegen mich wohlwollend gesinnt bist: ich will dich nicht kränken.

III. 4. Ich liebe dich wegen des Wohlwollens, welches du mir

stets bewiesen hast; (:) ich will dich also nicht kränken. — Ich weiß, daß du gegen mich wohlwollend gesinnt bist; (:) ich will dich also nicht kränken.

Sind beide Sätze zusammengesetzt, so ändert das für diesen Fall nichts. Nur wird hier wieder und zwar mehr als vorher, je zusammengesetzter die Sätze sind, desto mehr die Neigung hervortreten, sie durch ein Punktzeichen zu trennen.

Es bleibt nun noch übrig, die Fälle von I. bei zusammengesetzten Sätzen zu betrachten. Daß die Fälle I. 2. 3. 4. sich wie II. 2. 3. 4. verhalten, bedarf keines weitern Beweises. Man wird also interpungiren:

V. 2. Ich kann es nicht übers Herz bringen, dich zu kränken (Ich will dich nicht durch ein Betragen, welches dir mißfällt, kränken); denn ich liebe dich.

V. 3. Ich kann — kränken): ich liebe dich.

V. 4. Ich kann — kränken); (:) ich liebe dich ja.

VI. 2. Ich will dich nicht kränken; denn ich liebe dich wegen des Wohlwollens, welches du mir stets bewiesen hast. Ich will dich nicht kränken, denn ich weiß, daß du gegen mich wohlwollend gesinnt bist.

VI. 3. Ich will dich nicht kränken: ich liebe dich wegen u. s. w. (ich weiß, daß u. s. w.)

VI. 4. Ich will dich nicht kränken; (:) ich liebe dich ja wegen u. s. w. (ich weiß ja, daß u. s. w.)

Ebenso ist in dem Fall I. 1. kein Grund vorhanden, die Interpunktion zu ändern, wenn der zweite Satz zusammengesetzt ist. Also:

VI. 1. Ich will dich nicht kränken, weil ich dich wegen des Wohlwollens, welches du mir stets bewiesen hast, liebe. — Ich will dich nicht kränken, weil ich weiß, daß du gegen mich wohlwollend gesinnt bist.

Dagegen scheint es, daß ebenso, wie bei III. 1., ein stärkeres Zeichen, als das Komma, nöthig wird, wenn der erste Satz zusammengesetzt ist. Derselbe Grund, der dort galt, wird auch hier maßgebend scheinen, daß man nämlich den ersten Satz durch das stärkere Zeichen als ein kleineres Satzganzes zusammenhalte und von dem zweiten abgrenze. Im Gebrauch aber ist auch in diesem Falle nur das Komma:

V. 1. Ich kann es nicht übers Herz bringen, dich zu kränken,

weil ich dich liebe. — Ich will dich nicht durch ein Betragen, welches dir mißfällt, kränken, weil ich dich liebe.

Auch schreibt, soviel ich weiß, keine Grammatik vor, in diesem Falle ein stärkeres Zeichen zu setzen. Der Grund davon kann nur folgender sein. Setzte man ein Semikolon oder Kolon, so würde ein Zweifel darüber entstehen, ob der zweite Satz sich an den vorhergehenden anzuschließen habe, oder ob er der Vordersatz zu einem später folgenden Nachsatz sein solle. Darum läßt man die minder wesentliche Bezeichung des ersten Satzes als eines besondern kleinern Satzganzen bei Seite und läßt es im wesentlichern Interesse der Deutlichkeit beim Komma bewenden.

Haupt- und Nebensätze können nicht nur auf einander folgen, sondern es kann der Nebensatz auch als Zwischensatz in den Hauptsatz eingeschoben werden. In diesem Falle wird er, gleichviel, welcher Art er ist, nur durch Kommata vom Hauptsatze oder, wenn er in einen Nebensatz eingeschoben ist, von dem ihm übergeordneten Nebensatze getrennt werden. Denn innerhalb der Grenzen eines und desselben Satzes ist eine längere Pause nicht statthaft: sie würde bewirken, daß der Satz aufhörte, ein Ganzes zu sein. Nur wenn ein längerer, zusammengesetzter Satz in einen andern parenthetisch eingeschoben wird, können stärkere Interpunktionszeichen nöthig werden. Aber auch diese werden nur innerhalb der Parenthese statthaft sein, und wo Anfang und Ende der letztern sich mit dem sie umfassenden Satze berühren, werden in solchem Falle statt der Kommata Parenthesenzeichen oder Gedankenstriche gesetzt werden.

Nachdem wir die Haupt- und Nebensätze nach ihren verschiedenen Beziehungen, also die Ueber- und Unterordnung der Sätze in's Auge gefaßt haben; richten wir unsern Blick auf die Nebenordnung der Sätze. Es können sowohl Hauptsätze, als auch Nebensätze einander nebengeordnet werden. Sind die Sätze einfach, so wird das eine wie das andre Mal ein Komma als Pausenzeichen genügen. In der Verbindung von Haupt- und Nebensätzen aber wird eine Reihe beigeordneter Nebensätze dieselbe Bedeutung, wie ein zusammengesetzter haben, also durch ein Semikolon von dem nachfolgenden Hauptsatz getrennt werden. Z. B.

VII. 1. Ich will dich nicht kränken, ich will dir nicht weh thun.

VIII. 1. Weil ich dir wohlwill, weil ich dich liebe; will ich dich nicht kränken.

Sind die beigeordneten Sätze und zwar insbesondre der erste zusammengesetzt, so wird als Pausenzeichen zwischen denselben das Komma nicht mehr ausreichen, sondern ein Semikolon gesetzt werden müssen, und derartige Nebensätze werden dann von dem nachfolgenden Hauptsatz wiederum durch ein stärkeres Zeichen, als durch ein Kolon getrennt werden müssen. Z. B.

VII. 2. Ich will dich nicht durch ein Betragen, welches dir mißfällt, kränken; ich will dir nicht durch eine Behandlung, welche dich schmerzen müßte, wehthun. Ich kann es nicht übers Herz bringen, dich zu kränken; es ist mir nicht möglich, dir weh zu thun.

VIII. 2. Weil ich dir wegen der Sanftmuth, welche du zeigst, wohlwill; weil ich dich wegen des Wohlwollens, das du mir stets bewiesen hast, liebe: will ich dich nicht kränken. — Weil ich weiß, daß du mir wohlwillst; weil ich überzeugt bin, daß du mich liebst: will ich dich nicht kränken.

Ebenso wird, wenn der Nebensatz in der grammatischen Form des Hauptsatzes sich einer Reihe durchweg oder zum Theil zusammengesetzter, also durch Semikola getrennter Sätze anschließt, unter allen Umständen wenigstens ein Kolon, und ist er selbst umfangreicher, ein Punktzeichen gesetzt werden müssen.

VII. 3. Ich will dich nicht durch ein Betragen, welches dir mißfällt, kränken; ich will dir nicht durch eine Behandlung, welche dich schmerzen müßte, wehthun: denn ich liebe dich (ich liebe dich ja — ich liebe dich — du weißt ja, daß ich dich liebe).

VII. 4. Ich kann es nicht übers Herz bringen, dich zu kränken; es ist mir nicht möglich, dir weh zu thun. Denn ich will dir wegen der Sanftmuth wohl, welche du zeigst; ich liebe dich wegen des Wohlwollens, welches du mir stets bewiesen hast.

Werden die beigeordneten Sätze nicht einfach neben einander gestellt, sondern durch eine Konjunktion mit einander verbunden; so vertritt diese schon die Stelle des stärkern Interpunktionszeichens, und der Satz VIII. 2. wird dann die Gestalt annehmen:

Weil ich weiß, daß du mir wohlwillst, und weil ich überzeugt bin, daß du mich liebst; will ich dich nicht kränken.

Und der Satz VII. 4:

Ich kann es nicht übers Herz bringen, dich zu kränken, und es ist mir unmöglich, dir weh zu thun. Denn ich will dir wegen der

Sanftmuth wohl, welche du zeigst, und ich liebe dich wegen des Wohlwollens, welches du mir stets bewiesen hast.

Fassen wir endlich die verkürzten Sätze ins Auge, so werden wir von der Ansicht ausgehen müssen, daß ein verkürzter Satz eben ein Satz bleibt, wenngleich er seine gewöhnliche volle Satzform verändert hat. Es wird darum, wo ein verkürzter Satz sich mit einem andern ebenfalls verkürzten oder vollständigen Satze berührt, ein Interpunktionszeichen zu setzen sein. Dies wird aber nur ein Komma sein können. Denn ist der verkürzte Satz dem andern untergeordnet, so steht er zu ihm in der engsten Beziehung, indem nur solche Sätze verkürzt werden. Es gehören dahin die Sätze mit zu, um zu, ohne zu, die darum nur durch ein Komma von dem Satze, an den sie sich schließen, getrennt werden dürfen. Ist der verkürzte Satz einem andern nebengeordnet, so wird dies wieder nur ein verkürzter sein können, gleichviel ob Hauptsatz oder Nebensatz. Es wird das ganze Satzgebilde der sogenannte zusammengezogene Satz sein. Auch in diesem werden die an einander gereiheten Bestandtheile der verschiedenen Sätze nur durch Kommata getrennt werden können, weil sie von dem ihnen allen Gemeinschaftlichen nicht durch längere Pausen geschieden werden dürfen. Bei den Sätzen dieser Art begegnet uns der Hauptausnahmefall, der bei der Interpunktion vorkommt. Werden nämlich dergleichen Sätze durch die Konjunktion und oder das satzverbindende oder mit einander verbunden, so vertreten diese Konjunktionen die Stelle des Interpunktionszeichens, und es wird nicht einmal ein Komma gesetzt. Und weil man sich an das Weglassen des Komma vor oder gewöhnt hat, läßt man es häufig auch dann vor dieser Konjunktion weg, wenn sie nicht die Sätze einfach verbindet, sondern streng disjunktive Partikel ist.

Wenn eben behauptet worden ist, daß verkürzte Sätze nur durch Kommata von andern verkürzten Sätzen oder von ihren Hauptsätzen getrennt werden dürfen; so gilt das eben nur von den Sätzen, welche die Grammatik gewöhnlich verkürzte oder zusammengezogene nennt d. h. von denjenigen, welche nach einem bestimmten Gesetz eine gewisse Form der Verkürzung annehmen, und von denen, welche im Grunde vollständig da sind, nur daß ein Theil, zu mehreren Sätzen gehörig, nicht mehrfach, sondern nur einmal ausgedrückt ist. Es gilt nicht von solchen Sätzen, welchen wirklich einzelne Theile fehlen. Solche Sätze, welche die Grammatik elliptische nennt, gelten den vollständi-

gen ganz gleich und richten sich in Hinsicht auf die Interpunktion nach denselben Regeln.

Fassen wir, wie die neuere Grammatik es thut, den zusammengesetzten Satz nach seiner Entstehung als eine weitere Entfaltung des erweiterten Satzes auf; fassen wir die Nebensätze als Substantiv-, Adjektiv- und Adverbial-Sätze auf: so liegt die Bemerkung nahe, daß die verkürzten Nebensätze irgend eine Grenze berühren müssen, wo es zweifelhaft sein kann, ob man sie schon für wirkliche Sätze oder noch für gewöhnliche Erweiterungsmittel des einfachen Satzes halten will. Dies wird auf die Interpunktion von wesentlichem Einfluß sein, insofern bei der ersten Auffassung Interpunktionszeichen gebraucht werden, bei der zweiten nicht. In der That hat sich nun der Gebrauch in vielen Fällen dafür entschieden, keine Interpunktionszeichen anzuwenden, und es ist kein Grund vorhanden, ihn in dieser Hinsicht zu ändern. Jede Apposition ist zunächst ein verkürzter Substantivsatz. Besteht sie aber nur aus einem Worte, und geht sie als allgemeinerer Begriff der besonderen voran; so wird kein Komma gesetzt z. B. der König Friedrich, der Dichter Göthe, der Vogel Strauß. Ebensowenig wird ein Komma gesetzt, wenn dem Namen ein substantivischer Beinamen folgt z. B. Friedrich Rothbart, Karl der Große. Verkürzte Adjektivsätze ferner sind die Partizipialsätze. Schmelzen sie bis auf das Partizipium zusammen, so pflegt man sie nicht mehr als Sätze zu betrachten und nicht durch ein Komma zu trennen z. B. Blutend fiel er in den Staub. Ebenso werden die absoluten Kasus, die im Griechischen und Lateinischen als Sätze betrachtet werden, im Deutschen nicht als solche angesehn und nicht durch Kommata bezeichnet z. B. Er reiste unverrichteter Sache ab. Er kam stehenden Fußes zu mir. Während endlich die verkürzten Adverbialsätze mit um zu, ohne zu gewöhnlich noch als Sätze betrachtet werden, obgleich die Anknüpfung durch eine Präposition, namentlich wenn sie kurz sind, die Auffassung derselben als einfacher Erweiterungen des einfachen Satzes erleichtert; pflegt man doch die Präposition zu mit dem bloßen Infinitiv nicht als besonderen Satz zu behandeln z. B. Ich schäme mich zu betteln. Er befahl ihm zu eilen. Aber auch wenn der Infinitiv mit mehreren nähern Bestimmungen bekleidet ist, pflegt man ihn nach manchen Verben, namentlich nach pflegen, scheinen und ähnlichen, die sich in gewisser Weise als Hilfsverba darstellen, nicht als besondern Satz aufzufassen z. B.

Er pflegte bei solchen Gelegenheiten manches Herrliche zu sagen. Er scheint seine Pflicht nicht recht zu kennen. Und regelmäßig ist dies der Fall, wenn in Nebensätzen das Hauptverb dem Infinitiv nachfolgt z. B. Weil er ihm mit größter Eile zu verfahren befohlen hatte.

Ein ähnlicher Fall, wie bei den verkürzten Sätzen in engerem Sinne, tritt bei den zusammengezogenen ein. Als Hauptausnahme ist bereits erwähnt, daß vor und und oder kein Komma gesetzt wird. Dies ist allgemeiner Gebrauch. Weniger entschieden, aber doch stark zur Weglassung des Komma hinneigend zeigt sich der Gebrauch in vielen Fällen, wo ein verknüpfter Satz auf einen geringen Inhalt, insbesondere auf einen einzigen Hauptbegriff reduzirt und dadurch gegen den vollständigen Satz stark in den Schatten gedrängt ist. Namentlich geschieht dies in den Vergleichungssätzen mit als und wie z. B. Ich bin größer als du. Ich weiß das eben so gut wie du. In gleicher Weise werden in den Ausgaben von Göthe's Werken kurze Relativsätze nicht durch Kommata bezeichnet. Ist aber in diesen Fällen der Gebrauch noch schwankend und namentlich in dem zuletzt erwähnten Falle erst ein Versuch gemacht, so ist es schon durchaus gewöhnlich, einen verkürzten Satz dann nicht als solchen zu bezeichnen, wenn von ihm nichts weiter, als ein adverbialer Ausdruck, übrig geblieben ist. Diese Satztrümmer schließt sich dann vielmehr an die folgende Konjunktion und wächst mit ihr enge zusammen, manchmal so enge, daß sie sich mit ihr zu einem einzigen Worte vereinigt z. B. besonders wenn, namentlich weil, theils weil, theils wenn, zumal da, gleich als wenn, gleich wie oder gleichwie, ebenso wie u. s. w. Es wäre eine müßige Frage, wenn man das Recht dieses Gebrauchs untersuchen wollte. Der Gebrauch hat, sobald er sich festgesetzt immer recht, und wäre es auch nur durch Verjährung. Was aber den vorliegenden Fall betrifft, so liegt es überhaupt im Geiste der Sprache, nicht bloß der unsrigen, verkürzte Sätze allmählich zu Partikeln herabzudrücken und durch vollständige Einverleibung in einen andern Satz ihrer ursprünglichen Bedeutung verlustig gehn zu lassen. Trifft doch dies Schicksal selbst vollständige, unverkürzte Sätze, wie z. B. das lateinische quamvis, videlicet, scilicet u. a. zeigen. So haben im Deutschen auch die erklärenden Sätze das ist, das heißt ihre Würde als Sätze verloren, werden nicht durch Interpunktion als solche bezeichnet und erscheinen gewöhn-

lich gleichsam im Gefühl ihrer Erniedrigung zu ein paar Buchstaben verflüchtigt.

Fassen wir die Ergebnisse unserer Betrachtung kurz in einige Hauptsätze zusammen, so werden es etwa folgende sein:

1) Ueberall, wo zwei Sätze einander berühren, wird ein Interpunktionszeichen gesetzt, wobei es gleichgiltig ist, ob die Sätze einander neben- oder untergeordnet, ob sie vollständig oder verkürzt, ob sie im engern Sinne verkürzt oder zusammengezogen oder elliptisch sind. Eine Ausnahme findet sich nur bej verkürzten und zusammengezogenen Sätzen und zwar in folgenden Fällen:

a. wenn ein besonderer Begriff dem allgemeinern als Apposition nachfolgt;

b. wenn ein Beinamen als Apposition der Namen folgt;

c. wenn ein Partizipialsatz bloß aus dem Partizipium besteht oder in der Form der absoluten Genitive erscheint;

d. wenn der bloße Infinitiv mit zu steht;

e. wenn ein Infinitivsatz mit zu sich an Hilfsverba, wie pflegen und scheinen anschließt, insbesondre wenn das Hauptverb hinter dem Infinitiv steht;

f. wenn im zusammengezogenen Satze zwei Theile durch und oder oder verbunden werden;

g. oft, wenn im zusammengezognen Satze der eine Theil durch Inhalt und Umfang gegen den andern bedeutend zurücktritt, insbesondre bei den Vergleichungssätzen mit als und wie und am entschiedensten, wenn der verkürzte Satz bloß aus einem adverbialen Ausdruck besteht;

h. endlich bei den Sätzen das ist, das heißt, besonders wenn sie durch Abkürzungen bezeichnet werden.

2) Die Wahl des Interpunktionszeichens hängt von dem mehr oder weniger innigen logischen und grammatischen Zusammenhange der Sätze und gleichzeitig davon ab, ob die zu trennenden Satzglieder einfache oder selbst schon zusammengesetzte Sätze sind.

3) Absolute Bedeutung hat nur das Punktzeichen, in sofern es nur am Ende eines vollständig abgeschlossenen Satzes stehen darf. Es steht aber nur am Ende von längeren Sätzen, insbesondre aus Vorder- und Nachsatz bestehenden Perioden nothwendig. Kürzere Sätze können, auch wenn sie vollständig abgeschlossen sind, durch ein schwächeres Zeichen von dem folgenden Satze getrennt werden, wenn

sie sich logisch mit demselben so in Verbindung bringen lassen, daß sie mit ihm zusammen als Glieder eines größern Satzganzen aufgefaßt werden können.

4) Das schwächste und am häufigsten zur Anwendung kommende Zeichen ist das Komma. Es steht ausschließlich vor und hinter Zwischensätzen, zwischen den einzelnen Theilen in zusammengezogenen Sätzen, vor verkürzten Sätzen in engerm Sinn, zwischen einfachen nebengeordneten Sätzen, zwischen zusammengesetzten nebengeordneten Sätzen, wenn sie durch und oder eine ähnliche Konjunktion verbunden sind, vor allen Relativsätzen und den ihnen gleichgeltenden Appositions- und Partizipialsätzen, endlich zwischen einfachem Vorder- und Nachsatz, mag der Nebensatz oder der Hauptsatz voranstehen.

5) Das nächst stärkere Zeichen ist das Semikolon. Es trennt

a. den zusammengesetzten Vordersatz mit dem auf ihn folgenden Hauptsatz;

b. mehrere einfache Vordersätze von dem auf sie folgenden gemeinschaftlichen Hauptsatz;

c. den Hauptsatz von dem auf ihn folgenden Hauptsatz, wenn der eine oder der andre einen Nebensatz vertritt und dies durch eine Partikel angedeutet ist. Es steht also in diesem Falle vor denn, aber, dennoch, doch, jedoch, darum, deshalb, u. a.;

d. nebengeordnete zusammengesetzte Vordersätze;

e. nebengeordnete einfache Hauptsätze, wenn man sie nicht in engste Beziehung zu einander bringen, aber auch nicht als in sich abgeschlossene Ganze hinstellen will.

6) Noch stärker ist das Kolon. Es trennt

a. mehrere zusammengesetzte Vordersätze von dem auf sie folgenden gemeinschaftlichen Hauptsatz;

b. den einfachen Hauptsatz von dem auf ihn folgenden Hauptsatz, wenn der eine oder der andre einen Nebensatz vertritt, ohne daß dies irgendwie angedeutet ist;

c. den Hauptsatz von dem auf ihn folgenden Hauptsatz, wenn der eine oder der andre einen Nebensatz vertritt, dies durch eine Partikel angedeutet ist und der erste Hauptsatz in einer solchen Weise zusammengesetzt ist, daß er schon ein Semikolon enthält. Dies geschieht wieder vor denn, aber u. s. w. Doch wird man in solchem Falle lieber, zumal wenn der zweite Satz auch zusammengesetzt ist, ein Punktzeichen setzen.

d. mehrere durch Semikola getrennte Hauptsätze von dem auf sie folgenden Hauptsatz, wenn die erstern oder der letztere Nebensätze vertreten und dies durch eine Partikel (denn, aber u. s. w.) angedeutet ist;

e. nebengeordnete, nicht zu sehr zusammengesetzte Hauptsätze, wenn man sie in innigere Beziehung zu einander bringen will.

Mit diesen Regeln möchte man wohl ziemlich für alle Fälle auskommen. Sie haben eine hinlängliche Bestimmtheit, um in jedem besondern Falle nicht im Zweifel über die Wahl des Zeichens zu lassen, außer wo die Wahl eben der Willkür überlassen ist. Sie stimmen im Allgemeinen zu dem herrschenden Gebrauch, nur daß sie seine ohne Grund willkürlichen Schwankungen zu beseitigen versuchen. Sie rechtfertigen sich durch die Sache, auf welche sie sich beziehen: Sie stimmen großentheils auch mit den Regeln, welche die Grammatik gewöhnlich giebt, und weichen nur in Bezug auf den Gebrauch des Semikolon und des Kolon ab. Während die Grammatiker diesem Zeichen gewöhnlich irgend eine feste oder eine ganz willkürlich schwankende Bestimmung geben, sind dieselben hier zwar auch als schwankend, aber als nach bestimmten Gesetzen schwankend hingestellt. Während einige Grammatiker z. B. die Regel aufstellen, daß vor denn und aber ein Semikolon zu setzen sei, andre ein Kolon verlangen und noch andre Semikolon oder Kolon nach freier Wahl gestatten; steht nach unsern Regeln nach Befinden der Umstände ein Semikolon, ein Kolon oder ein Punkt.

Man wird wahrscheinlich unter den Fällen, in welchen ein Kolon zu setzen ist, einen vermißt haben, den die Grammatik nicht zu übersehn und fast als den entschiedensten für den Gebrauch dieses Zeichens hinzustellen pflegt. Ich meine das Kolon, das man setzt, wenn irgend eine Reihe von Begriffen, sei es als Beispiele, sei es als die Theile eines Ganzen, aufgeführt werden soll. Allerdings steht in solchen Fällen durchaus ein Kolon. Dennoch thut man nicht recht, wenn man denselben bei der gewöhnlichen Interpunktionslehre aufführt. Wir haben die Interpunktionszeichen als Satztheilzeichen aufgefaßt, und in den Grammatiken werden sie ebenfalls als solche betrachtet. Darum gehört das Kolon in dem erwähnten Falle nicht zu ihnen. Denn es steht oft mitten im Satze z. B. die Länder Europas sind: Portugal, Spanien u. s. w. Europa besteht aus: 1) Süd-Europa, welches enthält: Portugal u. s. w. Aber auch wenn es nicht mitten im Satze steht, stimmt es nicht zu den oben

aufgestellten Regeln, insofern es meistens in zusammengezogenen Sätzen steht, wo doch nur ein Komma statthaft erschien z. B. Europa enthält folgende Länder: Portugal, Spanien u. s. w. Man wird darum dieses Zeichen nicht für das gewöhnliche Kolon halten dürfen, sondern es für sich in's Auge fassen müssen. Für seine Beurtheilung bietet sich eine doppelte Ansicht dar. Es ist oben erwähnt, daß Redepausen nicht bloß da eintreten, wo ein Satz schließt oder abbricht, sondern auch mitten im Satze, daß aber nur für die erstern Schriftzeichen eingeführt sind. Hin und wieder jedoch verwendet man dieselben Zeichen, um auch die letztern Pausen anzudeuten. So findet man namentlich nicht selten, daß ein mehrfach bekleidetes Adjektiv durch Kommata vom Artikel und von seinem Substantiv getrennt wird z. B. die, mit sich selbst und mit der Welt zerfallenen, Menschen. Es scheint das freilich nicht zu billigen, so lange viel wichtigere und bedeutendere Redepausen unbezeichnet gelassen werden. Nimmt man aber an, daß das Kolon, von welchem wir reden, denselben Zweck hat; so kann man nichts dagegen sagen, weil in diesem Falle in der That eine bedeutende Redepause zu bezeichnen ist. Zu wünschen wäre nur, daß für diesen Zweck irgend ein neues Zeichen erfunden wäre, weil durch die Vermischung, durch die Anwendung eines gewöhnlich für andre Zwecke bestimmten Zeichens die richtige Beurtheilung desselben getrübt werden mußte. So viel ich wenigstens weiß, ist noch in keiner Grammatik auf den so nahe liegenden Unterschied zwischen dem gewöhnlichen und diesem Kolon aufmerksam gemacht. Für das letztere bietet sich aber, wie schon gesagt, noch eine zweite Auffassung dar. Meistens wird es in tabellarischen, nach Rubriken geordneten Uebersichten vorkommen, die wir, wenn als Sätze, als elliptische oder gar nicht als wirkliche Sätze aufzufassen haben. Die Gliederung solcher Uebersichten bezeichnet man durch Zahlen und Buchstaben, welche man den über- und untergeordneten Rubriken und Begriffen vorsetzt, Man könnte sich daran genügen lassen, also z. B. schreiben: Afrika enthält folgende Länder 1) Nord-Afrika a. Aegypten b. die Berberei mit Tripolis, Tunis, Algier, Fez und Marokko c. Sahara oder die große Wüste 2) in West-Afrika a. Senegambien b. Ober-Guinea u. s. w. Einerseits aber werden in solchen Uebersichten selten streng durchgeführte Reihen von Begriffen hingestellt, sondern es treten häufig namentlich verkürzte Sätze dazwischen, welche Interpunktionszeichen nothwendig machen, wie

oben die Berberei mit Tripolis, Tunis u. s. w. Anderseits hat man sich so gewöhnt, jede Rede in der Form von Sätzen zu sehn, daß man auch auf diesen Fall die Satzform überträgt, aber nur die logisch neben einander geordneten Begriffsreihen, gleichviel ob sie in der Form von Sätzen erscheinen oder nicht, durch die gewöhnlichen Interpunktions- oder Satzpausenzeichen scheidet und zwar nach drei Stufen durch Kola, Semikola und Kommata, welche Zeichen sich in diesem Falle wesentlich von den gewöhnlichen unterscheiden und einem ganz andern Zwecke dienen. So stellt sich das oben angeführte Beispiel in Voigts Leitfaden folgendermaßen dar:

Afrika enthält folgende Länder:

1) In Nord-Afrika:

a) Aegypten an der asiatischen Grenze;

b) die Berberei, W. vom vorigen, mit Tripolis, Tunis, Algier, Fez und Marokko;

c) Sahara oder die große Wüste, W. von Aegypten, S. von der Berberei, zum Theil in der heißen Zone;

2. In West-Afrika:

a) Senegambien, das Küstenland S. von der Sahara;

b) Ober-Guinea, das Küstenland südlich davon bis zum Aequator;

c) Nieder-Guinea oder Congo, S. vom vorigen.

3. In Süd-Afrika:

a) das Capland, am Süd-Ende des Erdtheils; u. s. w.

Es fällt übrigens in die Augen, daß in diesem Beispiel die Bezeichnung nicht konsequent durchgeführt ist, indem am Ende der ersten Reihe ein Semikolon, am Ende der folgenden ein Punkt steht. Ebenso ist es klar, daß die Sonderung der Zahlen 1, 2, 3 u. s. w. zuerst durch das Parenthesenzeichen, dann durch Punkte inkonsequent ist und wohl nur von einem Druckfehler herrührt. Was die hinter den Zahlen und Buchstaben gesetzten Zeichen, nämlich das Parenthesenschlußzeichen, den Punkt, das Komma betrifft; so braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß dies noch weniger, als die eben besprochenen, gewöhnliche Interpunktionszeichen sind. Diese Zeichen scheinen dazu zu dienen, den Ziffer- und Buchstabenzahlen in verschiedener Abstufung die ordinale Bedeutung zu geben, wie denn zu diesem Zwecke das Punktzeichen auch sonst in den gewöhnlichen Gebrauch übergegangen ist z. B. Friedrich II., der 2. Theil. Dasselbe Punktzeichen wird endlich noch in einem Falle nicht als Interpunktions-

zeichen gebraucht, wenn es nämlich andeuten soll, daß ein Wort abgekürzt ist, wie z. B., u. s. w., u. dergl. Kehren wir von dieser Abschweifung zu dem Kolon zurück, von dem wir ausgegangen sind; so bleibt noch zu bemerken, daß es, auch wo keine tabellarisch nach Rubriken geordnete Reihe von Begriffen folgt, sondern einfache Aufzählung, sei dieselbe erschöpfend, oder beschränke sie sich auf Beispiele, doch in allen Fällen kein eigentliches Interpunktionszeichen ist, daß es sich nicht auf grammatische Satzverhältnisse, sondern auf rein logische Begriffsverhältnisse bezieht. Ueber das Komma, durch welches man die einzelnen Begriffe trennt, wird man im Zweifel sein können. Das Semikolon hingegen, das ebenfalls nicht selten gebraucht wird, um die aufgeführten Begriffe logisch zu gliedern, wird ebenso wenig ein gewöhnliches Semikolon sein, wie das Kolon in diesem Falle ein gewöhnliches Kolon ist. Z. B. dergleichen Verba sind: dicere, vocare, appellare, nominare; habere, judicare, putare; facere, reddere, creare; se praebere, se praestare. Endlich gehört wohl hierher auch das Kolon, welches vor den eingeführten Worten eines andern gesetzt wird und seine von dem gewöhnlichen Interpunktionszeichen abweichende Natur auch dadurch zeigt, daß nach ihm ein großer Anfangsbuchstabe gebraucht wird.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die übrigen Zeichen, die gewöhnlich mit unter dem Interpunktionszeichen aufgeführt werden. Es sind dies das Parenthesenzeichen, das Frage- und Ausrufungszeichen und der Gedankenstrich. Ein eigentliches, nur ein für bestimmte Fälle bestimmtes Interpunktionszeichen ist das Parenthesenzeichen. Es wird erstens gebraucht, wenn ein selbständiger Satz oder ein solches Satzgefüge in einen andern Satz eingeschaltet wird, ohne als Zwischensatz mit demselben zu einem Ganzen zu verschmelzen. Es vertritt die Kommata, die den gewöhnlichen Zwischensatz einschließen, und gestattet, wie schon bemerkt, innerhalb seiner Grenzen die Anwendung stärkerer Zeichen, als das Komma ist, während dieselben im gewöhnlichen Zwischensatz nicht statthaft sind. Zweitens braucht man das Parenthesenzeichen, wenn ein Wort durch ein anderes, ein Gedanke durch einen andern erklärt wird, also bei einer besondern Art Apposition, wo es ebenfalls Kommata vertritt. In beiden Fällen braucht man auch, wiewohl seltner, Gedankenstriche. Sonst hat der Gedankenstrich eine ganz andere Bedeutung. Er ist nicht Satztheilzeichen, bezeichnet nicht eine zwischen zwei Sätzen eintretende

Pause, sondern diejenige längere Redepause, die man, sei es innerhalb der Grenzen eines Satzes oder am Ende desselben, eintreten läßt, um das Folgende nachdrücklich hervorzuheben. Dieselbe Bedeutung hat er im Grunde, wenn das Folgende verschwiegen, der Satz also abgebrochen wird, in welchem Falle auch mehrere Gedankenstriche oder eine Reihe Punkte gesetzt werden. Der Gedankenstrich ist das einzige allgemeine Redepausenzeichen, das wirklich in Gebrauch gekommen ist. Er ist es so sehr, daß er auf der Grenze zweier Sätze das gewöhnliche Interpunktionszeichen nicht überflüssig macht, sondern neben demselben steht. Dadurch unterscheidet er sich wesentlich vom Frage- und vom Ausrufungszeichen. Diese beiden Zeichen bilden übrigens, wenn wir die bisher besprochenen als Satzpausenzeichen und als Redepausenzeichen im Allgemeinen aufgefaßt haben, eine dritte Klasse von Zeichen für sich. Sie dienen ursprünglich gar nicht zur Bezeichnung einer Redepause, sondern um den Satzton zu bezeichnen, weshalb man sie auch Satztonzeichen nennt. Insoweit aber muß man sie zu den Interpunktionszeichen rechnen, als sie, wo sie stehen, jedes andre Zeichen außer dem Parenthesenzeichen zugleich mit vertreten und überflüssig machen. Im Gebrauche beider zeigt sich einiges Schwanken. Das Fragezeichen nämlich wird, wenn mehrere inniger zusammenhängende Fragesätze auf einander folgen, bald erst am Ende des Ganzen, bald, was wohl passender scheint, nach jeder einzelnen Frage gesetzt. Beim Ausrufungszeichen zeigt sich das Schwanken, wenn der Satz eine Interjektion enthält. Entweder wird dasselbe dann nach der Interjektion oder erst am Ende des Satzes oder an beiden Stellen gebraucht. Außerdem setzt man es, wenn eine zusammenhängende Reihe solcher Sätze folgt, die es nöthig machen, nach einem jeden von ihnen oder erst nach dem letztern.

Die sogenannte Klammer endlich habe ich ganz unerwähnt gelassen, weil sie in keiner Weise zu den in Rede stehenden Zeichen gehört. Sie ist weder Satzpausenzeichen, noch Redepausenzeichen im Allgemeinen, noch Satztonzeichen. Sie bezieht sich ausschließlich auf die Kritik des Textes und ist an sich für den Vortrag nicht vorhanden, mag man nun das, was sie einschließt, mitlesen, oder mag man es weglassen.

Zum Schluß gebe ich eine Uebersicht der sogenannten Interpunktionszeichen nach ihrer Bedeutung und wende die entwickelten Regeln auf ein paar Lesestücke an.

Es dienen

1) als Satzpausenzeichen das Komma, Semikolon, Kolon und Punkt, ferner in Vertretung eines dieser Zeichen das Frage- und das Ausrufungszeichen, endlich in gewissen einzelnen Fällen das Parenthesenzeichen in seiner gewöhnlichen Gestalt oder in der Gestalt von Gedankenstrichen.

2) als Zeichen der rein logischen Gliederung bei Aufführung von über- und untergeordneten Begriffsreihen oder von Beispielen das Komma, Semikolon und Kolon, das letzte insbesondre nach dem an der Spitze stehenden vollständigen oder unvollständigen Satze, auch in dem Falle, wenn dieser die eingeführte Rede eines andern einleitet.

3) als Ordinalzahlzeichen das Komma, das Punktzeichen und das Parenthesenschlußzeichen.

4) als Abbreviaturzeichen der Punkt.

5) als Redepausenzeichen im Allgemeinen ohne Rücksicht auf die Satzfügung der Gedankenstrich und nicht selten das Komma. Es ist aber rathsam, letzteres in diesem Sinne nicht zu brauchen, weil dadurch die Interpunktion nur in Verwirrung gerathen kann.

6) als Satztonzeichen das Frage- und Ausrufungszeichen.

Um die entwickelten Regeln dem gewöhnlichen Gebrauche gegenüberzustellen, wende ich sie auf ein paar Lesestücke an. Ich wähle dazu ein Stück der Vorrede zu den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen (Ausgabe von 1819) und eine Stelle aus Engels Schriften (Ausgabe des Philosophen für die Welt. Berlin. 1853). Ich interpungire beide Stücke nach den oben aufgestellten Regeln und führe die von den Verfassern oder von den Setzern, die in Bezug hierauf oft genug verantwortlich sein werden, gebrauchte Interpunktion, insoweit sie abweicht, in den Anmerkungen an.

1. Vorrede zu den Kinder- und Hausmärchen.

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück, das der Himmel schickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert [1]) und einzelne Aehren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort. [2]) Keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorrathskammern; [1]) aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll

---

[1]) Komma. [2]) Semikolon.

geworden, kommen arme, fromme Hände, die sie suchen,[2]) und Aehre an Aehre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet, als sonst ganze Garben, werden sie heim getragen, und Winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Saamen für die Zukunft.

So ist es uns vorgekommen, wenn wir gesehen, wie von so vielem, was in früherer Zeit geblüht hatte, nichts mehr übrig geblieben, selbst die Erinnerung daran fast ganz verloren war, als bei dem Volk Lieder, ein paar Bücher, Sagen und diese unschuldigen Hausmärchen. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage,[3]) noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Fantasie sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden. Freilich, die sie noch wissen, wissen gemeinlich auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen; aber die Sitte nimmt selber immer mehr ab, wie alle heimliche Plätze in Wohnungen und Gärten, die vom Großvater bis zum Enkel fortdauerten, dem stetigen Wechsel einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von diesen Hausmärchen spricht, welches vornehm aussieht und doch so wenig kostet. Wo sie noch da sind, leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch[4]) oder für gescheidte Leute abgeschmackt:[1]) man weiß sie und liebt sie, weil man sie ebenso empfangen hat, und freut sich daran[5]) ohne einen Grund dafür. So herrlich ist lebendige Sitte, ja auch das hat diese Poesie mit allem unvergänglichen gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt sein muß. Leicht wird man übrigens bemerken, daß sie nur da gehaftet, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöschte Fantasie vorhanden war. Wir wollen in gleichem Sinne hier diese Märchen nicht rühmen[1]) oder gar gegen eine entgegengesetzte Neigung vertheidigen:[2]) ihr bloßes Dasein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine

---

[3]) Kein Zeichen. [4]) Komma. Ein solches müßte, wenn hier, auch im vorhergehenden Satz hinter gut stehen. [5]) Wenn hier ein Komma steht, so steht es als allgemeines Redepausenzeichen; denn ohne einen Grund dafür vertritt die Stelle eines verkürzten Satzes, ist aber kein solcher.

Nothwendigkeit in sich[1]) und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines, zusammenhaltendes Blatt gefaßt, doch in dem ersten Morgenroth schimmernd.

Darum auch geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um deretwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen:[2]) sie haben gleichsam dieselben blaulich-weißen, makellosen glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach[1]) und zum Dienste der Erde ungeschickt sind. Das ist der Grund, warum wir durch unsre Sammlung nicht bloß der Geschichte der Poesie einen Dienst erweisen wollen, sondern es zugleich Absicht war, daß die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann, also auch, daß es ein eigentliches Erziehungsbuch werde. Wir suchen für ein solches nicht jene Reinheit, die durch ein ängstliches Ausscheiden alles dessen, was Bezug auf gewisse Zustände und Verhältnisse hat, wie sie täglich vorkommen[1]) und auf keine Weise verborgen[6]) bleiben können und sollen, erlangt wird, und wobei man in der Täuschung ist, daß, was in einem gedruckten Buche ausführbar, es auch im wirklichen Leben sei. Wir suchen die Reinheit in der Wahrheit[1]) und geraden,[3]) nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung. Dabei haben wir jeden für das Kinderalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht. Sollte man dennoch einzuwenden haben, daß Eltern eins und das andere in Verlegenheit setze[1]) und ihnen anstößig vorkomme, so daß sie das Buch Kindern nicht geradezu in die Hände geben wollten;[1]) so mag für einzelne Fälle die Sorge recht sein[1]) und dann von ihnen leicht ausgewählt werden:[2]) im Ganzen, das heißt, für einen gesunden Zustand[7]) ist sie gewiß unnöthig. Nichts besser kann uns vertheidigen, als die Natur selber, welche gerade diese Blumen und Blätter in dieser Farbe und Gestalt hat wachsen lassen:[2]) wenn sie nicht zuträglich sind[7]) nach besondern Bedürfnissen, wovon jene nichts weiß, der kann nicht fordern, daß sie darnach anders gefärbt und geschnitten werden sollen. Oder auch Regen und Thau[8]) fällt als eine Wohlthat für alles herab, was auf der Erde steht:[1]) wer seine Pflanzen nicht hineinzustellen getraut,

---

[6]) unverborgen kann nur Druckfehler sein. [7]) Komma als allgemeines Redepausenzeichen. [8]) Komma recht auffallend als allgemeines Redepausenzeichen, indem es im einfachen Satz zwischen Subjekt und Prädikat steht.

weil sie zu empfindlich sind [1]) und Schaden nehmen könnten, sondern lieber in der Stube mit abgeschrecktem Wasser begießt, wird doch nicht verlangen, daß Regen und Thau darum ausbleiben sollen. Gedeihlich aber kann alles werden, was natürlich ist, und darnach sollen wir trachten. Uebrigens wissen wir kein gesundes und kräftiges Buch, welches das Volk erbaut hat, wenn wir die Bibel obenan stellen, wo solche Bedenklichkeiten nicht in ungleich größerm Maß einträten: [2]) der rechte Gebrauch aber findet nichts Böses heraus, sondern, [3]) wie ein schönes Wort sagt, [9]) ein Zeugniß unseres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während andere [7]) nach dem Volksglauben [7]) die Engel damit beleidigen.

Gesammelt haben wir an diesen Märchen seit etwa dreizehn Jahren. [1]) Der erste Band, welcher im Jahre 1812 erschien, enthielt meist, was wir nach und nach in Hessen, in den Main- und Kinzig-Gegenden der Grafschaft Hanau, wo wir her sind, von mündlichen Ueberlieferungen aufgefaßt hatten. Der zweite Band wurde im Jahre 1814 beendigt [1]) und kam schneller zu Stande, theils weil das Buch selbst sich Freunde verschafft, die es nun, wo sie bestimmt sahen, was und wie es gemeint wäre, unterstützten, theils weil uns das Glück begünstigte, das Zufall scheint, aber gewöhnlich beharrlichen und fleißigen Sammlern beisteht. Ist man erst gewöhnt, auf dergleichen zu achten; [1]) so begegnet es doch häufiger, als man sonst glaubt, und das ist überhaupt mit Sitten, Eigenthümlichkeiten, Sprüchen und Scherzen des Volkes der Fall. Die schönen plattdeutschen Märchen aus dem Fürstenthum Münster und Paderborn [10]) verdanken wir besonderer Güte und Freundschaft. [1]) Das Zutrauliche der Mundart bei der innern Vollständigkeit [8]) zeigt sich hier besonders günstig. Dort [7]) in den altberühmtesten Gegenden deutscher Freiheit [7]) haben sich an manchen Orten die Sagen und Märchen als eine fast regelmäßige Vergnügung der Feiertage erhalten, und das Land ist noch reich an ererbten Gebräuchen und Liedern. Da, wo die Schrift theils noch nicht durch Einführung des Fremden stört [1]) oder durch Ueberladung abstumpft, theils, weil sie sichert, dem Gedächtniß noch nicht nachlässig zu werden gestattet, überhaupt bei Völkern, deren Literatur unbedeutend ist, pflegt sich als Ersatz die Ueberlieferung

---

[9]) Kolon. [10]) Auch hier ein Komma auffallend als allgemeines Redepausenzeichen zwischen Objekt und Verbum.

stärker[1]) und ungetrübter zu zeigen. So scheint auch Niedersachsen mehr als andere Gegenden behalten zu haben. Was für eine viel vollständigere und innerlich reichere Sammlung wäre im 15ten Jahrhundert[1]) oder auch noch im 16. zu Hans Sachsens und Fischarts Zeiten in Deutschland möglich gewesen[11])!

2. Aus Engels Entzückung des Las Casas.

Las Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler[1]) und sah sie in ihrer ganzen Größe.[2]) Ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Meer; aber klein und unlauter[3]) und fruchtlos an dem gehofften Guten[4]) schien ihm jede bessere That,[2]) eine Quelle der Wüste, die im Sande dahinschwindet, ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer schmücke. Reuig, gedemüthigt, beschämt[3]) warf er sich nieder in Gedanken vor Gott[3]) und flehte aus der Tiefe der Seele: Gehe nicht ins Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele; so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf seine Augenlieder. Und plötzlich war ihm, als hätt' er die Gestirne des Himmels zu seinen Füßen[3]) und ging' auf Wolken einher in einem endlosen Raum[3]) und säh' in tiefer Ferne ein majestätisches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie[3]) und rings von Heerscharen umschwebt, die aus den Welten herauf fuhren und herab in die Welten. Kaum hatte noch sein Auge gefaßt und seine Seele bewundert, so stand vor ihm da[4]) mit ernstem Blick des Richters[4]) ein Engel[3]) und hielt in seiner Linken eine Rolle, die seine Rechte entwickelte. Todesschauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtstätte ergreift, wo er bluten soll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerst der Unsterbliche seinen Namen aussprach[3]) und ihm dann vorhielt die höhern, edleren Kräfte alle, in seine Seele gesenkt, und die bessern, sanfteren Neigungen alle, in seinem Blute bereitet, und die Anlässe, die Hilfen zur Tugend alle, in seine Lage verwebt,[2]) so daß ihn dünkte, sein Gutes komme alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als seine Irrthümer und seine Sünden.

---

[11]) Punkt. [1]) Semikolon. [2]) Kolon. [3]) Komma. [4]) Komma als allgemeines Redepausenzeichen.

Jetzt, da der Engel sein Leben begann, suchte er nach den Vergehungen seiner Jugendjahre; aber er fand sie nicht. Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Vorsatz zum Guten [3]) und jede Beschämung über erneuerten Fehltritt [3]) und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht [3]) und jedes willig genährte Gefühl der sich selbst verlängernden Güte [3]) und jeder edle, siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerin gegen Gott. Da ging sein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich seiner Fehler mehr waren, als des Sandes am Meer; [3]) so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle, [2]) und das Gute wuchs, und der Fehler ward minder, je mehr er an Jahren fortschritt [3]) und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, so wie Uebung im Guten die Neigung und das Vermögen stärkte. Doch war auch sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und seine Rede ward strömend; [2]) denn der Jüngling war zum Manne gereift [3]) und war aufgetreten als Held der Menschheit [4]) in jenen Eilanden, die nicht Eilande des Segens und Friedens [3]) und jetzt des Fluchs und des Mordens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie ihm die ganze Seele zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greisesalter; wie er [4]) hohen Muths im Gefühl seines Rechts [4]) der Rache der Mächtigen Trotz bot [3]) und lauten Fluch über den Golddurst aussprach, der mordete, und über den Glaubensstolz, der es lächelnd ansah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Ströme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog, um bald dem Thron seine Klagen, bald der Unschuld den Trost der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den stolzen Eroberer, den ersten Herrscher in zweien Welten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward, als ständ' er vor dem Richter der Welt, und als leckten die unauslöschlichen Flammen der Hölle schon an sein Krankenlager; wie er sich hinwarf über die Trümmer gescheiterter Hoffnungen [3]) und laut aufweinte gen Himmel, aber sich stets wieder aufriß als Mann [3]) und wieder dastand voll Muthes und Kraft [3]) und rüstig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hoff-

nung, der den Elenden erschien, ihm das Herz mit Entzücken schwellte, und als der letzte in trübe,[5]) ewige Nacht dahinschwand, wie er da, jeder Freude und jedem Trost entsagend, sich tief in die Einsamkeit barg[3]) und die Erde ihm nichts mehr war als ein Kerker[3]) und die Sehnsucht nach Auflösung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden standen geschrieben vor Gott[4]) nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienstlichkeit, Schönheit. So wie er fortlas, der Engel; so glühte ihm seine Wange von immer höherm Feuer, sein Athem ward lauter, sein Blick beseelter, und rings um ihn her wallte reineres, holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht — und wenn er[4]) thatenlos[4]) nichts als Zeugniß und Thränen opferte, weil ihm Thaten versagt waren — ist von hohem, unnennbarem Werth im Himmel.

---

[5]) Kein Zeichen.

Lyk. **Gortzitza.**

Beiträge zur provenzalischen Poesie.

Unter den von Keller edirten Gedichten des Guillem de Berguedan (der in der Hist. de Languedoc III, 328 als Guillem de Berguadon in den Anfang des 13. Jahrhunderts gesetzt wird), beziehen sich vier auf einen Marquis, der in No. X EN Pons de Mataplana heißt. Dieser scheint derselbe, von dem H. de L. III, 53 erzählt, daß er König Alfons II. († am 25. April 1196 zu Perpignan), auf seinem Zuge nach der Provence 1179 begleitete, und wohl nicht zu verwechseln mit N'Uc de Mataplana, der bei Crescimbeni II, 220 (cf. Raynouard Ch. des Poes. V, 391) als guter Dichter und Freund Miravals und Blacassets genannt wird, und der mit Jacme I. v. Aragon (Verfasser der Chronik gb. 1. Februar 1207) den Zug gegen die Balearen 1229 unternahm, durch den die Sarazenen die Hauptstadt und einen Theil der Insel Majorca verloren. Beide sind aus der alten castilischen Baronie der Mataplana, welche ihr Geschlecht nach Millot II, 119 von dem Barone Hugo aus Karls des Großen Zeit ableitete, beide starben auf einem Kreuzzuge gegen die Sarazenen. Berguedan feierte nach der H. de L. in seinen Gedichten Eleonore von Aragon, Gräfin von Toulouse (erwähnt No. XVI reis sanc); es ist dies die älteste Tochter König Alfons II. von Aragon, die 1199 sich sehr jung in Perpignan mit Raymond von Toulouse vermählte und nach dessen Tode 1222 sich in das Kloster Valbonne in der Diözese von Usez zurückzog: also würde auch diese Angabe den Anfang des XIII. saec. für unsern Dichter ergeben. (Keller setzt ihn freilich nach einer Stelle des Peguilain [Rayn. Lexic. III, 311] später, weil dieser erst 1260 starb und als sein Zeitgenosse erscheint; obgleich freilich die Notiz in Peguilhains provençal. Biographie: anet sen a NG. de Berguedan que l'aculhi, et enanset lui e son trobar en la primeira chanso qu'el avia faita [P. O. 169] darauf schließen läßt, daß B. ein älterer Freund Peguilhains gewesen. Diez hat nur eine kurze Notiz im Inder [Leben der Troub. 599] ohne Angabe seiner Zeit.)

Die Gedichte III, IX und XVII handeln von Kämpfen, die der Dichter zu bestehen hatte, in welchen sie sich gegenseitig beschädigten ohne weitere Gefahr; wir wollen III und IX, sowie ein Klagelied, auf denselben Marquis bezüglich, No. X erklären mit Berücksichtigung des Keller'schen Textes, wobei das nicht wiederholt werden wird, was Keller schon (Archiv Bd. VII. 1850 erklärt hat *).

*) Die zwei ersten Lieder zeigen das Extrem fast unritterlichen Hohnes, in das die Sirventes bei einigen Dichtern ausgeartet waren, das dritte ist geeignet, einen klaren Begriff von der Form und den gebräuchlichen Phrasen der Klagelieder (Planh) zu verschaffen. Der Deutlichkeit wegen schreiben wir den Text nach Raynouard's Manier, d. h. mit Apostroph und Isolirung der bei den Handschriften verbundenen Worte; die Uebersetzung will weniger nach Art der Heyse'schen Arbeit ein poetisch schönes, als ein möglichst getreues Bild der Gedanken und der metrischen Form geben.

III.

	Amics marques, enquera non a gaire,	Mein Freund Marquis, noch ist es gar nicht lange,	
	qu'eu fi de vos coinda chanson e bona,	Daß ich in art'gen Worten Euer dachte,	
	mas encar ai en talen autra faire,	Jetzt aber folgt' ich einem andern Drange,	
	pois mos conseills m'o autreiae m'o dona.	Da ich auf euch ein neu Sirventes machte.	
5	C'a Sail foras viron mei enemic	Die Feinde freut's, als sie bei Sail gesehn,	5
	l'anta qui us fi e l'afan e l destric,	Wie euch im Streit mit mir viel Leid geschehn,	
	qu'el camp N Albert l'elm me laisses per tasca;	Wie euer Helm im Feld mir ward zur Beute —	
	si fosez calvs, tuit vos viron la rasca.	Wärt ihr kahl, sähn die Wunden alle Leute.	
	Qu'eu vos cugec d'entrains los arzons traire,	Da ich gedacht, vom Sattel euch zu heben,	
10	si us empeis (si?) ab ma lansa gascona,	Hat euch mein Lanzenstoß so gut gefunden,	10
	c'al encorbar, si tot vos es gabaire,	Daß ihr umdrehtet — das müßt ihr zugeben,	
	ditz qu'el vos vi Guillems de Savasona,	Lügt ihr auch gern — Herr Guillem kann's bekunden.	
	qu'en las bragas vos tengron per mendic	Wie haben sich die Bürger Vic's ergötzt	
	li canorge e li borges de Vic.	Am Bettler, dessen Hosen ganz zerfetzt!	
15	Amics marques, si mala gouta us nasqua,	Seid ihr, mein Freund Marquis dort gichtisch worden,	15
	si esser pot meillors n'aiatz a pasca.	So denk' ich euch zu Ostern gar zu morden.	

Ja del tornei no s cal cabar ni feingner,
qu'anc non valc tant Rolans a Serragoza,
et eus autrei, que no m'en cal destreingner,
20 que mort m'agratz, si lansa no fos moza,
que planamen me des tal colp sul fron,
que rir en fes N Guillem de Clairmon,
Tuit vostr' amic crideron Mataplana,
tro lor membret, quel man aviatz vana.

25 Amics marques, sil colp pogssetz empeingner,
mort agratz cel, quils maritz escoyoza,
lo cortes drut, quils cornz sap far e peingner,
e non tem glat ni crit ni jab de goza,
guerra ni fais ni bareira ni pon
30 anz soi plus gais que raineta en fon,
que ses aiga non pori' estar sana,
plus qu'eu d'amor un jorn de la semana.

Marques, escrit portal fer de ma lansa,
com no fesatz, no pot ever guirensa,
35 e pois vers es, podetz n'aver doptansa,
c'anc l'us tracher de vos no pres naissensa:
neus mos sogres, que de Barzalon'es,
porta las claus d'engans e de nofes,

Doch braucht ihr vom Turnier d'rum nicht zu schweigen,
Da Roland selbst nie Größres ausgerichtet.
Ich geb' es zu, und Jeder kann's bezeugen,
Wenn nicht die Lanze stumpf, ward ich vernichtet. 20
So stark traf mein Haupt eurer Lanze Stoß,
Daß Guillem Clairmon lachte. Schon war groß
Der Beifallsruf von euren Freunden allen,
Bis sie ersahn, wie schwach der Hieb gefallen.

Mein Freund Marquis, wenn ihr brav zugeschlagen, 25
So war der todt, der manchen Hahnrei machte,
Der Buhle treu, von dem viel Hörner tragen,
Der ich der Hunde Schrein und Lärm nicht achte,
Noch Krieg und Mühn, Zugbrücken oder Zaun,
So lustig wie der Frosch im Wasser traun, 30
Der ohne Wasser nie wohlauf geblieben,
Wie ich nicht einen Tag lang ohne Lieben.

Marquis, die Lanze mein versteht zu schreiben,
Wie ihr's nicht könnt; das mag euch Niemand nehmen,
Und wahr ist's auch, deß kann kein Zweifel bleiben, 35
Kein schuft'ger Sohn braucht euer sich zu schämen.
Mein Schwager zwar von Barzelona kennt,
Was irgend nur sich Lug und Unfug nennt;

vas vos non sab lo traig d'una batzola,	Doch will ich ihn mit euch, Marquis, vergleichen,
40 pero amduis le gis (?) en un' escola.	So muß er schnell beschämt die Segel streichen. 40
Raimon de Pratz, mon sirventes romansa,	Raimon de Pratz, singt mein Sirventes munter,
anas de corn e non aias temensa,	Geht muthig hin und laßt die Sorgen schwinden,
que plus volpills non a de qui en Fransa,	Kein feigrer Mann ist bis Frankreich hinunter,
ni plus coartz, si eu ai conoissensa,	Kein schlechtrer, weiß ich recht Bescheid, zu finden.
45 que cinc ans a, no donet colp ni l pres	Fünf Jahr schon theilt' er keinen Hieb mehr aus, 45
en l'escut d'aur, en que la domna es,	Trug nie den reichverzierten Schild im Strauß,
ni en tornei no capuza ni dola,	Noch ist er jemals zum Turnier erschienen;
anz ten per fol, qui sas armas l'afola.	Drum wär' es dumm, noch ernster ihm zu dienen.

IX.

Chansoneta leu e plana,	Ein Gedicht, das leicht zu singen
legereta, ses ufana,	Und hübsch klar, will heut ich bringen,
farai eu de mo marques,	Wie's für den Marquis sich schickt,
del trachor de Mataplana,	Diesen Schuft von Mataplana,
5 qu'es d'engans frasitz e ples.	Der von Lug und Trug gespickt. 5
A marques, marques, marques,	Ei Marquis, Marquis, Marquis,
d'engans es frasitz e ples.	Der voll Lug und Trug gespickt!
Marques, ben aion las peiras	Sagt, wie mag's mit Melgurs stehen,
A Melgurs de pres Someiras,	Wo ich auf den fels'gen Höhen
10 on perdes de las denz tres:	Drei der Zähn' euch eingedrückt? 10
ni ten dan, que las primeiras	Grämt euch nicht, kann man auch sehen,
i son e no i paron ges.	Daß der Mund so arg gelückt.
A marques, marques, marques,	Ei Marquis, Marquis, Marquis,
d'engans es frasitz e ples.	Der voll Lug und Trug gespickt!
15 Del bratz no us pretz una figa,	Euer Arm ist zu vergleichen 15
que cabrella par de biga,	Eines Rades dünnen Speichen,
e portatz lo malestes:	Gar nichts werth und ungeschickt.
ops i auriatz ortiga,	Laßt euch deshalb Nessel reichen,
quel nervi vos estendes.	Die mit neuer Kraft ihn schmückt!
20 A marques, marques, marques,	Ei Marquis, Marquis, Marquis, 20
d'engans es frasitz e ples.	Der voll Lug und Trug gespickt!

Marques, qui en vos se fia,
ni a amor ni paria;
gardar se deu totas ves,
25 c'ab vos ane de clar dia,
de nueg ab vos non an ges.
A marques, marques, marques,
d'engans es frasitz e ples.

Marquis, wer sich euch vertrauet,
Hat auf schlechten Freund gebauet,
Weil ihr ihn gar gern berückt.
Nie, wenn nächt'ger Schatten grauet, 25
Werd' er je mit euch erblickt.
Ei Marquis, Marquis, Marquis,
Der voll Lug und Trug gespickt!

Marques, ben es fols qui s vana,
30 c'ab vos tenga meliana,
meins de braias de cort ves:
et anc fils de Cristiana
pejor costuma no mes.
A marques, marques, marques,
35 d'engans es frasitz e ples.

Marquis, dumm ist, wer sich denket,
Daß ihr etwas nur ihm schenket, 30
Wären's Hosen selbst geflickt;
Tragt ihr doch, was Jeden kränket,
Ein Costüm, drob man erschrickt.
Ei Marquis, Marquis, Marquis,
Der voll Lug und Trug gespickt! 35

X.

Consiros cant e planc e plor
pel dol, que m'a sasit e pres
al cor per la mort mon marques
EN Pons lo pros de Mataplana,
5 quez era francs, larcs e cortes,
et ab totz bos captenemens,
e tengutz per un dels meillors,
que fos de San Marti de Tors
tro Cerdai' e la terra plana.

Ein klagend Lied stimm' heut ich an,
Im Herzen namenlosen Gram,
Weil just der bitt're Tod uns nahm
Herrn Pons, Marquis von Mataplana,
Freigebig, edel, lobesam, 5
Mit jeder Tugend wohl vertraut,
Und als der beste Mann gekannt
Von San Marti bis weit in's Land
Nach Puegcerda's Thalesgründen.

10 Lones consiriers ab greu dolor
a laissat a nostre paes,
ses conort, que non i a ges,
EN Pons lo pros de Mataplana.
Pagans l'an mort, mas dieus l'a pres
15 a sa part, que l'sera garens
del grans forfagz e dels menors.
quels angels li foron auctors,
quar mantenc la lei cristiana.

Es bleibt voll Sehnsucht um den Mann 10
Das ganze Land in tiefem Leid:
Kein Trost mehr ward uns seit der Zeit,
Daß Pons uns starb von Mataplana.
Der durch die Heiden fiel im Streit,
Gott nahm ihn zu sich, um ihm laut 15
Zu zeugen, daß mit kräft'ger Hand
Den Glauben er beschützt. Dort fand
Verzeihung er für alle Sünden.

Marques, s'ieu dis de vos folor,
20 ni motz vilans ni malapres,
de tot ai mentit e mespres.
qu'anc pos dieus basti Mataplana,
no i ac vassal que tan valgues,
ni que tan fos pros ni valens,
25 ni tan onratz sobrels aussors,
ja s fosso ric vostr' ancessors:
e non o dic ges per ufana.

Marquis, that ich je Schimpf euch an
Durch meiner Reden groben Ton: 20
Kein wahres Wort war an dem Hohn.
Seit Gott einst baute Mataplana,
Ward euerm Stamm kein bessrer Sohn,
Der kühner als ihr drein geschaut,
War Keiner, der mehr Ehre fand, 25
Ob er als reicher auch bekannt.
Das kann mit Recht ich von euch künden.

Marques, la vostra desamor
e l'ira qu'en nos dos se mes,
30 volgra ben, se a dieu plagues,
anz qu' eississetz de Mataplana,
fos del tot patz per bona fes.
quel cor n'ai trist e vauc dolens,
quar no fui al vostre secors,
35 que ja no m'en tengra paors,
no us valgues de la gent trufana.

Unsel'ger Kampf, der sich entspann,
Unselger Haß, der uns entzweit!
Wenn Gott mich doch davon befreit, 30
Eh ihr verließet Mataplana!
Wenn fern wir jeder Zwistigkeit,
Dann braucht' ich nicht zu klagen laut,
Daß ich euch nicht zur Seite stand,
Als ihr durch frecher Heiden Hand 35
Zu frühen Tod jetzt mußtet finden.

En paradis el loc meillor,
lai o l bon rei de Fransa es,
prop de Rotlan sai que l'arm'es
40 de vos, marques de Mataplana:
e mon joglar de Ripoles
e mon Sabata eissamens
estan ab las domnas gensors
sobre pali cobert de flors,
45 josta N Olivier de Lausana.

Im Paradiese, wo Rotlan
Und Frankreichs guter König thront,
Ward durch den besten Platz belohnt
Der edle Herr von Mataplana. 40
Dort ist's, wo Lust und Freude wohnt,
Wo Sabata und Ripol traut,
Mein Sängerpaar, auf blumgem Rand
Mit edlen Fraun zu Spiel und Tand
Und heit'rer Rede sich verbinden. 45

III.

non a gaire. Diez Poesie d. Tr. 309 verwirft sowohl die von Honnorat aufgenommene Ableitung vom deutschen gar, als die von granre, welche Mätzner (Altfranz. Lieder Gloss.) für die richtige hält. Es kommt nicht blos mit der Negation vor, sondern auch allein: Capdueil (Rayn. IV, 93 so qu'hom): sil segles dura guaire, Sordel IV, 68 planher: viu guaire e non val re, Faydit IV, 55 fortz. perque s'esfors' om pauc ni guayre und im baslimosin: a n'in gaire, das Honn. y en-a-t-il beaucoup übersetzt. Mir scheint es herzuleiten von gara = modus agri bei Du Cange ed Henschel III, 475, wofür auch gairus vorkommt.

2. statt qu'en ist vielleicht qu'eu zu lesen, wie IX, 3 farai ieu statt e; en würde überflüssig sein.

3. n'ai en talen autra faire: n paßt weder als Negation, man müßte denn den vorigen Vers ironisch nehmen, noch als Genitiv = neufrz. en, weil en selbst folgt. So ist n wohl zu streichen, en aber abhängig von autra, welches wie Comparative entsprechend dem latein. Ablativ die Präp. de regiert. Aver talen kommt öfter vor (Ventad. IV, 139 En aquest.), auch im Neupr.: ai pas talent

de ren faire, neben talens m'es pres (Bergued. X), welchem talent vous en prent altfrz. entspricht (Bretel bei Mätzner, 24, 52). Weniger paßt wohl die Erklärung von n als Genitiv und en als Praepos. entsprechend dem seltner vorkommenden altfz. aieç en cors et en talant (Aspremont: Romvart 5).

4. autreiar wird so gewöhnlich mit donar oder dar verbunden, z. B. Tit. 1182 Doat CXXXVIII, 59 donam et autreiam cf. Rayn. L. II, 153 und altfrz. bei Boutelliers Romv. 283: le guerredon qamours doune et otrie; hier ist wohl noch der Bezug auf autra absichtlich. Uebrigens ist dieser Pleonasmus in der prov. Poesie charakteristisch, man vergleiche vei e conosc e sai P. O. 77. vai e cor 117. plang e plor; jois e gaug e plazers; ni ses cosselh ni dezacosselhatz (IV, 65), ses razon e ses dreg IV, 191. cf. Berg. 10, 12.

5. cassail foras. Casal, prov. u. cast. = metairie (Rayn. L. II, 348) oder das ital. cassale, Hieb, bringen nicht weiter, ebensowenig Kellers Lesart c'assail statt des bei Rayn. L. V, 142 erwähnten assalh und assaut, Angriff, da viron schon in anta sein Object hat. Besser ist es wohl, die Lesart Rayn. L. IV, 618 bezüglich auf Berguedan XVII, 27: el tornei rengat, espes, a Saill, fora del pradal auch hier zu benutzen. Ein castrum Salis im limosin. Gebiet bei Bouquet X, 343 wird aber XI, 116 Salt und im index Benoît du Sault genannt; besser scheint Bouquet Chron. Gaufr. Vos. XII, 432 zu passen: Pontius frater comitis de Melgoire ... in turre quae dicitur ad Septem Salas ... in custodia tentus est (Rayn. P. V, 393 hat einen Raymond de Sales.) *).

7. el camp N'Albert mit der alten Form des Genitivs ohne Zeichen, cf. pro Deo amur, bei Peirols „quant amors" tor Davit; Born, mon chan: lo temps Rotlan, Berguedan IV, 149 filh Bernart, wie diese Construction prov. u. altfrz. besonders bei filh häufig ist (cf. Faydit IV, 58 fill sainta Maria; Romv. 58, 53. 122 etc.) Rayn. L. II, X. vergleicht neufrz. Fête-Dieu, Hôtel-Dieu cf. Diez III, 127.

tasca Buße, Pfand, erklärt sich aus XVII, 30; lo bon

*) Zu Berg. XVII, 27 cf. Faydit IV, 55; gran tornei espes = épais; Blacasset IV, 216: bel m'es qu'ieu veia en un bel camp rengatz els — u. Born IV, 149: plantara l coms son guonfano al prat comtal, josta l peiro.

elme... el tenc gatge; im Neupr. ist diese Bedeutung aufgegeben. Ob por provenzalisch und nicht das handschriftliche P vielmehr stets per zu lesen?

9. entrains nicht bei Rayn. noch bei Rocheg., hängt wohl mit enta (Du Cange): ubi quis est und castil. entrañas innerlich zusammen (Diction. de la lengua cast. 341): also d'entrains = d'entre.

10. statt suis enpeissi ist zu schreiben si us (mss) enpeis si. — Rochl. L. 108 hat empeis als praesens, daneben empenher, das wir V. 25 lesen, cf. Berg. XX que lei enpeisses en forn. cf. Born (R. IV, 100 Nostre...) en tal pretz no s'empeis... und Donatus provinc. 561: empeis preterit. zu empenher. Si ist demonstr. so, auf cal encorbar bezogen.

gascona. Die Gascogner standen in schlechtem Ruf, cf. Bouquet X, 336 u. 213: perfidia Guasconum, H. de L. I, 419 und Bergued. V: qu'eu venseria dos Catalans o tres Gascos; hier ist natürlich nur eine Lanze aus der Gascogne gemeint.

11. c'al encorbat lese ich mit Rayn. L. II, 480 encorbar, so daß, obwohl ihr ein Betrüger seid, ihr zugabt (Rayn. ditz = il dit), daß er euch sah, (vi R) beim Umkehren, cf. Apchier IV, 252: al tornei la i vim laissar. Zu gabaire cf. Ventad. III, 49 amors: sab ben gabar e rire, Bergued. VIII, 11: non tem gab ni bruda de mill mon enemic u. Rombaut d'Orenga P. O. 47 qu'ieu pens e no soi gabaire; P. O. 134 gabaire als Gegensatz von francs e suaus. — sitot, obgleich, cf. P. O. 158. sitot la cuj'aver major.

13. braga (neupr. auch brag) = bracca, Sueton. Caesar 30; auch IX, 31 spielt hierauf an.

mendic ist hier wörtlich zu nehmen; sonst als Schimpfwort z. B. von den Deutschen*) Paulet de Marseille IV, 73 ab marrimen „malvays mendic“ und bei Cairel IV, 293 pus chai „lo cor avetz tan mendic.“

Wäre das hier erwähnte Vic dasselbe wie der Geburtsort des Mönchs von Montaudon in Alvernhe pres d'Orlac oder Aurillac

---

*) Die Deutschen, Ties (Sordel R. IV, 67) oder Alamans genannt, stehen überhaupt in schlechtem Rufe bei Provençalen (Paulet IV, R. IV, 72: flac, volpilh, de frevol malha, ja lo vers dieus no us aiut ni vos valla) und bei Franzosen (Romv. 30: set plages ot par mi en dos le flanz, de la menor fust mort un elemanz).

(H. d. L. III, 533) cf. Biograph. Mss. 7614, so paßte der Kampfplatz bei Melgurs nicht, da dieses nicht weit von Montpellier in der Grafschaft Melgueil liegt; vielleicht sind mehrere Treffen durcheinandergewirrt.

16. meillors n'aiatz. n hängt ab vom Comparativ.

17. no s cal; ebenso V. 19 no m'en cal (cf. XVII, 16) vom lat. calere, altsp. prov. caler, altfrz. caloir, chaloir, z. B. Bretel 24, 18 gaires ne me caut de sousfrir etc.; davon non chalen adj. Anelier IV, 273, non caler Subst. P. O. 383 und neupr. no m cal = il ne m'importe (Honn. 1, 377).

cabar steht nicht bei Rayn., doch stammt es wohl von dem lat. cabare = cavare, fodere (D. Cange 2, 7) und hängt zusammen mit mescabar oder menescabar (Rayn. L. 2, 276) = échapper. So ist wohl nicht caber (Roch. Gl. O. = renfermer) oder gabar dafür zu schreiben.

18. Rolan oder Rotlan ist aller Helden Erster, cf. Cardinal IV, 346 mielhs que Rotlans. Er kämpfte 7 Jahr in Spanien und belagerte Marsilion in Saragoça, cf. Romv. S. 12 Roncevaux.

19. ist vielleicht, wie cal v. 17 ohne de steht, statt d'estreingner das diesem gleichbedeutende destreingner = opprimer, cacher zu schreiben; freilich kommt auch de beim Infinitiv vor.

20. Rayn. L. IV, 272 liest mossa statt moza, nur orthogr. verschieden als Femin. zu mos, schwach, = émoussée.

22. EN Guillem de Clairmon, dessen Name wieder auf Auvergne deutet, war nach Bergued. VI. mit dem Marquis verfeindet und hatte sich mit Andern gegen diesen verbündet; auch mit dem Dichter stand er wohl nicht besonders, cf. XII, v. 16.

25. anz von ante, aber, sondern: comparativisch wie diese Worte ist mais, vielmehr.

26. marritz ist hier = maritz und geht besonders auf B.'s Schwager, cf. V. und XVIII. extr. Sonst heißt dies Wort „traurig", z. B. ab cor trist e marrit (Sordel IV, 67) und P. d'Auvergne IV, 296 maritz, que marit vay sufren, wo beide verbunden. cf. noch Apchier IV, 252 ja nulh marit non cal temer de lui... e d'ome qu'es d'aital faysos, non deu esser maritz gelos.

Zu agra mort cf. X, 14.

27. corns. Hörner sind ursprünglich ein Zeichen der Kraft, daher ein Kennzeichen des Bacchus (Laokoon VI, 431 Lachm. ed.),

so auch Ovid. A. A. 1, 239 cornua sumit, er wird muthig. Die hier vorkommende Anwendung, die schon bei den Griechen gebräuchlich war (cf. Steph. Thes. IV, 1456) hängt wohl zusammen mit Ovid. Amor. 3, 11, 6 venerunt capiti cornua sera meo, d. h. ich bin spät klug geworden, wie ja auch beim Bocke die Hörner später kommen. In Constantinopel war das Bild eines Mannes mit 4 Hörnern aufgestellt, ad quod accedere solebant qui uxorum pudicitiam suspectam haberent; es galt als große Beleidigung, Jemand Hörner an das Haus zu hängen und war in Mantua sogar bei einer Strafe von 50 libri parvorum verboten (D. Cange 2, 608). — So sagt Bergued. VII, 30 que de tal sai que a drut, que porta cofa cornuda und VIII, 9 de mon sogre ab fron pic; übrigens wünscht Ventad. III, 46 den Betrügern und Verläumdern, daß sie zum Unterschiede von treu Liebenden mit Hörnern gezeichnet wären.

Zu far e peingner cf. Montaudon Autra vetz: qui ben penh, ben ven. 28 wird sehr verschieden citirt, aber glat, clas, crit, jab, uc sind Synonyma für Schrei, das letzte gleich altfrz. hu.

30. lese ich mit Rayn. L. V. 39 anz soi, sondern ich bin lustiger . . ., für dieses Diminut. von rana steht sonst (z. B. VIII) das andere granoilla, cf. Peire d'Auvergne: chanta com granolh' en potz IV, 300.

32. d'amor ist = senes amor mit Bezug auf senes aiga; plus que sollte wohl plus q'eu heißen.

34. ist nach fesatz, wie 35 nach es ein Komma zu setzen.

36. tracher das Sujet zum Regime: trachôr (IX, 4) cf. Diez Poesie 298.

37. que de Barzalon'es ist so zu lesen und Relativsatz zu sogres.

38. claus von clau = clef, Nagel und Schlüssel, z. B. claus de paradis. Sv bon laus n'auran cels qu'en tenhan las claus (P. O. 49). Borneil P. O. 135: etz guitz e paire de pretz e tenetz las claus, und neupr.: portar la clau = être le maître. Ein ähnliches Bild ist bei Pujet Rayn. IV, 376 Augier on pretz s'es clutz und Bergued. XIII, 25 on joy s'enclau e s sagella, wie mit Rayn. L. V, 132 und II, 411 a zu lesen und P. O. 189 amors e jois s'i enclau. — Engan und fe stehen oft so zusammen, z. B. Tit. de 1139 per fe e senes engan. Rayn. L. III, 291 citirt nonfe, Bergued. VI, 20 hat wie hier mil tracions e mil

nofes, Faydit P. O. 105 bauzia ni nofes, was nicht mit Keller durch mofes, entsprechend dem altfrz. maufez (Romv. 36 von den Juden) zu ersetzen ist. Das Wort ist gebildet wie noncura (Marcabrus R. IV, 304), noncaler (P. O. 383), nondever (P. O. 29) nonchalen (R. IV, 273); wie infamia, dedecus, Untreue. Enjans e mala fes hat Cardinal IV, 347.

39. batzola steht nicht bei Rayn.; Roch. kennt batsella = bagatelle, ital. bazzecola, das vielleicht des Reimes halber geändert. [traig = trai, trag, trach = neufrz. trait (R. V, 400) zu vergleichen XVII, 11 estratz de cortesia = extrait, Inbegriff, wie es neupr. gewöhnlich].

41. liest Rayn. L. V, 107 Raimon, de patz, was aber in seiner Uebersetzung tonchant la paix keinen Sinn gibt. Wenn es nicht Nom. propr. ist (Patz oder Pratz, Prades), so ist es wohl wie en patz, in Frieden, ohne Furcht, entsprechend dem annas de corn. Annas ist nicht, wie Keller meint, von annat herzuleiten, sondern Imperativ: geht muthig, wie auch Rayn. II, 486 allez de front übersetzt. So anas b. Apchier 4, 250, cf. IV, 253; anatz B. de Born IV, 182, Folquet de Romans IV, 124, anetz (Ventad. quan la fuelha) und Donat. provinc. 5. 55 anatz = ambuletis in der lat. Version.

43. que plus vol peills non a... ist zu verbessern: plus volpilhs = lâche (R. L. V, 576), adj. zusammenhängend mit vuolp, volp, renard. Dazu paßt coartz = span. cobarde, engl. coward, feige; sonst bei Paulet de M. IV, 73 recrezensa faran e volpilhatge. Bei Crescimb. 2, 32 im Gedichte des Raimondo Giordano ist auch Amor ben fai volpillatge e faillensa zu lesen, was Cresc. fälschlich vol, pillatge liest und amor ben fa furto, rapina e fallo übersetzt.

de qui en Franssa. Ende saec. IX. hieß France das Land zwischen Rhein, Ocean und Loire (H. d. L. I, 586), der Süden France romaine; X. saec. schied man France latine und tudesque; XI. hieß der ganze Süden Provençales (H. d. L. II, 246), nur der Norden France. Sisteron XIII. saec. scheidet gar die Völker des jetzigen Frankreichs in Franzosen und Catalanen, zu welchen letzteren Guascuenha, Proensa, Limosin, Aluernha gerechnet werden (Rayn. IV, 38), [cf. Born IV, 48 Engles e Norman, Breton e Yrlan, Guiana e Gascos et Angiers prezan e

Maines e Tors, Fransa tro Compenha... e Flandres e Guan tro'l port de Guinssan ploron e li Alaman (d. h. alle diese Völker sollen trauern um den Tod des jungen Königs Heinrich von England].

45. cinc ans a, no donet = il y a cinq ans que... cf. mil an a (Paulet de Mars. R. IV, 74) und Riquier IV, 387 non a dos ans que... Die Zahl ist wohl nicht wörtlich zu nehmen, cf. R. IV, 38 ieu en conosc de cavaliers cinc cens, vgl. R. L. II, 396.

48. afolar verschlechtern: so meteys afola bei Daniel, altfrz. z. B. G. de Bethune Romv. 315 lanemi afoles (cf. Romv. 287) und neuprov. = endomager, deteriorer; hier ist noch ein Wortspiel mit fol gebildet. — tener cf. 13 u. IX, 11 mit per (P. O. 158. 159 etc.), mit ad, z. B. ad orgolh (P. O. 202) und ohne praepos. tener fol (P. O. 159).

IX.

Chansoneta, kleines Lied, afrz. cancounete bei Raous de Soisons — leu, Gegensatz gegen die schweren, gesuchten Reime, cf. Diez Poesie 62 ꝛc., und Montaudon, R. IV, 370 fai sos sos leuetz e plas; P. O. 305 Leu chansoneta d'entendre ab leu sonet. Zu plana vergl. Ventad. en razon plana (qu'eu la) und Rudel „quan lo" chantar en plana lengua romana. ufana = arrogance, cf. X, 26; Carbonel IV, 284 ufana non lor play gayre und Germonde IV, 320 don perdon sa ufana; ses plus ufanieira P. O. 129. In v. 3 ist wohl statt farai e de mo marques zu lesen farai eu...

5. mit Roch. P. O. und Rayn. L. 3, 281 ples zu lesen, wie es der Reim fordert: cf. Trad. de Boëce 9 ventres reples e farciz; sonst oft d'orguelh ples Peguilh. IV, 63. plena d'enjan e d'uzura Born IV, 261; der Gegensatz bei Paulet IV, 74 de totz bes ayps complitz.

Die hier gebrauchte Wiederholung eines Refrains nach jeder Strophe ist provenc. viel seltener als die Anwendung des Refrains am Schlusse des ganzen Gedichtes; doch kommt sie vor bei Sordel R. III, 441, der mit Ailas! e que m fan miey huelh, quar no vezon so qu'ieu vuelh das ganze Gedicht anfängt und jede der 5 Strophen schließt; bei Adhemar (R. III, 192) El temps, wo der

5. Vers in allen 5 Strophen gleich ist, und auf diesen je in 2 Strophen dieselben 2 Verse folgen; bei Caravane IV, 197, wo von 7 Strophen jede einen 4zeiligen Refrain hat und obenein das ganze Gedicht einen Refrain von 5 Zeilen; bei Folco IV, 209, dessen 2 Strophen per deu, en Gui schließen; bei Broqueira (P. O. 373), wo die 2. Zeile stets ei amors, si amors und der Refrain jeder der 5 Strophen mas lo joi de leis quar l'am me destrui lautet [wie wohl in 2 Strophen statt desdui zu ändern!]; endlich bei Bacalaria P. O. 375 4 Mal der Refrain: dieus qual enuech mi fa la nuech, per qu'ieu dezir l'alba, und in den Tagliedern, welche dieses Gedicht nachahmt. Auch die Franzosen haben diese Form angewandt, cf. bei Mätzner Fournival XII, Veaus XVIII, Bretel XXIV, Piere XXV, Fremaus XXVI. — Eine andere Form ist die Wiederholung einzelner Worte, wie Barbezieux III, 453 Lo nous: wo je der 6. Vers und der Refrain mit Mielhs de Dompna beginnen; bei Peguilh. IV, 63, wo temps und essemps alle 5 Strophen und den Refrain schließen; bei Paulet IV, 72, der 7 Strophen mit En Enric schließt, wie Born II, 183 sein Klagelied auf Heinrich mit ira, in 5 Strophen, deren 1. Zeile stets auf marrimen ausgeht; endlich bei Riquier IV, 76, wo Narbona die 5. Zeile von 5 Strophen und die erste des zweiten Refrains schließt.

9. Melgurs bei Bouquet XI, 416 Melgorium, ist das heutige Melgueil in Languedoc, NW. von Montpellier, von dem die mouneda melgouiresa ihren Namen hat, welche die Bischöfe von Magelona schlagen ließen; Someiras ist der Flecken Somieres in Anduse, dessen Schloß (H. d. L. III, 232) als zur Diözese von Nimes gehörig, erwähnt wird. Wir haben so (cf. III, 14) schon zwei verschiedene Treffen, ein drittes wird XVII, 41 erwähnt bei Puegcerda oder Puicerda in Cerdaña, südwestlich von Rousillon, das aus Puy (cf. Pui Santa Maria) und Cerdaia, nach Honnor. = Cerdagne gebildet ist [in der prov. Biogr. G. de Cabestaings ist auch wohl borc qu'es en plan de Rossillon e de Sardogna in Cerdagna zu ändern].

11. ist wohl zu lesen ten dan, halte es nicht für Schaden, wie bei Moncuc IV, 255 qu'il valc ni qu'il tenc dan, Vaqueir. IV, 276 ben puesc dan e pro tener, Faydit III, 288 qu'a licys no cal ni no so ten a dan; Brunet P. O. 112 la foldatz ten dan mantas sazos.

15. no us pretz una figa hängt zusammen mit Miraval: d'amor: enemics ni enemia no m notz lo pretz d'una fia, altspanisch: mas todo su esforcio no les valis tres figas (Poem. d'Alex. 794) und cast.: no dar por alguna cosa dos higas (Dicc. cast. 436). Andere Ausdrücke für denselben Begriff der Geringschätzung sind B. de Born IV, 51 non pretz un bezan ni'l colp d'un aglan lo mon...; Borneil bei Crescimb. 2, 227 jois: no valran dos aguilenz al estreigner de las denz; Gavaudan P. O. 45 que ses joi no val un arenc und altfrz. Desputoison Romvart 129 ne dounoient de toy une pomme pourrie; P. O. 187 no prezon lor vidas un denier, P. O. 188 no ls valria una pluma de pau und 186 si derenan soi sieus, a menhs me tenh que juzieus.

17. malestes wohl ein Wort wie X, 20 malapres.

18. ist mit Roch. und Rayn. L. V, 452 ops i auriatz des Verses wegen zu lesen, wie statt des unverständlichen enerm nervi: die Nessel (lortie poingnant Romv. 368.) gilt als nervenstärkendes Heilmittel.

ops wird mit es verbunden (Sordel IV, 67. Faydit IV, 58.) und mit aver cf. R. L. IV, 376. Bergued. XVII, 15.

22. ist statt en nos mit Roch. a oder en vos zu lesen, auf Mataplana bzg.; cf. ben es fols cel qu'en sa vida s fia (Faydit IV, 57.) und om no s deu fizar en vostr'amor (Bellinoi IV, 60).

23. a ist Verb. nicht Präpos. wie bei Roch.; amor und paria stehn zs. z. B. bei Cadenet R. L. 4, 114.

25. comques anc K. und cumque s'ane bei Ro. sind verderbt: anc = jamais paßt hier nicht; ich lese c'ab vos ane de clar dia, bezogen auf das folgende ab vos.

30. meliana, weder bei Rayn. noch bei Ro. im Glossaire; im Text steht es hier und P. O. 177 musa meliana; es ist wohl des Reimes halber, wie das öfter geschah, gebildet aus melin, das im ancien béarn. einen bunten Stoff bedeutete, oder aus maille, ancienne monnaie audessous du denier, die auch in Melgurs geprägt wurde.

31. meins de. de beim Comparat. gewöhnlich, cf. Berg. III, 3. Cardinal IV, 342. riex hom ab meyns de razo... ves ist nicht bei Rayn., noch Roch. = coutume wie neupr. [vielleicht stand cortes da, und ves ist aus V. 24 herübergekommen].

32. cf. Chevalier au Leon Romv. 552 vint une des plus

bele dames, c'onques veist riens terreine, ne crestieus ni crestiene und Mätzner 23, 38 la plus bele qui soit de mere nee, cf. Faydit IV, 55 fortz hom nat de maire; Romv. 692 tous hommes tous de femme nez.

X.

Alle seine Schmähungen bittet B. ab in dem Klageliede über den Tod des Marquis, das sich übrigens nur wenig über die bei dieser Gelegenheit gewöhnlichen Phrasen erhebt (s. Rayn. IV, 46, 82.). cf. Millot II, 130 la seule pièce de G., dont on puisse un peu le louer, est sa complainte sur la mort du preux marquis.

1. Consiros oder cossiros, traurig, voll Sehnsucht, cf. Cabestaing 3, 113, lo dous cossire, von Liebessehnsucht nach der Geliebten — Bellinoi R. L. 5, 5. etc. — plor e planh bei G. de Beziers (R. IV, 46), treballas e plors bei Esteve IV, 78. cf. Note zu III, 4.

2. cf. Borneil R. L. V, 163 pres mos huels e sazic mon coratge.

Pons (oder Ponz bei Vidal Grammat.) ist ein sehr gewöhnlicher Name. Es ist mit Ro. lo pros zu lesen, wie v. 13, preu paßt nur für das régime (cf. Faydit Donatus 51). Cresc. 2, 52 übersetzt es prode, und die frz. Form proudome, preudom, preuz, cf. engl. proud, leitet mehr auf providus, als auf probus, wovon Rayn. L. IV, 659 es ableitet. Delatre, la langue franç. dans ses rapports avec le sanscrit leitet es, wie mir scheint, falsch aus sanskr. pra, ablat = lat. prod, zusammenhängend mit prodeo. S. 19. Diese Art des Lobes ist ganz gewöhnlich in den Klageliedern cf. Born IV, 48 de jovent eratz capdels e paire, Faydit IV, 54 de valor caps e paire, Peguilh. IV, 61 miralhs e mayestre dels bes. Ueberhaupt ist es charakteristisch für diese Poesie, daß sie fast nur die höchste Potenz des Lobes kennt, cf. Romv. 35 li gentils hom fu molt de gran air, meilor vasaus ne pot nus hom veoir.

Weshalb Keller hinter Mataplana Punkte setzt, ist nicht klar; denn nicht hier fehlt ein Vers, wohl aber nach V. 25, dessen Nichtvorhandensein K. nicht angedeutet hat.

5. quez = que cf. P. O. 69 Born: quez ieu esper, und öfter.

larcs e cortes gewöhnlich zusammen, der Gegensatz von avar (Born IV, 153). cf. Peguilh. IV, 62 per cui venran soudadier de luenh sai, weil er reiche Geschenke machte. larcs et arditz e cortes et estela del Genoes P. O. 192.

6. cf. Bellinoi L. 2, 328 tug bel captenemen, Ventad. III, 69 qu'aissi cum las suelh captener, enaissi las descaptenrai; sonst lo belh el bo a tot fag benestan etc. (Calanson IV, 65), und d'enseignamen ni d'aut cor (Faydit IV, 57).

8. Ein Castell Tor in Peiregorc war die Heimath mehrerer Troubadours, so Guillems (R. V, 211) und Raimons (Millot 3, 111), doch ist es fraglich, ob es das hier erwähnte. Solche Raumbestimmungen liebt Bergued. cf. XXI de Sensaire tro Belcaire a cercat, XIX, 36 del peiron [der große Fels peir-on d. h. Pyrenäen?] tro sus en Alemaingna, XVII del col de crotz (Cap. Creus?) tro al pueg Sainta Maria.

Zu dem Gedanken der ersten Strophe cf. Born II. 183. Si tut..., Esteve IV, 78; zu V. 10 besonders Esteve IV, 80 v. 17 etc. Folquet IV, 52 e qui pretz e gaug et honor, sens, larguesa, astr' e ricor nos a tolt und Bellinoi IV, 60 ab vos es mortz sens, franquez' e mezura, weshalb die Zeit jämmerlich, nichts werth genannt wird: segle caitiu ib.; segle truan (Born IV, 48).

12. conort leitet R. von hortari, doch kommt statt des castil. conhortar auch confortar vor, wo der Wechsel wohl eher aus f in h anzunehmen als umgekehrt, cf. neupr. comfortar u. neufrz. comfort.

14. mort intransf. und transf. cf. G. de Bezers IV, 46 li can renegat quil an mort, Figueras IV, 312 avetz manta gen morta; dagegen Faydit IV, 54 es mortz — ebenso altfrz. mort a le duc herbert (Carol. M. Romv. 22) und mieu cuisin e mort (Romv. 30).

14. Pagans cf. Faydit IV, 55 Sarrazi, Turc, Payan e Persas und Bremon IV, 72 la payana ges; sonst Sarrazis fellos (IV, 386 Riquier) und la gent trufana v. 36; Turcs fals e descofessatz P. O. 123.

pres cf. Bellinoi IV, 59 dieus vos a mandat a se venir...

15. garens, Beschützer, wie el fo mortz per nos dampnatz

garir und de mort nos volc garir Faydit IV, 57; dann der Zeuge, so z. B. altfrz. Doono de Mayance Romv. 60 cascun de nos te sera en guarant, cf. Romv. 18, 36.

auctors, Zeugen: so R. L. 2, 23 avem damidieu ad auctor. cf. Riquier IV, 76 si de poder estes tan auctoros com de dever fazen son benestar.

Zum Gedanken cf. Faydit IV, 56: perdona li, que ops e cocha l'es, e non gardatz senher al sieu falhir.

18. quar, daß, wie quare im mittelalterl. Latein.

mantenc: so bei Peguilh. IV, 61 mantener solatz, domney, largueza, mezura e sen, conoissenza e paria, humilitat, orguelh ses vilania, Esteve IV, 81 proeza; altfrz. mantenir usage, loiaute, hounour...

18. lei Gesetz: so P. O. 143 a ley de fin amador... Cardinal IV, 346 et ieu non laus rey que non guarde ley und Germonde IV, 320 contra la ley romana; dann wie Gesetz für Religion (so auch altfrz. la cristiana lez Romv. 14); übrigens gehört leyczon, nobla leyçoun schließlich zu demselben Stamme.

19. folor, follor, folhor = folie, injure, absichtliche Unwahrheit wie hier Riquier IV, 77 ab follor ni ab enjan und Bellinoi 4, 59; Dummheit Folquet IV, 53 tot autre sens (torna) en folhor.

20. motz: das Wort, besonders im Liede, dann auch das Lied selbst, cf. ital. motto und mottetto, castil. mote, sentencia breve, frz. bonmot. Bellinoi R. 4, 59 non puesc motz ni sos acordar, Anelier de Toulouse IV, 273 un sirventes en est son gay, ab bos motz leus per retener (Diez 250).

malapres wie bei S. Didier Aisi: el mon non es vilas tan malapres; Germonde IV, 319 fals malapres. Der Gegensatz öfter: savi e ben apres (Peguilh. IV, 196), laus dels ben apres (Alamanon IV, 70) und gesteigert als plus onratz e meills apres (Barde IV, 195) und Peguilh. IV, 63 e l melhor coms del mon e lh mielh apres; ebenso frz. bele plaisans sage cuers bien apris (Wasteble Romv. 305).

23. no i ac = il n'y eut pas.

vassal aus vassus, cliens und vassallus, gael. gwas = servus (Du Cange VI, 741), hier in der Bedeutung: Krieger

cf. bon uasal de parace Romv. 18, cf. 35. Neupr. steht es auch statt vilain (Hon.).

24. pros ni valens: cf. Calanson IV, 66 und Paulet M. IV, 79 dieselbe Verbindung.

25. onratz sobre ls aussors, so bei Daniel alsor, bei Folquet M. IV, 52 nom aussor. Hier ist der Superlativ in gemeinromanischer Weise gebildet, es kommt aber für den absol. Superl. auch altisme, auzisme vor (R. L. II. LIX.) ähnlich dem altfrz. longisme (Romv. 22) direct aus dem lat. Superl. gebildet.

Die nach 25 fehlende Zeile, die weder R. noch Millot erwähnen, steht bei Roch. ja s fosso ric vostr' ancessors; wenn auch... ja s, wie ja sia so que, aisso che; castil. jathia, ital. già sia ciò che... Rayn. V, 186 hat dies Gedicht nur lückenhaft mitgetheilt: es fehlt die ganze Strophe.

28. desamor Mangel an Liebe, Haß, cf. Adhemar IV, 327 et ai ja vist per avol dont a domna l marit dezamar und Folquet M. „molt i fes." Ebenso desacord, desconort, deshonor, dezaventura (IV, 59). Die Abstracta auf or sind prov. sämmtlich Femin. geworden, cf. Diez Gramm. 2, 18.

29. que nos, Roch. qu'e nos ist zu lesen qu'en nos = parmi nous (R. L. III, 120).

32. del tot wie 21 de tot durchaus; so Folquet M. P. O. 62 los volh del tot maldir, neufrz. pas du tout.

33. n'ai trist cf. III, 3. Der Gedanke z. B. Riquier IV, 76. Beziers 4, 46. Folquet M. IV, 51.

vauc dolens. Vauc neben vau (cf. Mätzner zu IV, 33): Cardinal IV, 347 e si per so vauc atras o avan. Ueber die Construction vgl. III, 41 und e m vau conortan (Faydit III, 282), per qu'ieu vau parlan (Born IV, 48), altfrz. ka autre riens voise pensant bei Mätzner XIV, 11. Doler ist wie morir transf. und intransf., hier das letztere.

35. tengra steht statt des Futur. exact.: Millot m'auroit retenu besser als R. L. V, 437.

36. no us valgues de = valusse contre, cf. G. de Bezières IV, 48 anc no fo nulhs hom que us valgues und Faydit IV, 54 ni tan valgues...

trufar, wovon trufaire ist railler, daher Rayn. la gent railleuse übersetzt, [so castil. truhan scurra], doch ist es hier mit

castil. trufa fabula zus. allgemeiner zu nehmen = Lügner; so trufatorius (Du Cange VI, 686) = dolosus. cf. quan ditz sa lesson trefana Bergued. XXI, 53. Sonst heißen die Heiden z. B. de pagans e d'avol gen Borneil b. Cresc. 2, 226.

37. en paradis: so Riquier IV, 77 etc. R. V, 186 liest el luoc megllior, mit ital. Schreibweise; cf. Romv. 630 feue ma dame, dont dieu si luy plaist ait son ame. —

38. l bon rei cf. lo bon papa Innocens Peguilh. R. L. 3, 311.

sai que l'arm'es. sai Pres. von saber, nicht adverb. wie bei Peguilh. IV, 62 plus que princeps de sai mar ni de lai — R. V. 186 und L. IV, 654. l'a mes paßt gar nicht, da de vos ganz frei stände — arma, anma, (castil. noch anima und alma) heißt Seele: es bezeichnet recht den provenç. Geist, daß dies Wort zugleich Seele, Waffen und Wappen bedeutet. Grade in dieser Verbindung wie hier ist es häufig, cf. Riquier IV, 77 que denhetz perdonar... a l'arma e luec dar en paradis, G. de Beziers IV, 48 el cel meta l'arma, Bellinoi IV, 60...

41. joglar hier im guten Sinne, wie ric joglar Peguilh. IV, 62, und IV, 64 als Synonym von trobaire; sonst oft tief unter dem letzteren stehend, z. B. bei Rambaut d'orange: sui folhs chantaires cortes tals qu'om m'en apels joglar.

de Ripoles Eigenname, oder vielleicht zu lesen joglaire Ripoles, da der Ort meistens Ripol genannt wird (Roch. L. Ripoles = de Ripoll en Catalogne cf. Cabestaing prov. biogr. Riuples. Der Ort lag in Besalu am Ter. Dieser Dichter wird sonst nicht erwähnt, wohl aber Arnaud Sabata, dessen seule chanson R. V, 50 citirt. Dieser Name, zusammenhängend mit sabbata = sabot ist wohl ein Spitzname, wie ihn die Sänger anzunehmen pflegten, cf. Cercamons, Faydit etc.

44. pali von pallium Mantel, Teppich, das Honn. vom celtischen pali Seidenstoff ableitet, cf. Dodo de Mayance Romv. 77 ne le troua palis ne siglaton und Roncevaux 15 soura un palis blancs.

45. josta = juxta, cat. span. port. justa, ital. giostra. Olivier cf. P. O. 188: d'ardimen val Rotlan et Olivier als Lob eines Tapfern. Diese Vorstellung, welche in edlerer Auffassung bei Esteve IV, 82 schließt: el meta lag on an ab te las verges gay joy jauzion, hat Millot 2, 131 zu der Bemerkung veranlaßt:

qu'un débauché prenant le ton dévot selon l'usage de son siècle, ait dépeint le Paradis dans le goût de Mahomet: on ne doit pas s'en étonner...; übrigens möchte man bei V. 38 fast glauben, Berguedan habe die Vorstellung von der Walhalla gekannt.

Anhang.

Erläuterungen zu andern Liedern Berguedans.

Berguedan I, 26 si qu'azautra mos cors no s'abandona kommt azautra nicht von azautar = charmer, plaire (R. L. 2, 161), das von azaut grâce stammt (cf. Bergued. XIV, 21), sondern ist = ad autra mit dem gewöhnlichen Wechsel des d und z, cf. lauzor, azoras (XVII), Gazagnat und Gadanhat, azorar = adorar (Bremon IV, 71), tarzar etc.

Berguedan V, 21 muß des Reimes wegen Gascos statt Gascoms stehn, wie XVI, 21 amors statt amor; VI, 11 statt nuls garnimens, obwohl es Nominat. garnimen, da es mit sagramen reimen muß (cf. umgekehrt bei Mätzner Viniers XI, 25. Accus. mesfais wegen des Reimes statt mesfait, und über die nicht ganz durchgreifende Sitte, s zu setzen, Guessard Gram. rom. 19 etc.) Freilich ist Vidals Ausspruch (ed. Guessard. 80) auch hier richtig: e l trobaires degra cercar motz et rimas que non fossan biaisas ni falsas en personas ni en cas.

V, 5 und 6 ist statt ni fes und merces des Reimes halber fei und mercei zu lesen.

VII, 20 ist mit Keller Note romansa als Reim auf pansa zu lesen.

Das ganze Lied ist metrisch sehr verderbt: V. 2 und 15 sind zu kurz gegen 13; ebenso 7, 18 gegen 29. Die Form ist, wenn nicht noch eine der 3ten angepaßte Strophe fehlt, wie bei Cison (Mätzner No. 9).

XIV, 10 muß statt alhors wie auch P. O. 115 aillor stehn, (ebenso portug. allur, ital. allora.)

XVII, 1 cf. Poitiers R. L. V, 297 pui de chantars m'es pres talens.

Es klingt fast wie eine Anspielung auf Mataplana's Gedicht, das Rayn. V, 391 anführt: D'un sirventes m'es pres talens.

XVII, 6 per cabal bei Vidal R. L. 2, 325, ähnlich P. O. 47 ai eu tota a mon cabal; so castil. por su cabal = con mucho empeño und por sus cabales = ex ordine (Dicc. castil. 135). cf. pretz cabal (Bremon IV, 71, de maire non nasquet pus cabal (Esteve R. IV, 80), und abgeleitet verai pretz cabalos (Alamanon IV, 70).

XVII, 25 berra nicht bei Rayn. noch Ro.; Du Cange hat bera, locus planus et campestris (I, 656) und II, 661 berra gleichbedeutend. Bei R. IV, 259 ist zwar des Reimes halber costa il mil solz la berra statt des dortstehenden bera zu lesen, doch hat das Wort dort wie sonst den Sinn von bière, cercueil (R. L. II, 212. Roch.) Neupr. kommt berra nur für Kindermütze vor, zshgn. mit barret, birretum. Uebrigens steht IX, 8 für den Kampfplatz peiras.

XVII, 30 gatge cf. III, 7 und Cigala IV, 211 mis en gatge son sagramen, Born IV, 262 vielh es ricx hom que re no met en guatge, II, 209 metetz en gatge castels... und P. O. 123 (Christ) mes son cors en gatge per nos...

bernatge noch bei Cigala R. L. IV, 308, abzuleiten von bernagium, brenagium (Du Cange 1, 661. 767), wenn es nicht an beiden Stellen zu ersetzen ist durch barnage, das bei Figuera IV, 311 und Paulet M. IV, 73 vorkommt, abzuleiten aus barnagium, entsprechend dem altfrz. barnage (Mouskes 23986. Romv. 106), barnez (Romv. 77). a wechselt auch mit o, cf. bornage bei Du Cange VI, 773.

XVII, 32 muß es mit R. L. V, 100 und Ro. derrocar heißen, wie es oft für umstürzen vorkommt, cf. Fossat IV, 231. Born II, 209, desrocar granet IV, 238, enderrocar (Rovenac IV, 303); ebenso ist 64 deserra zusammenzuziehen.

XVII, 44 pinos: hier paßt weder pinho R. L. IV, 491 petite penne noch pinhos 543 amande de la pomme de pin, wie es auf neupr. heißt, noch penos: e m plai refrims dels penos, le frémissement des étendards nach R. L. V, 61 zu Bergerac's kampfesmuthigem Liede IV, 189 oder Calvo IV, 224: vezer lanzas e penos. Vielleicht gehört hierher Pinos, der Wohnsitz des tapfern catalanischen Raimon Gausseran, der Graf von Urgel war, und bei Born IV, 179 v. 50, auch mit Bergued. in Verbindung gebracht ist.

Schließlich vergleiche man zu Bergued. I, 14 si m'auciretz que no us puesc mal voler, que non o cre ni m semblatz tan fellona, die Stelle von Ventad. R. III, 46 ors ni leos non etz vos ges que m'aucizatz, s'a vos mi ren.

Berlin. **Sachs.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Deutsche Classiker, in ihren Meisterwerken dargestellt von Dr. Friedrich Joachim Günther. Erster Band: Schillers Lied von der Glocke. Elberfeld, Verlag von Friderichs.

Es giebt drei Arten sowohl der literarischen als der pädagogischen Gedichterläuterung: die philologische, periphrastische und philosophische. Die erste vermittelt das Verständniß, in sofern es durch sprachliche Schwierigkeiten gehemmt erscheint, sie übersetzt also, da diese Schwierigkeiten in den grammatischen, syntactischen und „stylistischen" Abweichungen des poetischen Ausdruckes von dem prosaischen bestehen, den ersteren stellenweise in den letzteren, indem sie diesen als ungewöhnliche oder poetische Form, als ungewöhnliche oder poetische Wortstellung, und, insofern es sich um die Umkehr oder Modification der logischen Gedankenverbindung handelt, als poetische Figur formulirt. Die periphrastische Erklärung ist ebenfalls eine Uebersetzung, aber nicht eine stellenweise sondern eine continuirliche, welche sich von Vers zu Vers, von Strophe zu Strophe gleichmäßig fortspinnt und den poetisch gefaßten Inhalt reflectirend auseinandersetzt, um mittelst dieser Reflexionen die Uebergänge der Vorstellungen und Gedanken des Dichters, die ohne sie — denn darauf beruht die Nothwendigkeit der Pheriphrase — als Phantasie- und Gedankensprünge erscheinen, zu vermitteln. Die philosophische Erklärungsweise bezeichnen wir mit diesem Namen, weil sie nicht das Einzelne sondern das Ganze „entwickeln" will, weshalb ihre „Reflexionen" sich nicht an das Gedicht äußerlich „anknüpfen", sondern ihren Zusammenhang an und durch sich selbst haben. Wir können daher diese Erklärungsweise gerade im Gegensatze zur periphrastischen, deren Entwicklung eine scheinbare ist, die entwickelnde nennen. Ihre Aufgabe ist zunächst die, den unmittelbaren Eindruck der Dichtung — den der Erklärer in jedem Falle vorauszusetzen und abzuwarten hat — als Stimmung festzuhalten und auszudrücken, weiterhin den Kreis von Vorstellungen, in denen das Gedicht sich bewegt und den Gedankengang desselben andeutend und übersichtlich zu reproduciren, um die äußere und innere Pointe, das Motiv und die Idee der Dichtung zum vorläufigen Ausdruck zu bringen, endlich aber, nachdem der ausgesprochene Grundgedanke zu der poetischen Weltanschauung des Dichters im Allgemeinen und zu bestimmten, verwandten oder gegensätzlichen Schöpfungen desselben in Beziehung gesetzt ist, den poetisch zweckgemäßen Fortschritt der Darstellung nachzuweisen. Diese Aufgabe, die nicht mehr und nicht weniger complicirt genannt werden kann, als die Dichtung, um welche es sich gerade handelt, selbst, läßt sich einfach auch so ausdrücken, daß die Genesis des Gedichtes im Geiste des Dichters anschaulich gemacht und daß es demnach auch im Geiste des Genießenden reproducirt werden soll. Wir brauchen kaum auszusprechen, daß nur hierdurch das innere Verständniß der Dichtung vermittelt, also der Zweck, den die „Erklärung" vernünftiger Weise haben kann, erfüllt wird. Von der philologischen Erklärung, welche den Inhalt der Dichtung unberührt läßt, abgesehen, wird durch die periphrastische nicht derjenige Inhalt, der im Gedicht „enthalten" ist, sondern ein anderer, der an demselben sich erzeugt, herausgestellt. Die Reflexion stellt sich der Dichtung, die sich nicht als werdende, sondern als gewordene oder gegebene begreift oder begreifen will, äußerlich gegenüber, und entwickelt „Beziehungen und Bedeutungen," die ihr selbst angehören, weil die Thätigkeit des Dichters die reflectirende Ausdehnung der einzelnen, also

momentanen Gedanken und Vorstellungen nothwendig ausschließt. Die Periphrase löst, eine umgekehrte Penelope, das Gewebe der Dichtung auf, um die Fäden desselben zu zeigen, ohne es wieder einigen zu können. Wir machen daher bei jeder periphrastischen Erklärung die Beobachtung, daß sie Schwierigkeiten des Verständnisses, Unzulänglichkeiten oder Unrichtigkeiten des Gedankens und Bildes hervorhebt, welche dem unbefangenen Leser entgehen, hierauf aber das Schwierige zu ebenen, das Mißverhältniß als höhere Schönheit darzustellen sucht, ohne doch in den meisten Fällen den empfindlich und mißtrauisch gemachten Leser befriedigen zu können, aus dem einfachen Grunde, weil der poetische Ausdruck, der die Vorstellung immer nur momentan, also einseitig bestimmen **will**, im Einzelnen nothwendig unzutreffend ist, d. h. eine Reflexion, welche ihn absondert und besondert, nicht verträgt. Die periphrastische Erklärung hebt eben den Zusammenhang des Gedichtes, die Continuität der vom einheitlichen Grundgedanken beherrschten und deßhalb sich zwanglos fortsetzenden Vorstellungen auf — unter dem Vorwande, die Uebergänge erst vermitteln zu müssen, obgleich die poetische Darstellung einen eben so nothwendigen und sich für die poetische Auffassung von selbst ergebenden Fortschritt hat, wie ihrerseits die prosaische — und es kann keine Frage sein, daß hierdurch wie der wahrhafte Genuß so das wahrhafte Verständniß der Dichtung nur beeinträchtigt wird. Die wirkliche Entwicklung geht stets vom Einen und Einfachen aus, welches sie daher vorerst zu gewinnen hat, das Eine und Einfache ist aber nicht das Einzelne. Die Ausarbeitung eines Gedichtes ist die sich fortsetzende Bestimmung eines an sich, als Gedanke, Stimmung und Vorstellungenreihe Vorhandenen, eines fertigen Allgemeinen, die einzelnen Stellen des Gedichtes werden daher nur durch das Ganze, der Anfang durch den Schluß verständlich, und wenn der Leser das Gedicht seinerseits ausarbeiten, wenn das Wiederlesen, also die Erklärung desselben einen Sinn haben soll, so muß die Reflexion **auf** das Ganze oder die Reflexion **des** Ganzen zu ihrem ersten und vorläufigen Abschluß gediehen sein, ehe die Reflexion auf das Einzelne gerichtet werden darf. Allerdings schließt die Form der periphrastischen Erklärung an sich die Zusammenfassung der voraufgegangenen Reflexionen und den Nachweis des „sich immer deutlicher herausstellenden Grundgedankens" nicht aus, aber es ist keineswegs nur eine Frage der formellen Methode, ob man die Idee des Gedichtes vor dem Eingehen auf das Einzelne zum vorläufigen Ausdruck bringen, oder ob man mittelst der „fortschreitenden Erklärung des fortschreitenden Gedichtes" zur Idee gelangen soll. Denn wenn in der That das Verständniß des Einzelnen, in sofern es überhaupt durch die Reflexion vermittelt werden soll, erst aus dem reflectirten Eindrucke des Ganzen hervorgeht, so ist die sofort auf das Einzelne eingehende Reflexion als ungebunden **und** unzulänglich nothwendig eine willkürliche, und es ist die unbewußte **Tendenz** zur Willkür, welche in der periphrastischen Erklärung ihre **sofortige** Befriedigung sucht, um sich auch in Bezug auf den Grundgedanken zur Geltung bringen zu können. Weil die periphrastische Erklärung dem Dichter im Einzelnen Reflexionen unterlegt, welche er nicht hatte und haben konnte, so wird es ihr leicht, eben diese zur Unterlage für eine Auffassung des Ganzen zu machen, die sich nicht aus dem ursprünglichen und unbefangenen Eindrucke, sondern aus demselben Bedürfnisse entwickelt, das sich in den Einzelreflexionen frei bethätigen darf, aus dem Bedürfnisse, sich den Dichter zurechtzulegen und die Dichtung mit bestimmten Meinungen und Interessen in Einklang zu bringen. Wir behaupten hiermit keineswegs, daß umgekehrt diejenige Erklärung, die wir als die entwickelnde bezeichnen, an sich und nothwendig zu einer objectiven Auffassung des poetischen Werkes führen müsse, wohl aber, daß sie aus dem Bedürfniß hervorgeht, sich in den Geist des Dichters hineinzudenken, daß sie also eine objective Tendenz bekundet, während die periphrastische unter dem Vorgeben, den „Gedankenschatz" des Dichters heben zu wollen, die Gedanken und noch mehr die „Meinungen" des Erklärers, von einem großen Namen gedeckt, an den Mann zu bringen sucht. Man ist also berechtigt, gegen die periphrastische Form — abgesehen von der durch sie bedingten Breite und prosaischen Spitzfindigkeit — von vornherein mißtrauisch zu sein und ein tendenziöses Zurechtmachenwollen des Dichters wenigstens zu vermuthen! — Der Gefahr, der Dichtung Zwang anzuthun, d. h.

sie der zu weit oder zu eng gefaßten Idee gewaltsam anzupassen, ist allerdings auch die entwickelnde oder philosophische Erklärung ausgesetzt, aber nur dann und nur dadurch, daß dem Erklärer die poetische Erregbarkeit, die lebendige Bestimmbarkeit der Phantasie fehlt, sodaß der Eindruck, den die Dichtung zurückläßt, sich nicht zur Stimmung auszuweiten und als solche den Kreis von Vorstellungen, durch den sie bedingt ist, schwebend zu erhalten vermag. Die Schwäche des Eindrucks und der Mangel an Phantasie bedingen die voreilige Formulirung des Grundgedankens, welcher dann leicht eine fertige systematische Form annimmt und in seiner von vornherein gegebenen Auseinandersetzung sich die einzelnen Partieen der Dichtung einzufügen sucht. Indessen haben auch solche philosophische Erklärungen den periphrastischen gegenüber den Vorzug, daß die Reflexion eine zusammengehaltene, an die Entwicklung des Grundgedankens gebunden ist, während die periphrastischen Erklärungen eben durch die Auseinandersetzung des Einzelnen zu willkürlichen Abschweifungen und gelegentlichen subjectiven Meinungsäußerungen einen Raum bieten, zu dessen Nichtbenutzung eine Enthaltsamkeit gehören würde, wie sie bei der Wahl der periphrastischen Form, also bei der Neigung zu derselben nicht vorausgesetzt werden kann. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß wir bei einem Erklärer von Dichtwerken einen lebendigen poetischen Sinn zu beanspruchen haben, und wenn dieser vorausgesetzt wird, so ist die philosophische Erklärung die einzige, welche die innerliche Reproduction des Gedichtes — die bewußte Nachdichtung, durch welche sich der Genießende in gewisser Weise über den Dichter erhebt und doch zugleich die Unerreichbarkeit des bestimmten dichterischen Vermögens, das „Wunder" der schöpferischen Begabung auf das Lebhafteste empfindet — also das eingehende und fruchtbare Verständniß ermöglicht und vermittelt. — Daß die philosophische Erklärung die periphrastische und philologische einschließt oder als Momente enthält, wenn und weil dieselben momentan berechtigt sind, d. h. insofern es sich um die überraschenden Wendungen des poetischen Gedankens, um den ungewöhnlichen Ausdruck des Bekannten und die Umkehr der äußerlich logischen Anschauungsweise, also darum handelt, die poetische „Freiheit" im Einzelnen als wohl berechtigte zum Bewußtsein zu bringen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Ebenso versteht es sich von selbst, daß wir für die „philosophische" Erklärung nicht durchweg die philosophische Sprache in Anspruch nehmen oder zulassen. Indem die Erklärung von dem Gesammteindrucke des Gedichtes ausgeht und die durch dasselbe angeregten Vorstellungen schwebend erhält, und indem sie zur Reproduction des Einzelnen zurückkehrt, muß die Sprache nothwendig eine poetische Färbung haben. Eine weitere Beschränkung erleidet die philosophische Fassung und Ausdrucksweise durch den pädagogischen Zweck, und grade daraus, daß wir die „philosophische" Erklärung für die allein berechtigte erklären, ergiebt sich, daß wir das Erläutern von allen Gedichten, die nicht an sich selbst verständlich sind, insoweit es sich um die äußere Auffassung und den lebendigen Eindruck handelt, für unnütz, bei vielen Gedichten aber die einfache Inhaltsangabe, bei anderen die Zeichnung des historischen oder scenischen Hintergrundes für genügend halten.

Das Buch von Dr. Günther über die Glocke ist nicht für die Schule, sondern für das gebildete Publikum geschrieben, welches das Bedürfniß hat, sein Verständniß der deutschen Poesie zu vertiefen, es ist also als einfach literarisches Product oder aus dem literarischen Gesichtspuncte zu beurtheilen, obgleich der Verfasser in der Vorrede eine „Absicht" ausdrückt, die sich als eine „pädagogische" im weiteren Sinne bezeichnen läßt. Er will nämlich „besonders unsern Jünglingen zeigen, was unsere heutige Poesie zu bedeuten habe" — wie sich aus dem Zusammenhange ergiebt: nicht viel — „was ein Meister sei, was für ein Gedankenschatz also aus den wenigen Worten des Glockenliedes gehoben werden könne, nebenbei auch wie viel der Meister den Schülern und Stümpern noch zu lernen gebe." Die hierin ausgesprochene pädagogische Absicht ist offenbar die, unsere Jünglinge auf die neuere Poesie herab- und daher von ihr absehen, dagegen vor den Größen der Vergangenheit Bescheidenheit zu lehren. Die Erfahrungen Verschiedener mögen verschieden sein: ich kann meinerseits versichern, daß ich bis jetzt in allen jugendlichen Herzen, die überhaupt poetisch erregbar waren, einen enthusiastischen Zug zu Schiller ange-

troffen habe. Wenn aber „unsere Jünglinge" in der That durch Herrn Günther Schiller bewundern lernen, so muß ein nicht unwesentlicher Theil dieser Bewunderung ihm selbst zu Gute kommen, da es vorzugsweise der von ihm „gehobene Gedankenschatz" ist, der ihnen imponiren soll. Herr Günther hat schon in einer andern Stelle seiner Vorrede die „Lumpenbescheidenheit" göthisch abgefertigt — er will eben Bescheidenheit lehren — und wir können unsrerseits zugestehen, daß wir es keineswegs hochmüthig finden, wenn Jemand erklärt: ich glaube ein gutes Buch geschrieben zu haben. Dessenungeachtet finden wir den „gehobenen Gedankenschatz" sehr pretentiös, weil das „Heben" eines Schatzes weit mehr als das Zeigen desselben bedeutet, weil es — bei logischer und psychologischer Betrachtung der Stelle — nicht die Schiller'sche Glocke sondern das Günther'sche Buch ist, welches die Betitelung „Schatz" erhält, und weil thatsächlich die aus den „wenigen Worten" der Glocke „gehobenen" Gedanken zum großen Theile nicht Schiller'sche, d. h. von Schiller verschwiegene oder in den Worten der Glocke enthaltene, sondern Güntherche sind, und Herr Günther von diesem „Umstande" ein leises Bewußtsein haben muß. — Indem Herr Günther seine pädagogische Absicht auch auf die Frauen und Jungfrauen ausdehnt, legt er hier vorzugsweise Nachdruck auf die Entwöhnung von der Lecture neuerer Dichter, deren Productionen er in Bausch und Bogen als eine „leichte Speise" bezeichnet, welche übersatt macht oder Verflachung und Geschmacksverderbniß bedingt. Eine solche allgemeine Verurtheilung ist ungerecht und oberflächlich. Man darf und muß eingestehen, daß die neuere deutsche Poesie sich theilweise in Reminiscenzen bewegt und mit der, zum Gemeineigenthum gewordenen Gewandtheit der Form, den Mangel origineller Kraft verdeckt, und daß sie andrerseits in unruhigem Drange nach Schöpfungen ringt, zu denen den Dichtern, und wir dürfen hinzufügen, der Zeit, das poetische Vermögen fehlt. Aber der „Trost der Nachahmer" findet sich zu allen Zeiten ein und wird durch die Formfertigkeit jedenfalls erträglicher, während das Streben nach Ideentiefe und nach bedeutenden Wirkungen auch dann anerkannt werden muß, wenn die Unruhe, die Blasirtheit und Leidenschaftlichkeit einer geschichtlichen Uebergangsepoche das Gestaltungstalent nicht zur Entwicklung kommen lassen, und wenn sich für neue Richtungen und Aufgaben der Poesie die Stoffe und Formen, welche die gegebene Bildung der Phantasie des Dichters liefern kann, als unzureichend erweisen. Wir dürfen ruhig aussprechen, daß die nachclassische Periode der classischen — wenn wir als solche die Doppelwirksamkeit Schillers und Göthe's abgrenzen wollen — grade an Gedankengehalt und an Innigkeit der Empfindung keineswegs nachsteht — von den frommen und unfrommen Salonspielereien wie von den Reminiscenzencompositionen natürlich abgesehen — und daß insbesondere die Lyrik, die im gegenwärtigen Moment allerdings den Nachzüglern überlassen zu werden scheint, einen Reichthum entwickelt hat, welcher zwar partieenweise mehr prachtvoll und schimmernd als gediegen ist, aber doch des meisterhaft Ausgeführten so viel enthält, daß dagegen der lyrische „Schatz" der classischen Periode als beschränkt erscheint. Wir müssen hier natürlich davon absehen, uns auf Vergleichungen einzulassen, und wie die Vorzüge und — Vortheile der classischen Dichter, die uns zwingen, immer wieder zu ihnen zurückzukehren, wenn wir uns ruhig befriedigen und zugleich den Maßstab für das formelle Vollendete nicht verlieren wollen, so das Characteristische der gegenwärtigen Poesie und die Berechtigung selbst solcher Leistungen und Richtungen, die vor der ästhetischen Beurtheilung nicht Stich halten, nachzuweisen. Dies ist indessen auch keineswegs nöthig, um es als eine Anmaßung aussprechen zu können, wenn Herr Günther, auf dem von ihm gehobenen „Gedankenschatze" thronend, auf die „Gedankenarmuth" sämmtlicher neuerer Dichter, zu denen, um bei den Lyrikern stehen zu bleiben und nur ein Paar Namen zu nennen, Sallet, Schäfer und Lenau gehören, vornehm herabsehen zu können meint. — Dagegen, daß Herr Günther „das Erklären zu größeren Ehren bringen und darum ein Beispiel geben will, wie ein deutsches Gedicht — warum grade oder nur ein deutsches, bleibt fraglich — ausgelegt werden müsse," haben wir Nichts einzuwenden, insofern es sich eben um den guten Willen handelt. Aber das erscheint uns gleichfalls als ein Zug anmaßlichen Wesens, daß er durch das ganze Buch hindurch fast immer nur von „sogenannten" Erklärern

spricht. Diese absolutistische Geberdung, — die man sich nur bei vielem Geiste, aber nicht bei vieler Trivialität gern gefallen läßt — erstreckt sich auch auf alle beiläufigen Urtheile über „Zeiterscheinungen," die einen nicht unbeträchtlichen Theil des Gedankenschatzes ausmachen, und erweckt das Vorurtheil, daß Herr Günther geneigt sein möchte, dem Dichter Gedanken zu oktroyiren, die ihm selbst angehören. Ein solches Mißtrauen könnte vielleicht auch bei Manchem durch die theologische Uebung, welche das Günthersche Buch verräth, angeregt werden, da im Gebiete der theologischen Exegese die Gegensätze des in den Text Hineingelegten besonders frappant sind. Endlich erscheint es uns, nach dem, was wir über die Erklärungsarten vorausgeschickt haben, dadurch gerechtfertigt, daß Herr Günther die periphrastische Form der Erklärung gewählt und angewendet hat. Wir wollen auch sofort aussprechen, daß wir in dem Güntherschen Buche die von uns behauptete Gefährlichkeit der periphrastischen Erklärungsweise vollkommen bestätigt finden. Zunächst sind die stylistischen Eigenheiten dieser Form, die prosaische Umschreibung des poetischen Ausdrucks und eine breite Spitzfindigkeit in genügender Stärke vorhanden, so daß man sich häufig, da das Buch trotz seiner pädagogischen Absichten für das gebildete Publicum geschrieben sein will, einer gewissen Ungeduld nicht erwehren kann. Weiterhin nimmt das Beiläufige, die Seitenblicke, Seitenhiebe und gelegentlichen Richtersprüche, mehr Raum ein, als man einem Erklärer billiger Weise zugestehen kann. Endlich aber müssen wir, wie die Auffassung mancher einzelnen Stellen, so die des Ganzen gezwungen finden. Wir wollen in dieser Beziehung voraufbemerken, daß von Günther die „Umwandlung eines Menschenkindes in ein Kind Gottes" als Grundgedanke der Glocke ausgesprochen wird, und daß dieser, an sich theologisch oder dogmatisch gefaßte Grundgedanke zu theologischen Excursionen, die sich den Anschein geben, einen in dem Gedichte liegenden Inhalt zu entwickeln, reichliche Veranlassung bietet. In der Vorrede erklärt Herr Günther, Schiller als „einen Dichter voll deutscher Treue und voll deutschen Glaubens" nachweisen zu wollen, was sich im Verlaufe der Interpretation dahin bestimmt, daß Schiller in der Glocke seine monarchische Gesinnung bekunden und sich als evangelischen Christen bekennen soll. Zwar gesteht Herr Günther gegen den Schluß seines Buches, daß der Katholik ohne tieferes Eingehen in der Glocke „den herrlichen Seelenerguß eines specifisch evangelischen Christen nicht gewahren werde" — und sich eben deßhalb ungetrübt daran erfreuen kann! — daß sich andrerseits „der Evangelische sicher gefreut haben würde, wenn der Dichter von dem Wesen der unsichtbaren Kirche umständlicher, von ihrem Verhältniß zur sichtbaren deutlicher, von der endlichen Entwicklung der Dinge dieser Erde dichterisch-weissagender geredet hätte" — d. h. wenn die prosaisch-theologischen Auslassungen von Günthers Gedicht ausgesponnen wären — und daß er, der Evangelische, „sich begnügen müsse, das, was er für evangelische Wahrheit halte, erst nach langem und mühsamem Studium als wirklich dargestellt, als bestimmt ausgesprochen, durch die Anlage des ganzen Gedichts beweisen zu können." Aber er findet den Grund, weßhalb Schiller das bestimmt Ausgesprochene doch auch wieder nicht ausgesprochen, sondern es einem langen und mühseligen Studium überlassen hat, dasselbe zu entdecken, sofort darin, daß „er den Christen anderer Confessionen kein Aergerniß habe geben wollen," und „daß es der Beruf aller evangelischen Christen sei, möglichst viele Glieder für die unsichtbare Kirche zu werben und zu sammeln." Die Lösung des Räthsels, daß der Dichter einerseits, um bei den Christen anderer Confessionen keinen Anstoß zu erregen, die evangelische Wahrheit verstecken und verdecken, andrerseits aber sie dafür gewinnen soll, liegt offenbar darin, daß Schiller als einer jener feinen Bekehrer vorgestellt wird, welche den Proselyten vorläufig Concessionen machen. Im Verlaufe seiner Interpretation sieht sich Herr Günther öfter veranlaßt, die Enthaltsamkeit Schillers nicht nur von specifisch protestantischen sondern auch von specifisch christlichen Vorstellungen — eine Enthaltsamkeit, die um so auffallender und bedeutsamer ist, als das Glockenthema eine eigentliche Feier des Christenthums, insbesondere aber auch eine poetische Beschreibung der christlichen Festtage nahe legt, und als der „Meister" des Glockenliedes, dessen Gestalt und Anschauungen der Dichter festhält, um sie fortgesetzt mit seinem eigenen, philosophisch-poetischen Standpuncte zu vermitteln,

keiner der von Herrn Günther schief angesehenen „modernen“ Meister ist und sein darf, sondern das biderbe und fromme altväterliche Wesen repräsentirt — motiviren zu müssen und zu wollen, was er denn theils mit der Selbstverständlichkeit der christlichen Vorstellungen für den Christen, theils mit der „zarten Scheu“ des Dichters, die christlichen Mysterien zu berühren — die natürlich nur eine um so tiefere Gläubigkeit ausdrückt! — theils auch mit der Oekonomie der Dichtung und mit dem Mangel poetischer Bilder für christliche Begriffe thut. Beispielsweise stellt Herr Günther darüber Betrachtungen an, daß Schiller auf das Bad der Wiedergeburt, die Taufe, nicht näher eingegangen ist, daß er die „Confirmation“ ganz übergeht, daß er die „Mächte des Geschickes“ nicht geradezu als „Engel“ bezeichnet, — da er doch im Grunde nichts Anderes darunter versteht! — u. s. w. Daß Schiller bei der Schilderung des Todes der Mutter den „schwarzen Fürst der Schatten“ eintreten läßt, findet Herr Günther durch den Mangel eines poetischen und der christlichen Lehre selbst entsprechenden Bildes des Todes gerechtfertigt, dagegen mag er den Dichter nicht entschuldigen, daß er auch weiterhin die Mutter im „Reiche der Schatten“ verweilen läßt, was nur dann etwa zulässig wäre, wenn es ein „Mittelreich,“ ein „Fegefeuer“ gäbe, welches aber bekanntlich eine „unevangelische“ Annahme ist. Beiläufig wollen wir hierbei erwähnen, daß sich Schiller nach Herrn Günther durch die Worte: Noch köstlicheren Saamen bergen wir trauernd in der Erde Schooß, und hoffen, daß er aus den Särgen erblühen soll zu schönerem Loos: für die Lehre von der Auferstehung des Fleisches, im Gegensatze zu dem „rationalistischen Wahne“ von einer Seelenunsterblichkeit ohne Leib, erklärt.

Diese Anführungen werden genügen, um die Günthersche Interpretation in ihrem „erbaulichen“ und tendenziösen Character zu zeigen. Während der Dichter, wie jeder Unbefangene bemerken muß, das Gebiet des christlich-dogmatischen überall, und zwar nicht sowohl absichtlich, als vielmehr seiner Anschauungs- und Vorstellungsweise gemäß, bei Seite liegen läßt, während seine Schilderung den Hintergrund christlichen Glaubens und christlicher Sitte (das letztere Wort im engeren Sinne genommen), als Hintergrund für seine und die Phantasie des Lesers belassen will, während bei den kirchlichen Acten und Erscheinungen, die in der Behandlung des Glockenthemas, wie es auch gefaßt werden mochte, nicht unberührt bleiben konnte, stets um das allgemeine Menschliche, das, was die nicht religiös bestimmte — wenn auch nicht religiös gestimmte — Empfindung und Phantasie anspricht, hervorgehoben wird, zwingt uns der Erklärer dogmatische Erörterungen auf, die trotz des Glockenthemas, d. h. trotzdem, daß man nicht umhin kann, in der Glocke zuerst die „Stimme der Kirche“ zu hören, willkürlich herbeigezogen erscheinen, macht uns mit seinem theologischen Standpuncte bekannt und unternimmt es, den Dichter der deutschen Nation, wie er ihn in der Vorrede im Gegensatz zu den Parteien nennt, zum Parteigänger ganz absonderlich-dogmatischer Anschauungsweisen, von denen wir späterhin noch eine berühren wollen — zu stempeln! Mit dem theologischen Standpunkte, welchen Herr Günther Schiller gegenüber einnimmt, stehen die sonstigen Willkürlichkeiten, Künstlichkeiten und Steifheiten der Auffassung in einem gewissen Zusammenhange. Vor allen Dingen muß man sagen, daß bei einem Erklärer, welcher die Aufgabe, die sich Schiller gestellt und die er glücklich gelöst hat, — die Aufgabe, die poetisch-symbolische Bedeutung der Glocke zu Stimmungen und Lebensbildern zu verarbeiten, ohne ein anderes Interesse als das allgemeine menschliche in Anspruch zu nehmen, ohne an den Klippen des Dogmatischen und Kirchlichen irgendwo anzustoßen oder hängen zu bleiben, ohne die Freiheit seiner philosophisch-poetischen Weltanschauung aufzuopfern — insoweit verkennt, daß er den „eigentlichen“ Inhalt des Glockenliedes in theologische Formeln fassen will, von objectiver Betrachtung, d. h. von wirklicher Hingabe an die Persönlichkeit des Dichters und an den Geist der Dichtung nicht die Rede sein kann. Einer solchen Ausbeutung des Glockenliedes gegenüber hat man nichts Anderes zu thun, als die Unbefangenheit des Genusses und Verständnisses, insofern sie dadurch beeinträchtigt ist oder werden soll, festzuhalten oder wiederzugewinnen. Weit mehr zu diesem Zwecke, als zu dem, für die Erklärungsart, welche wir in

Anspruch nehmen, ein Beispiel zu geben — welches ja doch nur ein andeutungsweises sein könnte — wollen wir uns, ehe wir auf weitere Einzelnheiten der Güntherschen Interpretation eingehen, eine Uebersicht über den Inhalt des Glockenliedes zu verschaffen suchen.

Die Glockentöne bilden die einfachste Musik, welche es geben kann, häufig ist es ein einförmig wiederholter Klang, der an unser Ohr schlägt, in den meisten Fällen ein in gleichmäßigem Rhythmus wiederkehrender Dreiklang, und nur, wenn wir die Glocken verschiedener Thürme — derselben Stadt, oder einer ganzen Gegend, z. B. an einem Sonntagsmorgen — zugleich hören, entsteht eine Mannigfaltigkeit, die unsere Aufmerksamkeit immer von Neuem wecken mag, aber keine künstlerische Verknüpfung hat. Doch auch das kunstreichste Tonstück wirkt nicht mit solcher Unmittelbarkeit, und zugleich so mächtig und erhebend auf unser Gemüth, wenn dasselbe eben offen ist und sich durchtönen und anregen läßt; ja manchmal reißt uns der Glockenton plötzlich und gewaltsam aus unserem gewohnheitsmäßigen Thun und Denken, und der Härteste oder Gleichgültigste vermag sich dem Eindrucke der Glockenstimme nicht zu entziehen, wenn sie eine angstvoll warnende, schreckenverkündende ist! Eben hierin ist der letzte und entscheidende Grund für die Wirkung ausgesprochen, welche das Lautwerden der Glocken auf unser Gemüth übt. Denn allerdings ist der Ton der Glocke — der innerlichst concentrirten, in die Bestimmtheit der Form gebannten, im wuchtvollen Schwunge bewegten Metallmasse — mit seiner Mächtigkeit und seinem zitternden Verklingen an sich geeignet, sich herrschend unseres Ohres zu bemächtigen und die Nerven in reich physischer Erregung nachzittern zu lassen; ferner leiht die einsame Höhe, von welcher die mächtigen Töne ausgehen, die Freiheit, mit welcher sie sich im Reiche des Klanges, der „Himmelsluft" ausbreiten und den durchsichtigen Raum weithin erfüllen, denselben eine unmittelbar zur Empfindung kommende Feierlichkeit und Würde. Dieselbe Weite und Leere, das Schweigen, welches das gebrochene Geräusch der Tiefen spurlos verschlingt, wird zum Träger für die reinen und vollen Klänge, die über dem „niederen Erdenleben" dahinschweben und so zur Offenbarung des freien Raumes, des Allesumfassenden, himmlischen Luftmeeres an den *einen* Sinn, d. h. an *alle* Hörende werden. Aber die äußere Macht und Ausdehnung des Tones ist eines Theils nur durch eine entsprechende Bedeutung desselben gerechtfertigt, andern Theils würde sie sich ohne eine solche an der Gewöhnung des Ohres abstumpfen und dann das Gemüth unberührt lassen, und zwar um so mehr, als die läutenden Glocken *an sich* nur die ganz allgemeine Empfindung der feierlich erfüllten Stille, also eine unbestimmte Spannung ausdrücken und anregen können. Höchstens würde der Wechsel des Tempos oder der des „einfachen" und „zusammengesetzten" Läutens die ruhigere und erregtere Stimmung, immer aber ohne bestimmten Inhalt, vorstellig machen. Grade deßhalb ist die Bedeutung der Glockentöne zunächst eine conventionell bestimmte, also praktisch-symbolische. Aber weil die Uebereinkunft, durch welche diese Bedeutung festgestellt wurde, eine allgemeine, durchgreifende, die Macht der Sitte in dem höchsten Sinne des Worts, und weil der „metallne Mund" der Glocke nur zur Verkündigung ernster und wichtiger Dinge „geweiht" ist, weil also die Zwecke der Verkündigung dem Mittel, der Macht der Töne entsprechend und zugleich die allgemeine, an sich inhaltslose Spannung, welche dieselben hervorrufen, von vornherein bestimmen, so wirken die Glockentöne, sobald ihre Bedeutung verstanden wird, in ganz unmittelbarer Weise und doch *sicher*, d. h. einen bestimmten Kreis von Vorstellungen und die entsprechenden Stimmungen anregend auf Sinn, Gefühl und Phantasie. Wenn man zu ungewohnter Zeit oder ohne die Veranlassung zu kennen läuten hört, so fragt man wohl, was das zu bedeuten habe, und empfängt, schon ahnend, die Antwort, durch welche die Vorempfindung zur Vorstellung umgesetzt wird. Die verschiedenartige Bedeutung des Läutens, welche wir kennen, bestimmt den Eindruck, den dieses auf uns macht. Wir hören die Glocken zur Kirche, zum Vereine der Andacht, laden und mahnen, wir sehen im Geist die geschmückt und still hinzuwandelnde Menge und vernehmen vorempfindend das Rauschen der Orgel und den andächtigen Gesang; langsam aufeinanderfolgende und vollständig verhallende Glockenschläge treffen an unser Ohr; wir ahnen und erfahren, daß ein

Todter zur Gruft geläutet wird, und die Töne erklingen uns dumpf und traurig, unser geistiges Auge sieht die Bahre, den dunkeln Zug und blasse, verweinte Gesichter; die Glocken bewegen sich in raschem Wechsel, wir sehen einen andern, bunt geschmückten Zug der Kirche nahen, und im freudig hellen Klange steigen Erinnerungen und Hoffnungen, Bilder gesicherten Liebesglückes und bräutlichen Reizes vor uns auf; dem verduftenden Abendroth gegenüber erhebt plötzlich die Glocke ihre volle Stimme, verkündet die Freiheit von den Mühen des geendeten Tages, mahnt zur Heimkehr aus Feld und Werkstatt, zur Ruhe sinnigen Genusses, zum traulichen Erguß der Herzen, und verbreitet das Gefühl der Ruhe und Sicherheit wie ein umfassender Abendsegen. Aber in der Nacht schreckt uns Nothruf und Feuerschein aus dem Schlafe, die schnellen Schwingungen der Glocke treffen unser Ohr, und sie scheint uns ängstlich zu wimmern. So ist die Stimme der Glocke unmittelbar die Stimme des menschlichen Gemüths, welches den unendlichen Wiederhall seiner Empfindungen verlangt, zugleich aber die Stimme des wechselnden Verhängnisses, durch welches Lust und Weh sich erfüllen. Wenn also irgendwo, so ist in der Sprache der Glocke die Einheit von Schicksal und Gemüth ausgedrückt. Indem die Glockenstimme wie Frieden und Freude, so Unglück und Schrecken verkündigt, ist sie wie eine segnende und freudige, so eine klagende und angstvolle. Deßhalb bedeutet und verwirklicht sie auch die Gemeinsamkeit menschlichen Mitgefühls für Alles, was der Mensch Glückliches und Schweres erleidet, so weit ihre Klänge reichen, fordert und erregt sie die Theilnahme an dem Ereigniß, welches sie zu allgemeiner Erbauung hinaustönt, weil sie Vorstellungen weckt, die mit den eigensten Lebensinteressen Aller im innigsten Zusammenhange stehen. Leid und Lust der Einzelnen werden mit den Schlägen der Glocke zu einer einzigen, alle Herzen augenblicklich durchbebenden Empfindung. Wie aber in der Glocke die Seele der Gemeinschaft, die theilnehmende Gesinnung, ihre Stimme erhält, so stellen die „Lebensbilder," welche durch die Glockentöne in der Phantasie hervorgerufen werden, als verbundene und verknüpfte die Existenz der Gemeinschaft, das geordnete Culturleben dar. Ist es doch die Glocke, welche die „Gemeine" regelmäßig zum Vereine der Andacht sammelt, und die Kirche, um welche die menschlichen Wohnungen sich gruppiren! Gestaltet sich doch das „Glück" der Einzelnen nur auf dem Boden und unter der Voraussetzung der gemeinsamen Ordnung, ist doch die Ruhe, welche die Abendglocke verkünden darf, die täglich neu reifende Frucht des geschützten Tagewerks, des vom Gesetz umschrankten Ringens der Kräfte, überlebt doch die Gemeinschaft, sich ewig neu erzeugend, den Bruch der Einzelexistenz, das öffentliche Unglück, das Absterben der Geschlechter! Somit knüpft sich an die Glocke, wenn wir den einzelnen Ort und die einzelne Gemeinde im Auge behalten, die Bedeutung des fortwallenden Geistes der Gemeinsamkeit und der in sich selbst dauernden Gemeinschaft. Sehen wir aber von den besonderen Gemeinwesen ab, für welche die Glocke, indem sie Generation auf Generation zum Grabe und zum Licht läutet, gleichsam der metallene Mund des genius loci ist, so dürfen wir sie als das passendste Symbol des vom Christenthume durchdrungenen, in christlicher Sitte zu fester und milder Gestalt gediehenen Culturlebens anerkennen. Damit berühren wir das Ideal, zu welchem die Betrachtung der Glocke — das Glockenthema — hinführt, von der einen Seite. Um zur Ergänzung desselben zu gelangen — da der christliche Charakter der Cultur für sich noch keineswegs ihre kräftige Blüthe ausdrückt — müssen wir wieder auf die Bedeutung, welche die Glocke für das besondere Gemeinwesen hat, zurückgehen. Je inniger diese Bedeutung begriffen wird, eine um so wichtigere Angelegenheit ist für eine Gemeinde die Herstellung einer neuen Glocke. An das Gelingen eines solchen Werkes muß sich die allgemeine Spannung knüpfen, und der Meister, der es vollbringen soll, wird durch das Vertrauen, das ihm bewiesen wird, hochgeehrt. Er gleicht in gewisser Beziehung dem hellenischen Künstler, der die Statue des Gottes im Haupttempel fertigen sollte. Wie aber das Werk des Glockengusses durch seinen Zweck ein feierliches wird, so enthält es in sich selbst die Momente einer spannenden und bedeutsamen Arbeit: die Gestaltung der Form, die, obwohl einfach, wohlberechnete Verhältnisse verlangt und anmuthige zuläßt, das Schmelzen und Reinigen der Metallmassen, das Auslassen des glühenden Stroms,

die zweifelvolle Pause der Verkühlung, die diesem entscheidenden Momente folgt, das Zerschlagen des Mantels, aus welchem die schimmernde Metallgestalt herausgeschält wird. Diese Arbeit läßt sich nicht nur für sich poetisch schildern, sondern sie enthält auch eine symbolische Bedeutsamkeit, welche sich mittelst der Reflexion auf die Bestimmung der Glocke leicht herausstellt. Was aber zunächst hervorgehoben werden muß, ist dies, das jede Arbeit in größerem oder geringerem Maaße das Moment der Kraftbethätigung und das eines schöpferischen Actes hat, daß also auch jede mit Freudigkeit, mit dem Gefühl der Kraft und der Lust zum Schaffen, aber auch mit dem Bewußtsein des Zweckes durchgeführt werden soll. Der Arbeiter soll an der Kraftäußerung als solcher ein Behagen finden, er soll aber nicht bloßer Handarbeiter sein, sondern im innersten Herzen „spüren," was er mit seiner Hand erschafft. Die freudige und verständige Arbeit, die ein gerechtes Selbstgefühl des Arbeiters in Anspruch nimmt und entwickelt, gipfelt sich nach der einen Seite zur eigentlich künstlerischen Thätigkeit, während sie sich nach der andern mit dem Bedürfniß und der Lust des Erwerbens verbindet. Der Erwerb ist das egoistische Kämpfen und Ringen der Einzelnen gegeneinander, aber der Widerstreit der Kräfte führt durch sich selbst wieder zu ihrer Vereinigung, und das Product des Kampfes ist der allgemeine Wohlstand. Deßhalb setzt die kräftige Blüthe des Gemeinwesens nicht nur die freudige, stolze und verständige Arbeitsamkeit, sondern selbst die Leidenschaft des Besitzes, den unruhigen und energischen Erwerbssinn voraus. Das Leben besteht im Kampfe, die Gestaltung verlangt den Stoff, die Existenz den Besitz: der Gemeingeist entwickelt seine Kraft grade darin und dadurch, daß er sich trotz der Energie der Sonderinteressen zur Geltung bringt. Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen, um die andere Seite des „Lebensideales," welches sich aus der Betrachtung der Glocke und des Glockengusses fast nothwendig entwickelt — die bürgerliche — zu kennzeichnen. Wollten wir die „Lebensbilder," welche sich an die lautende Glocke, und die, welche sich an den Glockenguß anschließen, auseinanderhalten, so würden wir in jenen mehr den christlichen, in diesen mehr den bürgerlichen Character des Culturlebens dargestellt finden. An die Vorstellung der bestimmten Arbeit knüpfen sich naturgemäß andere des menschlichen Schaffens und Wirkens, während die Bedeutung der Glockentöne sich in Vorstellungen menschlicher Leiden und Freuden, des äußeren und inneren Freigeistes erschöpft. Sehen wir daher auch von einem idealen Hintergrunde der Bilder und Scenen, welche sich an der Betrachtung der Glocke entwickeln lassen, ab, so würde doch die Phantasie nur einseitig, und wir möchten hinzufügen, schwächlich und weichlich angeregt und befriedigt werden, wenn die Betrachtung der Glocke sich nur an die Glockentöne halten wollte. Das würde nur ein halbes poetisches Motiv sein, welches dem Dichter auf der einen Seite zu viel Freiheit lassen und ihn auf der andern zu sehr beschränken müßte, während sich die dichterische Aufgabe sofort zugleich umfassender und bestimmter darstellt, wenn die Lebensbetrachtungen und Lebensbilder an die Arbeit des Glockengusses angeknüpft und zur Bedeutung der tönenden Glocke überall hingeführt werden sollen. Ein solches Motiv mußte grade dem Schillerschen Genius in hohem Maaße zusagen. Schiller war keine epische Dichternatur, trotz der vielen Pläne zu Epen, die er mit sich herumgetragen hat, ohne je einen auszuführen oder ausführen zu können, da seine Reflexion sie stets übermäßig ausdehnte und seine Phantasie an der unnatürlichen Aufgabe, die ihr gestellt wurde, erlahmen mußte. Während die eigenthümliche Befähigung des epischen Dichters darauf beruht, daß seine Phantasie die Objectivität als Erscheinungswelt stetig und spielend wiederspiegelt, war das Interesse Schillers von vornherein zu entschieden auf das Innenleben, auf die Offenbarung des menschlichen Herzens und Geistes, und im Historischen auf den allgemeinen Zusammenhang gerichtet, seine Phantasie aber zu einseitig im innern (idealen) Hervorbringen erstarkt und an dieses gewöhnt, als daß er ohne Zwang und Anstrengung ein episches Thema hätte verfolgen können, auch wenn sich ihm nicht, wie es wirklich der Fall war, jede epische Idee sofort zu dem Plane einer poetischen Weltgeschichte erweitert hätte. Im Dramatischen war Schiller durchaus Dichter, weil hier die Thätigkeit seiner Reflexion von dem gegebenen Thema vollständig in Anspruch genommen wurde, d. h. in der Entwicklung

der Charactere und Situationen aufging, während seine schaffende Phantasie, wie es ihrer Anlage und Bildung zusagte, nur das schematisch Gegebene, den entwickelten Begriff, auszufüllen hatte. Gab er dagegen dem Bedürfniß epischer Anschauung und Darstellung nach, so gestaltete sich die freigewordene Reflexion sofort zu philosophischen Betrachtungen, und indem er auf umfassende epische Dichtungen, weil er sie stets zu weit anlegte und dieser Anlage die Fruchtbarkeit seiner Phantasie versagte, verzichten mußte, nahm er seine Zuflucht zu einer eigenen Art didactischer Gedichte, in welchen er das, was ihm die epische Idee war — die philosophische, obgleich poetisch bestimmte und motivirte Betrachtung des Natur- und Menschenlebens in seiner Allgemeinheit — einen Kreis von „Lebensbildern" gruppiren ließ, deren Folge und Zusammenhang, um nicht nur durch die Reflexion vermittelt zu erscheinen, einer besonderen poetischen Motivirung bedurfte. Zu diesen Gedichten, die wir natürlich im besten, d. h. poetisch zulässigen Sinne didactische nennen, gehört außer dem Glockenliede insbesondere auch der „Spaziergang," diese Lieblingsdichtung Schillers, die mit der Glocke nicht nur in Parallele gestellt werden kann, sondern zum besseren Verständniß dieser gestellt werden muß. — Das poetische Motiv — an die Arbeit des Glockengusses und die bekannte Bestimmung der Glocke eine Reihe von Lebensschilderungen anzuknüpfen — ist von Schiller in der That auf das Glücklichste ausgebeutet, und insbesondere die Aufgabe gelöst, die in sich selbst fortschreitende Betrachtung ungezwungen an die Momente der Gußarbeit anzuschließen, und eben so ungezwungen zu den bestimmten Glockentönen zu gelangen, die in die Betrachtung gewissermaßen beschleunigend und erhebend hineintönen. Wie die technische Anlage des Gedichts Nichts zu wünschen übrig läßt, so ist auch der Wechsel der Tonarten, welchen Anlage und Tendenz bedingen, meisterhaft durchgeführt. Dagegen erscheint der Dichter in der schließlichen Darstellung seiner Idee einigermaßen beengt, und wir dürfen behaupten, daß sie nicht zum vollen und klaren Ausdruck gekommen ist. — Als den idealen Hintergrund für die Schilderungen des Gedichts haben wir das Bild des von christlicher Sitte bestimmten und eingefaßten, aus ursprünglich kräftigen Elementen in bürgerlicher Ordnung und Freiheit erwachsenen, unter dem Schutze des Friedens und im Erfolg der Arbeit blühenden Culturlebens bezeichnet. Während die Züge dieses Bildes, die möglichst allgemein gehalten sind, aber doch in den Hauptpartieen an blühendes deutsches Stadtleben erinnern müssen, allmählig zusammentreten, wird der Dichter nicht nur äußerlich, durch das gegebene poetische Motiv, sondern auch durch die Natur seines Ideales genöthigt, sich die Gefahren der Störung und Auflösung, welche die Wirklichkeit desselben bedrohen, zu vergegenwärtigen. Die Cultur erblüht nur unter dem Schutze des Friedens, und die Glocke ist insofern das Symbol desselben, als sie nur zu Friedensklängen *geweiht* ist. Aber der Krieg mit seinen Horden kommt, wie ein Naturereigniß, wie ein zerstörendes Wetter — und „der Meister" hat gegen ihn nur fromme Wünsche: Möge nie der Tag erscheinen u. s. w. Gegen die Auflösung der bestehenden Ordnung — die Revolution — scheint sich der Dichter allerdings didactisch, lehrend und strafend zu wenden. Betrachten wir aber diese Wendung näher, so wird das Wehe zunächst über die Entfesselung des „Elements" ausgerufen, wie sie in der früheren Schilderung der Feuersbrunst vorgebildet und in dem Gedanken, daß der Metallstrom sich befreien kann, angedeutet ist. Ein weiteres Wehe wird dann darüber ausgesprochen, daß sich der Feuerzunder im Schooße der Städte gehäuft hat, und daß das Volk seine Kette zerreißt. Damit ist das Volk als unfreies vorausgesetzt, während der Dichter in seinen früheren Schilderungen die Freiheit zur Voraussetzung des glücklichen und blühenden Gemeinwesens macht. Die Revolution wird demnach als die Folge unfreier, unseliger, und, wie durch die Aufhäufung des Feuerstoffes im Schooß der Städte angedeutet ist, corrumpirter Zustände dargestellt, und die Moral kann deßhalb nicht sowohl den Ausbruch, der mit einer Explosion verglichen wird, als den Druck und die Verderbniß treffen, welche die Entfesselung der rohen Kräfte bedingen. Allerdings wird schließlich noch denen ein Wehe zugerufen, welche dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel leihn, die das Licht nicht zu wahren wissen, und damit scheint die höchste Freiheit als das innere Eigenthum der Auserwählten angedeutet. Aber durch die ganze Schilderung erhält

man den Eindruck, daß sich eine furchtbare Nothwendigkeit erfüllt, und während der Schluß des ersten Abschnittes (Wenn sich die Völker selbst befrein, Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn) als Gedanke und Ausdruck auffällig matt erscheint, ist die berührte schließliche Andeutung (Weh denen, die dem Ewigblinden) von einer Tragweite, welche hier unmotivirt ist. Im „Spaziergange" schildert der Dichter in prächtiger Weise die Entfaltung der Cultur als die Offenbarung der ächten Menschheit, läßt sich aber weiterhin aus ihr und mit innerer Nothwendigkeit das sittliche Verderben entwickeln, und sieht in der schließlichen Zerstörung und Auflösung nur die Erfüllung des unvermeidlichen und naturgemäßen Geschicks. Von dieser Anschauungsweise entfernt sich der Dichter in der Glocke nur halb, d. h. ohne einen neuen Standpunct anzunehmen. Der Spaziergang schließt mit dem Gedanken, daß der Einzelne am Busen der Natur — zu welcher auch die Schrecken der Zerstörung eine Rückkehr sind — an ihrer Unwandelbarkeit und Zeugungsfülle Trost und Erquickung findet, wenn er an der Menschheit verzweifeln wollte. In der Glocke kommt es zu keinem eigentlichen Schlußgedanken; der Meister spricht, nachdem die Schilderung der aufgelös'ten Gesellschaft kurz abgebrochen ist, noch einmal die Bestimmung der Glocke, dann die „Lehre", daß Nichts besteht, und schließlich den Wunsch des Friedens und der Freude aus. Die Resignation der Lehre, daß Nichts besteht, ist eine leere, während die vom Dichter sonst gelehrte einen positiven Inhalt, das „Gebiet des Ideals, die Freiheit des Gedankens" hat. Aber grade, wenn wir diese leere Stelle auszufüllen suchen, bietet sich uns die im ganzen Gedicht ausgesprochene, aber im Schlusse nicht zum besondern — oder doch nur zum symbolischen — Ausdruck gelangende Idee dar. Die Glocke wird getauft und erhält den Namen Concordia, mit der Erklärung: Zur Eintracht, zum herzinnigen Vereine versammele sie die liebende Gemeine. Damit wird die Glocke als die Mahnstimme zur inneren, zur Seelenreinigung, d. h. zur wahrhaften Gemeinschaft symbolisirt, und diese Mahnung enthält den Gedanken, daß die innere Einigung als Eintracht die tiefste Kraft des Gemeinwesens, daß sie aber auch bei dem Verfall desselben der Trost, die positive Resignation der einzelnen ist, wie sie diesen von vorn herein das Unglück erträglich und das Glück zum Glücke macht. Die äußere Gemeinsamkeit des Culturlebens ermöglicht die erfolgreiche Thätigkeit und die äußerlich glückliche Existenz des Einzelnen, aber nur in der Innigkeit der Vereinigung liegt nachhaltige Kraft und wahrhafte Freude. Sehen wir hierin den Grundgedanken des Glockenliedes, der es vom Anfang bis zum Ende nicht in seinem äußeren Mechanismus, aber in seiner feineren Construction und als die eigentliche Tendenz der Lebensschilderungen beherrscht, den Ausdruck der Resignation, der wiederholt als Resultat der Lebensbetrachtung hervortritt, modificirt, und durch den Wechsel lieblicher, prächtiger und düstrer Bilder hindurch die Einheit der Stimmung erhält oder fortgesetzt herstellt, so müssen wir im Glockenliede nicht was die Form, aber was den Inhalt des Gedankens anbetrifft, einen Fortschritt gegen den „Spaziergang" erkennen. Wir müssen natürlich davon absehen, das Verhältniß des von uns charakterisirten Grundgedankens zu dem Ganzen der im Glockenlied entfalteten Lebensbetrachtung, zu dem „Ideale" des christlich-bürgerlichen Culturlebens und zu dem Abschluß der einzelnen Schilderungen weiter zu entwickeln, können aber doch noch bemerken, daß der Gang, welchen der Dichter nimmt, nicht einseitig aus der „Idee" construirt werden kann, sondern zunächst durch das poetische Motiv, das allerdings zur Empfängniß der Idee geeignet ist, bestimmt wird. Daß der Dichter von den Schicksalen des Einzelnen zu denen des Allgemeinen fortgeht, ist im Grunde selbstverständlich.

In gewisser Beziehung kann es Herrn Günther nicht schwer werden, in dem Glockenliede seinen Grundgedanken: Die Erziehung des Menschenkindes zum Kinde Gottes: nachzuweisen, da wir in allen einzelnen Betrachtungen auf den Ausdruck einer bedingten Resignation stoßen, und die Unbeständigkeit wie Unwahrheit des äußeren Glücks bald nur angedeutet bald ausgesprochen finden. Ebenso ist es leicht, den Fortschritt der Betrachtung von den Schicksalen der Einzelnen zu denen des Allgemeinen, von der egoistischen Befriedigung zu dem Interesse am Gemeinwesen zu erkennen. Wenn aber Hr. G. schließlich behauptet, daß Schiller, nachdem er die Unzulänglichkeit der Familie und des Staates nachgewiesen habe, auf die

Kirche und zwar auf die protestantische Kirche als auf die höchste Form des irdischen Lebens und den eigentlichen Hafen der Befriedigung hinzeige, so können wir — abgesehen davon, daß Hr. G. dem was er unter Protestantismus versteht, schon im ganzen Laufe seiner Interpretation eine sehr bestimmte Gestalt gegeben hat, so daß die Erklärung Schillers zu einem protestantischen oder evangelischen Christen keineswegs mehr in einem freieren und allgemeineren Sinne aufgefaßt werden kann — den Beweis Hrn. Günthers, den er auf die auch von uns als besonders bedeutsam erklärte Stelle: Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine versammele sie die liebende Gemeine: insbesondere stützen zu wollen selbst erklärt, nur für mißlungen erklären. Hr. Günther sagt nämlich, da keine Glocke einer bestimmten Kirche zu herzinnigem Vereine zusammenrufe und da keine besondere Gemeine als liebende bezeichnet werden könne — das würde wahnsinniger Hochmuth sein! — so könne nur an die unsichtbare Kirche, in dem Sinne welchen der Protestantismus dem Worte giebt, gedacht sein. Aber abgesehen davon, daß der „Meister" ganz bestimmt von der eben getauften Glocke spricht, können wir nicht begreifen, wie die Attribute des „herzinnigen Vereins" und der liebenden Gemeine auf die ecclesia invisibilis anwendbar sein sollen. Die Einheit dieser Kirche ist eine ideelle und jenseitige, ihre Glieder können keinen „herzinnigen" Verein bilden, da die Herzinnigkeit die persönliche Zuneigung ausdrückt, und die Gemeine als „liebende" zu bezeichnen, weil und insofern die Einzelnen, die unverbunden zu ihr gehören, ganz im Allgemeinen Liebe üben, hat offenbar etwas Gezwungenes. Weßhalb es andrerseits „wahnsinniger Hochmuth" sein soll, wenn eine besondere Gemeine sich als „liebende" — durch Liebe verbundene — bezeichnen läßt, gestehen wir um soweniger einsehen zu können, als in der fraglichen Stelle nur ein Wunsch des „Meisters" ausgedrückt ist, und das Beiwort liebend als durch die imperativische Form des Satzes mit bestimmt aufgefaßt werden kann, so daß der letztere sich etwa dahin umschreiben ließe: möge die Glocke eine liebende Gemeine versammeln. Indem wir übrigens die Stelle selbst als eine entscheidende, als den concentrirtesten Ausdruck der Idee des Gedichtes anerkennen, müssen wir ihr natürlich ebenfalls eine weitere Bedeutung als diejenige, die sie an sich, nach ihrer Stellung und Fassung hat, abgewinnen, d. h. wir müssen in der bestimmten, eben getauften Glocke eine „ideelle", die mit dem Glockenliede zu Aller Herzen tönen und zur Eintracht ermahnen soll, die aus dem Geiste des Dichters geborne Glocke erblicken. Indessen dürfen wir uns nicht verhehlen, daß wir damit den ausgesprochenen Gedanken selbstständig erweitern, da durch das ganze Glockenlied hindurch der Dichter sich bei jeder einzelnen Betrachtung allmählig von dem „Meister" ablöst, d. h. in einen freieren Gedankenkreis eintritt, hier aber der Meister noch eben als handelnd erscheint, insofern er also vom Dichter geschieden werden muß, die fraglichen Worte ihm angehören und sich nur auf die concrete Glocke, die er vollendet hat, beziehen können. Daher ist der Wunsch gerechtfertigt, daß der Dichter den Gedanken des Meisters aufgenommen und zu allgemeiner Bedeutung verarbeitet haben möchte, und zwar um so mehr, als in der folgenden Strophe: Und dies sei fortan ihr Beruf: die erhabene Bestimmung der Glocke, den Geist über das Erdenleben zu erheben — die Resignation des seiner selbst gewissen Bewußtseins — schwungvoll aber einseitig ausgesprochen ist. Wir finden überhaupt, daß das Glockenlied die beiden Gedanken der Resignation und der Liebe nicht genügend vermittelt, daß sie mehr neben als durch einander entwickelt werden. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß beide Gedanken sich in dem Glockenthema bestimmend von vornherein eine religiöse Färbung haben, die sich zum Schlusse nur steigern kann. Der Gedanke der Unendlichkeit, des über die endlichen Geschicke erhabenen Geistes, ist Gott, die Liebe als innigste, von der Naturbestimmtheit freie Seeleneinigung ist die Seele des sich erfüllenden, von der Starrheit des im Jenseits gebannten Bewußtseins sich erlösenden Christenthums. Aber die religiöse Stimmung des Dichters macht ihn nicht zum Gefangenen des Dogmas, vielmehr bethätigt er, indem er die einfach fromme Anschauungsweise des „Meisters" idealisirt und die Glocke von ihrer engeren kirchlichen Bedeutung emancipirt, die Freiheit seines religiösen Bewußtseins von jeder fixirten Formel. Er erfüllt die Resignation, zu welcher hier die Glocke mahnt, nicht mit dem formulirten Glauben, sondern mit der Liebe, die er allerdings in ihrer geisti-

gen Gestalt, aber als die Seele menschlicher Verhältnisse erscheinen läßt. Die Ansicht Hrn. Günthers, daß sich Schiller als „evangelischen" oder protestantischen Christen bekennt, ist, — von dem ganz ungehörigen Ausdruck „bekennen" abgesehen — nur in negativer Fassung richtig. Schiller sieht allerdings von den Institutionen der „äußern" Kirche — die als äußere, „von den Sacramenten abgesehen," für Herrn Günther die katholische ist — völlig ab, und opfert damit poetische Reize, die er seinem Gedichte hätte geben können, er bringt aber dieses Opfer nicht einem theologisch = protestantischen Bewußtsein — denn in diesem Falle hätte er die darstellbaren Momente des protestantisch-kirchlichen Lebens berücksichtigen können und müssen — sondern der Freiheit seines Gedankens von religiöser Bestimmtheit, die er grade bei einem solchen Thema wie die Glocke, berühren wollte. — Von der Sucht Hrn. Günthers, Schiller bestimmte dogmatische Ansichten unterzulegen, haben wir schon oben gesprochen. Natürlich soll im Glockenliede nirgends die „heidnische Vorstellung des Schicksals zu finden sein, und wo Ausdrücke wie: das wechselnde Verhängniß, die Mächte des Geschickes u. s. w. vorkommen, giebt sich Hr. Günther Mühe zu beweisen, daß Schiller die Sache christlich begriffen habe. Wir halten diese Mühe für eine sehr überflüssige, da die poetische Verwendung einer religiösen Vorstellung an sich mit dem Glauben oder der Anschauungsweise des Dichters nichts zu thun hat, das heißt, in sofern sie eine stellenweise ist, ganz einfach zu den poetischen Mitteln gehört. Ueber die Grundanschauungen des Dichters kommt man nicht dadurch in's Klare, daß man die einzelnen Bilder, die er braucht, unter die dogmatische Lupe legt, und sie dann so lange dreht und wendet, bis sie dem Vorurtheil gemäß aussehen. Wenn aber Herr Günther zuerst versichert, daß Schiller unter des Geschickes Mächten die Boten Gottes, die Engel verstehe — der Beweis, der geführt wird, läuft darauf hinaus, daß der Dichter natürlich nur an abhängige Mächte denken kann, daß diese natürlich Mittelspersonen des göttlichen Willens sind, und daß sich, wenn man nach der geläufigen christlichen Vorstellung, die der Dichter im Sinne gehabt habe, frage, sich von selbst die Engel böten — dann aber bedauert, daß er nicht gradezu die Engel genannt habe und dafür Entschuldigungen sucht, so ist diese ganze Betrachtung mehr als überflüssig — sie schadet der Wirkung der Stelle und fordert die Parodie heraus. Will man die Engel „gradezu" den „Mächten" — mit denen kein ewiger Bund zu flechten ist — substituiren, so ist ein komischer Eindruck unvermeidlich, die Vorstellung aber, daß sich mit Mittelspersonen kein Vertrag schließen läßt, weil sie selber abhängig sind, im höchsten Grade prosaisch. Dazu kommt, daß der theologischen Erörterung eine seitenlange Etymologie des Wortes „flechten" vorhergeht. — Auch bei derjenigen Stelle, welche die Betrachtung des Todes einleitet, kann die angeknüpfte theologische Excursion nur dazu dienen, die Empfindung ihrer poetischen Schönheit zu beeinträchtigen. In der zugehörigen Meisterstrophe ist das Gelingen oder Mißlingen des Gusses als ein Geheimniß ausgesprochen, welches vorläufig die Erde deckt, und in den Worten: ach, vielleicht indem wir hoffen, hat uns Unheil schon betroffen: steigert sich die Ungewißheit zur bangen Besorgniß. Damit ist das Bild der geheimnißvollen Erddecke, welche ein Werdendes birgt, und die Stimmung bangen Hoffens gegeben. Der Beginn der „Betrachtung" bestimmt das Bild nach einer andern Seite, um es zugleich zu erweitern: Die Vorstellung des Säemanns ist eine allgemein geläufige und enthält das Moment der Erddecke wie das des bedeckten Werdens in gleicher Stärke. Die diesem Bilde entsprechende Stimmung ist nicht die des bangen, sondern die des vertrauenden (anvertrauenden) Hoffens. Ebenso geläufig aber wie die Vorstellung des Säemanns an sich, ist die symbolische Verwendung derselben: „Saat gesäet von Gott, am Tage der Garben zu reifen". Die Uebergänge sind demnach rasch, weil natürlich. Indem jedoch der Dichter, der im Gegensatz zu Klopstock das „Wir" — die menschliche Thätigkeit — festhält, die Symbolik des Bildes herauskehrt, ohne es aufzugeben, hebt er sofort — und darin beruht die eigenthümliche Schönheit der Stelle — den Gegensatz des Bildes und der Sache bedeutsam hervor. Wir bergen in der Erde „köstlicheren" Saamen, den edlen Menschenleib, die Hülle unserer Lieben, und wir bergen ihn nicht freiwillig, sondern eine bittere Nothwendigkeit beweinend.

Durch diesen Gegensatz erhält die Fortsetzung des Parallelismus — „und hoffen" — einen besondern Nachdruck; wie wir unsere Lieben begraben müssen, so zwingt uns unser Schmerz selbst zur Hoffnung, daß sie nicht für immer der Verwesung anheim gefallen sind. Schiller sagt nicht: wir glauben: weil er die unmittelbar aus dem Schmerz geborne, die Untröstlichkeit desselben aufhebende Hoffnung, die Stärke einer Gemüthsstimmung bezeichnen will, die jene Reflexion, auf welche sich der Zweifel wie das Vertrauen gründen, nicht aufkommen läßt. Der Glaube an die Auferstehung wird als ein nothwendiger Trost ausgesprochen, und, wenn von einer Motivirung desselben im Geiste des Dichters die Rede sein soll, so kann sie nur in dem Bedürfniß des menschlichen Gemüths und in der Analogie des Naturlebens, auf welche das einleitende Bild hinweist, keineswegs aber in irgend einem dogmatischen Hinterhalte gesucht und gefunden werden. Indessen ist man gar nicht berechtigt, in dieser Stelle irgendwie die subjective Ueberzeugung des Dichters ausgedrückt zu sehen; der Auferstehungsglaube ist eine Thatsache, welche sich dem Dichter als natürlicher Uebergang von dem in der Meisterstrophe geschilderten Momente der bangen Erwartung zu der Betrachtung des Todes bietet, die er also in objectiver Weise, d. h. eben als Thatsache ausspricht und nur indirect, aber grade durch ihren natürlichen Entstehungs-Grund, motivirt. Daher wird der Eindruck der Objectivität, den die dichterische Darstellung machen soll, gestört, zugleich aber, da es dem Dichter darauf ankommt, das Gefühl der Theilnahme für „Leidtragende" im Voraus d. h. allgemein anzuregen, die Wirkung auf das Gemüth geschwächt, wenn der Erklärer sich nicht einmal begnügt, in den Worten des Dichters den christlichen Glauben ausgedrückt zu finden, sondern ihm ein ausdrückliches, und zwar sogar ein dogmatisch specificirtes „Bekenntniß" unterlegt. Wir können die „Lehre" von der Auferstehung des „Fleisches" auf sich beruhen lassen, oder auch zugestehen, daß die „rationalistische" Vorstellung einer ohne Leib fortlebenden Seele auf eine gewaltsame Abstraction hinausläuft, müssen es aber für den Erklärer characteristisch finden, daß er die selbstverständliche poetische Fortsetzung des gegebenen Bildes — das „Erblühen" des Saamens — sofort zu einer Erklärung des Dichters für eine bestimmte dogmatische Auffassung der Unsterblichkeitslehre stempelt. Die Schiller'sche Schilderung der Feuersbrunst wird von Hrn. Günther benutzt, um eine eigenthümliche theologische „Ansicht" — eine Bezeichnung, die indessen in diesem Falle kaum noch anwendbar ist — nicht nur zu entwickeln, sondern sofort dem Dichter unterzulegen. Der Fluch, welcher den ersten Menschen traf, erstreckt sich auch auf die Natur: sie ist „in die Gewalt des Bösen gegeben" und gehorcht Gott wie dem Menschen, der sie bewältigen muß und soll, nur unfreiwillig. Während sie sich von dem Fluche dem Menschen frei anschmiegte, wird sie ihm jetzt, wenn sie sich seiner Fesseln entledigt, furchtbar und verderblich. Dieß Verhältniß wird dann erst aufgehoben, d. h. der ursprüngliche Zustand zurückgeführt werden, wenn die „Erlösung" vollbracht und dadurch ein neuer Himmel und eine neue Erde hergestellt ist. Wir unterdrücken natürlich so einfache Fragen, wie die: worin denn eigentlich die Natur von einem Fluche, den sie nicht verschuldet, mit betroffen und mit der Qual der Unfreiheit behaftet worden ist, wie es sich erklären läßt, daß die von der menschlichen Fessel befreite Natur mit der Befriedigung des Hasses gegen die Gebilde des Menschen wüthen und doch dem Willen Gottes und zwar widerwillig gehorchen soll u. s. w. Die Antworten, die Hr. Günther von seinem „Standpunkte" auf solche Fragen hat, lassen sich mit Leichtigkeit construiren, und es kann uns nicht einfallen, auf diesen Standpunkt näher eingehen und ihn bestreiten zu wollen: Wir lassen daher auch die kühne Behauptung Herrn Günthers, daß die Herrschaft des Menschen über die Natur mit seiner Frömmigkeit — wie er diese versteht, zu- und abnehme, auf sich beruhen. Das, worauf es hier ankommt, ist, wie Herr Günther, seine „Ansicht" vom Dichter ausgesprochen findet. Wer sich indeß auf einen künstlichen Nachweis, daß Schiller sich auch zu dieser theologischen Gewißheit Herrn Günthers „bekennt", gefaßt macht, irrt sich: Hr. G. setzt seine Ansicht ganz einfach als die Schillers voraus. „Der Dichter nennt die Natur nicht absolut frei" — Einhergeht auf der eignen Spur, die freie Tochter der Natur — „denn — sonst könnte sie ja nicht unter dem Fluche seufzen, wie Paulus sagt". Aus des Dichters Worten geht zwar

für Jeden, der ihn nicht für einen Theologen hält, weiter Nichts hervor, als daß er sich den Menschen und die Natur in einem beständigen Kampfe vorstellt, indem der siegende Mensch die Naturkräfte benutzt, aber auch die Rache der entfesselten erfährt, und wir möchten behaupten, daß Niemand, der Poesie als Poesie auffaßt, diese Vorstellung als die „absolute“ des Dichters erklären wird — wie man denn bei ihm gar nicht lange zu suchen braucht, um ganz entgegengesetzte zu finden — aber Hr. G. ist überzeugt, daß Schiller das Verhältniß von Mensch und Natur „tiefer“ gefaßt hat, er fordert im Voraus zur Bewunderung dieser Tiefe auf, und theilt dem überraschten Leser seine theologische Ansicht mit, für die es allerdings eine biblische Begründung giebt. Unter diesen Umständen kann es nicht auffallen, daß „Schiller“, weil er den heranfliegenden Sturm personificirt, ihn als „Engel“ faßt. — Die Stelle: aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl: erklärt Hr. G., dessen breite Umschreibung wir zusammenfassen müssen, so: der Blitz wirkt nicht nach einem bestimmten Naturgesetz, sondern er fährt dahin, wohin ihn Gottes Hand schickt, und darin, daß diese „tröstliche“ Erinnerung der Schilderung des Brandes unmittelbar voraufgestellt ist, findet er einen „feinen und tiefen Zug des Dichters“. Aber da der Blitz, grade indem er von einem bestimmten Naturgesetz beherrscht wird, „ohne Wahl“ wirkt, so hätte offenbar der gegensätzliche Gedanke, daß er von einem Willen geleitet werde, positiv ausgedrückt, es hätte also gesagt werden müssen: mit Wahl, oder, um die Vorstellung eines selbständigen Willens des Blitzes auszuschließen, ausdrücklich: mit oder nach Wahl Gottes. Dies wäre um so nothwendiger gewesen, als es in keiner Weise angedeutet ist, daß ein Trostgedanke eingeschoben werden soll, vielmehr die Schilderung der furchtbaren Naturgewalt ruhelos fortschreitet. Allerdings wird die Stelle dadurch einigermaßen schwierig, daß unmittelbar vorher von dem Haß der Elemente gegen die Gebilde der Menschenhand die Rede gewesen ist, daß sie also als wollende vorstellig gemacht sind und man demnach den Blitz als suchenden, als beutgierig geschildert erwartet. Zwar ist die Vorstellung des Hasses der Elemente durch die plötzliche Wendung: aus der Wolke quillt der Segen, strömt der Regen: modificirt, also durch die Erinnerung, daß die Elemente im gewöhnlichen Kreislaufe ihrer Wirkungen und ohne ausdrücklich „gezähmt“ zu sein, dem Menschen dienen oder die Bedingungen seiner Existenz darstellen. Dennoch können wir in dieser Modification keinen Uebergang zu dem Gedanken sehen, daß die Wirkungen der Elemente nach bestimmten Gesetzen erfolgen, daß also eigentlich von einem Haß derselben nicht die Rede sein kann, da der Dichter nicht eine eben durchgeführte Vorstellung mittelst einer Reflexion, die in diesem Falle eine prosaische wäre, wieder aufheben darf. Ich verstehe also die Stelle so, daß trotz oder wegen der eingeschobenen Modification, die Vorstellung des Hasses mit erneuter Energie aufgenommen und fortgeführt wird. Das Element bedingt zwar, gewißermaßen selbstvergessen, die Existenz des Menschen, aber sein Haß erwacht oft plötzlich, oft mitten in seinen segnenden Wirkungen, und wird in diesem Aufzucken des Bewußtseins zur blinden Wuth — wie späterhin auch der Ausbruch des glühenden Erzstromes ein blindwüthender genannt wird. Hiernach wäre: ohne Wahl: durch: ohne lange Wahl, ohne lange zu wählen: zu erklären, und die Stelle etwa so zu umschreiben: aus der Wolke, welche unwillkürlich den segnenden Regen entströmen läßt, zuckt doch zugleich, und zwar in ungeduldiger Hast, seine zerstörende Kraft zu erproben, bald hier bald dorthin der sengende Blitz. (Eine so zu sagen mildere Auslegung würde in der Umschreibung des „ohne Wahl“ durch ohne Rücksicht liegen, die sich zuerst bietet. Der Sinn würde dann sein: Der Blitz läßt rücksichtslos, unbekümmert seine Kraft spielen, deren Wirkung eine so verderbliche sein kann. Damit würde die Modification der ursprünglichen Vorstellung — des Hasses der Elemente — fortgesetzt, aber meiner Ansicht nach, obgleich ein neues, wirklich poetisches Bild entstände, doch zu weit, d. h. Revocation des eben feierlich ausgesprochenen Satzes: denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand. Indessen ließe sich dieses Zurückgehen durch die Vorstellung rechtfertigen: erst spielt das Element, bis es zufällig ein menschliches Gebilde erfaßt, und seiner zerstörenden Kraft wie seines Hasses inne wird. Jedenfalls bleibt die Stelle nur poetisch, wenn die Selbstthätigkeit des Blitzes vorausgesetzt wird.)

Der Fortschritt der Schiller'schen Betrachtungen vom Individuum zur Familie und von dieser zum Staate ist unseres Erinnerns schon von den Erklärern, welche Herr Günther sogenannte nennt, genügend hervorgehoben worden. Wir möchten sogar behaupten, daß ein zu großer Nachdruck darauf gelegt worden ist, weil er sich einerseits von selbst versteht, andrerseits aber keineswegs in abstracter Weise vorhanden und nachweisbar ist. Die Reihenfolge der Betrachtungen ist wie durch die Tendenz, vom Besonderen zum Allgemeinen fortzugehen: so durch die gegebenen Momente des poetischen Motivs und durch das Bedürfniß eines künstlerischen, d. h. verschlungenen Parallelismus bedingt. In der Schilderung der Feuersbrunst, welche der des Begräbnisses — der Auflösung der Familie — voraufgeht, ist keineswegs ein Familien= sondern vielmehr ein öffentliches Unglück dargestellt und den „Flammen der Empörung" vorgebildet. Ueberhaupt muß das besondere und beschränkte Gemeinwesen als die Grundvorstellnng des Dichters aufgefaßt werden, in welcher die Vermittlung des Ueberganges von der Familie zum Staat liegt, ohne daß sie zu beiden Begriffen in einen ausdrücklichen Gegensatz gestellt wurde. Die Darstellung des blühenden Hauswesens, der erfolgreichen Erwerbsthätigkeit und der zerstörenden Feuersbrunst ist also der Darstellung des blühenden, erwerbsreichen und wohlgeordneten Gemeinwesens und der Feuersbrunst der Revolution parallel, aber so, daß in der Darstellung der Feuersbrunst zu der Vorstellung des Gemeinwesens fortgegangen, und diese dann späterhin vorausgesetzt wird. Die Schilderung des friedlichen und tüchtigen Culturlebens veranlaßt zu einem culturhistorischen Rückblick, wie die Darstellung des tüchtigen Hauswesens die Geschichte seiner Entstehung — der Entwicklung, der Liebe und Vereinigung des Jünglings und der Jungfrau — vor sich hat. Die Darstellung des äußeren Wohlstandes und seiner Zerstörung ist von der Begründung des inneren und innigen Glückes und der des in das Herz greifenden Unglückes eingefaßt. — Während grade dieser künstlerische Parallelismus in gewisser Beziehung den Nachweis des Günther'schen Grundgedankens — der Erziehung des Menschenkindes zum Kinde Gottes — unterstützt, ohne jedoch in der That durch denselben bedingt zu sein, ist Herr G. andrerseits genöthigt, einen äußerlichen Zusammenhang der verschiedenen Betrachtungen anzunehmen, welcher der Erklärung etwas Künstliches und Gezwungenes giebt, obgleich er auch von anderen Erklärern leichthin vorausgesetzt wird. Der liebende Jüngling, der energisch erwerbende und besitzstolze Hausherr, endlich der „Mensch", welcher nach dem Grabe seiner Habe zurückblickt, soll nämlich dieselbe Person sein, und in der That würde Herr G. ohne diese Annahme seinen Grundgedanken fahren lassen müssen, während bei andern Erklärern eine gleiche Nöthigung, die in unnöthige Schwierigkeiten verwickelt, nicht vorhanden ist. Allerdings weist der Schluß jeder Betrachtung auf die folgende, aber nur auf ihren allgemeinen Inhalt, hin, während das concrete Bild jedesmal ein durchaus verschiedenes ist. Könnten wir uns auch noch unter dem Jünglinge, der die Welt am Wanderstabe durchmißt, und dem „reichen Gutsbesitzer" — wie der Hausherr etwas norddeutsch definirt wird — dieselbe Person vorstellen, so entsteht doch offenbar bei der Schilderung des Hauswesens die Vorstellung ländlicher Verhältnisse und Umgebungen, während die Schilderung des Brandes nur auf eine Stadt paßt. Nehmen wir auch zur Ausgleichung eine Halbstadt an, wofür allerdings einige Züge in beiden Schilderungen zu sprechen scheinen, so ist doch diese Annahme immer nur die Aushülfe für eine Schwierigkeit, die nicht besteht, und beengt unzweifelhaft die Phantasie. Abgesehen von den äußeren Verhältnissen aber geben der sentimentale Jüngling, welcher zartsinnige Flurblumen zusammensucht, der schlaue unternehmende, auf seinen Reichthum trotzende Mann, und der Familienvater, der nach dem Brande zum Wanderstabe greifen muß und es „fröhlich" thut, so bestimmt unterschiedene Charakterbilder ab, daß sie wieder verwischt werden müßten, um sie als Entwicklungsstufen derselben Persönlichkeit fassen zu können. Endlich muß es als durchaus unnatürlich bezeichnet werden, daß der „Meister", der sich bei der Arbeit in Lebensbetrachtungen ergehen will, eine systematische Biographie fortsetzen soll, und wollte man diese biographische Verknüpfung dem „Dichter" zuweisen — über die Zweieinheit dieser „Personen" haben wir uns schon ausgesprochen — so würde man annehmen, daß er die Freiheit der Be=

trachtung oder den Ueberblick der Lebenserscheinungen, die er sich durch das glücklich gefundene und benutzte poetische Motiv gesichert hat, ohne Noth wieder aufgegeben oder doch beengt habe. — Daß Herr Günther die Erklärung überall zu kleinen Seitenblicken benutzt, ist gewissermaßen selbstverständlich. Beispielsweise wollen wir nur anführen, daß er bei Gelegenheit der „Mutter", welche die Mädchen lehrt und den Knaben wehrt, seinen Unwillen über die „unnatürlichen Mädchenschulen" ausläßt. Wir erinnern uns, einen ganz ähnlichen Passus in einer pädagogischen Recension angeführt gefunden zu haben, und es scheint uns fast, als wenn die Verdammung der Mädchenschulen nicht nur ein Lieblingsthema Herrn Günthers, sondern auch einer ganzen theologisch-pädagogischen Partei wäre.

Der pedantische Charakter der Günther'schen Erklärung zeigt sich, wie man wohl vermuthen wird, am Entschiedensten in seiner Periphrase der „Jugendliebe". Mit unendlicher Breite wird das Wesen der reinen Liebe und zwar vor und nach der „Verlobung" besprochen. Herr Günther macht nämlich in der Schilderung des Dichters zwei Abschnitte; von denen der erste die allmählige Annäherung beschreiben, der zweite aber, der mit den Worten: o zarte Sehnsucht, süßes Hoffen: beginnt, mitten in den Brautstand hineinversetzen soll. Diese Trennung ist, von dem wichtigen Ereignisse der Verlobung, welches sich Schiller schwerlich wie Hr. G. vorgestellt hat, abgesehen, durchaus unberechtigt, und es liegt in den vorhergehenden Versen schon der Bestand eines Verhältnisses angedeutet, dessen Glück zu malen der Dichter mit jenem Ausbruch: o zarte Sehnsucht u. s. w. aufgiebt. Natürlich wird gegen die „Verräther des Geistigen, des Idealen" in der Liebe weitläufig polemisirt, und auseinandergesetzt, daß „keine Menschenseele als solche in ihrer vom Körper unbekleideten Gestalt zu erkennen" ist, daß „der Jüngling die ihm entsprechende Seele unter der körperlichen Hülle zu entdecken sucht", daß dieses ihm leichter wird als der Jungfrau, indem „bei der Härte und Widerstandsfähigkeit des männlichen Muskelwesens, das Auge der einzig hinlänglich bildsame Theil des Gesichts bleibt", durch den sich die Seele offenbaren kann, daß daher die Jungfrau sich an den Ausdruck des Auges halten muß. Schwerlich kann das Un- und Mißverständniß der männlichen und weiblichen Schönheit in ihrem Gegensatze, so wie das der gegenseitigen Anziehung pedantischer ausgesprochen werden, als es von Hrn. Günther geschehen ist. Mit seiner Scheidung der Geschichte der Liebe durch den Verlobungsact hängt die gesuchte Erklärung der Worte: das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt: bei welcher das Streben nach „Tiefe" zur Lächerlichkeit ausschlägt, zusammen. Herr G. meint nämlich, „seine Liebe" könne nicht seine „Geliebte" heißen — so spreche nur das gemeine Volk — und außerdem sei der Jüngling weder so weit, seine Geliebte schmücken zu dürfen — die Verlobung hat ja noch nicht stattgefunden! — noch werde das der „sittliche" Jüngling überhaupt thun. Deßhalb ist seine Liebe zunächst abstrakt zu fassen, die Blumen aber als symbolischer Ausdruck der Liebe zu verstehen, mit denen sich der Jüngling — selbst schmückt, „um den Ausdruck seiner Liebe auf die sinnigste und zarteste Weise zu verschönern". Wir müssen gestehen, daß uns das Bild des sich mit Blumen besteckenden Jünglings in dieser schon an sich die Grenze der berechtigten Sentimentalität erreichenden Schilderung so lächerlich und widerlich sein würde, daß wir es Schiller nicht verzeihen könnten, daß wir daher eine Ungenauigkeit oder „Gemeinheit" des Ausdruckes, um es zu entfernen, vorziehen würden. Aber die Ausdrucksweise „seine Liebe" für „Geliebte", die das Volk in der That braucht, ist keineswegs eine gemeine, sondern eine wahrhaft poetische, das „Schmücken" läßt sich sehr leicht als „zum Schmuck darreichen oder bringen" verstehen, und in den Worten: er ist von ihrem Gruß beglückt: ist schon das eingeleitete Verständniß, die gegenseitige Gewißheit der Liebe ausgesprochen, so daß von einem „Wagniß" nicht die Rede sein kann. —

Ueber die politischen Ansichten, welche Hr. G. bei Gelegenheit des Friedenswunsches, den der Meister ausspricht, und der Schilderung der Revolution entwickelt, haben wir absichtlich geschwiegen, weil es uns zu weit führen würde, wenn wir uns darauf einlassen wollten. Daß wir Schillers poetische Anschauung, die allerdings keine „revolutionäre und demokratische" in dem gegenwärtig formulirten

Sinne des Wortes war, da für Schillers Geschichtsauffassung der Gegensatz der Masse und der gestaltenden Kraft, die Forderung von „Geschichtskünstlern“ wesentlich ist, von Herrn Günther **nicht** ausgesprochen finden, versteht sich insofern von selbst, als derselbe auch hier **seine** Ansichten dem Dichter unterschiebt, und als diese seinem „sonstigen Standpunkte“ entsprechen. Zur Charakteristik wollen wir nur anführen, daß Hr. Günther bei Gelegenheit des Friedenswunsches: Möge nie der Tag erscheinen: die Meinung ausspricht, es sei gegenwärtig vernünftiger, statt den allgemeinen Frieden zu proklamiren, den christlichen Staaten ihre evangelische Pflicht, die Karl der Große so gut verstanden habe, zu predigen, ihre noch in den Fesseln des Unglaubens schmachtenden Brüder nöthigenfalls mit Gewalt zu befreien — eine Meinung, die grade jetzt recht zeitgemäß erscheint, obgleich die „Friedensfreunde“ der Sache, welche die „fröhlichen“ Kriegsprediger vertreten, noch bessere Dienste leisten als diese selbst — daß er ferner sich in hochprophetischem Tone vernehmen läßt, „es laure noch die Nemesis an den Grenzen Frankreichs, um, wenn Gott gebiete, Land und Volk dieselben Greuel wiederzubringen, die einst von ihm über die Heiligen Gottes gebracht seien, es werde endlich der Eroberer ohne Lüge und Heuchelei mit eiserner Zuchtruthe kommen“, u. s. w.

Nach unserem Urtheil bedurfte das, was Herr Günther zur wirklichen „Förderung des Verständnisses“ des Glockenliedes beigetragen hat, nicht den Raum einer Abhandlung, viel weniger den „eines Buches“, und wir wünschen innig, die Gelegenheit, Schiller gegen derartige Interpreten vertheidigen zu müssen, nicht wiederholt zu erhalten.

Heinrich Deinhardt.

Der Vordenker für Nachdenker. Eine Sammlung von mehr als 300 Dispositionen, Skizzen und Predigtauszügen zum Gebrauch für Realschüler, Gymnasiasten, Lehrer und sonstige Denkfreunde. Von Wilhelm Schütz, Lehrer der Regler Knaben-Oberclasse in Erfurt. Erfurt und Leipzig, G. W. Körner. 1850.

Wer alle schlechten Bücher anzeigen müßte, die uns der Leipziger Büchermarkt bringt, hätte wahrlich viel zu thun, wenn er auch nur auf sein Fach sich beschränken wollte; die meisten werden ignorirt, und das ist gut. Aber von Zeit zu Zeit auf recht schlechte Bücher aufmerksam zu machen, ist die Pflicht der Presse; von Zeit zu Zeit schlechte Bücher auf dem Gebiete der Pädagogik bloßzustellen, scheint dem Ref. nicht außerhalb des Zweckes dieser Zeitschrift zu liegen. Wollte man nach dem Lessingschen Plane aus einem schlechten Buche Schlechtes ausziehen, in dem vorliegenden Buche fände man reichlichen Stoff.

Besagtes Buch ist schon vor drei Jahren erschienen. Zufällig kam es erst jetzt dem Ref. bei einem Collegen zu Gesicht, und da er sich nicht erinnert, anderswo ein Referat über dasselbe gelesen zu haben, so beeilt er sich in diesem Archiv, seine Amtsgenossen vor demselben zu warnen. Denn selten ist ihm ein Buch vorgekommen, welches die Würde des Lehrerstandes mehr herabzusetzen geeignet ist, als dieses. Ref. weiß nicht, ob er mehr die Ungenirtheit (um ein mildes Fremdwort zu gebrauchen,) oder die Taktlosigkeit des Verfassers oder, wie Göthe sagen würde, des Machers bewundern soll. Schon der Titel ist burlesk genug, die Vorrede noch alberner. Da sie nicht lang ist, so stehe sie hier ganz:

„Willkommen! die Tafel ist gedeckt und zwar mit den ausgesuchtesten Gerichten von — Ideen. Lange jeder Gast nach Belieben und Bedürfniß zu. Und möge diese Geisteskost den ideenhungrigen, kleinen und großen Geistern aufs beste bekommen: dieß wünscht von Herzen der freundlich und ehrerbietigst willkommen heißende Her- und Herausgeber.“

Hierauf folgen nun die 337 sein sollenden Dispositionen. Dies sind nun größtentheils dürftige Auszüge aus Predigten, systematische Indices aus wissen-

schaftlichen Büchern (!) verkürzte Dispositionen aus ähnlichen Hilfsbüchern. Alles das ist mit Angabe, woher die Sachen entlehnt sind, ganz rein abgedruckt. Was nun aber ein Mensch mit diesem Zeuge machen, wie ein Schüler darnach arbeiten soll, das Jemandem klar zu machen ist wahrhaftig keine kleine Aufgabe. Die Auswahl des Stoffes ist dazu die absurdeste, die sich denken läßt; ja, es enthält das Buch Sachen, die einen verständigen Leser entrüsten müssen. Bei diesem Buche sollte man wünschen, daß im Jahre 1850 auch für wissenschaftliche Bücher noch die Censur bestanden hätte, da würde ein erfahrener Censor wohl einen großen Theil gestrichen haben.

So hart diese Urtheile klingen, Ref. ist überzeugt, daß jeder Leser des Archivs, wenn er das Buch durchliest, sie unterschreiben wird. Es ist nothwendig, solche Produkte zu rügen, denn sie thun manchem guten Buche Schaden und bringen die pädagogische Schriftstellerei in Mißcredit.

Ordnung sucht man in dem Buche vergebens, Alles geht wüst durcheinander. Die 1ste Disposition heißt: Denken und Arten des Denkens. Vorn zwei Motto's von Bürger und Rückert. Dann A. Wesen des Denkens: das Denken hat zum Ziele das Wissen, ist ein Streben nach dem Wissen. Wissen ist das Denken, welches dem Sein gleich ist. B. Arten des Denkens: 1) Nichtwissen vom Nichtwissen = Irrthum oder falsche Meinung, (es irrt der Mensch so lang' er strebt,) 2) Nichtwissen vom Wissen = richtige Meinung, 3) Wissen vom Nichtwissen = Zweifel; 4) Wissen vom Wissen = vollkommen befriedigtes Denken, Ueberzeugung. (Aus H. Ritters Logik, Berlin 1829.) Leser, was sagst du dazu? Lehrer oder sonstiger Denkfreund, laß nun deine Gymnasiasten oder Realschüler einen deutschen Aufsatz darnach machen!

2te Disposition: Werdet nicht der Menschen Knechte! Text 1. Kor. 7, 25. — Auszug aus Veillodters Predigten. — Nr. 3: Werdet wie die Kinder, so werdet ihr ins Himmelreich, ins Reich der Tugend und des Friedens kommen. Auszug aus demselben. — Nr. 4: Die vier Mächte des Lebens, d. i. der Dämon, das Glück, die Liebe, die Noth. Nach einem Gedicht von Knebel! — Nr. 5: Der Mensch ist Gottes Ebenbild, (Nämlich 1. durch die Herrschaft über die Erde, 2. Verstand, 3. Streben nach Heiligkeit, 4. wohlthätige Wirksamkeit, 5. seines Geistes Unsterblichkeit.) Nr. 6: Der größte Verlust von allen (Disposition 1. Geld, 2. Ehre, 3. Gott) — Nr. 7: Menschenurtheil, unser Gewissen, Gottes Gericht, als unsere drei Führer durch dieses zeitliche Leben. (Auszug aus einer Predigt von Claus Harms, mit einer confusen Disposition.) — Nr. 8: Die höhere Lebenskunst. (Auch nach Claus Harms. Die wunderliche Disposition, die Niemand nach dem Thema errathen wird, lautet: 1. Sie besteht darin, reich zu sein in der Armuth und arm zu bleiben im Reichthum, 2. hochherzig in der Verkennung und demüthig auf den Höhen des Ruhmes, 3. frei in Banden und doch von aller Willkür fern, 4. froh in Leiden und doch in der Freude nicht ausgelassen. — Nr. 9: Das Haus in Bethanien, in welchem der Herr so gern verweilte, ein Vorbild für unser häusliches und Familienleben. Aus Schatters Predigten für den christlichen Landmann. — Nr. 11: In Gottes Namen. (Disposition lautet: Dies heißt 1. nach Gottes Auftrage, 2. an Gottes Stelle, 3. unter Gottes Schutze, 4. zu Gottes Ehre, 5. ohne der Menschen Einspruch und Widerstand.) — Nr. 12: Vom Sinn für Häuslichkeit. (Nach einer Predigt Reinhards: a. Seine Beschaffenheit, b. seine Wichtigkeit, c. einige Bemerkungen und Rathschläge.) — Nr. 13: Vom Sinn für die Natur. (Nach einer Predigt Reinhards.) Nr. 14: Die Natur des südlichen Italiens. (Nach K. A. Mayer.) — Nr. 15: Groß sind die Werke des Herrn, wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran. (I. Worte der Erinnerung. Groß sind die Werke des Herrn, 1. beim Blicke in die Natur, 2. der Betrachtung des Menschen in uns, 3. der Kirche und der Schätze, die sie darreicht. II. Worte der Ermahnung. Widmen wir ihnen 1. einen aufmerksamen Blick, 2. einen ehrfurchtsvollen, 3. einen dankbaren Blick. III. Worte der Verheißung.) Nr. 16: Müssen, Können, Wollen, Dürfen, Mögen, Sollen (dazu nichts als das Gedicht von Rückert.) — Nr. 17: Gott grüßt uns durch den Frühling. — Nr. 19: Die Aernte ist da. (Aus den Predigten für den Landmann. Daher 1. mit Sinn und

Gedanken hinaus aufs Feld, 2. mit unserm Herzen hinauf zum Himmel. 3. Hinein in uns selbst, in das Innere unserer Gewissen!) — Nr. 21: Was der Winter spricht. (1. Ist dir entflohn die Sommerlust, 2. so füllet Winterernst die Brust. 3. Dem armen Vogel gibt Gott zu essen, 4. du sollst den armen Mann nicht vergessen; 5. öffne dein Herz zur Geselligkeit, 6. doch halte dich auch zum Abschied bereit. Nach Claus Harms.) — Nr. 22: Das Stadtleben von seiner Lichtseite betrachtet. (Aus Herzog.) — Nr. 23. (Ebendaher.) — Nr. 24: Die Landwirthschaft. (Gründe für sie a. der Vernunft, b. des Geschmacks, c. Nebengründe, und Gründe wider sie.) — Nr. 25: Woher kommt es, daß in neuerer Zeit die Kartoffeln häufiger an Krankheiten leiden, als in früheren Jahren? (Ein hübsches Thema.) — Nr. 26: Wieder aus Herzog, Nr. 27: aus Viehoffs Archiv. — Nr. 29: Wie erscheint die Erde auf dem Monde? (1. 13 mal so groß als uns die Lichtseite des Mondes; 2. mit denselben Lichtabwechselungen wie für uns der Mond, nur in viel größerem Maßstabe, 3. können die fraglichen Mondbewohner ganz deutlich Städte wie Wien, Flüsse wie der Rhein, unsre Erdberge und Erdmeere, ja selbst den Zug unserer Kriegsheere und das Gewühl unsrer Schlachten erkennen. (Nach v. Littrow Wunder des Himmels.) — Nr. 30: Die Geschöpfe Gottes. (Welch ein Thema!) — Nr. 31: Nutzen des Studiums der Naturgeschichte. (Nach Falkmann.) — Nr. 32: Ueber Herbarien (!) — Nr. 33: Klassifizirung der Erzeugnisse des Pflanzenreichs. — Nr. 34: Die Klassen des Thierreichs. — Nr. 35: Einwirkung des Klimas auf die Thiere: (1. auf die Größe, 2. auf die Bekleidung. 3. Färbung. 4. Vermehrung. 5. Absonderung. Nach Kellner.) — Nr. 36: Nutzen der Thiere (!) Nach Kellner. — Nr. 37: Nutzen des Rindviehs. — Nr. 38 u. 39: Aus Heinsius Teut. — Nr. 38: Nutzen der Steine, (1. zur Festigkeit der Erde, 2. zu Baumaterial u. s. w. Als Einleitung soll genommen werden folgende Anekdote: „Im J. 1789 ging Göthe mit dem Oberforstmeister v. Stein von Ruhla aus auf den Inselsberg und zerschlug, während sein Begleiter über die regnerische Witterung murrte, gelassen mehrere Steine, deren Namen und Eigenschaften bezeichnend. „Nun Sie, großer Mineralog — so wurde er von dem ärgerlichen Gefährten unterbrochen, — sagen Sie mir doch, was bin denn ich für ein Stein?" — „Das will ich Ihnen sagen, — versetzte Göthe, — Sie gehören in die Classe der Kalksteine; kommt Wasser auf diese, so brausen sie." Läßt sich etwas Alberneres denken?)

Die folgenden Themata sind größtentheils auffallend, die Dispositionen meist noch auffallender, so Nr. 43: Wie vielfach ist die Bewegung des Meeres? Nr. 45: Entstehung der verschiedenen Jahreszeiten, Nr. 46: Quellen des Wärmestoffs, Nr. 50: Kleidung (!), Nr. 51: Der Wilde, (nach der Seumeschen Erzählung aus einem andern Buche eine Disposition abgedruckt?), Nr. 52: Hauptbeziehungen der Menschheit (!). Nr 53: Ausstufung des Geschichtsunterrichts, — Nr. 54: Mit der Schrift geht der Himmel auf (nach Dräseke). — Nr. 55: Jesu Salbung durch Maria. — Nr. 56: Die Kleinkinderschule, (! Nach einer Schrift von Burdach.) — Nr. 57: Ueber die Spiele (!) — Nr. 58: Fromme Blicke in Gottes Schöpfung. — Nr. 59: Das Tischgebet. — Nr. 60: Die Selbstprüfung (!), Nr. 61: Das Schrittschuhlaufen, Nr. 62: Aus Falkmann, Nr. 63: Plan eines Glückwunschschreibens, (Ebendaher), Nr. 64: Ueber die Gewohnheit (!), Nr. 65: Danket dem Herrn (Predigt), Nr. 67, 68, 69, 70, 71: Aus Herzog, Heinsius, Böger, Nr. 72, : Aus Kellner: über das Eigenthümliche der hohen Zone, u. Nr. 73: Ueber die Eisenbahnen, Ebend., Nr. 74: Was brachte schon Viele zum Morde, (aus Jägers Katechis.), Nr. 75: Ueber die Ursachen der Verbrechen, (aus einer criminalist. Schrift). Nr. 81: Johannes in der Wüste, Nr. 82: Johannes der Täufer. Nr. 83: Johannes der Täufer und der Mörder Herodes. (Aus Katechis.), und so geht es nun mit den wunderlichen Thematen und mit dem Abschreiben fort. Aber dabei bleibt es nicht, denn ist bisher das Buch schon unerquicklich gewesen, so wird es noch immer toller. Schon Nr. 84 heißt: Eine politische Bergpredigt; das Thema: Ihr Armen und Elenden, wer erbarmt sich eurer? und nun folgen die verneinenden Antworten: 1) Nicht die Herrscher, sie halten euch nur mit Gewalt, 2) nicht die Würdeträger und Amtsverwalter, sie zer=

treten euch, 3) nicht die Reichen, sie plündern euch, 4) nicht die Weisen, sie sind toll, 5) nicht die Priester, sie kennen euch nicht; und woher hat der Verf. diesen socialistischen Kram? Man wird vergebens rathen! Aus dem Victor von Titus Ullrich, worüber Ref. jetzt derjenigen halber, die das Gedicht nicht kennen, auf Julian Schmidts Gesch. der deutsch. Nationallit. im 19. Jahrh., 2 Bde., S. 62. verweist. — Noch toller folgt Nr. 85: Ist der Adel aufzuheben? und was wird uns nun auf nicht weniger als sechs Seiten an Gedankenstoff geboten? Auszüge aus den stenographischen Berichten der Frankfurter und Berliner Nationalversammlung, ausführlich besonders die Anträge von Reichensperger und Temme, implicite in parenthesi eine bewundernde Wiederholung der bekannten Worte, die sich Jacoby in Sanssouci gegen den König erlaubte. — Jetzt sind wir im Schwindel; als Nr. 86 folgt: Wen wählen wir als Abgeordneten zu der constituirenden preußischen Nationalversammlung? Auszug aus einer Broschüre des Buchhändlers Gerhard in Danzig. Dann folgt wieder Nr. 87: Ueber Friedrich's II. von Preußen wohlthätige Regierung, Abdruck aus Herzog, mit Zusatz einiger plattdeutschen Verse. Nr. 90: Die Temperamente (!), dann wieder Themata aus Herzog u. A. Nr. 95: Die Feuerzeichen des Herrn in den Flammen Hamburgs (!) — Nr. 99: Was will aus dem Kindlein werden? nach Luc. 1, 66. — Nr. 102: Die Kategorieen oder Urbegriffe, (Abdruck von S. 94. der philosophischen Propädeutik von Calinich. Nr. 103: Die Uebersicht der Künste, (abgedruckt aus Lommatzsch Wissenschaft des Ideals. Nr. 105: Freiligrath, (1. Was weiß man von Freiligrath's äußern Lebensverhältnissen? U. A. heißt es da: Seine ersten Gedichte erschienen zu Minden im Lippischen Sonntagsblatte. [Welche Geographie!] 2. Was wird über Freiligrath's persönliche Erscheinung von Augenzeugen berichtet? F. habe etwas Gedrücktes und Befangnes, nur zu Zeiten blitze das Bewußtsein seiner dichterischen Persönlichkeit in ihm auf. Er sei wortkarg im Gespräche, in sich gekehrt und wende sich in stiller Beschaulichkeit seinen phantastischen Bildern und Träumen zu. Seine Umgebungen haben jedenfalls das Siegel der Verschlossenheit auf die Welt seines Gemüthes gelegt u. s. w.) Doch genug. Erwähnen wir nur noch einige der allerauffallendsten Aufgaben. Unter Nr. 134 ist als Aufgabe gestellt: Hausmittel gegen Zahn- und Kopfschmerzen. Nr. 144: Der Zucker. Nr. 147: Ueber das Oel. Nr. 161: Grundsätze einer von der Mehrheit der Deputirten zu dem Frankfurter Gewerbecongreß im J. 1848 angenommenen Gewerbeordnung. Nr. 164: Quellen und Ursachen des Selbstmordes. (U. A. aufgeführt: Uebermaß in sinnlichen Genüssen, mit der pädagogischen Bemerkung, daß der zwanzigste Theil der Verrückten in der Salpetrière zu Paris gewesene Freudenmädchen seien). — Nr. 185: Wie vielerlei Mannschaften kommen zum Vorschein vom Standpunkt des Berliner Witzes aus gesehen? (Disposition: 1. Schutzmannschaften, 2. Schmutzmannschaften, 3. Trutzmannschaften in der Bürgerwehr, 4. Nutzmannschaften lassen noch auf sich warten.) — Wer noch mehr des Unsinns haben will, sehe sich das Buch an. Zum Schluß nun hebt Ref. hervor Nr. 187: Von der Unkeuschheit und den Verwahrungsmitteln gegen sie. Die Disposition ist auszugsweise, aber mit den Worten des Verfassers: I. Wesen und Arten der Unkeuschheit. A. Die natürliche Unkeuschheit, 1. Concubinat. In diesem lebt derjenige, welcher sich mit Einer Person auf kürzere oder längere Zeit zur Befriedigung der Geschlechtslust verbindet. So hatten die Patriarchen des alten Bundes ihre Kebsweiber, bei den Römern war der Pollicat erlaubt; in großen Städten, wie Petersburg, Paris, London, Berlin und Wien, zählen Vornehme und Reiche das Unterhalten solcher Personen zu den Gegenständen des Luxus; der Code Napoleon gestattet es in seiner Weisheit sogar den Ehemännern, wenn das nur außer ihrem Hause geschieht; und die Ehen zur linken Hand, welche Mirabeau einen in Deutschland geförmelten (!) Concubinat nennt, sind im Grunde nur die Verbindung mit einer Beischläferin, an deren Hand man links durch das Leben wandelt. Aber eine zur bloßen Stillung der Lust eingegangene Verbindung bleibt immer schändlich (pactum turpe). 2. Als Hurerei (fornicatio, Venus vaga). So heißt der gemeine Wechsel der sinnlichen Liebe, wo sich eine Person der anderen zum Geschlechtsgenusse ohne irgend eine moralische Annäherung, zuerst aus Eigennutz (meretrix),

dann aus herrschender Ueppigkeit bis zur Entwürdigung (prostitutio) ergiebt. B. Die unnatürliche Unkeuschheit (Venus extra vasa), zerfällt in die einsame und in die geschlechtswidrige Selbstschändung. 1. Die einsame Selbstschändung (Affenschande, concubitus imaginarius), ist mehr ein Laster der Dummheit, als der Bosheit. 2. Die geschlechtswidrige Selbstschändung wird entweder von Männern mit Männern (Päderastie, Knabenschändung, Unsitte der Griechen), oder von Weibern mit Weibern (Venus Lesbia) getrieben. Jenes Laster, und die schmählichste aller Entartungen der Geschlechtslust, wo sich der Mensch zur Gemeinschaft mit den Bestien erniedrigt, hat Moses verflucht und am Leben gestraft. II. Die Verwahrungsmittel u. s. w.).

Dem Buche ist ein Subscribentenverzeichniß vorausgedruckt; unter den 24 Subscribenten ist auch ein Erfurter Gymnasiast aufgeführt. Hatte der Verfasser unter seinen Freunden nicht einen, der ihn auf die Unzweckmäßigkeit der Veröffentlichung dieses Buches aufmerksam machte?

Dr. **Hölscher.**

Göthe's und Schiller's Balladen und Romanzen. Erläutert von E. J. Saupe. Leipzig 1853. 8.

Der Herausgeber dieser neuen Erläuterungsschrift Götheſcher und Schillerscher Gedichte hat sich zuletzt durch seine Schrift über die Xenien als einen gründlichen Kenner beider Dichter bewährt. Mit einer genauen Kenntniß der Erläuterungsschriften von Echtermeyer, Viehoff, Götzinger, Kurtz u. A. verbindet er einen feinen Geschmack in der Auswahl des für die Erklärung nothwendig gehaltenen Stoffes, und es verdient daher dieser Commentar mit Recht die Empfehlung, die ihm schon im Liter. Centralblatt zu Theil geworden ist.

In sehr verständiger Weise wird zuerst der ursprüngliche Sinn der Begriffe Ballade und Romanze angegeben, dann die späteren Deutungen durch Gleim, Bürger, Schiller; wobei sich der Verf. auf die Untersuchungen Echtermeyers stützt, die wiederum auf Göthe's und Schiller's Meisterwerken beruhen. Dann wendet er sich zur genauen Betrachtung des Stoffes und der Form, sowohl der Ballade als der Romanze; dieser Abschnitt ist kurz, aber enthält scharf markirt alles Wesentliche. Zuletzt werden die Unterschiede der Götheschen und Schillerschen Gedichte in diesem Gebiet angegeben, und aus der Eigenthümlichkeit der Dichter nachgewiesen, weshalb Göthe die Ballade, Schiller die Romanze sich zueignete.

Die Erklärung des Einzelnen ist in drei Abschnitte geordnet: 1) Die Götheschen Balladen der früheren Zeit. 2) Die Götheschen und Schillerschen Balladen aus der Zeit ihrer gemeinschaftlichen Wirksamkeit. 3) Die Balladen Göthe's aus späterer Zeit. Obgleich der Verf. sichtbar eine tüchtige philologische Bildung besitzt, hat er sich seinem Zweck gemäß, doch mit Recht von der philologischen Detailerklärung bei seiner Interpretation ferngehalten, die die Erklärungen Götzinger's oft so werthvoll, oft aber auch so unerquicklich macht.

Das erste Gedicht welches der Verf. erläutert, ist der König von Thule, in dem er einen Nachhall der Wetzlarschen Gefühle zu finden glaubt. Gegen die Annahme, daß das Gedicht aber schon 1774 gedichtet sei, verweist Ref. auf die Bedenken, die Düntzer in den Bl. f. lit. Unt. 1849. S. 920. erhoben hat. Die Trefflichkeit des Gedichts würde auch erhellen aus der Mittheilung der ältern Lesart, weshalb Ref. den Verf. auf das Programm von Nauck von Königsberg in der Neumark 1851 verweist, sowie auf ein Seitengedicht von Matzerath, „der sterbende König". — Bei dem zweiten Gedicht, „das Veilchen" theilt der Verf. das Gedicht „die Wiese" aus Herders Volksliedern mit, das möglicher Weise Göthen vorgeschwebt hat. — Bei dem dritten Gedicht „Heidenröslein" ist zu verweisen auf Uhlands Volksl. I, 56. — In Bezug auf das Gedicht „der Fischer" ist zu erwähnen, daß Düntzer a. a. O. meint, es sei ursprünglich für das Singspiel „die Fischerin" bestimmt gewesen; eine eingehende Erläuterung im Vergleich mit Schillers

Alpenjäger hat jüngst Nieberding gegeben, vergl. auch das Archiv XIII., 130—137. — Bei dem Erlkönig theilt der Verf. das dänische Gedicht mit, sowie ein Gedicht in Aachener Mundart aus Firmenich's Völkerstimmen, mit derb komischem Schluß; den Werth des Götheschen Gedichts setzt er treffend auseinander. — Auch die Erklärung des Sängers mit Bezug auf das 2. Cap. des 2. Buches des Wilhelm Meister ist recht gut.

Unter den Gedichten der zweiten Abtheilung wird zuerst der Schatzgräber behandelt, über den der Verf. Körners richtige Ansicht (IV., 96.) mittheilt. In Bezug auf den Zauberlehrling findet der Verf. Knebels Ansicht, daß es hauptsächlich gegen die Antixenisten gemünzt sei, nicht unwahrscheinlich. Die Braut von Korinth vertheidigt der Verf. mit vollem Recht gegen Götzinger (und gegen Herder, der sich darüber lustig machte, s. Knebels Nachlaß II, 270), und findet in der Charakteristik des Mädchens nur den Zug nicht passend, daß sie als Empuse, als Vampyr aufgefaßt ist, worin man ihm Recht geben muß; trotz aller Schönheiten würden wir das Gedicht für die Schule ungeeignet finden. Viehoff theilt zur Vergleichung ein Gedicht von Wackernagel mit, Ref. vergleicht das Gedicht von Mazerath: die Tochter von Tarent. — Die Idee, welche der Verf. in dem Gedicht „der Gott und die Bajadere" findet, ist treffend entwickelt. —

Hierauf läßt der Verf. Schillers Taucher folgen; die Interpretation bietet dem Ref. keine Gelegenheit zu Bemerkungen. In Bezug auf den folgenden Handschuh theilt der Verf. ein ähnliches Gedicht von Langbein mit, woraus die Trefflichkeit des Schillerschen Gedichtes recht hervorleuchtet; wie die Aenderung der Lesart am Schlusse bewirkt wurde, darüber s. Göthe's Briefe an Friedrich Stein S. 174. — Beim Ring des Polykrates hat, wie bei den andern Gedichten, der Verf. auf die Correspondenz zwischen Schiller und Körner sorgfältig Rücksicht genommen. Bei der Detailerklärung der Kraniche des Ibykus hat der Verf. die unrichtige Anmerkung gemacht, daß der Fichtenkranz der Preis der Sieger in den isthmischen Spielen gewesen sei; daß er die Parallelstellen aus Aeschylus' Eumeniden in Bothe's lateinischer Uebersetzung benutzt hat; die Auszüge aus den Bemerkungen Göthe's, Körner's und Humboldt's sind sehr übersichtlich zusammengestellt, und die Erklärung schließt schön mit der geistvollen Würdigung der Romanze von Echtermeyer. — Der Verf. läßt hierauf folgen: Gang nach dem Eisenhammer, die Bürgschaft, den Kampf mit dem Drachen, der durch die trefflichen Bemerkungen Körner's sein rechtes Licht erhält. An die Erklärung des Grafen von Habsburg reihen sich noch einige kurze Bemerkungen über den Werth der Romanzen Schiller's überhaupt. Den Schluß des 2. Abschnitts bildet die kurze, aber hinreichende Erklärung des Hochzeitsliedes von Göthe.

Den dritten Abschnitt, Göthe's spätere Balladen aus dem Jahr 1813, bilden die drei Gedichte: der getreue Eckart, die wandelnde Glocke, der Todtenkranz. Die Erklärung ist hier kürzer. Den wesentlichen Unterschied der Balladen Göthe's in den drei Zeitabschnitten gibt der Verf. gut an. —

Herford. **Hölscher.**

Gedichte von Thomas Babington Macaulay. Deutsch von Dr. Alexander Schmidt. Altrömische Lieder. Ivry. Die Armada. Braunschweig, bei G. Westermann.

Als Schiller antike Mythenstoffe zu deutschen Romanzen und Balladen verarbeitete, war er — ohne Nebengedanken — von dem rein menschlichen Inhalt angezogen, der sich in den Schöpfungen des hellenischen Volksgeistes offenbarte. Er entblößte dieselben allerdings nicht von der concreten Färbung, die Zeit und Ort ihrer ersten Entstehung ihnen verliehen hatten. Vielmehr wußte er durch tiefe und innige Versenkung in den Geist des Alterthums ihnen alle jene feinen Schattirungen des individuellen Ausdrucks zu erhalten, bei deren Mangel jedes Kunsterzeugniß zu einem farblosen Schemen sich verflüchtigt. Aber indem er ohne jede Prätension

an seine Aufgabe ging, nur von der Lust dichterischen Schaffens getragen, mußte er sie nothwendig in dem Lichte moderner Anschauungsweise betrachten, sie von dem Idealismus seines Jahrhunderts und seiner Nationalität, (den Niemand so rein wie Schiller selbst repräsentirt) durchdringen lassen, und sie so, in moderner, deutscher Form seinen Hörern zuführen. So vollzog er gerade in diesen Balladen die geistige Ehe zwischen dem Alterthum in der modernen Zeit, nach der sich unsre Nation seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften drei Jahrhunderte lang gesehnt, auf die unsre ganze Literatur in jenem großen Zeitabschnitt hingearbeitet hatte, er vollzog sie gerade in diesen Gedichten auf das freieste, reinste und innigste. Keine Disharmonie bleibt hier; kein Caput mortuum unaufgelösten Rohstoffes fällt zu Boden. Sie sind die Spitze und der Gipfelpunkt der klassischen Poesie des achtzehnten Jahrhunderts. Denn keine Gedichte sind im edelsten Sinne des Wortes so populär geworden, wie sie. Sie sind das vollkommene Besitzthum und Gemeingut aller Gebildeten der deutschen Nation.

Ganz anders steht Macaulay seinen römischen Liedern gegenüber. Der große Geschichtsschreiber ist kein Dichter. Der feine Kritiker hat natürlich auch ein ästhetisches Interesse an die römischen Volkssagen herangebracht. Ohne dieses Interesse hätte er gar nicht darauf verfallen können, sie in Balladenform zu verarbeiten. Es ist dies aber nicht das einzige, ja nicht einmal sein vorzugsweises Interesse gewesen. Er hat vielmehr zunächst dadurch ein historisches und gelehrtes Problem auf anschauliche Weise lösen wollen; das Problem nämlich, wie jene ersten römischen Volkslieder wohl ausgesehen haben möchten, aus denen die späteren Historiker den Stoff für die angebliche Geschichtsschreibung der ersten Jahrhunderte der Stadt entnahmen. Das Ergebniß eines solchen Versuches würde im besten Falle eine ähnliche Stellung in der Literatur einzunehmen haben, wie die Uebersetzung eines antiken Gedichtes, das, ohne uns durch seinen absolut poetischen und darum ewigen Werth zu fesseln, uns doch als charakteristisches Document einer bestimmten und bedeutenden Periode der Weltgeschichte anzieht. Im besten Falle sage ich. Denn der Boden der Divination ist hier so überaus unsicher und schlüpfrig, daß man vom wissenschaftlichen und gelehrten Standpunkt aus das ganze Experiment kaum anders als eine geistreiche — Spielerei nennen kann.

Es thut dem Ref. Leid, in dem Falle Macaulay's sagen zu müssen, daß diese Spielerei sogar verunglückt ist; verunglückt darum, weil sie dem Leser nicht etwa nur ein sehr problematisches, sondern ein entschieden falsches Bild von den ersten Erzeugnissen der römischen Volkspoesie geben muß. Die philologische Kritik nach Niebuhr hat nämlich mit Sicherheit herausgestellt (Vgl. Corssen Origines Poesis Romanae. Berl. 1846 und dazu die Recension in der Hallischen A. L. Z. 1847 Nr. 94 ff., besonders S. 763 ff.), daß es ein größeres Volksepos vor Ennius nie gegeben hat, daß, was auch an einzelnen historischen Zügen in Tisch- und Grabliedern und Grabinschriften aufbewahrt, von da in die offiziellen Leichenreden und weiter in die Familienchroniken edler Geschlechter übergegangen ist, nie zu dem Umfang einer abgerundeten Ballade herangewachsen ist — wie die von Macaulay gebotenen Gedichte ihn etwa zeigen. Dem römischen Volk ging dieser poetische Schöpfungstrieb in zu hohem Grade ab. Bis zur Sagenbildung konnten sie es bringen. Bis zur künstlerischen Abrundung eines versifizirten Epos brachten sie es nicht. Dazu hätte eine selbständige und geachtete Klasse von Sängern gehört. Eine solche hat es bis zu den Kunstdichtern hin nicht gegeben. Die Carmina der vates beschränkten sich, wie die ursprüngliche Bedeutung beider Wörter schon kund giebt, auf hieratische Formeln zu gottesdienstlichen Zwecken, ceremonielle Weihelieder, weissagender und beschwörender Art. Auch Macaulay giebt uns einen Festgesang, wie er ihn sich bei der Feier der Dioskuren durch die römischen Ritter vorgetragen denkt (Battle of the Lake Regillus). Unglücklicher, oder vielmehr glücklicher Weise besitzen wir aber solche Carmina, die von religiösen Brüderschaften zur Feier ihres Schutzpatrones abgesungen wurden, wirklich in ursprünglicher und authentischer Gestalt. Das Lied der arvalischen Brüder nämlich zur Feier der Dea Dia, und die Axamenta, die Lieder der Salier zur Feier des Mars, jenes vollständig, diese wenigstens in solchen Bruchstücken erhalten, daß daraus die wesentlichste durch-

gehendste Verschiedenheit mit der Macaulay'schen Fiction klar wird. Es sind Litaneien, Rituallieder, ohne allen epischen Gehalt, von beschränktem Umfang. Und dennoch waren diese Lieder gerade die bedeutendsten, im römischen Alterthume berühmtesten, und sind uns darum auch erhalten. Außerdem tritt uns aber in diesen wirklichen Resten ältester römischer Poesie eine so rohe ungeschlachte Form entgegen, daß man wohl von selbst sieht: diese Sprache war niemals durch Dichter gebrochen und dem Zügel des Verses gehorsam gemacht. Ja selbst in den viel spätern Inschriften der Scipionengruft ist sie bei aller Würde noch überaus ungelenk, und erhebt sich selten über eine trockne Nomenclatur, zu einem Ansatz poetischen Schwunges. Gegen sie erscheinen Macaulay's „Altrömische Lieder" trotz allen edlen Rostes der Alterthümlichkeit, den er ihnen anzuhauchen versucht, noch geschmückt und salonmäßig — vor allem aber zu redselig. Wiewohl M. nun ferner das Wesen des alten Saturnischen Verses durchaus richtig erkannt hat, so ist doch die Verzierung desselben durch den Reim wiederum eine moderne Zugabe, die den Charakter der antiken Dichtung wesentlich alterirt, somit, vom historischen Standpunkt aus angesehen, der Anschaulichkeit und der Wirkung dieses Versuches entschieden Abbruch thut. — Den gelehrten Ansprüchen also, welche in erster Reihe an diese Gedichte zu stellen, uns die kritischen Einleitungen des Verfassers selbst herausfordern, die, wie zu erwarten stand, ein neues Zeugniß von der weit umfassenden Bildung und der feinen Beobachtungsgabe des großen Historikers und Kritikers ablegen, diesen Ansprüchen also genügen die Gedichte keineswegs.

Eine andre Frage aber ist es, in wie weit das, was sie als literar-historische Documente verdienen, ihnen als selbständigen Kunstproducten zu Gute kommt. Denn es wäre nicht das erste Mal, daß diejenige Seite einer dichterischen Schöpfung, auf welche der Verfasser selbst nur einen untergeordneten Werth gelegt, sich schließlich als die bedeutendste erwiesen und ihr eine dauernde Anerkennung gesichert hätte. Nun sind aber die Sagen von Horatius Cocles und Virginia von so ursprünglicher Schönheit, so poetisch von Geburt, daß selbst das Gewand der unvollkommensten Darstellung ihren natürlichen Adel nicht ganz verstecken kann. In der edlen und würdevollen Sprache Macaulay's, die hier noch durch den Wohllaut eines angemessenen Metrums gehoben wird, müssen sie nothwendig von ergreifender Wirkung sein. Viel weniger läßt sich dies von der Schlacht am Regillus und der Weissagung der Capys sagen. Allen aber, mit Ausnahme des wirklich schönen Gedichtes Virginia, thut der Umstand entschiedenen Abbruch, daß der Historiker zu viel Massen auf die Scene führt. Die Aufzählung einer Menge verschollener Völkerschaften und ihrer apokryphen Führer mag durch die kurzen und geschickten Pinselstriche, mit denen jeder charakterisirt wird, ein ethnographisches und geographisches Interesse gewähren, ein sittliches (und darum poetisches) Interesse gewährt sie auf keinen Fall. In einem großen Epos, wie die Iliade, mag auch ein „Schiffscatalog" seine Stelle finden; wiewohl selbst von ihm zu gestehen ist, daß er vielmehr dem Ehrgeiz der hellenischen Völkerschaften, die sich in ihrem National-Epos vertreten sehen wollten, als einem poetischen Motive seine Entstehung verdankt. In einer Ballade hat er sicher keinen Platz. Sie verlangt eine kleine, leicht zu überschauende Gruppe handelnder Gestalten, Einheit und Beschleunigung der Handlung.

Dieser Fehlgriff des Historikers auf poetischem Gebiet wird aber zur wahren Carricatur in dem Gedichte des Anhangs: „die Armada". Hier wird nämlich nach einem vortrefflichen und wirklich poetischen Anlauf von ungefähr dreißig Versen ein nackter Nomenclator von allen den Städten und Burgflecken gegeben, die bei Annäherung der spanischen Flotte Feuerzeichen aufsteckten. Das Gedicht giebt sich allerdings durch die Aufschrift als ein Fragment kund. Hätte man es in dem Nachlaß eines großen Dichters gefunden, so könnte seine Veröffentlichung durch den Wunsch, die Leistungen des Dichters vollständig beisammen zu haben, gerechtfertigt erscheinen. Hier waltet keine solche Rücksicht ob. Man fragt verwundert, mit welchem Recht ein lebender Schriftsteller seine unausgetragne Geistesfrucht an die Luft und das Licht der Oeffentlichkeit setzt. Ja, Ref. muß gestehen, daß ihm, Schillers erhabenes Gedicht im Sinn, diese Armada wie ein schlechter Spaß vorkam, den sich der Verf. mit dem Publicum erlaubte. — „Ivry" endlich, „ein Huguenottenlied",

erscheint, frei von allen diesen Einwendungen, nächst „Virginia" als das bedeutendste Gedicht der Sammlung.

Es kann nicht fehlen, daß Herr Alex. Schmidt, der diese Gedichte für die Westermann'sche Ausgabe Macaulay's übersetzt hat, besser von ihnen denkt, als Ref. Und das ist für den vorliegenden Fall ein entschiedener Gewinn gewesen. Denn ohne eine liebevolle Versenkung in sein Original wird ein Uebersetzer seine Aufgabe niemals in würdiger und befriedigender Weise lösen können. Herr Schmidt ist von Haus aus ebenfalls Historiker, tüchtig in seinem Fach, und vereinigt mit umfassenden Kenntnissen ein poetisches Gemüth und eine überraschende Gewandtheit der Darstellung. Er ist also ein Macaulay vollkommen wahlverwandter Geist. Wir haben hierdurch eine Uebersetzung gewonnen, die den Sinn, den Geist und die Form des Originals in bewunderungswürdiger Treue wiedergiebt; ja Referent steht keinen Augenblick an, sie dem Ausgezeichnetsten, was auf dem Gebiete deutscher Uebersetzungs-Literatur jemals geleistet ist, dreist an die Seite zu setzen. Es würde, wenn man Original und Uebersetzung neben einanderlegt, für den, welcher das wirkliche Verhältniß nicht kennt, unmöglich zu bestimmen sein, ob der englische oder der deutsche Text die Urschrift sei — mit Ausnahme jedoch des Gedichts von Ivry. Hier ist Herrn Schmidt nämlich durch den Refrain der Strophen, die einen Zwangreim auf „Navarre" fordern, eine jener unbesiegbaren Klippen entgegengetreten, die einen Uebersetzer zur Verzweiflung bringen können. Herr Schmidt hat sich so gut herum gewunden, als es möglich war. Und mehr natürlich ist weder von Menschen noch von Göttern zu verlangen. Aber den Zwang und die Klemme des Uebersetzers spürt man doch bei jedem Schlußverse und es ist die Frage, ob nicht in solchem Falle das Eingeständniß besser sei: „Es geht nicht!" Ein gutes Deutsch und ein guter Vers sind und bleiben das erste Erforderniß jeder guten Uebersetzung eines Dichters. Ist dies anders nicht zu erreichen, so muß die formelle Treue zurücktreten. Denn den Eindruck des Originals erzielt man durch nichts weniger als durch Zwang. Hr. Schmidt stellt selbst als höchstes Ziel des Uebersetzers hin, daß er sich so ausdrücke, wie der Dichter „sich in der Sprache des Uebersetzers ausgedrückt haben würde". Nun wird uns aber Herr Schmidt ohne Weiteres zugeben, daß, wenn Macaulay deutsch geschrieben hätte, es ihm gar nicht in den Sinn gekommen sein würde, den Namen „Navarre" in den Reim, geschweige denn in den Refrain zu bringen. Uebrigens gestehen wir, daß jener Grundsatz, wie sehr er auch dem divinatorischen Talent eines Uebersetzers als Leitstern dienen mag, doch viel zu luftiger Natur und ungreifbar ist, um ihn als allgemeine Richtschnur auch gegen die Ansprüche der Kritik hin aufzustellen. „Wie ein Dichter geschrieben haben würde, wenn" — wer kann das beweisen? Ich denke daher, wir begnügen uns dabei, in gutem Deutsch, in gutem Vers und demnächst dem Sinn und Wort des Originals so nah als möglich zu übersetzen. Hierauf bleibt dem Tadler allerdings keine Entgegnung übrig, als zu zeigen, daß es sich besser machen lasse, indem er es besser macht. Ref. wüßte der vorliegenden Uebersetzung vielleicht nur an drei bis vier Stellen von dieser Seite nahe zu kommen, und zwar alle im ersten Gedicht, wo, wie es ihn dünkt, der Verf. sein Original durch einige leichte Retouchirungen schärfer hätte fassen können. So:

Nro. 7.

Macaulay:	Herr Schmidt übersetzt:
Unwatched along Clitumnus	Das Rind ruht am Clitumnus,
Grazes the milk-white steer;	Der Hirte nicht zugleich;
Unharmed the water fowl may dip	Und furchtlos taucht das Wasserhuhn
In the Volsinian mere.	In den Volsinierteich.

Wir schlagen vor:

Clitumnus Hirt läßt unbewacht
Die Stiere, weiß wie Schnee,
Und furchtlos taucht das Wasserhuhn
In den Volsiniersee.

Nro. 8.

Macaulay:	Herr Schmidt:
And in the vats of Luna	Auch Luna's Männer zogen
This year the must shall foam	Davon mit Gruß und Kuß,
Round the white feet of laughing girls	Und in den Kufen schäumt der Most
Whose sires have marched to Rome.	Um lachender Mädchen Fuß.

Gewiß genauer:

In Luna's Keltern heuer
Umschäumt des Mostes Strom
Der lachenden Mädchen weißen Fuß:
Die Väter sind vor Rom.

Nro. 9.

Macaulay:	Herr Schmidt:
Evening and morn the thirty	Betrachten spät und frühe
Have turned the verses o'er	Den alten Schicksalsspruch,
Traced from the right on linen white	Mit linker Hand auf Leinewand
By mighty seers of gore.	Gesetzt im heil'gen Buch.

Daß die Etrusker mit der linken Hand geschrieben, finde ich nirgends angemerkt. Ich schlage vor:

Sie forschen spät und frühe,
Was in den Versen steht,
Die links gewandt auf Leinewand
Geschrieben der Prophet.

Nro. 15.

And droves of mules and asses	Und Esel viel und Mäuler
Laden with skins of wine	Mit Schläuchen voller Wein,
And endless flocks of goats and sheep	Und Schaaf- und Ziegenherden,
And endless herds of kine,	Und Rinder obendrein.
And endless trains of waggons	Und Wagen schwerbeladen
That creaked beneath the weight	Und matte Gäule vor, —
Of corn-sacks and of household-goods	Verstopfen schier mit Drängen
Choked every roaring gate.	Und Lärmen jedes Thor.

Ich versuche:

Maulthier- und Eselschaaren
Mit Schläuchen voller Wein,
Zahllose Schaaf' und Ziegen,
Zahlloser Kühe Reih'n,
Zahlloser Wagen Züge
— Das Rad kreischt von der Last —
Voll Korn und Hausrath drängen
Durch jedes Thor in Hast.

Uebrigens wird ein aufmerksamer Leser schon aus diesen Proben, und aus dem, was wir daran aussetzen, ersehen, daß es unbillig sein würde, die vorliegende Uebersetzung mit der unter Herrn Bülau's Auspicien erschienenen Sudelei*), die in diesen Blättern bereits ihre gerechte Abfertigung gefunden hat, auch nur vergleichen zu wollen. Dies letztere Machwerk ihr vorzuziehen, dazu gehört eine Unverschämtheit, wie sie selbst in unserer Zeit der ehernen Stirnen denn doch glücklicher Weise nur vereinzelt vorkommt.

Elbing. **Hertzberg.**

*) S. d. Bl.: Bd. XIV, S. 448 ff.

Shakespeare's Julius Cäsar, übersetzt von Eduard Vollbehr. Kiel, Akadem. Buchh. 1853.

Gethane Dinge wieder und wieder zu thun ist eine Kunst, in der deutsche Gelehrte und Schriftsteller Meister sind. Jedes Jahr fast bringt uns neue Uebersetzungen Shakespeare'scher Stücke, und doch sind die erscheinenden vielleicht nur der zehnte Theil derjenigen, welche den Buchhändlern angeboten werden. Manches Gute ist dabei, noch Besseres ließe sich leisten, denn einige Stücke in der Schlegel-Tieck'schen Ausgabe sind schwach genug übersetzt. Aber schwer dürfte es sein, einen wesentlichen Fortschritt über diejenigen Arbeiten zu erreichen, welche wir Schlegels Meisterhand verdanken; und unter seinen köstlichen Uebertragungen steht Julius Cäsar in der vordersten Reihe.

Dem vorliegenden Buche gegenüber hat daher die Kritik die Frage zu beantworten: wie verhält sich diese neue Uebersetzung zu der Schlegel'schen? Auf den ersten Blick sieht man, daß sie von dieser abhängig ist; eine Revision der Arbeit des Vorgängers, nicht eine selbständige Uebertragung des Originals. Dafür ist der Verf. sicherlich zu loben; es frägt sich nur, ob die Verbesserungen wesentlich und werthvoll sind, um das Erscheinen des Buches zu rechtfertigen, ob in der That ein Fortschritt erreicht ist? Das aber ist nicht der Fall. Allerdings ist Herr Vollbehr manchmal dem Sinn des Dichters näher gekommen, oder hat einen schärferen, genaueren Ausdruck dafür getroffen; so zum Beispiel

Act I., Sc. 2. Cassius:	(I know that virtue etc. etc.) His coward lips did from their coulour fly.
Schlegel:	Das feige Blut der Lippen nahm die Flucht,
Vollbehr:	Feig gab die Lippe ihre Farbe Preis;
eben da. Brutus:	(I will do so etc.) Cicero Looks with such ferret and such fiery eyes,
Schl.:	Cicero Blickt mit so feurigen und roten Augen
Vollb.:	Cicero Schaut mit so frechen roten Augen drein;
eben da. Cäsar:	(Let me have men etc.) Yond Cassius has a lean and hungry look.
Schl.:	Der Cassius dort hat einen hohlen Blick
Vollb.:	Der Cassius da mit hagerm Hungerblick;
eben da. Cäsar:	Yet if my name were liable to fear
Schl.:	Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd
Vollb.:	Doch wenn mein Name sich mit Furcht vertrüge.

Und so mögen vielleicht einige dreißig Stellen gefunden werden, deren Aufnahme in die Schlegel'sche Arbeit empfohlen werden könnte; obwohl wenige darunter sind, die einen bedeutenden Vorzug hätten, etwa eine bei Schlegel verloren gegangene Schönheit herstellten. Aber diesen Verbesserungen gegenüber steht eine unvergleichlich größere Masse von Verschlechterungen. Ref. hat beide Uebersetzungen und das Original Zeile für Zeile verglichen; und das Resultat war: wo Schlegel gefehlt hat (was nicht oft der Fall ist), fehlt Vollbehr meistens mit; wo er von jenem abweicht, ist es meist zum Schaden. Die prägnantesten Ausdrücke werden geschwächt, manches deutliche wird verwischt und undeutlich gemacht, die edle Sprache oft vergröbert, hier und da entschieden Falsches und Mißverstandenes an die Stelle des Richtigen gesetzt; öfters nähert sich der Uebersetzer den Worten des Dichters, um sich von ihrem Sinn desto weiter zu entfernen. Unnötige Härten, undeutsche Worte und Formen fehlen nicht; so „bislang (yet); ich werd's erinnern, ich erinnere (I shall remember, I remember), hurrahte (hooted), schwitzig, das geistig Feuer, mißgestalten (monstrous)" und mehr dergleichen. Der vollständige Nachweis des Ge-

sagten würde ein Buch vom Umfange des zu besprechenden füllen; doch genügt es, nur aus einigen Scenen das Auffallendste herauszugreifen.

Act I., Sc. 2. to touch Calpurnia, Schl.: Calpurnia zu berühren; Vollb.: mein Weib zu schlagen.
Beware the Ides of March. Schl.: Nimm vor des Märzen Idus dich in Acht! Vollb.: Des Märzen Iden flieh!

Vexed I am,
Of late, with passions of some difference,
Conceptions only proper to myself,
Which give some soil, perhaps, to my behaviour; —

Schl.: Seit Kurzem quälen
Mich Regungen von streitender Natur,
Gedanken, einzig für mich selbst geschickt,
Die Schatten wol auf mein Betragen werfen.

Vollb.: Gequält bin ich seit Kurzem
Von Kummer, der mich mißverstehen läßt,
Gedanken, die nur einzig mich betreffen,
Und mir vielleicht ein finstres Ansehn leihn.

Were I a common laugher, or did use
To stall with ordinary oaths my love
To every new protester — —
And after scandal them. —

Schl.: Wär' ich ein Lacher aus der Menge, pflegt' ich
Mein Herz durch Alltagsschwüre jedem neuen
Betheurer auszubieten — —
Und dann sie lästre. —

Vollb.: Wär' ich ein Possenreißer, oder pflegt' ich
Betheurend meine Liebe auszubieten
An jeden neuen Gönner — —
Und dann verklatsche. —

Set honour in one eye and death i' the other
Schl.: Stellt Ehre vor ein Auge, Tod vor's andre
Vollb.: So stellt mir Ehr' und Tod zugleich vor Augen.

We both have fed as well
Schl.: Wir nährten uns so gut
Vollb.: Wir hatten beide Eine Nahrung.
The troubled Tyber chafing with her shores
Schl.: Als wild die Tiber an ihr Ufer tobte
Vollb.: Indeß die Tiber mit den Ufern tobte.

The narrow world, Schl.: die enge Welt, Vollb.: diese niedre Welt.
Walk under his huge legs, Vollb.: krabbeln unter seinen Riesenschenkeln.

The fault, dear Brutus, is not in our stars,
But in ourselves, that we are underlings.
Brutus and Cæsar: What should be in that Cæsar?

Schl.: Nicht durch die Schuld der Sterne, lieber Brutus,
Durch eigne Schuld nur sind wir Schwächlinge.
Brutus und Cäsar — was steckt doch in dem Cäsar,
Daß man —

Vollb.: Nicht in den Sternen, Brutus, liegt der Fehler,
Er liegt in uns und unserm Sklavensinn.
Brutus und Cäsar! Nun, was ist's mit Cäsar?

Age, thou art sham'd:
Rome, thou hast lost the breed of noble bloods.

Vollb.: Ihr Zeiten, schämt Euch doch!
Rom, ohne Sprossen bleibt dein edler Stamm.

Bei Schlegel fehlt die Stelle; und Vollbehr scheint ihren Sinn, daß Rom die Fähigkeit, edle Kinder zu gebären, verloren habe, nicht verstanden zu haben.

The angry spot doth glow on Cæsar's brow
Schl.: Auf Cäsars Stirne glüht der zorn'ge Fleck
Vollb.: Die Glut des Aergers brennt auf Cäsars Stirn.

He is a great observer, Schl.: Er ist ein großer Prüfer, Vollb.: Er hat die Augen überall.
fain, Schl.: gern, Vollb.: verwettert gern.
They would have done no less, Schl.: sie hätten's eben so gut gethan; Vollb.: sie würden es nicht besser gemacht haben.

Marullus and Flavius — are put to silence
Schl.: Dem M. und F. ist das Maul gestopft.
Vollb.: M. und F. sind in den Ruhestand versetzt.

However he puts on this tardy form.
This rudeness is a sauce to his good wit.
Schl.: Stellt er sich schon so unbeholfen an.
Dieß rauhe Wesen dient gesundem Witz
Bei ihm zur Brüh' —
Vollb.: Trägt er gleich Lässigkeit mit Fleiß zur Schau,
Die barsche Art ist seiner Klugheit Würze —

And after this, let Cæsar seat him sure;
Schl.: Dann denke Cäsar seines nahen Falles.
(besser wäre vielleicht: „dann denke Cäsar seiner Sicherheit".)
Vollb.: Dann mögen Cäsars Füße sicher schreiten.

Act I., Sc. 3. went surly by, Schl.: ging mürrisch weiter, Vollb.: ging brummig weiter.
those sparks of life, Schl.: der Lebensfunke, Vollb.: das geistig Feuer.
all these gliding ghosts, Schl.: die irren Geister alle, Vollb.: dieß Geistertreiben.

yet prodigious grown
And fearful, as these strange eruptions are.
Schl.: doch drohend angewachsen,
Und furchtbar, wie der Ausbruch dieser Gährung.
Vollb.: der aber ungeheuer
Und furchtbar ward, wie diese Graungestalten.

I know, where I will wear this dagger then.
Schl.: Ich weiß, wohin ich diesen Dolch dann kehre
Vollb.: Dann trag' ich diesen Dolch und weiß wozu.

Therein, ye gods, you make the weak most strong
Schl.: Darin, ihr Götter, macht ihr Schwache stark
Vollb.: Darin, ihr Götter, schwächt ihr selbst den Stärksten.

fleering tell-tale, Schl.: Ohrenbläser; Vollb.: grinsender Geschichtenträger; freilich richtiger, aber jenes Wort ist bei uns heimisch, dieses nicht.
Some certain of the noble-mindest Romans, Vollb.: manche edelsinnigste Römer.
Most bloody, most terrible, Schl.: höchst feurig, höchst fürchterlich; Vollb.: gar feurig, gar fürchterlich.

So viel — und kaum ein Drittel des Tadelnswerten — aus zwei Scenen; und in derselben Weise geht es durch das ganze Buch. So übersetzt er im dritten Act des Antonius tragisches „thou piece of bleeding earth" durch „blut'gen Erdenkloß"; so hat er in der folgenden Scene eine Masse Abweichungen von

Schlegel, aber kaum eine, die nicht den Sinn vergröberte, verwässerte und verdunkelte. Manches ist ganz unbegreiflich, so die Geschmacklosigkeit, mit der er das „O judgement etc." übersetzt:

„O Urtheil! flohst du zu der Brut der Bestien,
Und ward den Menschen der Verstand cassirt?"

oder des Geistes Antwort: To tell thee, thou shalt see me to Philippi,

„Ich sage dir, du siehst mich bei Philippi."

Die ganze Arbeit, verglichen mit Schlegels Werk, macht den Eindruck, als sähe man ein liebes Gesicht in einem Spiegel, dessen Fläche uneben und trüb, dessen Rückwand hier und da der Belegung beraubt ist.

Möchte Herr Vollbehr diese Beurtheilung nicht zu hart finden; möchte er einsehen, wie das Gesagte eben so sehr in seinem Interesse, als in dem der Sache gesagt ist. Sobald er uns eine tüchtige reife Leistung bringt, wird er uns zu reichlichem Lobe bereit finden, wie wir es auch dießmal waren; aber wer einen Meister zu übertreffen unternimmt, darf nicht erwarten, mit einem andern Maßstabe gemessen zu werden, als den man an einen Meister legt.

Dr. **H. Fischer.**

Altfranzösische Lieder berichtigt und erläutert mit Bezugnahme auf die provençalische, altitalienische und mittelhochdeutsche Liederdichtung, nebst einem altfranzösischen Glossar von Ed. Mätzner. Berlin 1853.

Die vorliegende Arbeit giebt zunächst eine kritische Berichtigung von 46 altfranz. Liedern in der Reihenfolge, in welcher sie bei Keller Romvart Seite 249—384 stehen, verglichen mit den zum Theil von Wackernagel, Michel, de la Borde, Dinaux, Leroux, Jubinal edirten Texten. Fortgelassen sind nur einige von Keller als Bruchstücke mitgetheilte Gedichte und die dramatischen Sachen des Adans li Bocus (S. 315), so daß wir im Ganzen von 39 Dichtern je ein Lied, ferner ein anonymes Gedicht auf die Jungfrau Maria, eine anonyme Pastorelle und 5 Tenzonen in wesentlich verbesserter Form erhalten.

In Bezug auf Orthographie ist zwar Manches gethan, doch würde es der Gleichförmigkeit wegen angemessen sein, für ein Werk gewisse allgemeine Grundsätze der Rechtschreibung festzuhalten und danach einige Abänderungen zu treffen, um auch für die Schrift mehr Einheit in ein Gedicht zu bringen, wie sie ja doch für das Ohr sicherlich vorhanden war. Mundartliche Verschiedenheiten, wodurch der Reim offenbar gestört wird, sind wohl weniger dem Dichter, als der Nachlässigkeit des Abschreibers zuzuschieben und also zu tilgen. Ich rechne dahin Aenderungen, wie sie Mätzner in Nro. 1 nicht machen zu dürfen meint, wo das picardische serviche v. 7 wie XVII. 44 houneranche statt der gewöhnlichen Form steht (cf. provenz. Sanso und Sancho bei Berguedan: un sirventes mss. Paris. 7225 bei Keller); ferner in XIII. die Reime auf -aje und age; besonders in Nro. XVI, wo v. 21 sonques wohl in sainkes zu ändern oder an allen Stellen mit Dinaux sonques und v. 11 statt je, jou zu schreiben ist. (Aehnlich ist in XXV. 38 qant in que zu ändern, weil es dem que v. 18 entsprechen muß.) Ob man nicht überhaupt nach dem Vorgange neuerer Manuskripte, wie des S. 215 angeführten pariser, und neuerer Editoren, als Leroux, Dinaux, Michel und im Provenz. Raynouard, die Schrift dem Auge deutlicher machen und z. B. auch Apostrophe anwenden sollte? Die vom Verfasser durchgeführte Interpunction hat ja dieselbe Tendenz.

Für die Kritik des Textes ist mit großer Kenntniß des Idioms viel geschehen, ganz unklare Sellen sind durch annehmbare Conjecturen aufgeklärt, wie I. 24 vostres averes statt vostre laveres, IV. 32 saures für naures: dame et amours VI. 12 statt est... VIII. 1 droit et raison statt sest...; Formen wie IV. 33 seuc statt sent, von savoir wie vauc von voloir, VIII. 45 fiement se fie statt

finement, 258 obeis, adjct. gleich obediens, 248 mairer als Verb, 279 radotes für närrisch bereichern die altfranz. Lexicographie um bisher unbekannte Worte.

Ohne Grund ist VII. 16 das dem Reime nach gut passende und sonst vorkommende haschie in foie geändert, wie v. 38 hors in fors; die Aenderung VII. 29 à tant seignour in atant „alsdann“ scheint uns gezwungen, wie die Interpunction en sa prison la bien, et fermement ... VIII. 44, welche die doch wohl zusammengehörigen bien et fermement unnütz auseinanderreißt. Warum VII. 6 carnals amis angemessner als coraus amics, ist nicht klar: letzteres ist ebenso häufig (cf. Ventadorn amics corals, amors corals (Rayn. L. III. 474. Choix III. Ventad. 7). In VII. 40 ist vielleicht weder mit M. que vostre ami ni fera ja faillance noch die „weniger gefallende“ Lesart der andern Edd. qu'à sos ami ne doit faire faillance richtig, sondern que vostre ami ne doit faire faillance d. h. ihr seid von so hoher Trefflichkeit, daß auch euer Freund nicht Fehler begehen darf.

Zu Nro. V. Ahi amours scheint mir die Recension Michels besser als die Mätzner'sche, in welcher die dritte Strophe und der Refrain ganz fehlt, die vierte Strophe aber am Ende des Gedichts steht und so eine metrische Form zu Stande kommt, die zwar mitunter z. B. bei Berguedan (Keller 21) auch im Provenz. sich findet, doch seltner ist als diejenige, wo stets 2 und 2 Strophen metrisch gebunden sind, und der Refrain die letzten Reime aufnimmt (cf. Peirols Manta gens, Miraval Nro. 2 bei Rayn. III). Daß der Refrain in den mitgetheilten altfranz. Liedern seltener ist als bei den Provenzalen, beweist noch nicht seine Unechtheit in diesem Liede.

Sehr verwirrt ist der Text in Nro. IX von Cison: qant la saisons — entweder sind v. 10. 28. 29. 40. 50 zu kurz, oder vielmehr 10. 40. 50 richtig und 20. 30 interpolirt, der letzte etwa dadurch, daß li maus aus 29 d'amour li maus vient hinübergesetzt ist. Die Strophe bele et blonde bei Dinaux paßt den Reimen nach ganz zu Strophe 1 und 2; folgte sie auf sert amours, so hätten wir je 3 und 3 gleichgereimte Strophen. Aber wenn auch die 159 angedeutete „Verbindung der Strophen durch Wiederholung des letzten Wortes der vorangehenden Strophe zu Anfang der folgenden,“ da sie selbst im Texte bei Keller Strophe 4 unterbrochen ist, gegen die Einschiebung der Dinaux'schen Strophe kein Gewicht in die Wagschale legen würde, so scheinen doch savorce, amors, pensee nur Reminiscenzen aus dem Original zu sein, und Strophe 5 wäre nur eine Art längern Geleits mit den Reimen der vorhergehenden.

Dem Texte mit kritischen Noten folgen Beiträge zu 4 Liedern, Abdrücke von anderen Rezensionen; dann Erläuterungen, bestehend in kurzen Berichten über die Dichter, und ausführliche Wort- und Sacherklärungen. Durch die letzteren ist die in der Vorrede nach Andrer Vorgang angeführte Ansicht, daß die mittelalterliche Kunstlyrik Europas bei allem eigenthümlichen Gepräge in den verschiedenen Ländern, (cf. Diez Troubadours-Poesie 250 — 261) gleichwohl wesentliche Züge gemein hat, reichlich erläutert, wenn auch einige Punkte, die Diez 135 2c. anführt, hier nicht vorkommen (vergl. Gervinus deutsche Dichtungen I. 288 und 293, Kurz deutsche Literatur I. 28. Diez Poesie 233 2c., der die gleichen Züge aus allgemein menschlichen Anlagen sowie aus der besondern Richtung des Zeitalters, nicht aus Nachahmung herleitet). Interessant wäre noch die an die gezeigte Uebereinstimmung sich knüpfende Untersuchung gewesen, ob Diez' Ansicht (128), daß das Latein nicht den geringsten Einfluß auf die provenzalische Poesie gehabt, oder Fauriels Satz (III. 311) richtiger ist: en tout ce qu'ils ont de propre, en tout ce qui charactérise chez eux l'expression poétique et le tour des idées, les poètes provençaux sont encore sous l'influence des Romains et des Grecs.

Eine geordnete Zusammenstellung der bedeutendsten gemeinsamen Ideen ist nicht versucht; das im Ganzen vollständige, nach Raynouards Manier die zusammengehörigen Formen der verschiedenen Sprachen, wohl auch nach mitunter falscher Etymologie, neben einanderstellende Glossar ist doch nur ein abgerissener Beitrag zur französischen Lexicographie, bei dem man nur bedauern kann, daß die bedeutende Kenntniß der mittelalterlichen Poesie nicht auf einen größeren Stoff, ein Ganzes

verwandt ist, wie etwa die vom Verfasser selbst gewünschte Herausgabe der Werke Chrestiens de Troies. Die Ausstattung ist gut, die Typen sind sogar so wenig geschont, daß bei den Citaten meist der ganze Titel, selbst mit dem Datum der Edition wiederholt wird, was mit der Zeit stört.

Berlin. **Sachs.**

Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux bénédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par des membres de l'Institut (Académie des inscriptions et belles-lettres), t. XXII.; suite du XIIIe siècle. Paris, Didot, Treuttel et Würtz.

Vor 120 Jahren erschien der erste Band dieses riesigen Werkes, das die Geschichte aller Schriftsteller, die auf französischem Boden gelebt, so wie die ihrer Werke geben will, also die Annalen des literarischen Lebens Frankreichs zu bilden bestimmt ist. Auf den Umfang des Ganzen läßt sich schließen, wenn man weiß, daß dieser neu erschienene zweiundzwanzigste Band noch beim Jahrhundert des heiligen Ludwig steht. Mehr als das Leben eines Einzelnen mußte zur Vollendung eines solchen Werkes gehören. Wie wenig aber der Gründer die Ausdehnung, die dasselbe nach dem durch die ersten und von ihm herrührenden Bände gesetzten Verhältnisse verlangte, geahnt hat, geht daraus hervor, daß er in der Vorrede des ersten Bandes mit Genugthuung von den bereits für das Zeitalter Ludwigs XIV. gesammelten Materialien spricht. Die Académie des inscriptions et belles-lettres, welcher ein Dekret des Kaisers 1807 die Fortsetzung des erst 12 Bände zählenden Werkes zuwies, hat das Jahr 1600 als den terminus ad quem der Literargeschichte festgesetzt.

Es ist gewiß für die Leser des Archivs interessant, wenn in der Kürze die Entstehung und Geschichte des großartigen Unternehmens mitgetheilt wird. Wir geben dieselbe nach dem Athenaeum français. Die großen Verdienste um die historische Wissenschaft, welche die im 17. Jahrhundert ins Leben gerufene Congregatio St. Mauri sich erworben, sind bekannt. Zwei Geistliche dieses Ordens waren es, die, ohne gegenseitige Mittheilung und unabhängig von einander, den Plan zu einer Literargeschichte Frankreichs, die in ihrer Anlage und ihren Verhältnissen den andern, vornehmlich kirchenhistorischen Unternehmungen der Benedictiner entsprechen sollte, entwarfen. Dom Guillaume Roussel, geb. 1659, faßte zuerst die Idee! Er sammelte Materialien, welche sich von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten erstreckten. Aber andere Arbeiten, und zuletzt der Tod, der 1717 erfolgte, ließen die Ausführung nicht zu Stande kommen. Dom Antoine Rivet, geboren 1683, beschäftigte sich mit demselben Plane. Er gehörte seit 1705 der Kongregation St. Mauri an. Im Jahre 1718 wurde er nach Paris zu den Blancs-Manteaux (nach ihrer Kleidung so benannt) gerufen, um an einer Ausarbeitung der Geschichte des Benediktinerordens sich zu betheiligen. Das Werk wurde aufgegeben. Seiner Verpflichtung ledig, nahm Rivet die Idee seiner Literargeschichte mit neuem Eifer wieder auf. Um die Bibliothek der berühmten Benediktinerabtei Saint-Germain-des-Prés in Paris (seit 1718 war sie mit der Mauruskongregation vereinigt) direkt benutzen zu können, bat er, dahin überwiesen zu werden, aber vergebens. Er hatte zu lebhaften Antheil an den jansenistischen Streitigkeiten genommen, und legte eben die letzte Hand an den Nekrolog von Port-Royal, der später in Amsterdam gedruckt wurde. Seine Oberen wiesen ihm als Aufenthalt das Kloster Saint-Vincent du Mans an, wo er auch die letzten 30 Jahre seines Lebens zubrachte. Er hatte in dieser friedlichen und bequemen Zurückgezogenheit, wo eine reiche Bibliothek ihm zu Gebote stand, nicht gerade Ursache, die Pariser Hülfsquellen sehr zu vermissen. Nach dem Tode des Dom Roussel kam er in Besitz der von ihm gesammelten Materialien, außerdem fand er gelehrte und eifrige Mit-

arbeiter in einigen Ordensbrüdern, wie Joseph Duclou, Maurice Poncet, Jean Colomb. Im Jahre 1728 waren die Vorarbeiten bereits so weit gediehen, daß Rivet an den Druck des ersten Bandes denken konnte. Man schickte aber als ballon d'essai einen Band voraus, der verschiedene Artikel enthielt, die im Werke einen Platz finden sollten. Bald darauf, 1732, wurde zu Paris zwischen den Bevollmächtigten des Dom Rivet und 5 Buchhändlern ein Vertrag geschlossen, der das Geschäftliche des Unternehmens regelte. Es heißt darin unter andern: Que nous, Libraires susdits, nous engageons de payer au dit Révérend Père Auteur pour chaque volume, la somme de dix livres par chacune feuille d'impression. Später wurde, vom vierten Bande an, das Honorar auf 8 Livres herabgesetzt. Der erste Band erschien 1733. Der Titel der ersten zwölf Bände lautet folgendermaßen: Histoire littéraire de la France, où l'on traite de l'origine et du progrès, de la décadence et du rétablissement des sciences parmi les Gaulois et parmi les Français; du goût et du génie des uns et des autres pour les lettres en chaque siècle, de leurs anciennes écoles, de l'établissement des universités en France, des principaux colléges, des académies des sciences et belles-lettres, des meilleures bibliothèques anciennes et modernes, des plus célèbres imprimeries et de tout ce qui a un rapport avec la littérature; avec les éloges historiques des Gaulois et des Français qui s'y ont fait quelque réputation, le catalogue et la chronologie de leurs écrits, des remarques historiques et critiques sur les principaux ouvrages, le dénombrement des différentes éditions; le tout justifié par les citations des auteurs originaux — par des religieux de la congrégation de Saint-Maur. Paris, etc. Vom 13. Bande an lautet der Titel bloß: Histoire littéraire de la France. Das Ganze, soweit es bis jetzt vorgeschritten ist, begreift folgende Theile in sich:

1728. Probeband. — 7133, tome I. Von den ältesten Zeiten bis 400 nach Chr. — 1735, tome II. 5. Jahrhundert. — 1735, tome III. 6. und 7. Jahrhundert. — 1738, tome IV. Von 701 bis 840. — 1740, tome V. Ende des 9. Jahrhunderts. — 1742, tome IV. 10. Jahrhundert. — 1746, tome VII. Von 1001 bis 1068. — 1747, tome VIII. Ende des 11. Jahrhunderts. Diese neun ersten Theile haben Dom Rivet, welcher 1749 starb, zum einzigen Redakteur und Herausgeber. 1750, tome IX. Anfang des 12. Jahrhunderts, redigirt von Dom Rivet, herausgegeben von D. Taillandier. — 1756, tome X. Fortsetzung des 12. Jahrhunderts, von Clémencet, Poncet und Colomb. — 1759, tome XI. Bis 1141, von Clémencet und Clément. Aeußerst seltener Band; 1841 von Victor Le Clerc ꝛc. wieder abgedruckt. — 1763, tome XII. Bis 1167, von Dom Clément. Ebenfalls sehr selten, 1830 von Pastoret ꝛc. wieder edirt. — 1773. Histoire littéraire de Saint Bernard et de Pierre le Vénérable, qui peut servir de supplément au XIIe siècle de l'Histoire littéraire, etc., par Dom Clément. — 1814, tome XIII. Fortsetzung des 12. Jahrhunderts, von de Pastoret, Ginguené, Brial und Daunou. — 1817, tome XIV. Fortsetzung des 12. Jahrhunderts von de Pastoret, Brial, Daunou und Amaury-Duval. — 1820, tome XV. Ende des 12. Jahrhunderts, von denselben. — 1824, tome XVI. Anfang der 13. Jahrhunderts, von de Pastoret, Brial, Daunou, Amaury-Duval und Petit-Radel. — 1832, tome XVII. Bis 1226, von Daunou, Amaury-Duval, Petit-Radel, Emeric-David. — 1835, tome XVIII. Von 1226 bis 1256, von Daunou, Amaury-Duval, Petit-Radel, Emeric-David und F. Lajard. — 1838, tome XIX, von 1256 — 1285, von denselben. — 1842, tome XX. Fortsetzung des 13. Jahrhunderts, von Lajard, Paris, Le Clerc, Fauriel. — 1849, tome XXI. 1852, XXII. Die beiden letzten Bände sind die Fortsetzung des 13. Jahrhunderts und haben Lajard, Paris, Le Clerc und Littré zu Verfassern.

Aus diesem Verzeichniß sieht man, daß nach dem Tode des Dom Rivet vorzüglich Dom Clément sein Werk weiter führte. Auch dieser ließ es seit 1763 liegen, um seine Thätigkeit einer andern Arbeit zuzuwenden. Das Institut nahm die Fortsetzung nicht freiwillig, sondern, wie oben schon bemerkt, in Folge eines kaiserlichen Dekrets wieder auf. Der jetzt erschienene 22. Band behandelt vorzugsweise wie der 21., die anonymen Werke des 13. Jahrhunderts. Er wird eröffnet

mit einem Abschnitte über etwa 20 Glossarien oder Diktionnaire. Isolés, ces documents auraient à peine valu d'être remarqués, sagt Littré, der Verf. dieses Aufsatzes, tandis que rassemblés sous un même coup d'oeil ils gagnent quelque intérêt. Es folgt (S. 39—166) ein Abschnitt über die lateinischen Gedichte des 13. Jahrhunderts, denen Geschmack, Originalität, Geist im Allgemeinen abgehen. Eine rühmliche Erwähnung verdient unter andern eine Komödie, Geta et Bioria, von Vital de Blois, nach dem Amphitryon des Plautus, aber mit Einschiebung einer ganzen Rolle, verfaßt. Für die Kulturgeschichte von Interesse sind die erotischen, bacchischen und satyrischen Gedichte, von denen manche eine solche kecke Irreligiosität ausdrücken, daß ihre allgemeine Verbreitung und Schätzung in damaliger Zeit nicht wenig auffallend ist. Beiläufig erfahren wir, daß das berühmte meum est propositum in taberna mori von einem Archidiakonus in Oxford, einem starken Zecher des 12. Jahrhunderts, Gautier Map, herrührt. Der dritte Abschnitt handelt von den Chansons de Geste, deren Redaktion etwa ins 13. Jahrhundert gesetzt werden kann. Auch die epische Poesie der Troubadours ist darin einbegriffen, nämlich der Roman von Gneard von Rohillon*), der Roman von Cinrabras, Lancelot du Lac, Geoffroy et Brunissende, Blandin de Cornouailles, das Leben des heiligen Honoratus, das Gedicht über den Kreuzzug gegen die Albigenser. Auffallende Züge bei den trouvères des 13. Jahrhunderts sind der Mangel an Zurückhaltung bei den Frauen (wie z. B. die Tochter des Gerin le Cor an Bernier de Ribemont die Worte richtet: Prens-moi à fame, frans chevalier gentis, worauf der Ritter züchtig und verschämt antwortet; vielleicht sollte ein solcher Mann den Sitten damaliger Zeit als Ideal dienen), auf der andern Seite Mißhandlung der Frauen durch die Männer. Als der König Pipin der an ihn von den Feinden des Garin le Lohérain gerichteten Bitte, diesen nicht mehr zu schützen, nachgiebt, geräth die Königin in Aufregung, worauf Pipin ihr einen Schlag versetzt, nach welchem Blut fließt. Auch an empörenden Scenen anderer Art fehlt es nicht. Gleichwohl sind die poetischen Situationen, die uns den ritterlichen Heroismus und Edelmuth des Zeitalters darstellen, vorherrschend. Den chansons de geste folgen die poëmes d'aventures, die nicht, wie jene, einen an die Geschichte sich lehnenden Stoff zum Grunde haben, sondern, wie etwa der heutige Roman, reines Produkt der Phantasie sind. Während jene aus Strophen mit einem Reime bestehen, deren Verse 10 oder 12 Sylben zählen, haben dieser achtsylbige Verse, von denen je zwei sich reimen. Die gewöhnliche Fabel dieser romans d'aventures ist: Ein Knappe verliebt sich in die Tochter seines Herrn; nach langem Zaudern bringt er das Geständniß über die Lippen, ohne Gehör bei ihr zu finden. Der Gram nagt an seinem Herzen, und er sieht dem Tode entgegen. Da wird die Angebetete von Mitleiden ergriffen; um ihn vom Tode zu retten, erwidert sie die Liebe. Der Jüngling eilt in den Krieg, sich Ruhm zu erkämpfen, kommt zurück, und dem bewährten Krieger wird gewährt, was man dem jungen Pagen abgeschlagen hatte. Besprochen werden von Erzählungen dieser Art: Amadas et Ydoine; Blancandin; Blonde d'Oxford, von Philippe de Reim; le comte de Poitiers; Elédus de Lerène; Eracles, von Gautier d'Arras; l'Escoufle; Flore et Blanchefleur; Guillaume de Dole; Guillaume de Palerme u. s. w.

Der Band schließt mit einer vortrefflichen Abhandlung von M. Fauriel über den Roman vom Fuchs. **R.**

Grammatik der spanischen Sprache. Von Dr. Victor Precht. Bremen, Geisler. 1852.

Die Grammatik besteht aus zwei Theilen, von denen der erste die Formenlehre und Wortbildung, mit einer Einleitung über Geschichte und Charakter der spanischen Sprache nebst den Grundzügen des Romance castellano enthält, der

*) Sollte dieser, bei den vielen Verstößen gegen Versifikation und Grammatik, bei der Rohheit seines Stils, nicht einem frühern Jahrhundert angehören? Vgl. Diez.

andre spanische und deutsche Uebungsaufgaben, die Syntax und Correspondenz. Es scheint, als ob während des Erscheinens seines Werkes (der 1. Theil ist früher als der 2. erschienen) der Verf. in der Anlage des Ganzen eine Aenderung hat eintreten lassen. Der erste Theil bringt eine wissenschaftliche Formenlehre, welche mehr für den Sprachforscher oder wenigstens für den Schüler, der die Sprache bereits empirisch kennt, abgefaßt ist, während die Fortsetzung erst die ganze Grammatik, Etymologie und Syntax, in planmäßig fortschreitenden Beispielen veranschaulicht, und so für die Schule praktisch bearbeitet, giebt, dann eine wissenschaftliche Syntax folgen läßt, der sich wieder praktische Uebungen, nämlich Briefe, Formulare u. s. w. anschließen. Die Anordnung des Ganzen fällt zuerst auf, aber wir müssen der Grammatik unser Willkommen bieten. Rohe Empirie, der alte Schlendrian in Methodik, in Definitionen, in Regelkram sind hier glücklich überwunden. Wir haben ein Buch, das praktische Tendenz mit rationeller Begründung der Spracherscheinungen, mit systematisch-wissenschaftlicher Auffassung vereinigt und so eine Lücke ausfüllt, die Grammatiken wie die von Keil, Fromm, Fuchs, Brinkmeier, Franceson u. s. w. nur zu fühlbar machten. Dabei ist der Verfasser weit entfernt, in den Fehler zu verfallen, dessen sich manche Bearbeiter andrer neuen Sprachen schuldig gemacht haben, indem sie ohne Weiteres dieselben in ein System der formalen Logik gezwängt haben. Er erkennt außer dem formalen Denken noch andre Formen des geistigen Lebens als Factoren bei der Sprachbildung an. Die Systematisirung des Stoffes ist einfach, natürlich, im Geiste der spanischen Sprache begründet, gleich entfernt von der nach den Wortarten, der äußerlichsten Anordnung, die es giebt, als von der gekünstelten, die bei alten Sub-Subdivisionen doch nicht auf's Detail der Sprache kommt. Dabei wird auch der historischen Seite der Sprache ihr Recht eingeräumt, besonders was Wortbildung und Formenlehre betrifft. In der spanischen Syntax waren wir bis jetzt, da Diez mehr im Allgemeinen verharrt, die gewöhnlichen Grammatiken nur einzelnes Material geben, fast auf das bloße Sprachgefühl gewiesen. Brecht hat auch hierin das Verdienst, eine Lücke ausgefüllt zu haben.

Statt der Vorrede giebt uns der Verf. einen Excurs über Geschichte und Charakter der spanischen Sprache, insbesondere über das Verhältniß des Neuspanischen zum romance castellano. Im 11. Bande des Archivs S. 120 ff. ist ein Abschnitt daraus abgedruckt. Den Anhang bilden Sprachproben, Poema del Cid, vs. 235—384, Don Alonso X, las Leyes de Partida, Proemio del marques de Santillana al Condestable de Portugal, Enziemplo de Alano que Uevaba la pieza de carne en la boca, und Luis de Góngora (Soneto). Es folgt eine wissenschaftliche Etymologie. Die anomalen Verba sind darin in fünf Klassen abgetheilt. Der Charakter der ersten Classe ist: Der Stammlaut l verwandelt sich im Sing. und der 3. Plur. des Präsens Ind. und Subj. und demgemäß in der 2. Sing. Imper. in ie (comenzar — comienzo); Charakter der zweiten: Der Stammlaut o verwandelt sich in denselben Formen in ue; der dritten: Endlaut c in zc im Präs. (conozer — conozco); der vierten: Def. uve (andar — anduve), der fünften: Präsens — go (caer — caigo), oder sonst abweichend (caber — quepo); als Anhang folgt eine Uebersicht der Abweichungen im Particip. Das Capitel von der Wortbildung ist reichhaltig und zeugt von den ernsten Studien des Verfassers.

Der zweite Theil giebt uns zunächst in den Vorübungen (S. 1 — 131) das ganze Gebiet der Grammatik an Beispielen veranschaulicht, mit denen natürlich der Lernende den Anfang machen muß. Ein Vorzug derselben wäre es vielleicht, wenn statt mancher Satzsplittern und einzelner Formen überall vollständige Sätze gegeben wären. Sonst zeichnen sich die aufgenommenen Beispiele vor denen mancher sehr beliebten (nicht bloß spanischen) Sprachlehren dadurch aus, daß sie, sobald die vom Schüler erreichte Stufe es gestattet, Sinn haben, und häufig genug Phantasie und Nachdenken beschäftigen: Jeder einzelne Paragraph enthält außer den spanischen Sätzen deutsche, die ebensowenig bloße Alltagsredensarten sind oder nichtssagende Verbindungen von Subject und Prädicat. Die Syntax (S. 132 — 194) ist, wie schon angedeutet, nicht nach Wortarten, sondern vernünftiger Weise nach den Satztheilen geordnet. Eine einzelne Wortart kann keine Syntax haben. Dabei ist der Verf. von allen Künsteleien weit entfernt, und giebt den Satz- und

Gedankenbau der spanischen Sprache in der demselben eigenen Klarheit und Einfachheit. Nur an einzelne Punkte wollen wir hier einige Bemerkungen knüpfen. Mit Recht haßt der Verf. das von der Academie als imperfecto condicional primero bezeichnete Tempus als Conjunctiv des imp. cond. segundo, und dieses als einen conditionalen Indicativ. Das Conditionale der romanischen Sprachen überhaupt ist kein Conjunctiv, noch ein besonderer Modus; es gehört in Form und Bedeutung zum Indicativ. Besonders gilt dies vom Spanischen, wo es einen besondern Conjunctiv hat. Denn daß die Formen cantara, vendiera, partiera, obgleich ursprünglich das latein. plusquamp. ind., von Diez als fut. imperf. I bezeichnet, Conjunctive zu cantaria, venderia, partiria (bei Diez fut. imp. II) sind, folgt nothwendig aus dem syntaktischen Gebrauche dieser Formen. Wir würden nur in der Moduslehre etwas strenger den Hauptsatz vom Nebensatz unterschieden haben. Der Verf. behandelt beide durch einander; ja den unabhängigen Gebrauch des Subjunctivs im engeren Sinn (nämlich mit Ausschluß des conjunctivischen Conditionale) erklärt er durch eine Ellipse, erkennt also gar keine conjunctivischen Hauptsätze an. Bei quiera Dios! ergänzt er espero que; bei aprovechemos tiempo — consejo que. Wir sehen indessen nicht ein, warum es dem Wesen des Conjunctivs überhaupt nicht entsprechen soll, in unabhängigen Sätzen gebraucht zu werden. Für das Spanische würden wir drei Fälle unterscheiden, in denen der selbständige Conjunctiv Anwendung findet; erstlich wird der Subjunct. des Präs. oft als Imperativ gebraucht; dann der des Imperfects; Conditionale u. s. w. als Optativ; endlich erscheint der Subjunctiv häufig in dem Hauptsatze einer hypothetischen Periode. Der letzte Fall wird am passendsten bei den Nebensätzen verhandelt. Beim Nebensatze wird die Moduslehre dadurch besonders übersichtlich gemacht, daß man die verschiedenen Arten desselben nach einander betrachtet. Gleichwohl muß man zugeben, daß die Lehre vom Conjunctiv an der Auseinanderhaltung der grammatisch klassificirten Satzarten und an den in der besondern Natur einer Species von Sätzen begründeten Gesetzen keine erschöpfende Darstellung hat. Ohne Rücksicht auf die grammatische Form der Sätze, auf die verschiedenen Arten derselben (wenn als principium divisionis der äußere Bau angenommen wird): giebt es allgemeinere Gesichtspunkte für die Anwendung des Conjunctivs oder solche Gesetze, die nicht eine einzelne Satzart speciell betreffen, sondern entweder sich auf das totum divisum beziehen, oder einen andern Eintheilungsgrund, als den bei der Eintheilung in Substantiv-, Adjectiv-, Adverbialsätze geltenden, statuiren. Der Verf. hat daher mit Recht ganz einfach aus dem Wesen des spanischen Conjunctivs die verschiedenen Fälle der Anwendung entwickelt, ohne viel zu subdividiren, und ohne die Leser in ein anderswoher entlehntes Schema, von vielen Grammatikern als allgemein gültig betrachtetes zu zwängen.

Den Schluß der Grammatik machen Beispiele des Geschäfts- und Briefstyls S. 194 — 220). Da die Erlernung des Spanischen, wo sie nicht wissenschaftliche Zwecke hat, besonders Sache künftiger Kaufleute ist, so ist auch dieser Theil des Buches ein wesentlicher. Er ist reichhaltig und macht den Gebrauch eines besondern merkantilen Briefstellers neben der Grammatik überflüssig. Er enthält anuncios, cartas familiares u. dgl.; letras de cambio, billetes, facturas y cuentas correspondencia comercial; endlich noch Industrielles (Ausstellung von Früchten in Valencia, Briefe über die Londoner Ausstellung).

Wir können die Anzeige des Buches nicht anders schließen, als mit dem Wunsche, daß, wie dasselbe auf dem Gebiete der Grammatik ein Fortschritt ist, auch recht bald ein den jetzigen Forderungen der Methodik und der Wissenschaft entsprechendes Lesebuch dem Spanisch lernenden Publikum von einem Sachkenner möge geboten werden, d. h. eine Chrestomathie oder ein Handbuch der spanischen Nationalliteratur, in dem die Schriftsteller uns nicht mehr durch nach subjectiven ästhetischen Rücksichten gewählte Fragmente vorgeführt werden, sondern, wie es von Herrig für's Englische, kürzlich von Ebert für das Italienische, und von Andern schon länger für das Deutsche und Französische geschehen ist, durch charakteristische Proben die historische Entwicklung der Literatur objectiv gegeben wird.

Kobolsky.

---

1. Handbuch der englischen National-Literatur von G. Chaucer bis auf die jetzige Zeit. Dichter und Prosaiker. Mit biographischen u. kritischen Notizen von Prof. Dr. L. Herrig. 4te Auflage. (49 Bogen.)

2. Handbuch der Nordamericanischen Nat.-Literatur. Sammlung von Musterstücken nebst einer literar-historischen Abhandlung über den Entwicklungsgang der englischen Sprache und Literatur in Nord-America von L. Herrig. (35 Bogen.)

(Selbstanzeige.)

Bei der unter Nr. 1 aufgeführten Sammlung von Musterstücken aus englischen Classikern konnte der Herausgeber, obwohl auch diese neue Auflage wieder in einem nur sehr geringen Zwischenraume der früheren folgen mußte, eine nicht unbeträchtliche Reihe von Verbesserungen und Zusätzen anbringen, welche das Buch seinen gütigen Freunden hoffentlich noch willkommener machen und vielleicht noch im erhöheten Maße dazu beitragen wird, unsere Schüler mit begeisterungsvoller Liebe zu der Literatur der großen britischen Nation zu erfüllen. Die gewählten Stücke sind aber auch alle mit ganz besonderer Rücksicht auf die Schule ausgewählt, und das Buch wird in seiner gegenwärtigen Gestalt nichts zeigen, was nicht der Erziehung förderlich sein könnte. Man hat wohl die Ansicht ausgesprochen, es sei nicht möglich, daß ein Schüler die ganze Masse lese und tüchtig durcharbeite; aber das ist ja auch nicht nöthig. Die Sammlung bietet dem Schüler zugleich einen guten und leichten Stoff zur Privatlectüre, zu welcher ihn vor Allem der Lehrer doch auch mit anleiten sollte; geben die Schüler über dieselbe regelmäßig — wie dieses in vielen guten Schulen geschieht — theils mündlichen theils schriftlichen Bericht, so wird man gar viel absolviren können. Ueberdies ist es ja aber auch gar nicht erforderlich, daß Alles in der Schulzeit gelesen werde; das Buch kann möglicher Weise dem Schüler zugleich ein Vademecum für sein Leben sein, ein Buch, welches derselbe nicht gleich nach vollendeter Schulzeit fortwirft, um es nie wieder anzusehen, — und der Verf. freut sich, sagen zu können, daß es Vielen, auch nachdem sie die Schule verlassen, lieb geblieben ist und besonders bei reiferen Schülern dazu beigetragen hat, ihnen nach und nach einen immer klarern Begriff von der Entwicklung der englischen Literatur und zugleich von dem Charakter der einzelnen Schriftsteller zu geben. Die Leser finden hier aber auch nicht etwa nur Fragmente, welche sie zerstreuen, sondern vielmehr reichlich Veranlassung, bei einzelnen für alle Zeit unvergänglichen Werken lange zu verweilen und dem Sinne und Geiste der Schüler einen festen und gediegenen Anhalt zu geben. Möge man deshalb nicht über das Zuviel Klage führen, da dieses in Wahrheit keinen Vorzug der kleineren Chrestomathien vermissen läßt, selbst nicht einmal den der größern Billigkeit. Die neue Auflage enthält in einem 2 Bogen langen Anhange biographische und kurze kritische Skizzen über sämmtliche in dem Lesebuche aufgeführten Schriftsteller in englischer Sprache, und es wird hoffentlich die Art und Weise der Behandlung dem von sehr vielen Collegen an den Herausgeber ausgesprochenen Wunsche einigermaßen entsprechen.

Das unter Nr. 2 bezeichnete Werk schließt sich äußerlich und innerlich der englischen Sammlung an, und es ist darin zum ersten Male der Versuch gemacht worden, die literarischen Erscheinungen Nord-America's, welche bereits eine vollständige Literatur bilden, in einem vollständigen Bilde darzustellen. Die Schrift, welche zugleich eine sehr ausführliche Schilderung nordamericanischen Lebens in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft aus der Feder verschiedener nordamericanischer Schriftsteller enthält, zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der letztere die Schriftproben giebt, welche ganz nach denselben Grundsätzen ausgewählt sind, welche der Verf. bei der Herausgabe seines Handbuches der engl. National-Literatur befolgt hat. Der erste Abschnitt behandelt in einer besondern, deutsch geschriebenen

Abhandlung den Entwicklungsgang, welchen die engl. Sprache und Literatur in Nord-America genommen hat, schildert dann die Leistungen auf dem Felde der Poesie, Beredtsamkeit, Geschichte sehr ausführlich, bespricht endlich die americanischen Novellisten und Schriftwerke vermischten Inhalts und gewährt neben der allgemeinen Betrachtung einen von Vorrath großen biographischen Nachrichten und kritischen Bemerkungen über Schriften und Personen, von denen Manches in Deutschland bisher ziemlich unbekannt sein dürfte. Erscheint demnach zwar dieses Werk gleichsam wie ein zweiter Theil der ältern englischen Sammlung, so bildet es doch auch andrerseits ein ganz selbständiges, für sich bestehendes Ganze und ist vielleicht manchem Freunde der englischen Literatur als Nachtrag zu andern Handbüchern und Sammlungen nicht ganz unwillkommen.

The British Lyre or Selections from the English Poets by William Odell Elwell. Brunswick, printed and published by George Westermann 1854.

Der Verfasser der vorliegenden vortrefflichen Sammlung, Hr. Prof. Elwell in Weston super Mare, ist bereits durch sein weit verbreitetes Wörterbuch der englischen Sprache rühmlichst bekannt geworden und hat sich auch durch seine praktische Wirksamkeit als Lehrer in verschiedenen Städten einen so guten Namen erworben, daß Ref. mit günstigem Vorurtheile sein neuestes Werk in die Hand nahm. Besitzen wir freilich seit den letzten Jahren mehrere andere ähnliche Sammlungen, die nicht unverdient eine Menge von Freunden erlangt haben, so möchte sich doch wohl keine einzige finden lassen, die von zarterer Sinnigkeit, besserem Geschmacke und größerer Vollständigkeit in der Zusammenstellung des ächt Nationalen zeugte, als die British Lyre, welche überdies durch die wirklich prachtvolle äußere Ausstattung und die Billigkeit des Preises alles Andere übertrifft. Gleichwie aber der außerordentlich schöne blaue Einband mit seiner reichen Goldverzierung und das ächt künstlerische Titel- und Dedicationsblatt unwillkürlich die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich zieht, so ist auch andrerseits die Befriedigung groß, wenn man die ausgewählten Stücke näher ins Auge faßt, welche der Verf. unter die drei Titel: „Nature — Home and Country, Social and domestic affections — Devotion" geordnet hat, denen sich dann noch in einem Anhange eine Sammlung von Balladen anschließt. Wir verfolgen in dem Buche, nachdem uns zuerst die Natur in all ihrem Wechsel vorgeführt worden ist, den Menschen von der Wiege bis zum Grabe, alle die verschiedenartigsten Lagen des Lebens hindurch, und es wird mit großer Sachkenntniß in dem Buche gerade auf dasjenige ein wohlbegründeter Nachdruck gelegt, was dem Engländer in seiner Denk- und Handlungsweise ganz besonders eigenthümlich ist. Bei der tiefen Religiosität, welche in England in allen Schichten der Gesellschaft vorherrscht, finden wir es ferner ganz gerechtfertigt und müssen es als einen andern Vorzug dieser Sammlung bezeichnen, daß der Verf. in dem Abschnitte „Devotion" mit solcher Liebe seinen Gegenstand behandelt und uns so viel Schönes und Wahres zusammengestellt hat, welches uns tiefe Blicke in das Herz des Engländers thun läßt und zugleich einen Reichthum von beherzigungswerthen Lehren bietet. Die British Lyre enthält zwar manche bekannte Stücke, aber daneben auch viele ganz neue und seltene Sachen, und Alles empfiehlt sich mehr oder weniger durch wirkliche Schönheit. Ref. glaubt dem Büchlein deshalb ein sehr günstiges Prognosticon stellen zu dürfen, da es in jeder Beziehung dazu wohlgeeignet ist, den Freunden der englischen Literatur hohen Genuß zu bereiten.

Französische und englische Grammatiken, Lehrbücher ꝛc.

S. Thorville, wissenschaftliche, vollständige, vergleichende, theoretisch-praktische ꝛc. ꝛc. Grammatik der französischen Sprache. Nach dem Rothwell'schen (englisch auszusprechen!) interlautorischen Systeme. München, J. Palm.

Viel auf einmal! muß man gestehen, und allerdings ist diese Grammatik sehr umfangreich (648 S.), sehr reichhaltig (selbst Briefformeln, ein Verzeichniß berühmter Schriftsteller neben höchst genauen Aufzählungen der oder aller Adjectiva, Adverbien &c. bringend) und unverkennbar eine fleißige und gelehrte Arbeit, die viel brauchbares Material zu einem „kleinen Thorville" böte, der dann immerhin auch die vielen obigen Prädikate cum grano salis vereinigen möchte. In ihrer jetzigen Gestalt aber möchte das Buch kaum für höhere Gymnasien, am wenigsten für höhere Töchterschulen geeignet sein. — Auf französischen Bildwerken findet man die Grammatik als säugende Amme dargestellt; dazu scheint man sie nun auch in deutschen Landen machen zu wollen, und zwar zu einer recht feisten.

Von alledem das Gegentheil ist Dr. Schirm's Anleitung zum praktischen Erlernen der französischen Sprache, Wiesbaden bei Kreidel und Niedner — eine bescheidene Bonne, die nur bis zu den unregelmäßigen Verben geht, und in Kleinschulen oder Elementarclassen mit demselben Nutzen wie Schifflien's, Ahn's &c. Leitfäden zu verwenden wäre, weiter aber keine Bedeutung hat.

J. Kunkels Lehrbuch der englischen Sprache, erster oder etymologischer Theil und zweiter, Lesebuch, d. h. Exercitia über einige Theile der Formenlehre und den einfachen Satz; Worms, Raske — hieße mit mehr Fug: Lehrbuch der Aussprache mit angehängtem Abriß der Formlehre, denn erstere — ein möglichst erschöpfendes, aber ebendeshalb nicht hinreichend einfaches Bezifferungssystem — drängt sich ganz und gar vor, füllt das Papier und läßt das Uebrige nicht zu „grammatischer" Behandlung gelangen. So giebt z. B. Cap. XI. „Conjunction" nur ein „Verzeichniß der wichtigsten". — Also überhaupt für Anfänger, und für diese zu weitschichtig und spitzfindig.

Ungleich bedeutender als die eben besprochene ist G. M. Jung's vollständige theoretisch-praktische Grammatik der englischen Sprache zum Schul- und Privatgebrauch; Nürnberg, Stein. Der Verf., welcher sich auf eine „zwanzigjährige Bekanntschaft mit der englischen Sprache und Literatur und auf einen vierzehnjährigen Aufenthalt in England, meistens in London selbst", berufen kann, geht von ganz praktischen Gesichtspunkten aus, indem er einestheils, so gut sich das mit dem grammatischen Systeme verträgt, den Schüler überall vom Leichteren zum Schwereren fortführt, anderntheils besonders darauf ausgeht, ihm die Eigenheiten und Feinheiten der englischen Denk- und Ausdrucksweise behältlich und geläufig zu machen. Daß in dieser Beziehung namentlich die Capitel vom Gebrauche der Hülfsverben und den Partikeln in den meisten vorhandenen Grammatiken mangelhaft behandelt sind, ist ebensowenig wie die Zweckmäßigkeit einer solchen Anlage eines grammatischen Lehrbuchs zu verkennen. Die Lehre von der Aussprache ist in Rücksicht darauf, daß Uebung und gute Vorbilder auf diesem Gebiete das Beste thun müssen, kurz und doch nicht ungründlich behandelt. — Herr Jung will consequenter Weise mehr durch Beispiele, als durch Regeln lehren. Wenn nun auch die letzteren sich oft zu sehr unter ersteren zu verlieren scheinen und eine eigentliche systematische Auf- und Zusammenfassung vermissen lassen, so ist doch die Deutlichkeit ihrer Fassung zu rühmen, während die überaus reichhaltigen, in synthetischer Folge Bekanntes und Neues verbindenden englischen und deutschen Beispiele als ein besonderer Vorzug dieses sorgfältigen und gründlichen Werkes und als eine wahre Fundgrube der Schrift- und Umgangssprache zu bezeichnen sind. Aber eben deshalb ist diese Grammatik weit besser in Privatstunden, als beim Schulunterricht zu gebrauchen. Soll der Schüler den dem Plane des Verfassers gemäßen Nutzen daraus ziehen, so muß er Alles, auch die Massen der Beispiele, durchmachen, und dies würde nur bei ungebührlich langer Zurücksetzung des Lesebuchs zu erreichen sein. Nur ein Lehrer, der sich ganz mit dem Inhalte vertraut gemacht hätte, würde im Stande sein, den Cursus dadurch abzukürzen, daß er eine geeignete Auswahl träfe. Vielleicht unterzieht sich der Herr Verf. selbst noch dieser dankenswerthen Arbeit.

Bremen. Dr. Precht.

Thomas Babington Macaulay's ausgewählte Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts. Deutsch von Dr. Friedrich Steger. Braunschweig, Westermann. 1853.

Ueber Macaulay's literarische Bedeutung ist hier nichts zu sagen, diese ist allgemein festgestellt und selten hat ein Werk schneller die umfassendste Anerkennung gefunden, als seine, wie es scheint, unvollendet bleibende Geschichte Englands, die ihn den berühmten Klassikern seines Landes auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung gleichgestellt hat. Auch vorliegende, zu verschiedenen Zeiten von ihm abgefaßte, meist im Edinburgh review als Recensionen erschienenen Aufsätze (essays) sind meistentheils vollkommen abgerundete Bilder einzelner Thatsachen oder Zustände. Wir können dabei nicht umhin, auf die allmälig eintretende Umgestaltung der englischen Denkweise in der Literatur hinzuweisen, welche in Macaulay ihren ersten Vertreter, in Dickens ihren gern gelesenen Jünger und in Thackeray ihren angenehm schildernden Propagandisten besitzt. Diese drei Schriftsteller neigen sich mehr den französischen Ideengängen zu, die man als humanistisch, ja demokratisch bezeichnen darf und zeigen auch in ihrem Styl eine wesentliche Abweichung von früheren Autoren. Ganz anders hat sich Englands genialster Geschichtsschreiber neuerer Zeit, Carlyle, gestellt, der sich deutscher Geistesrichtung in Gedanken und Styl angeschlossen hat. Es steht möglicherweise ein Umschwung in der englischen Literatur bevor, welcher nicht ohne erhebliche politische Folgen bleiben dürfte.

Die Uebersetzung befriedigt außerordentlich, und wir pflichten dem Verf. derselben vollkommen bei, wenn er der Ansicht ist, daß man sich dem Original getreu anschmiegen müsse. Die Eigenthümlichkeit des Verf. darf nicht verwischt werden. Dabei ist es dem Uebersetzer gelungen, die Lectüre der interessanten Aufsätze in keiner Weise schwerfällig zu machen: Das Buch liest sich überall gut und es fehlen, nach unserer Ansicht, nur hie und da erläuternde Anmerkungen, vielleicht zuweilen auch Berichtigungen.

Zu unserer Freude, sind jetzt die Reden Macaulay's in einer zweibändigen Sammlung in London erschienen und werden gleichzeitig in der bekannten Leipziger Sammlung bei Tauchnitz ausgegeben werden. Auch eine Uebersetzung mit dem Namen des Professors Bülau ist angekündigt, die wahrscheinlich nicht besser ausfallen wird, als die früheren sogenannten Bülau'schen Arbeiten, an denen der Leipziger Professor indessen selbst nur geringen Antheil haben soll.

M. R.

J. Bender's Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische, herausg. von Dr. K. Wagener und Fr. Haas, Gymnasiallehrer in Darmstadt. Darmstadt, bei E. Becker. 1853.

Vorliegendes Werk, welches ziemliche Verbreitung gefunden hat, erscheint hier in der dritten Auflage, und die beiden Freunde und Amtsgenossen des verstorbenen Verfassers haben sich redlich bemüht, durch Vervollständigung und Abrundung einen wirklich reichhaltigen und mannigfaltigen Uebersetzungsstoff zu liefern, wie er für das Bedürfniß der Schüler wünschenswerth ist. Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte: Nothwendige Ausdrücke für die tägliche Unterhaltung, Geschäfte und Verhältnisse des täglichen Lebens, Schauspiele, Erzählungen und Briefe. Der Stoff ist nicht ohne Interesse, die beigegebenen Noten verrathen die Hand des geübten Lehrers, und Ref. wünschte nur, daß die am Schlusse der letzten Abtheilung mitgetheilten Handlungsbriefe, die denn doch wohl nicht recht in die Schule gehören, fortgefallen, und daß statt dessen mehr Beschreibungen und Schilderungen und auch einige historische Aufsätze gegeben wären.

Idiotismes Dialogués par J. Louis. IIIme Edit. revue et augmentée. Dessau, 1853. Librairie d'Aue (C. A. Stange).

Die dritte Aufl. obigen Werkes ist in einem nur sehr kleinen Zwischenraume

der zweiten gefolgt, und es beweiset dieses ebenso wie die Verbreitung, welche die treffliche Sammlung von Péschier gefunden hat, daß sich die Lehrer mehr und mehr von der Nothwendigkeit überzeugen, ihre Schüler mit den Idiotismen der franz. Sprache tüchtig bekannt zu machen und sich nicht mehr mit der früheren Methode zu begnügen, deutsche Originalstücke in's Französische zu übersetzen, die sie dann tant bien que mal corrigirten. Man hat zwar für einige solcher Bücher solchen Inhalts besondere Eselsbrücken drucken lassen, damit die vielen Unwissenden wenigstens nicht ganz dummes Zeug corrigiren, doch ist der Schaden damit noch keineswegs ganz gehoben; denn schon in der bloßen Existenz solcher Eselsbrücken, die gemeiniglich noch recht viel zu wünschen übrig lassen, liegt ein völlig ausreichender Beweis dafür, daß die Uebersetzungsaufgaben, zu deren Correctur sich der Lehrer fremder Hülfe bedienen soll, für den Lernenden in keinem Falle passen. Herr Louis eifert gegen den Gebrauch von derartigen Büchern und macht schließlich folgende sehr richtige Bemerkung: „Que l'instituteur ne se flatte point de faire entrer son elève dans ces particularités de la langue française, en lui donnant des morceaux allemands qu'il doit traduire en français, il n'y parviendra jamais; au contraire il contribuera par là à le faire écarter encore du but qu'il s'est proposé. Les germanismes viendront en foule l'attaquer de tous côtés, il a beau s'en défendre; et la plus petite version fera naître des expressions allemandes qui se présenteront à son imagination, comme les habitudes qu'il a contractées dès sa jeunesse, et dont il ne peut se défaire.“ In ziemlich engem Rahmen hat der Verf. unserer Sammlung die wichtigsten Idiotismen der franz. Sprache zusammengestellt, indem er in den verschiedenen Abschnitten zuerst Alles in einfacher dialogischer Form französisch giebt und sodann, gleich wie eine Präparation, am Fuße jedes einzelnen Stückes die eigenthümlichen französischen Wendungen mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung wiederholt, was um so zweckmäßiger erscheint, weil viele der in den Dialogen zerstreuten Idiotismen leicht übersehen werden könnten. Es ist zwar nicht die Absicht des Herausgebers, etwas ganz Vollständiges zu liefern, aber für Schulzwecke ist das Gegebene völlig ausreichend.

Nouveau Dictionnaire français-allemand et allemand-français par M. A. Thibaut. 2 volumes. XIX. Edit. Bronsvic, G. Westermann.

Obiges Wörterbuch, welches uns in der 19ten Auflage hier vorliegt, hat sich bereits so viele Freunde erworben und gilt mit so allgemeinem Zugeständnisse für das beste und vollständigste unter den kleinern Wörterbüchern, daß es fast überflüssig erscheinen möchte, an diesem Orte über dasselbe überhaupt noch etwas zu sagen. Diese neue Ausgabe hat indessen so wesentliche Verbesserungen erhalten, daß es Ref. doch nicht wohl unterlassen kann, wenn auch nur mit einigen Worten auf den wirklichen und anerkennungswerthen Fortschritt, welcher sich überall in dem Buche darlegt, aufmerksam zu machen. Durch die Vergrößerung des Formats und die Auslassung mancher überflüssigen Ausdrücke und Wendungen, wie sie sich nur in den niedern Schichten der Gesellschaft vorfinden, so wie ferner auch durch eine natürlichere und bestimmtere Klassification des Wortverzeichnisses wurde es dem Herausgeber dieser 19ten Auflage möglich, die neuen Errungenschaften der Sprache gewissenhaft zu berücksichtigen und das Buch in einer Weise zu bereichern, daß sich diese Ausgabe mit der frühern kaum vergleichen läßt; es sind indessen nicht etwa mit eilfertiger Hand alle neuen Phrasen und Ausdrücke ohne Unterschied aufgenommen, sondern es ist vielmehr mit einer lobenswerthen scharfen Kritik nur dasjenige Wort berücksichtigt, welches der genaue und passende Ausdruck einer neuen Idee war. Dabei ist zugleich der Ursprung und die Ableitung der Wörter in einer Weise beachtet worden, wie das nur in sehr wenigen ähnlichen Werken geschehen ist. Die äußere Ausstattung muß vortrefflich genannt werden, und Ref. kann es als einen ganz besondern Vorzug rühmen, daß sich der scharfe Druck sehr gut lesen läßt.

Corinne ou l'Italie par Mme de Staël. Auszug in einem Bande für die ersten Classen höherer Lehranstalten. 4. Aufl. Braunschweig bei G. Westermann.

Es giebt in der französischen Literatur wenige Bücher, welche für den Schulgebrauch einen so anziehenden und belehrenden Inhalt und in so mustergültiger Form darböten, als der vorliegende Auszug des berühmten Werkes der Frau von Staël. Mit feinem Tacte hat der Herausgeber Alles ausgeschieden, was irgend Anstoß erregen könnte und überhaupt von den schwerverständlichen psychologischen Analysen nur so viel beibehalten, als nothwendig war, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen und den Charakter der verschiedenen Personen in den Hauptumrissen zu zeichnen, und es ist daneben nichts versäumt worden, um den Leser in fortwährender Spannung zu erhalten. Die vorliegende Schulausgabe, welche zugleich in der Einleitung eine sehr interessante Auseinandersetzung enthält über Frau von Staël und ihr Verhältniß zur französischen Literatur, hat sich, wie die wiederholten Auflagen anzudeuten scheinen, bereits durch ihre Brauchbarkeit hinlänglich bewährt, und das gegenwärtig beigefügte kleine Wörterbuch dürfte als ein neuer Vorzug zu betrachten sein. Der Druck ist sehr correct, die äußere Ausstattung überhaupt vortrefflich und der Preis außerordentlich niedrig.

L. Grangier, Histoire abrégée et élémentaire de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours. Leipzig, Brockhaus. 1853.

Der Verf. theilt die Literaturgeschichte in acht Perioden; die erste begreift das 10., 11., 12., 13. Jahrhundert, die zweite das 14., die andern sechs heißen: l'Age de la Foi, l'Age de la Renaissance, l'Age d'or, l'Age du Philosophisme, l'Age de l'Indifférence. Hören wir, wie der Verf. das Verhältniß der letzten Periode zu den vorhergehenden angiebt: Si le XVIIIe siècle est arrivé, en matière de religion et de politique, à l'impiété et à l'anarchie, le XIXe est arrivé à l'immoralité et au mauvais goût, en sorte, que ces deux siècles se sont partagé tout le domaine du mal et qu'on peut les regarder comme les deux époques les plus funestes de la litérature et par conséquent de la société. Hören wir weiter, wie dieser Verfall zu erklären ist: au XVIIe siècle Richelieu, puis Louis XIV., ces deux hommes qui surent tenir d'une main ferme les rênes de l'état, comprirent qu'ils devaient être les chefs et les modérateurs de la turbulente république des lettres, et que s'ils n'en étaient pas les maîtres, ils en deviendraient bientôt les esclaves, au détriment de la félicité publique — Louis XIV. mourut, le duc d'Orléans, immoral et oublieux en tout point des traditions de famille, émancipa subitement la littérature . . . . Un esprit de vertige s'empara bientôt de la cour, de la ville; l'immoralité fit de rapides progrès et la licence des paroles fut poussée à un tel point, que le moindre barbouilleur de papier blessait impunément la morale etc. Peu à peu la littérature se familiarisa avec ces libertés nouvelles, et par malheur parurent à sa tête deux hommes (Voltaire et J. J. Rousseau) etc. Im auffallenden Contraste stehen solche Reflexionen, welche wahrscheinlich aus dem, vom Verf. als benutzt angegebenen Manuel des Aspirants au Baccalauréat ès-lettres par M. Lefranc geschöpft sind, mit der Vorrede, die vom Verf. selbst ist, und worin es heißt: Ce qu'il y a de consolant pour le Français qui trace ou qui parcourt ce tableau rapide, c'est que par un éclatant démenti donné à l'histoire littéraire de plusieurs autres peuples, notre littérature n'a point passé de l'apogée au déclin; en effet, le XVIIIe et le XIXe siècles contrastent singulièrement avec la période de Louis XIV., et il y a une transformation évidente; mais qui oserait flétrir du nom de décadence les temps qui

ont produit Voltaire, ou ceux qui ont vu naître Chateaubriand, Béranger etc. Das reime zusammen, wer kann.

Der Verf. hat sein Werk aux maisons d'éducation des deux sexes bestimmt. Wir möchten der Schule alle solche précis und abrégés fern halten. Diese können ihrer Anlage nach immer nur Uebersichtliches, Allgemeines, also das Abstracte geben; die Schule hat es aber mit dem Besondern, Concreten und Lebensvollen zu thun. Besser ist, den Schüler zum Verständniß eines einzelnen Dichters, oder einer bestimmten Dichtungsgattung, einer besondern Epoche zu führen, oder durch eine gut angelegte Chrestomathie ein anschauliches Bild vom Gange der Literaturgeschichte zu geben, als ein fleischloses Skelett in die Köpfe zu pfropfen. Dazu kömmt, daß uns gute Compendien der französischen Literaturgeschichte noch fehlen, Dengel schreibt ein schlechtes Französisch, Peucker's Anordnung des Stoffes läßt Manches zu wünschen übrig, Schnabel stellt das aus Villemain, Loeve Weimar, Nisard u. s. w. Abgeschriebene auf verworrene Weise, ohne alles Prinzip, zusammen, u. s. w.

Robolski.

Cours théorique et pratique de la Langue Italienne par A. J. de Fornasari-Verce. 5me Ed. Vienne 1853. Fréd. Manz.

Auch von diesem Werke bedarf es kaum einer weiteren Mittheilung, als daß dasselbe neu erschienen und von seinem rühmlichst bekannten Verf. vielfach berichtigt und bereichert worden ist. Es wird in Deutschland zwar in wenigen Schulen Italienisch gelehrt, und hoffentlich beginnt man doch wohl erst dann mit diesem Unterrichtszweige, wenn die Schüler eine genügende Kenntniß der französischen Sprache erworben haben. Ist diese Voraussetzung richtig, so macht Ref., in Betracht der gemeiniglich nur geringen Stundenzahl, welche dem Französischen besonders in den oberen Classen zugewiesen ist, den Vorschlag, daß die Lehrer der italienischen Sprache sich des vorliegenden Buches bei ihrem Unterrichte bedienen und das Italienische vermittelst des Französischen lehren möchten. Abgesehen, daß hierdurch auch das Studium der französischen Sprache nicht unwesentlich gefördert werden würde, dürfte sich auch zu wahrhaft nutzenbringender Sprachvergleichung die reichste Veranlassung finden.

Handbuch der Engl. Sprache und Literatur von Ideler und Nolte. 4. Theil, die neueste Literatur umfassend, von Dr. A. Asher. Berlin, bei A. Nauck & Co. 1853.

Vorliegendes Buch hat die Bestimmung, das bekannte Werk von Ideler und Nolte zu vervollständigen, und während der Werth des 3. Bandes ein im Ganzen nur sehr geringer ist, hat sich Hr. Dr. Asher in würdiger Weise den ursprünglichen Gründern dieser Sammlung englischer Musterstücke angeschlossen. Die Grundsätze der Letzteren sind in diesem vierten Bande streng befolgt, und die getroffene Auswahl zeugt durchweg von gutem Geschmacke und pädagogischem Tacte; die beigefügten Einleitungen enthalten zugleich manches Neue und viele interessante Notizen, und das Buch verdient aus allen diesen Gründen Empfehlung. Zweckmäßiger dürfte es vielleicht noch gewesen sein, wenn der dritte Band ganz unterdrückt, und das Gute aus demselben noch mit in diesen vierten Band aufgenommen worden wäre, indem sich doch nur wenige Schüler dürften geneigt finden lassen, allein für die 2 Bände der neueren Literatur 2⅓ Thlr. auszugeben. — Die amerikanische Literatur, welche bei ihrer jetzigen Reichhaltigkeit eine selbständige Literatur bildet, ist mit Recht in diesem Buche völlig ausgeschlossen geblieben, und man kann es überhaupt nur rühmend anerkennen, daß Hr. Asher mit großer Treue sein Losungswort bewährt hat: Ne multa, sed multum.

The three Cutters by Capt. Marryat. Mit deutschen und englischen Erklärungen herausgegeben von Dr. Reginald Miller. Leipzig, Renger.

Das meisterhafte ächt nationale Sittengemälde, welches Dickens in obiger kleinen Erzählung geliefert, eignet sich bekanntlich ganz vortrefflich zur Lectüre mit vorgerückteren Schülern, und man kann es deßhalb gewiß nur billigen, daß dieselbe auch in dem Handbuche der engl. Nat.-Literatur von Herrig Aufnahme gefunden hat. Die Schrift gewährt uns von dem Seeleben ein höchst anschauliches Bild und man muß Herrn Miller völlig beistimmen, wenn er in der Vorrede zu seiner Ausgabe behauptet, daß sich die Three Cutters „vorzüglich zur Lectüre für Jünglinge eigneten, wegen des männlichen Charakters, wegen der geistigen Ueberlegenheit, Klugheit, Gewandtheit und praktischen Energie des Helden der Geschichte, der uns dadurch Achtung abnöthigt, und zugleich als vollendeter Mann von Bildung (Gentleman) durch sein feines und wohlanständiges Betragen im Umgange mit Frauen und Männern der höheren Stände unsere Liebe gewinnt und uns zur Bewunderung hinreißt."

Durch seinen Inhalt und die mannigfachen technischen Ausdrücke ist nun aber die kleine Novelle nicht ganz leicht für Jedermann, und es ist deshalb verdienstlich, daß in der vorliegenden Ausgabe über alle solche Schwierigkeiten hinlänglich Aufschluß gegeben wird, und sie dürfte besonders manchen Lehrern nicht unwillkommen sein, die von dem Meere und Seewesen durch eigne Anschauung noch nichts erfahren haben und durch einzelne Stellen vielleicht in Verlegenheit versetzt werden können. Die Anmerkungen sind theils deutsch abgefaßt, theils hat sich ihr Verf. der engl. Sprache bedient und man kann mit der Behandlung im Ganzen zufrieden sein. Zuweilen giebt er indessen wohl auch ein wenig zu viel und entzieht dadurch dem Leser zu sehr die Gelegenheit zum eignen Nachdenken; jedoch ist dieses auch nur eigentlich selten der Fall, und Ref. ist weit davon entfernt, dem Verf. hieraus einen großen Vorwurf zu machen. Dr. **Wolf.**

Pablo y Virginia por Bernardin de Saint-Pierre. Traducido al Castellano por D. J. M. Aléa. Mit grammat. Hinweisungen und Wörterbuch, herausgegeben von M. W. Brasch. Hamburg, Meißner u. Schirges. 1853.

Wenn man von der schwächlichen Sentimentalität und der verbrauchten Tendenz absieht, welche in Paul et Virginie vorherrscht, so kann man Ton und Ausdruck des Buches vielleicht zur Lectüre für Anfänger nicht ganz ungeeignet finden; in höherem Grade dürfte Letzteres indessen noch in der uns vorliegenden Bearbeitung des Herrn Brasch der Fall sein, in welcher, auf Grund der Uebersetzung von Aléa, alle unpassenden Ausdrücke und Wendungen sorgfältig vermieden sind. Die unter dem Texte befindlichen Noten geben sehr gute Winke; nur begreift man nicht recht, weshalb der Verf. in seinen grammatischen Hinweisungen sich nur auf Gomez de Miez und Ollendorf bezieht und auf die vielverbreitete Grammatik von Franceson oder das treffliche Lehrbuch von Dr. Precht in Bremen nicht lieber Rücksicht genommen hat; da würden seine Schüler denn doch sicherlich eine gründlichere Unterweisung gefunden haben. In einem Anhange enthält das Werk ein vollständiges Verzeichniß der unregelmäßigen Verben und ein kurzes Wörterbuch, welches für die Lectüre der Erzählung ausreicht.

Neuer Lehrgang der russischen Sprache von Dr. August Boltz. I. Thl. 2. Auflage. Berlin, bei E. Schultze. 1853.

Bei der Bedeutung, welche in letzterer Zeit die russische Sprache gewonnen

hat, ist es vielleicht nicht ganz ungeeignet, an diesem Orte in aller Kürze auf ein Handbuch aufmerksam zu machen, welches zwar keine eigentlichen Resultate tief gehender wissenschaftlicher Untersuchung bietet, aber wohl geeignet ist, dem Lernenden das Studium der überaus schwierigen Sprache leicht und angenehm zu machen. Der Verf. hat sein Büchlein ganz nach dem Muster der Robertson'schen Methode angelegt und seinen 20 Lectionen die schöne Erzählung Lermontoff's: Taman, zu Grunde gelegt. Die Mängel, welche das Buch rücksichtlich des russischen Ausdruckes bei seinem ersten Erscheinen an sich hatte, sind durch einen geborenen Russen, Hofrath Irinarch v. Wjedenski auf's Sorgfältigste verbessert, und das Werk verdient Empfehlung, insofern es ganz dazu geignet ist, wie der Verfasser hofft, dem Studium der russischen Sprache Lebendigkeit, Reiz und praktischen Werth zu verleihen.

Daniel Webster, der amerikanische Staatsmann. Vortrag, gehalten am 12. März 1853 in der Singakademie von F. A. Märcker. Berlin, Reimer. 1853. 48 S.

Eine, Alex. v. Humboldt gewidmete Biographie des bekannten Staatsmannes, die mit besonderer Vorliebe für die vereinigten Staaten abgefaßt zu sein scheint. Webster war am 18. Januar 1782 geboren und starb am 24. October 1852. Es ist sehr anerkennungswerth, daß uns der Verf. Websters politisches Wirken besonders durch Auszüge aus seinen Reden verdeutlicht und so haben wir die Flugschrift als eine lehrreiche mit Vergnügen gelesen.

M. N.

Programmenschau.

Ueber Schiller's Götter Griechenlands von Dr. Röpe. Programm der Realschule in Hamburg 1853.

Der Verf. sucht nachzuweisen, daß Schiller in „den Göttern Griechenlands" sich keineswegs gegen das Christenthum als solches, sondern nur gegen den „Rationalismus von Anno achtzig" habe aussprechen wollen, und behauptet in Beziehung hierauf S. 15, der „sentimentalische" Grundgedanke des Gedichtes sei folgender: „Ich armer beklagenswerther Mann habe freilich in meinem Nationalismus von Anno achtzig die Wahrheit, aber eine ungenügende, betrübende, die den Bedürfnissen meines Geistes, dem Sehnen meines Herzens keine Befriedigung gewährt; die Griechen lebten freilich in einem Irrthum, aber einem schönen beseligenden, der ihr ästhetisches Gefühl, wie ihre Sehnsucht nach Höherem und Besserem völlig befriedigte." Darum hält der Verf. dieses Gedicht, welches viele als ein unchristliches verdammen, für ein Zeugniß für die Wahrheit des Evangeliums, und zwar besonders aus dem Grunde, weil Schiller nur solche Ideen und Vorstellungen des Heidenthums zurückruft, welche einerseits zwar ästhetische, andrerseits aber auch specifisch christliche sind. Es handele sich, meint der Verf., in dem Gedichte um die Gemeinschaft der Gottheit mit der Menschheit, diese sei aber gerade die rechte Hauptidee des Christenthums, und fährt dann folgendermaßen fort: „So oft ich dies Gedicht gelesen, ist mir der Wunsch aufgestiegen: „Wäre doch einmal ein recht erfahrener Christ dem lebenden Schiller entgegengetreten, und hätte ihm zugerufen: Armer Freund, deine Sehnsucht, die in deiner sogenannten Aufklärung allerdings nicht befriedigt wird, um deren erträumte Befriedigung du die Heiden beneidest, sie würde gestillt werden, wenn du zu Christo kämest. Was jene wie im Traum zu haben wähnten, das haben wir in Wahrheit in Jesu Christo, unserem Herrn rc."

Von diesem Gesichtspunkte aus ist denn auch die Erklärung der einzelnen Verse versucht worden. Wir führen nur ein Beispiel an. Zu den beiden Versen:

> Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
> Heiliger der Herzen ew'ges Band."

bemerkt der Verf. Folgendes:

Als Schiller diese Worte schrieb, gab es noch keine Civilehe; aber die Ehe als bloß bürgerlichen Vertrag anzusehen, die kirchliche Trauung als bloße Ceremonie zu betrachten, war doch gerade nichts Seltenes. Mehr konnte beides auch nicht sein vom Standpunkte der damaligen Aufklärung aus. Daß aber dabei der Ehe Heiligkeit verschwinden mußte, konnte einem Schiller nicht verborgen bleiben. Gewiß völlig ungerecht ist Stolbergs Einwand bei dieser Stelle: Schiller müßte die Menschen der griechischen Nation wenig gekannt haben, wenn er im Ernste glaubte, daß bei ihnen die Ehen heiliger gewesen. Wahrlich um die Griechen war es Schiller wenig zu thun; um den Hymen gar nicht; er beklagt die ohne Glauben an deren Heiligkeit geschlossenen Ehen; er fordert für dieselben Glauben an göttliche Einsetzung, an eine göttliche Weihe; thut er da nicht an die nach einer Civilehe lüsternen Menschen dieser Tage die ernste Frage: Meint ihr heiligere Ehen, treuere Herzensverbindungen zu erlangen, wenn ihr sie schließt, statt vor dem Altare — vor dem Notare?

Die mitgetheilten Stellen werden genügen, den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus der Verf. das Schillersche Gedicht zu beurtheilen und zu erläutern ver-

sucht hat. Er hat mehr einen theologischen Excurs als einen literarischen Commentar zu dem Gedicht liefern wollen. Die Interpretation des Verf. ist im Ganzen geistreich, aber nicht frei von Willkür. Wenn man bedenkt, daß Schiller „die Götter Griechenlands“ so wie etwas früher die „Resignation“ in einer Zeit seines Lebens schrieb, in welcher er der Verzweiflung nahe war, daß erst die Bekanntschaft seiner nachherigen Frau, die er bald nachher machte, seinen Geist in ruhigere Bahnen lenkte: so wird man das Gedicht anders auffassen. Es ist jedoch von Hoffmeister und Viehoff über diesen Punkt so viel Treffliches gesagt worden, daß wir es für überflüssig halten, noch ein Wort darüber zu verlieren.

Berlin. **Kleiber.**

Welche Erfolge darf sich der Unterricht in der deutschen Sprache von der Anwendung der calculirenden Methode versprechen? von Dr. E. J. Hauschild. Progr. des Modernen Gesammtgymnasiums in Leipzig 1853.

Die vorliegende anziehende kleine Abhandlung ist eine von den beiden Schulfragen, welche der hochverdiente Herr Verf. bereits früher in dem Leipziger Lehrervereine öffentlich behandelt und nun noch dem fünften Jahresbericht über seine Lehranstalt beigegeben hat. In Betreff der Idee, welche in der Schöpfung des Modernen Gesammtgymnasiums in Leipzig zur Ausführung gekommen ist, verweis't Ref. auf seinen frühern ausführlichen Bericht in diesen Blättern. Die Aufgabe, welche sich Herr Hauschild gestellt hatte, war nicht etwa, das Maß des Lehrstoffes herabzusetzen und die Menge der Lehrgegenstände zu verringern, was ihm bei den großen und gebieterischen Anforderungen, welche unsere Zeit an höhere Bildung macht, unmöglich schien; sondern er bemühte sich vielmehr, dem Lehrstoffe eine andere und glücklichere Anordnung zu geben und die wirkliche Bewältigung desselben in einer richtigeren Aufeinanderfolge der Lehrgegenstände möglich und thunlich zu machen. Nach seinem Berichte entwickelte sich die neue Anstalt äußerst rasch; außer der Elementarklasse hat sich in den letzten 4 Jahren das Progymnasium mit seiner deutschen (2 Classen), englischen (4 Classen) und französischen (4 Classen) Schule vollständig ausgebildet und seit Ostern v. J. ist nun auch schon das gelehrte Gymnasium und das Realgymnasium ins Leben getreten, über deren Beschaffenheit zwar noch keine weitere Nachrichten vorliegen; nach der freudigen Entwicklung indessen, welche die ganze Schule bisher unter der Leitung ihres tüchtigen Directors genommen hat, darf man mit Zuversicht erwarten, daß der ganze Bau vollständig gelingen werde.

Die Grundsätze der calculirenden oder berechnenden Methode beim Sprachunterrichte, welche unsere Abhandlung vertritt, sind durch die verschiedenen pädagogischen Aufsätze und Lehrbücher des Herrn Hauschild wohl hinlänglich bekannt, und Ref. erinnert deshalb nur daran, daß diese Methode, welche eigentlich Universalmethode genannt werden könnte, nichts dem Zufalle überlassen will und erst spät, sehr spät etwas mit ihren Schülern wagt; sie läßt durch wohlberechnete, langsame und nachhaltige Gewöhnung an das Richtige und Gute kaum das Falsche und Schlechte aufkommen. Nachdem diese Ansicht in ihren Grundzügen dargelegt worden, wird in Bezug auf die deutsche Sprache zuerst die Nothwendigkeit eines streng nach obigen Grundsätzen abgefaßten Lesebuches bewiesen, (es ist ein solches in der Zwischenzeit bereits erschienen) und der Verf. macht dabei zugleich die sehr richtige Bemerkung, daß Jacotot dadurch gerade die besten Erfolge seiner Methode vernichtet, daß er den hochpoetischen Télémaque oder überhaupt jedwedes Buch für geeignet zum Lesestoff der Elementarübungen erachtet habe. Der Schüler mit einem solchen Buche in der Hand ist einem Reiter gleich, welcher noch nicht einmal „schließen“ gelernt hat, und ganz plötzlich mit Hindernissen reiten und über Gräben und Sträucher hinwegjagen soll, während er noch nicht den einfachsten Trab aus-

halten kann. — Als eine zweite Bedingung einer erfolgreichen Anwendung der calculirenden Methode, hebt es dann die Abhandlung hervor, daß man sich das Ziel nicht zu nahe stecken und den Kindern die gehörige Zeit geben müsse; zum Schlusse endlich werden Eltern und Lehrer ernstlich davor gewarnt, durch absichtliche oder unabsichtliche Abweichungen und Ausschreitungen von dem Lehrgange der Schule die Erfolge des Verfahrens wieder zu zerstören. Die weitere Auseinandersetzung enthält eine Reihe sehr feiner pädagogischer Beobachtungen, und Ref. ist dem ganzen Vortrage mit wahrer Befriedigung gefolgt.

Beitrag zur Moduslehre der romanischen Sprachen von Robolsky. Programm der Realschule in Perleberg 1853.

Im Gegensatze zu den meisten spanischen Grammatiken, welche vorzugsweise praktische Zwecke im Auge haben, macht der Verf. vorliegender Abhandlung den Versuch, in systematischer und rationeller Weise die Lehre vom Conjunctiv der spanischen Sprache darzustellen und dabei fortgesetzte Rücksicht auf die übrigen romanischen Sprachen, und auf das Lateinische zu nehmen. Zur klarern Darlegung der Lehre vom Conjunctiv werden Haupt- und Nebensatz getrennt behandelt, und der Verf. geht dabei stets vom Lateinischen aus. Es wird zuerst kurz dargethan, daß es dem Wesen des Conjunctivs durchaus nicht widerspreche, daß derselbe in selbstständigen Sätzen erscheine; und es geht hierauf aus der weitern Darlegung hervor, daß der Gebrauch des Conjunctivs in Hauptsätzen bei den Lateinern ein ausgedehnterer gewesen sei, als im Spanischen, daß er indessen dort weniger beschränkt worden, als in allen übrigen romanischen Sprachen.

Die Abhandlung bespricht sodann nach einigen einleitenden Bemerkungen die verschiedenen Arten der Nebensätze und zeigt in großer Ausführlichkeit hier die Uebereinstimmung, dort die Verschiedenheit der romanischen Sprachen, sowohl unter sich, als mit ihrer gemeinsamen Mutter, der lateinischen. Gegen die französische Sprache die spanische gehalten, ergiebt sich schließlich als Resultat der bloßen Moduslehre beider Idiome, daß während die erstere einen mehr objectiven und sinnlichen Charakter hat, bei der letztern Objectivität und Subjectivität, Anschauung und Reflexion sich mehr das Gleichgewicht halten, und daß, während der französische Geist zu abstracter Gesetzlichkeit und gleichmäßiger Gestaltung neigt, im Spanischen mehr die Berechtigung des Einzelnen, mehr Lebendigkeit und Freiheit im Besonderen stattfindet. Wenngleich nun auch die Idee des Conjunctivs, der geistige Gehalt dieser grammatischen Form, in allen Sprachen gleich ist, so verdient doch gewiß vorliegende Schrift schon deshalb ganz besonders gerühmt zu werden, weil der Verfasser derselben es mit großem Scharfblicke versucht hat, aus dem Geiste eines Sprachstammes oder einer Sprachfamilie, aus dem nationalen Charakter eines Volkes heraus die einer Sprache eigenthümlichen Gesetze für den Gebrauch des Modus zu erklären, und die besonderen Fälle, die einzelnen Erscheinungen auf den nationalen Geist zu beziehen. Ref. will zwar den Ansichten des Verfassers nicht in allen einzelnen Punkten beipflichten, und wird darauf gelegentlich zurückkommen, aber er kann schließlich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß auf die Arbeit des Herrn Robolsky als auf einen vortrefflichen Beitrag zur Grammatik der romanischen Sprachen überhaupt die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift hingelenkt zu werden verdient.

De l'enseignement des langues vivantes, par C. de la Harpe. Programm der Handelsschule in Berlin.

Die vorliegende kleine Schrift, welche sich durch ihre stylistische Vortrefflichkeit von dem gewöhnlichen Kauderwelsch der vielen französisch geschriebenen Schulpro-

gramme rühmlichst unterscheidet, bringt eine Reihe von Bemerkungen über die Behandlung des franz. Unterrichts, welche der erfahrene Verf. in seiner praktischen Wirksamkeit gesammelt hat. Es steht mit der Beschaffenheit des franz. Sprachunterrichts in unseren Schulen im Allgemeinen noch sehr schlimm, und die Leistungen übersteigen selten das Mittelmäßige. Herr de la Harpe schlägt nun, um diesem vielfach beklagten Uebelstande abzuhelfen, zuerst vor, die Zahl der Unterrichtsstunden etwas zu vermehren: das ist indessen leichter gesagt, als ausgeführt, und besonders in den Gymnasien dürfte dieses bei den vielfachen anderen Ansprüchen völlig unmöglich sein. Ref. möchte deshalb den Wunsch resp. die Forderung des Verf. dahin modificiren, daß man sich zwar in den oberen Classen mit 2 Stunden begnügen könne, aber in den beiden mittleren 3 Stunden und in der Quinta, in welcher der Unterricht im Franz. meistens begonnen wird, 4 Stunden durchaus beanspruchen müsse, wenn überhaupt etwas Ordentliches geleistet werden solle. Würde dem Unterrichte auf unsern Schulen so viel Zeit gewidmet, so ergäbe sich daraus auch die Erfüllung des zweiten Verlangens, welches der Verf. vorbringt, nämlich daß man diesem Unterrichtszweige in den Augen der Schüler einen größeren Werth beilegt und die Resultate desselben nicht ganz unberücksichtigt läßt. Ref. kann dazu nur bemerken, daß dieses wohl von Seiten jedes guten Directors längst geschehen ist, da derselbe, wenn er ein tüchtiger Pädagog ist, es doch ohne Zweifel nie zugeben wird, daß irgendwelcher Gegenstand, welcher überhaupt in den Unterrichtsplan der Anstalt aufgenommen worden ist, von den Schülern gänzlich vernachlässigt werde. Eine andere Forderung ist ferner die, daß die Classen — schon in Rücksicht auf die vielen technischen Schwierigkeiten — nicht gar zu gefüllt seien und daß ferner in der franz. Sprache nicht gleichzeitig von vielen verschiedenen Lehrern unterrichtet werde und daß bei mehrern Lehrern der Unterricht stets nach einem genau festgesetzten Plane betrieben werde. Daran knüpfen sich nun noch viele Wünsche für die Lehrer, und Ref. muß aus ganzer Seele den Ansichten des Verf. beipflichten, daß vor Allem der Lehrer selbst die Sprache tüchtig und aus dem Grunde verstehe und bessere Kenntnisse besitze, als dieses in der Wirklichkeit leider meistens der Fall ist.

Miscellen.

Randglossen.

Im ersten und zweiten Heft des 13. Bandes p. 237 ff. des Archivs hat Herr Dr. E. Krüger einige „Curiosa aus der neuesten deutschen Sprache" verzeichnet, namentlich in Bezug auf den Imperativ und den Vokativ, wozu wir uns die nachstehenden Bemerkungen erlauben.

* * *

Es kann auch einem flüchtigen Blick nicht entgehen, daß die in unsern Grammatiken herrschende Eintheilung der s. g. Redetheile durchaus äußerlich und willkürlich ist und aller logischen Begründung entbehrt. So ist z. B. die Klasse der Fürwörter ein wahres Chaos, in der das Verschiedenartigste zusammengewürfelt ist, weshalb man auch nirgend eine auf alle Pronomina passende Definition finden wird. Die gewöhnlichste, daß die Pronomina pro nomine — anstatt eines Substantivs — stehen, paßt kaum auf die s. g. persönlichen; in dem Satze: ich lese, du thust **es** nicht steht es offenbar nicht pro nomine, sondern pro verbo u. s. w. Wofür aber sollen in dem Satze: **dieser** Garten ist größer als **jener** die Pronomina stehen? Die Klasse der s. g. Zahlwörter umfaßt Adjektiva z. B. der **dritte** Theil und Adverbia z. B. ich habe es dir **dreimal** (oft) gesagt und man sieht nicht ab, weshalb nicht auch Zahlsubstantiva (Dutzend, Mandel, Schock, douzaine, quinzaine u. s. w.), oder Zahlverba (verdoppeln, verdreifachen 2c.), und andrerseits weshalb nicht wie Zahlwörter, so auch z. B. Farbwörter (grün, gelb 2c) als besondere Redetheile aufgeführt werden. —

Eine logische Eintheilung, die ich detaillirt an einem andern Ort entwickelt (in der „höhern Bürgerschule" redig. von Vogel und Körner) möge hier im kürzesten Umriß ihre Stelle finden.

Jede sprachliche Mittheilung enthält entweder A. unausgebildete Sätze, Satzkeime (Interjektionen) oder B. ausgebildete Sätze. Der Träger des Satzes ist das Verbum, Zustandswort. Ihm zur Seite als Substrat des Verbums steht das Substantiv als Bezeichnung dessen, wovon etwas ausgesagt wird. (Es kann implicite auch im Verbum stecken und durch die Form desselben mit ausgedrückt sein scribimus, wir schreiben). Der einfachste Satz besteht also aus Verbum und Substantiv: Karl (er) schreibt, Gold glänzt. Weitere Wörter im Satz sind zunächst entweder Bestimmungswörter des Verbs: Adverbia, oder des Substantivs: Adjektiva.

Hier müssen wir, obgleich wir nichts detailliren wollen, doch gleich auf den Unterschied zwischen Gattung und Individuum hindeuten, der sich für die weiteren Unterabtheilungen der genannten Redetheile als höchst folgenreich erweist. (z. B. Gattungssubstantiva und Individuumssubstantiva d. h. außer den s. g. Nomin. propr. auch die Pronomina Ich, Du u. s. w.) Namentlich hat man spezialisirende oder Gattungs-Adjektive von den individualisirenden oder Vereinzelungsadjektiven zu unterscheiden, zu welchen letzteren die meisten s. g. Zahlwörter und Pronomina gehören, namentlich aber auch das individualisirende Adjektiv *κατ' ἐξοχήν* der Artikel.

Zur Verbindung der bisher entwickelten Theile des ausgebildeten Satzes sind aber neue Wörter nöthig und zwar Bindewörter a) der Verba (Conjunktionen), b) der Substantiva (Präpositionen). — Die Entwickelung, daß es keiner besonderen Redetheile zur Anknüpfung der Adverbia und Adjektiva bedarf, sondern daß hierfür die Conjunktionen dienen, übergehen wir hier als zu weitläufig.

Nach dem Entwickelten haben wir nun 7 Redetheile, welchen sich die gewöhnlich aufgeführten 10 mit Leichtigkeit fügen:

A. Satzkeime.

1) Interjektionen.

B. Sätze.

2) Verbum, Träger des Satzes, Zustandswort.
3) Substantiv, Substrat des Verbs, Gegenstandswort.

4) Adverb 5) Adjektiv	Bestimmung des	Verbs Subst.
6) Conjunktion 7) Präposition	Bindewort des	Verbs, Adverbs, Adjektivs Subst.

In dem gedachten Aufsatz in der „höhern Bürgerschule" haben wir — freilich auch nur in allgemeinen Umrissen — so zu sagen die Metamorphose dieser 7 Redetheile — denn alle gehen in einander über — angedeutet. Hier, wo wir uns noch mehr beschränken müssen, erwähnen wir nur beispielsweise die adjektivischen Conjunktionen (die Pron. Relativa), die adverbiellen Conjunktionen (wo, wie, woran u. s. w.), das substantivische Verb) der Infinitiv: das Lesen), das adjektivische Verb (die Participia: der geliebte Vater, der liebende Sohn), das adverbielle Verb (Partic. und Infin. ich komme eilends, gelaufen, zu laufen; er will, wird, soll schreiben; du hast geschrieben), das conjunktionelle Verb und das präpositionelle (während, ungeachtet es regnete; während, ungeachtet des Regens).

Fügen wir nun noch hinzu, daß das interjektionelle Verb der Imperativ ist, wie das interjektionelle Substantiv der Vokativ, so haben wir uns damit wieder unserm Ausgangspunkt, den wir vielleicht aus den Augen gelassen zu haben scheinen mochten, genähert und unsrer Absicht gemäß den Gesichtspunkt angedeutet, aus welchem, wie die Redetheile überhaupt, so namentlich auch die in unsern Grammatiken besonders stiefmütterlich behandelten Formen des Vokativs und des Imperativs erfolgreicher zu betrachten sein möchten. — Die Ausführung selbst müssen wir einer andern Gelegenheit vorbehalten und verweisen inzwischen auf den mehrerwähnten Aufsatz in der „höhern Bürgerschule".

* * *

Wir kommen nun speziell zu dem von Hr. Dr. E. Krüger als undeutsch aufgeführten Formen. 1) **Gehen wir** als Imperativ.

Diese Form einen Imperativ zu nennen soll überall verkehrt sein, da man nur der zweiten Person befehlen könne. Das franz. allons sei eine Nebenform des Conjunktivs und daß es keinen Imperativ der 1. Person gebe, erhelle auch daraus, daß Niemand jemals die 1. Person Sing. imperativisch gedacht habe.

Die hier aufgestellten Behauptungen müssen wir sämmtlich bestreiten: 1) Man kann nicht bloß der 2. Person befehlen, wenn dies allerdings auch das Nächstliegende ist, sondern z. B. auch der dritten, wie das lat. ito, eunto beweist und im Deutschen Sätze wie: Sag ihm, **er soll gleich kommen.** Daß wir keine eigene Verbalform für diesen Imperativ haben, sondern ein Hilfsverb anwenden, ist natürlich ohne Belang; wie es z. B., obgleich wir, um veniet auszudrücken, sagen: er **wird** kommen, doch immer ein Futur giebt.

2) Das franz. allons ist keine Nebenform des Conjunktivs nous al**lions**, sondern gehört vielmehr wie der Imperativ überhaupt zum Indikativ:

Va (vas-y)	gehört zu	tu vas,	nicht zu	tu ailles.
Allez	„	vous allez,	„	vous alliez.
Allons	„	nous allons,	„	nous allions.

Für das lat. ito, eunto hat das Franz. keine besondere Form, sondern wendet dafür den Conjunktiv an: qu'il aille, qu'ils aillent, wie wir auch in der zweiten Person — namentlich mit der Verneinung — sagen können: daß du mir nicht fortgehst! Die Ellipse ist leicht zu ergänzen: Je veux qu'il aille oder Aehnliches. — Im Deutschen steht auch (wie z. B. im Franz. vive la liberté!) der Conjunktiv ohne daß; Dichten ist ein Uebermuth, Niemand schelte mich! (Goethe 3. 13.) u. s. w.

3) Einen Imperativ, 1. Person Sing. ganz in demselben Sinn wie für die zweite Person giebt es freilich nicht (s. unten), aber daraus folgt noch gar nicht, daß es auch für den s. g. Plural der ersten Person keinen geben kann. Für den sogenannten Plural der ersten Person sagen wir, so paradox es auch klingen mag, doch mit gutem Bedacht; denn streng genommen giebt es gar keinen solchen Plural und kann keinen geben. Denn für den Sprechenden giebt es immer nur ein Ich; alle andern Personen sind für ihn kein Ich; diese, seien es nun solche, zu denen er spricht (s. g. zweite Person, Du), oder solche, von denen er spricht (s. g. dritte Person, Er), können in vielfacher Zahl für ihn vorhanden sein. Die Mehrzahl der Du ist Ihr; die Mehrzahl der Er ist Sie; rede ich mit einem Karl und mit einem Friedrich, so nenne ich beide einzeln Du, und zusammen Ihr; rede ich von ihnen, so heißen sie mir beide einzeln Er und zusammen Sie. **Wir** dagegen, was gewöhnlich als 1. Person Plur. aufgeführt wird, ist nicht Ich und noch ein Ich (denn noch ein Ich ist für das erste Ich eben kein Ich mehr), sondern ein Komplex von Ich und Du, oder von Ich und Ihr, oder von Ich und Er, oder von Ich und Sie. — **Wir** ist also nicht, was an und für sich ein Unding ist, die Mehrzahl der ersten Person, sondern ein Komplex der ersten und zweiten, oder der ersten und dritten Person, wie auch Ihr zuweilen Komplex der zweiten und dritten Person ist, z. B. Toi et moi, nous avons vu cela; mon père et moi, nous etc. Toi et lui, vous avez etc. Bei dieser Gelegenheit mag im Vorbeigehen noch eine durch die höfliche Anrede Sie veranlaßte Inkongruenz erwähnt werden, daß uns nämlich ein geläufiges Wort als Komplex für die Anrede von Leuten fehlt, von denen wir einige duzen und andre Sie nennen. Duze ich Karl und rede ich Friedrich mit Sie an, so paßt, genau genommen, wenn ich Beide auffordere, mit mir zu gehen, weder die Anrede: Kommt mit! noch: Kommen Sie mit!

Doch nun zurück zu der s. g. 1. Person Plur.! Oft schließt der Sprechende nach einem Metaschematismus sich selbst nur formell mit ein und dann steht wir bald für die zweite, bald für die dritte Person. So kann ich z. B. einen faulen Schüler anreden: Nicht wahr! **wir haben** (= du hast) heute schon wieder nichts gelernt. Oder man kann sagen: Man hat ihm seinen Fehler gezeigt, aber **wir sind** (= er ist) eigensinnig, wie denn die franz. Académie in ihrem Dictionnaire unter nous lehrt: Il s'emploie quelquefois famil., au lieu du pron. pers. Il ou Elle. On l'a fait s'apercevoir de sa faute; mais nous sommes opiniâtre.

Nach dem Gesagten wird es über den Imperativ allons nur noch weniger Worte bedürfen: Jede Sprache hat ihre Inkongruenzen, dahin gehören z. B. in Sätzen wie Pater et mater boni sunt, Le père et la mère sont bons das Ueberwiegen des Masc. über das Femin. bei einem Komplex von Wörtern verschiedenen Geschlechts.

Eine ähnliche Inkongruenz liegt in dem Komplex, welcher entsteht, wenn Jemand, der einen Befehl oder ein Verbot erläßt, sich selbst als von diesem mitberührt darstellt. Mir selbst befehle ich allerdings nicht ganz so wie einem Andern; der Andere als Sollender steht mir dem Wollenden gegenüber; bin ich der Wollende aber zugleich auch der Sollende, so fällt natürlich Wollen und Sollen zusammen oder vielmehr das Letztere fällt als im Ersteren liegend fort und so steht dem Imperativ der 2. und 3. Person

Ich will, daß du gehest; daß er gehe!
Du sollst gehen, er soll gehen!
Geh!

für die erste Person nur gegenüber:

Ich will gehen.

Die entsprechenden Formen gestalten sich für das Französische so:

Je veux que tu ailles, qu'il aille.	Je veux aller.
Qu'il aille à son secours ou qu'il meure!	Que j'aille à son secours ou que je meure!
Tu iras.	J'irai.
Va.	

Das Fut. als Impératif findet sich namentlich in der Bibel z. B. Tu ne tueras point, oder Tu travailleras six jours etc. und man vgl. namentlich im Englischen das imperativische Futur Thou shalt go, I will go mit dem gewöhnlichen, bloß die Zukunft ausdrückenden Futur: Thou wilt go, I shall go.

Will ich nun das an einen Andern gerichtete Verbot Tu ne déroberas point als auch für mich geltend bezeichnen, so kann ich das, etwa durch den Zusatz, ni moi non plus. Will ich aber Beides zusammenfassen, so sage ich:

Nous ne déroberons point,

und entsprechend im Deutschen:

Du sollst nicht stehlen und ich will auch nicht stehlen = wir wollen nicht stehlen,

wo wir wollen = du sollst, ich will

freilich nicht vollkommen kongruirt, so wenig wie in dem engl. Futur:

We shall go = I shall go and thou wilt go,

oder in dem obigen Beispiel Pater et mater boni sunt das Genus.

Jedenfalls aber hat man hier einen Imperativ und zwar nach der einmal hergebrachten Ausdrucksweise, der 1. Pers. Plur., genauer für einen Komplex der 1. und 2. Person. Ganz ebenso ist es mit

allons = va et j'irai aussi.

Haben wir oben Fälle gesehen, wo in der s. g. 1. Pers. Plur. das Ich nur formell zu der 2. oder 3. Person trat, so werden wir hier auch den umgekehrten hervorheben müssen, wo die andern Personen in dem nous nur formell stecken und dies also = je ist. Namentlich ist dies hier eben im Imperativ der Fall, weil im Allgemeinen die Form für den Imper. der 1. Person fehlt. Im Deutschen wenden wir im Selbstgespräch meist die Anrede der eignen Person als einer andern (zweiten) an; der Franzose kann diese zweite Person mit der ersten verbinden und so kann allons z. B. auch heißen Ich will gehen. Ich führe hier als Beispiele nur aus Béranger's Le Vieux Vagabond zwei Stellen an, den Anfang

Dans ce fossé cessons de vivre.
Je finis vieux, infirme et las.

und den noch schlagenderen Schluß der zweiten Strophe:

La rue, hélas! fut ma nourrice.
Vieux vagabond, mourons où je suis né.

So viel über die Bedeutung des mit vollem Recht seinen Namen führenden Impératif: allons; nun von der Uebertragung ins Deutsche! Eine ist bereits erwähnt: Wir **wollen** gehn, in welcher Fügung die 2. Person als die Sollende der ersten als der Wollenden hat weichen müssen. Eine andre Wendung ist das bekannte dem engl. Let us go! entsprechende Laß uns gehen! — Beispiele für diese Fügung sind zu häufig, als daß wir mehr als ein oder zwei anzuführen brauchten, z. B. Herder (Wackernagel's Proben der deutschen Prosa seit dem Jahre 1500. Bd. 2. p. 427. Z. 9): Lasset uns also ein Volk setzen, das rc.: so ist's, dünkt mich, wieder erste Frage u. s. w. oder Goethe (Ausg. in 40 Bdn.) 31, 159: Nun aber laßt uns schweigen, damit beide den Wettstreit zu beginnen nicht weiter gehindert werden.

In manchen Fällen giebt diese Wendung aber zu Zweideutigkeiten Anlaß; so kann z. B. Laß uns gehen neben Let us go, Allons! auch bedeuten: Let us alone! Laissez-nous en repos! Ebenso Laßt uns schreiben neben écrivons auch Ne nous empêchez pas d'écrire u. s. f. Ganz unerträglich aber ist für jedes nicht ganz abgestumpfte Ohr diese Formel bei den s. g. reflex. Zeitw. z. B. réjouissons-nous! Laßt **uns uns** freuen! Bleibt uns nun hier auch die schon erwähnte Wendung: Wir wollen uns freuen, so wird doch, wer weiß, wie lästig unsre sich leider nur allzu sehr häufenden Hilfsverba namentlich in der Poesie sind, die von Hrn. Dr. Krüger als undeutsch verschriene Formel gern willkommen heißen: Freuen wir uns u. s. w. In dem oben aus Herder angeführten Beispiel steht der Imperativ, wie oft, statt eines Bedingungssatzes, wie Goethe z. B. sagt:

Thu nur das Rechte in deinen Sachen:
Das Andre wird sich von selber machen!

= Wenn du nur das Rechte thust u. s. w. — In dem Herder'schen Satz kann es nun aber auch offenbar heißen: Setzen wir also ein Volk u. s. w. so ist's erste Frage. Und wir haben gerade dies Beispiel gewählt, um daran zu zeigen, wie die Wendung: Geben wir! als selbständiger Imperativ entstanden sein mag. Daß sie nicht undeutsch ist, dafür mögen einige Belege sprechen. Goethe 31, 148:

Wenden wir uns nunmehr zum Bilde selbst!

Platen (Ausg. in 5 Bdn.) 4, 357:

Aber wenden wir den Blick zurück nun
Nach der Noth, in der befand sich Assad.

ebend. 314: Aber wenden wir den Blick zurück nun
Nach dem Schiff, auf dem befand sich Assad. u. a. m. —

Obgleich hiermit die Krüger'schen Behauptungen erledigt sind, so wollen wir doch noch eine kurze Bemerkung hinzufügen über das Tempus des Imperativs. Streng genommen richtet sich jeder Befehl und jedes Verbot auf die Zukunft, die sich unmittelbar an die Gegenwart anschließen oder von dieser weiter entfernt sein kann. Darnach hat man (wie das Lat. dafür besondere Formen hat) Imperativ Präs. und Imperativ Fut., wovon der erstere freilich der Zukunft gilt z. B. Liebe deine Eltern, (jetzt und immer!) — — Einen Imperativ Perfecti kann es eigentlich nicht geben; dennoch kennen ihn mehrere Sprachen und wenden ihn mit besonderer Energie an: Das Jacta alea esto des Cäsar ist bekannt; der engl. Ausruf: Be gone! verräth eine weit größere Ungeduld und Hast als Go! Es ist nicht genug, daß der Angeredete gehe; unsere Ungeduld verlangt, daß er in dem Augenblick, wo wir sprechen, schon gegangen, schon fort sein soll. Aehnlich heißt es: Have done! u. s. w. Hieran schließt sich das Franz. Ayez abandonné la ville, quand l'ennemi y entrera. Der Deutsche muß hier noch ein Hilfsverb mehr anwenden: Ihr sollt die Stadt schon verlassen haben, wenn der Feind eindringt. Noch geläufiger: Ihr sollt, müßt die Stadt schon im Rücken haben, wenn u. s. w.*) — Einigermaßen schließt sich hier der imperativische Gebrauch des passiven Particip. im Deutschen an:

Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben! u. s. w.

= laßt uns noch den funkelnden Wein trinken, was sich als 4te Wendung für das franz. buvons! den oben erwähnten anschließt.

Ebenso: Rosen auf den Weg gestreut!
Und des Harms vergessen!

Als zweite undeutsche Imperativform führt Dr. Krüger den passiven Imperativ werde gelobt an; wir glauben, auch dies mit Unrecht. Freilich streng als Befehl wird ein passiver Imperativ nicht vorkommen, denn ich kann wohl Jemandem befehlen, etwas zu thun, nicht aber füglich, von einem Andern etwas zu erfahren. Aber als Wunsch kann auch der passive Imperativ wohl vorkommen, wie auch der aktive oft diese Bedeutung hat z. B. Vive felix, vale et amare ab omnibus!

Lebe glücklich, leb wohl und werde von Allen geliebt!

= erfreue dich der Liebe Aller! —

Wir werden schwer zu überreden sein, daß folgender Fluch undeutsch sei: „Häuft Gold auf Gold! aber freut euch dessen nicht und laßt Keinen sich dessen freuen! Wühlt im Golde! aber hungert selbst und speiset keinen Hungrigen! Habt Schätze, aber werdet nicht geschätzt! Werdet verhöhnt, verachtet, gehaßt! u. s. w."

Ein anderer Fall, in welchem dieser passive Imperativ auch im Deutschen vorkommen kann, ist der, wo der Imperativ einen Bedingungssatz ersetzt, z. B. Sei reich: Tausende werden sich deine Freunde nennen; werde der Schätze beraubt und Niemand wird etwas von dir wissen wollen.

* * *

---

*) Vergl. auch Goethe 5, 145: O! habt mich entschuldigt!

Eine dritte von Herrn Dr. Krüger als undeutsch getadelte Form werden gelobt werden als Infinitiv Fut. Paſſ. = laudatum iri geben wir dagegen gern Preis, nur die Bemerkung können wir dabei nicht unterschreiben:

„Originaldeutsch genommen müßte es mindestens heißen: geliebt werden werden, da der regierende Infinitiv im Deutschen überall nach steht, nie voran."

Es ist freilich unnütz, darüber zu streiten, wie eine undeutsche Form lauten müßte, wenn sie — deutsch wäre; aber jedenfalls zeigt die von Herrn Dr. Krüger getadelte Stellung von einem richtigen Sprachgefühl. Wenn nämlich auch das Verbum (das s. g. Verbum finitum) im abhängigen Satz im Allgemeinen die letzte Stelle einnehmen muß, — er hat einen Brief geschrieben; ich weiß, daß er einen Brief geschrieben hat u. s. w. —, so macht doch der Fall davon eine Ausnahme, wie ich dies an anderer Stelle ausführlich entwickelt habe, wo zwei ruhende Formen eines Verbs (Particip oder Infinitiv) zusammenstoßen, z. B. er hat einen Brief schreiben lassen; ich weiß, daß er einen Brief hat schreiben lassen. Unerhört hart wäre die Stellung, daß er einen Brief schreiben lassen hat; ähnlich auch: ich weiß, daß die Briefe werden geschrieben werden, obgleich man im Sing. beide Stellungen anwenden kann: daß der Brief geschrieben werden wird und wird geschrieben werden. Die Anwendung auf den vorliegenden Fall wird sich leicht machen lassen; hier erwähne ich nur noch, daß der Einfluß der erwähnten Stellung ganz allein in manchen Sätzen, wo sie sonst gewöhnlich ist, die infinitivische Verkürzung unmöglich macht. Z. B. kann man wohl sagen statt: Er macht sich Vorwürfe, daß er seine Absicht nicht ausgeführt hat.

Er macht sich Vorwürfe, seine Absicht nicht ausgeführt zu haben.

Nun aber füge man noch etwas hinzu:

Er macht sich Vorwürfe, daß er sich hat abschrecken lassen und seine Absicht nicht ausgeführt hat,

und versuche die Verkürzung: man wird sogleich ersehen, daß sie unmöglich ist, weil hier lassen das regierende Verbum nicht hinter sich verträgt.

In Bezug auch die s. g. ruhenden Formen der Verbs (Particip und Infinitiv) können wir aber hier eine weitere Bemerkung nicht unterdrücken. In unsern Grammatiken ist immer noch die Rede von einem Infin. Präſ., Perf., Fut. und ebenso von einem Part. Präſ., Perf., Fut., gleichsam als ob in dem Particip oder adjektivischen Verb und in dem Infinitiv oder substantivischen Verb — um sie nach ihrem häufigsten Gebrauch zu bezeichnen — noch von der Zeit die Rede wäre. Und doch ist, was in diesen Formen des Verbs von dem eigentlich verbalen Charakter zur Ruhe kommt oder, um einen physikalischen Ausdruck zu gebrauchen, latent wird, eben die Person und die Zeit, und es giebt daher so wenig einen Infinitiv oder ein Particip Futuri als eine erste oder zweite Person des Infinitivs oder Particips. —

Die Richtigkeit des Gesagten erhellt schon daraus, daß neben dem s. g. Part. (Infin.) des Präſ. und des Fut. — das des Perf. auftritt, welches offenbar nicht die Vergangenheit, sondern vielmehr die Vollendung bezeichnet, daß aber so wenig ein besonderes Part. wie ein Infin. der Vergangenheit (des Imperf.) existirt. — Gewöhnlich gilt, um zunächst beim Part. zu bleiben, amans, liebend als Part. Präſ.; daß aber diese Bezeichnung nicht ganz richtig ist, läßt sich leicht beweisen. In dem Satze: er kränkte den liebenden Vater, wo das Part. bedeutet der Vater, der ihn liebte, müßte man es vielmehr ein Part. Imperfecti nennen. Auf die Zukunft aber bezieht sich das s. g. Part. Präſ. z. B. in folgender Stelle Platens (4, 34):

> Und er schüttelt vom Ost, im Vorbeigehn, mild den vergoldeten Ball der Orange
> Und die kühlende Frucht der Granate mit ihr, für in Zukunft Dürstende sorgend.

Aehnlich ist es mit dem s. g. Part. Perf. Paſſ. geliebt, amatus. Der geliebte Vater ist nicht bloß einer, der geliebt wurde, sondern auch einer, der noch jetzt geliebt wird und bekannt ist z. B. Klopstock's Ode an seine künftige Geliebte. — Hier hält man uns aber vielleicht die lat. Part. Fut. entgegen; aber

amaturus und amandus sind in der That gar keine Part. Fut., das letztere bedeutet nicht einen, der geliebt werden wird, sondern der geliebt werden muß und heißt daher auch bei einigen Grammatikern richtig Part. necessitatis; das andere aber bedeutet zunächst auch nicht einen der da lieben wird, sondern der im Begriff steht zu lieben, nicht une personne qui aimera, sondern une personne qui va aimer, nur daß diese Bedeutung in einzelnen Fällen in jene übergeht. Die Partic. nämlich als Adjectiva verbalia können möglicherweise auch alle jene Begriffe ausdrücken, welche im Verbum durch die Form oder durch eigene Hilfsverba ausgedrückt werden z. B. die Vollendung, welche wir durch das Hilfsverb haben bezeichnen, locutus u. s. w. Denkbar sind natürlich zu den Hilfsverben können, sollen, müssen, dürfen u. s. w. besondere Partic. einer der lieben, geliebt werden kann, soll, muß, darf u. s. w., nur daß in den gewöhnlichen Sprachen dafür nicht eigene Formen existiren; doch gehören dahin z. B. amandus, einer der geliebt werden muß, amaturus = une personne qui va aimer (going to love), und im Deutschen auch beschreibbar, was beschrieben werden kann, und mit der Negation unbeschreibbar u. s. w. — Wie vieler Nüancen das Verbum fähig ist, dafür mag als Beispiel das Türkische dienen, in welcher Sprache auf eine bewunderenswerth einfache Weise eine Masse der feinsten Nüancen am Verbum durch Einschiebung gewisser Silben bezeichnet werden. Nämlich so:

sevmek entspricht unserm Aktiv lieben; ein eingeschobenes il bezeichnet das Passiv, ebenso me die Negation, eh—me die Unmöglichkeit, dür das Kausativ, isch die Wechselseitigkeit und in die Rückbeziehung, so daß aus dem einen Verbum folgende sich entwickeln:

A. Aktiv 1) sevmek lieben
2) sev|me|mek nicht lieben
3) sev|ehme|mek nicht lieben können.

B. Passiv 4) sev|il|mek geliebt werden
5) sev|ilme|mek nicht geliebt werden
6) sev|ilehme|mek nicht geliebt werden können.

C. Kausativ 7) sev|dür|mek lieben machen
8) sev|dürme|mek nicht lieben machen
9) sev|dürehme|mek nicht lieben machen können.

Passiv des Kausativs:
10) sevdür|il|mek gemacht werden, daß man liebt = zur Liebe geneigt sein
11) sevdür|ilme|mek zur Liebe nicht geneigt sein
12) sevdür|ilehme|mek zur Liebe nicht geneigt sein können.

Kausativ des Passivs:
13) sev|il|dürmek machen, daß man geliebt wird
14) sev|il|dürmemek nicht machen, daß man geliebt wird
15) sev|il|dürehmemek nicht machen können, daß man geliebt wird.

D. Reciprok. 16) sev|isch|mek sich gegenseitig lieben
17) sev|ischme|mek sich gegenseitig nicht lieben
18) sev|ischehme|mek sich gegenseitig nicht lieben können.

Passiv des Reciproks:
19) sev|ischil|mek wechselseitig geliebt werden d. i. liebend geliebt werden
20) sev|ischilme|mek nicht wechselseitig geliebt werden
21) sev|ischilehme|mek nicht wechselseitig geliebt werden können.

Kausativ des Reciproks:
22) sev|ischdür|mek machen, daß man sich gegenseitig liebt
23) sev|ischdürme|mek nicht machen ꝛc.
24) sev|ischdürehme|mek nicht machen können, daß ꝛc.

Passiv vom Kausativ des Reciproks:
25) sev|ischdüril|mek zur gegenseitigen Liebe geneigt sein (eigentl.: gemacht werden, daß man sich gegenseitig liebt)
26) sev|ischdürilme|mek zur gegens. Liebe nicht geneigt sein
27) sev|ischdürilehme|mek zur gegens. Liebe nicht gen. sein können

Kausativ vom Passiv des Reciproks:
28) sevisch|il|dürmek machen, daß man liebend geliebt werde
29) sevisch|il|dürmemek nicht machen, daß ꝛc.
30) sevisch|il|dürehmemek nicht machen können, daß ꝛc.

E. Reflexiv. 31) sev|in|mek sich lieben
32) sev|inmemek| sich nicht lieben
33) sev|inehmemek| sich nicht lieben können.

Passiv des Reflexivs
34) sevin|il|mek von sich geliebt werden
35) sevin|ilme|mek von sich nicht geliebt werden
36) sevin|ilehme|mek von sich nicht geliebt werden können.

Kausativ des Reflexivs
37) sevin|dür|mek machen, daß man sich selbst liebt
38) sevin|dürme|mek nicht machen, daß ꝛc.
39) sevin|dürehme|mek nicht machen können, daß ꝛc.

Passiv vom Kausativ des Reflexivs
40) sevindür|il|mek geneigt sein sich selbst zu lieben
41) sevindür|ilme|mek nicht geneigt sein ꝛc.
42) sevindür|ilehme|mek nicht geneigt sein können ꝛc.

Kausativ vom Passiv des Reflexivs
43) sevinil|dür|mek machen, daß man von sich selbst geliebt werde
44) sevinil|dürme|mek nicht machen, daß ꝛc.
45) sevinil|dürehme|mek nicht machen können, daß ꝛc.

Fügen wir nun noch hinzu, daß man von jedem dieser 45 Verba Partic. und Infin. bildet und zwar 2 s. g. Part. Präs., ein undeklinables sevür und ein deklinables seven = liebend; 2 der Vollendung sevmisch und sevdük = ayant aimé, geliebt habend; 4 s. g. des Fut. seviser und sevedjek (j wie im Franz. zu sprechen) = amaturus, im Begriff zu lieben und sevmelü, sevehmelü lieben müssend; dann noch 12 s. g. Gerundia, deren hauptsächliche Bedeutungen sich etwa deutsch so bezeichnen lassen:

indem man liebt; indem man geliebt hat; indem man fortwährend liebt; indem man solang liebt bis . . .; nachdem man geliebt hat u. s. w.

und endlich ein Infin. Präs. sevmek lieben; 1 Präter. sevmisch olmak geliebt haben; 2 des Plusquampf. sevdükden evvel, sevmezden evvel (die Bed. erhalten diese Formen übrigens erst durch das dabeistehende Adverb evvel, welches unserm zuvor, früher entspricht), dann einen s. g. 2. Infin. Plusquampf. sevdükden sonrak (dies letzte Wort ist ein Adverb und bedeutet nah) und einen des Futurs oder vielmehr richtiger der Nothwendigkeit sevedjek olmak (amaturum esse oder vielmehr lieben müssen); — so wird man den Formenreichthum der türkischen Sprache in Vergleich zu den uns bekannten occidentalischen bewundern, aber auch in diesem Reichthum bei näherer Prüfung anerkennen müssen, daß in Participien und Infinitiven an und für sich der Begriff der Zeit wie der Person latent ist.

Um nun speziell auf den Infin. und das Part. Fut. zurückzukommen, so ist moriturus wie gesagt gleich dem engl. going to die, nicht einer der sterben wird, sondern der im Sterben ist; daher ist moriturus est nicht = morietur, sondern he his about to die, going to die; il va mourir und der Satz spero hostem moriturum esse bedeutet ursprünglich nicht: I hope that the enemy will die, sondern that the enemy is going to die.*)

Hieran reihen sich füglich wohl noch einige Worte über die Bildung des deutschen Futurs. Eine eigene Form haben wir bekanntlich dafür nicht, man müßte denn unser Präsens dafür ansprechen in Sätzen wie: Morgen kommt er; nächstes Jahr reis' ich, fahr' ich fort u. s. f. — Gewöhnlich bedienen wir uns des Hilfsverbums werden mit dem Infin. (die Engländer dagegen shall und will sollen und wollen). Dies werden bezeichnet eigentlich den Uebergang aus einem Zustand in den andern: die [früher nicht grüne] Wiese wird grün; er [der früher nicht Beliebte] wird beliebt, daher auch im Passiv. Diese eigentliche Bedeutung des Untergehens aus einem Zustand in den andern, oder des Anfangs eines neuen Zustands hört man z. B. oft noch in Mecklenburg. Sieh mal, es wird regnen bedeutet da oft nicht il pleuvra, oder il va pleuvoir, sondern il commence à pleuvoir es fängt an zu regnen und so bildet man denn auch das Imperf. z. B. ich wollte eben ausgehen, aber da wurde es regnen (es fing an zu regnen). Dieser

*) Vgl. itur man geht; spero iri ich hoffe daß man geht; spero litteras scriptum iri, ich hoffe daß man geht den Brief zu schreiben, on va écrire la lettre.

Gebrauch ist übrigens nicht bloß Provinzialism in Mecklenburg; so schreibt z. B. Burkard Waldis in der 97. Fabel von einer Bohnen (s. W. Wackernagel, Proben deutscher Poesie seit 1500 p. 48 Z. 32):

[Die Kohle] Stund an und war erschrocken hart,
In dem der Strohalm brennen ward.

ferner Hans Sachs (s. ebenda p. 63 Z. 5):

Ja, liebe Mutter, das thu ich gern,
Förcht doch, er werd mich schlagen wern;

dann auch Abraham a. St. Clara (s. W. Wackern. Proben deutscher Prosa seit 1500, Th. 1 p. 920 Z. 10. Wann dergestalten der Prediger den Scharfhobel brauchen wird, wann er auf solche Weis wird die Wahrheit reden, so bringt ihm solches Reden Rädern u. s. w.; Uhlands deutsche Volkslieder 464: Zorniklich ward er seben u. a. m.

S. auch Adelungs deutsches Wörterb. unter werden, wo diese Wendung als eine ehedem sehr häufige, nun aber im Hochdeutschen veraltete aufgeführt wird. In diesem Artikel handelt Adelung auch, worauf ich hier verweise, über das deutsche Futurum.

* * *

Nach dieser Randglosse, in welcher wir uns ziemlich von unserm Text, den Curiosis aus der neuesten deutschen Sprache von Dr. Krüger entfernt, kehren wir zu demselben wieder zurück. Er behandelt nämlich auch die „aus dem officiellen Wiener Deutsch in groß- und kleindeutsche Schriftstücke vorgedrungenen Vokative“: Ew. Gnaden, Ew. Wohlgeboren u. s. w. — Im Allgemeinen kann man hier Hrn. Dr. Kr. beistimmen; aber wenn wir auch weit davon entfernt sind, uns zu Anwälten des Titelunwesens aufzuwerfen, so wird sich doch wohl für die Behandlung der genannten Wendungen als Vokative Manches beibringen lassen. Hr. Dr. Kr. meint freilich: Vokative seien nicht anders denkbar als in der zweiten Person; aber wir würden dafür lieber sagen: als in der Anrede. Nun kann man aber sich selbst anreden, also ist auch ein Vokativ der ersten Person denkbar und möglich, z. B. O ich Unglücklicher! was hab' ich gethan! — ganz so vokativisch wie: O du Unglücklicher! was hast du gethan! — Ebenso wird auch ein Vokativ der dritten Person denkbar sein, wenn diese als Anrede dient, z. B. wenn ein Herr zu seinem Bedinten sagt: Wart Er nur, Er Schlingel! das soll Ihm übel bekommen u. s. w. Namentlich läßt sich auch von der höflichen Anrede Sie statt Du (obgleich es die dritte Person der Mehrzahl ist) ein Vokativ bilden, z. B. O Sie Unglücklicher! was haben Sie gethan! — Man hat nämlich bei dieser ganz gewöhnlichen Anrede gar nicht mehr darauf Acht, daß sie wörtlich ausdrückt quid fecerunt! sondern für unser Sprachgefühl ist es eben nichts weiter als ein höfliches quid fecisti! wie denn auch z. B. der Italiener bei seiner Anrede Lei (oder Ella) nicht mehr an ein Femininum denkt u. s. w.

Ebenso kann nun auch die Anrede Ew. Gnaden, Ew. Wohlgeboren, Ew. Majestät = Du wohl in den Vokativ treten. — Als ein Pendant verweisen wir auf das Neugriechische. Jetzt hat allerdings in Griechenland die Anrede *σν* (Du) die früher gebräuchlichen höflich-vornehmen mehr und mehr verdrängt, man sehe z. B. *Ποιήματα Ἰακώβς Ῥίζου Ῥαγκαβῆ* (Gedichte von Jak. Risos Rangawis, dem Vater des berühmten Alex. Rangawis) Athen 1837 Bd. 2, 218, wo die Antwort auf einen Brief beginnt: *Λαβὼν τὴν ἔμμετρόν της χρυσῆν ἐπιςολὴν κ. τ. λ.* d. h. Als ich Ihren metrischen goldnen (= sehr werthen) Brief empfangen hatte, wobei jedoch das „Ihren“ durch das Pron. der 3. Pers. fem. sing. ausgedrückt ist, wie man auch italienisch sagen würde:

Avendo ricevuto la carissima lettera metrica di Lei

wozu der Verf. die Anmerkung macht: *Κατ' ἐκείνην τὴν ἐποχὴν καθὼς καὶ πρὸ ὀλίγου ἀκόμι αἱ ἐπιςολαὶ ἐγράφοντο συνήθως εἰς τρίτον πρόςωπον πρὸς τιμὴν τοῦ πρὸς ὃν ἀπετείνοντο,* Zu jener Zeit, wie noch vor Kurzem, wurden die Briefe gewöhnlich in der 3. Person geschrieben zur Ehre für den, an den sie gerichtet waren. — Das Femininum erklärt sich dabei wie im Italienischen, weil

das Pron. sich auf ein ausgelassenes Femin. bezieht z. B. ἡ ἀφεντιά σϐ = your lordship, vossignoria u. a. m. Nun aber findet sich diese ehrenvolle Anrede auch nicht ausgelassen und statt (wie gewöhnlich) mit der dritten Person mit der zweiten Sing. verbunden, gleichsam κατὰ σύνεσιν, da ἡ ἀφεντιά σϐ doch eigentlich = σὺ (Du) ist, z. B. Tanti Popolari Toscani, Corsi, Illirici, Greci Raccolti e Illustrati da N. Tommaséo. Venezia 1842. Tom. 3, p. 51.

Διοφῦρι θέλω νὰ γενῶ νἄρκεσαι ἡ ἀφεντιά σου

wörtlich übersetzt: Eine Brücke will ich werden, damit du kommst deine Herrlichkeit statt: damit deine Herrlichkeit komme.

Etwas Aehnliches herrscht in folgendem Distichon:

Ὄντες περνῶ καὶ δὲν κυττῶ, χαίρεσαι ἡ καρδιά σου!
Τὸ κάνω γιὰ τὴ γειτονιὰ, μὴ σέρνῃ τὄνομά σου.

Geh ich vorbei und seh nicht hin, so sieh das mit Behagen!
Ich thu's, daß sich die Nachbarn nicht mit Deinem Namen tragen.

wörtlich:

Wenn ich vorbeigehe und nicht hinsehe, mögest du dich freuen dein Herz.
Das thu ich um die Nachbarschaft, damit nicht sie schleppe deinen Namen.

statt: möge dein Herz sich freuen. —

Man wird hiernach leicht begreifen, daß, wenn auch Vossignoria, your Lordship, Vmd im Spanischen (oder usted d. h. vuestra merced) u. s. w. wie Ew. Gnaden, Ew. Majestät u. s. w. ursprünglich Nominative sind, sie doch wie das Sie (Plur. der 3. Pers.) rein zur Anrede geworden sind, so daß das Neugriech. sogar ἡ ἀφεντιά σου mit der zweiten Person des Verbs verbinden kann und darnach hat dann der Vokativ Ew. Gnaden! nichts Auffallenderes als der Vokativ:

Sie Unglücklicher! — Daß man nicht interpungiren müsse z. B. Ew. Majestät! haben befohlen u. s. w., versteht sich wohl von selbst, wie auch daß wir dem Wust des Titelkrams ein baldiges seliges Ende wünschen.

* * *

Dr. Krüger tadelt Hoffmann, daß er hieher als Verkürzung von hierher deutet; dies ist unhistorisch; Hie sei die Urform, das Ruhende bezeichnend; so entsprächen sich mhd. hie. da, wa (wo). — Hier sei abgeleitete Form, das Bewegte bezeichnend; so entsprächen sich mhd. hier, dar, war (dahin, wohin). Aus hier scheinen provinziell erweitert hieher, während auch wieder provinziell gesagt werde: komm hier! nach alter Bed. u. s. w. —

Wenn Hoffmann hier irrte, so thäte er das doch gemeinschaftlich mit den bedeutendsten Sprachforschern. So z. B. lehrt Adelung in seinem Wörterbuch unter hier: „Die oberd. Mundart läßt dies r, welches gewiß nicht überflüssig, gerne weg, daher dies Nebenw. in der deutschen Bibel noch so oft hie lautet, was aber im Hochd. fehlerhaft ist, ohngeachtet das hia in der fränk. Mundart schon im 8. Jahrh. vorkommt, auch das dar, als der Gegensatz des hier, sein r gern verbeißt" u. s. w.

Hr. Dr. K. scheint uns aber zu irren und zwar, weil er nur bis aufs Mittelhochd. zurückgeht; im Althd. lautete das Wort hiar, hier und im Goth., Angels., Altsächs. und Altnord. her. Daß das r ursprünglich ist, hätte Hr. Dr. K. z. B. schon aus dem Englischen ersehen können, wo die Ruhe bezeichnet wird durch here, there, where, während für die Bewegung hither u. s. w. gilt.

Wir bemerken hier ferner noch, daß der Ruf komm hier! und Aehnliches nicht bloß provinziell ist, sondern sich auch in der Schriftsprache findet, z. B. Bürger in der Lenore:

Sasa, Gesindel, hier! Komm hier!

Göthe im Faust (11, 49): Geselle dich zu uns! Komm hier!
vgl. 23, 9: Hier gekommen, gleichsam gezwungen, endlich an einen Ruhepunkt und 12, 88.

War's nicht hier, vor so viel Jahren,

Wo ich ängstlich und beklommen,
War als guter Fuchs gekommen.

S. das deutsche Wörterbuch von Jak. Grimm und Wilh. Grimm, kritisch beleuchtet von dem Unterzeichneten, Heft 1, p. 92 und 2, 87.

* * *

Zu dem Göthe'schen Fischer (s. Archiv XIII, Heft 1 und 2 p. 227 und besonders p. 330) gehört als Parallelstelle auch Göthe Bd. 18, 331:

„Es war umher so warm und so feucht, man sehnte sich aus der Sonne in den Schatten, aus der Schattenkühle hinab in's kühlere Wasser. Da war es denn ihm leicht, mich hinunter zu locken, eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderstehlich.

Vgl. des Dichters Worte über seine Ballade bei Eckermann, sie solle das Gefühl des Wassers ausdrücken, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt zu baden.

Solche Parallelstellen können freilich nicht zur Erklärung, aber doch wohl zur Erläuterung mancher Stelle dienen. — Wenn ich im Folgenden noch einige hersetze, so mögen dieselben allerdings schon ähnlich benutzt sein, ohne daß ich es augenblicklich weiß.

* * *

Zu dem Göthe'schen Sänger (1, 138) halte man Göthe's Recension über die lyr. Gedichte von Blum, Berlin 1772 (32, 28), worin es unter Anderm heißt:

„Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so groß? — Die Natur trieb sie zum Singen, wie den Vogel in der Luft. Uns — wir können's uns nicht verbergen — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leier und darum sind unsere besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien."

Diese Stelle führen wir nicht bloß als Pendant zu den Versen an:

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet 2c.

Sie scheint uns auch ein Licht auf V. 3 und 4 der ersten Strophe zu werfen, namentlich auf das wiederhallen. Draußen, im Freien, schallt das Lied des Sängers; im Saale des Königs wird es zum bloßen Wiederhall. (S. eine Erklärung des Göthe'schen Gedichtes von dem Unterzeichneten in der „höhern Bürgerschule" von Vogel und Körner.

* * *

Zu dem parabolischen Gedicht die Hochzeit (2, 213): „Im Dorfe war ein groß Gelag" u. s. w. halte man 32, 341 die Besprechung von H. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel. Wir führen daraus hier folgende Stelle an:

„Menschen, die sämmtlich Eine Sprache sprechen, aber in den verschiedensten Dialekten, und jeder glaubt, auf seine Weise drücke man sich am besten aus; der Schweizer schüttelt den Kopf über den Niedersachsen, der Wiener über den Berliner: von dem, worauf es eigentlich ankäme, weiß aber einer so wenig zu sagen als der andre; sie tanzen mit wenig Ausnahmen alle am Hochzeitsfeste und niemand hat die Braut gesehen u. s. w.

* * *

Zu dem Gedicht die Spinnerin (1, 161): Als ich still und ruhig spann u. s. w., hatte man ein — irre ich nicht, auch von J. H. Voß nachgeahmtes — englisches Gedicht in The Tea-Table Miscellany or a Collection of Choice Songs. By Allan Ramsay p. 171. Wir setzen die erste und den Anfang der dritten Strophe her:

The Loving Lass and Spinning-wheel.

As I sat at my spinning-wheel,

A bonny lad was passing by:
I view'd him round, and lik'd him weel (= well)
For trouth he had a glancy eye.
My heart new panting, 'gan to feel,
But still I turn'd my spinning-wheel.
My mlik-white hands he did extol,
And praised my fingers lang and small etc.

* * *

Zu der Legende vom Hufeisen (2, 224) s. man die „altdeutsche Heiligensage“ aus mündlicher Ueberlieferung wörtlich aufgezeichnet in Büschings wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters. 1816. 27. Stück. p. 3.

* * *

Für die Wahlverwandtschaften, namentlich zu der Stelle 15, 100 ff. von dem nächtlichen Besuch Eduards bei seiner Frau, vgl. man das 7. Kapitel aus Seneka's Abhandlung von der Unerschütterlichkeit des Weisen. Wir führen die Stelle, auf welche wir deuten, hier nach J. M. Moser's Uebersetzung an:

„Wenn Einer seinem Weibe beiwohnt, mit dem Gedanken, es sei die eines Andern, so ist er ein Ehebrecher, obgleich jene keine Ehebrecherin ist.

* * *

Das franz. Original von Paradis Moncrif zu dem bekannten Lebensliede von Herder: Flüchtiger als Wind und Welle ist die Zeit: was hält sie auf? u. s. w. findet sich p. 175 der 1806 erschienenen Reime von Mich. Assprung mit der Bemerkung auf p. XIV. S. Anthol. Franç. Tom. II. p. 13. Man wird es hier nicht ungern mitgetheilt sehen:

Plus inconstant que l'onde et le nuage,
Le temps s'enfuit: pourquoi le regretter?
Malgré la pente volage
Qui le force à nous quitter,
En faire usage, c'est l'arrêter.
Saisissons ses faveurs,
Et si la vie est un passage,
Sur ce passage au moins sémons des fleurs!

* * *

Zu den von Hr. Dr. Hense in seinem vortrefflichen Aufsatze (Archiv XIII, 1 und 2, p. 176 ff.) beigebrachten Stellen über das Klagelied der Nachtigall gehören auch wohl die folgenden beiden: 1) aus den Vögeln des Aristophanes V. 209 *Ἄγε σύννομέ μοι κ. τ. λ.*, deutsch etwa:

Du Genossin mir, auf! laß ab von dem Schlaf
Und der heiligen Hymnen Gesang gieß aus,
Den mit göttlicher Stimme du süß hinhauchst,
Wenn mit schmelzendem Tone du klagest um mein
Und um dein vielthränenbeweinetes Kind
Aus der schallenden Brust.
Durch der Linde belaubtes Gebüsch, wie rein
Steigt auf dein Hall zu des Zeus' Wohnsitz,
Wo der goldengelockete Phöbus entzückt
Aufhorchet dem Sang, den du singst, und zur Harf'
Ihn entgegen dir spielt und zum Reihn aufstellt
Der Unsterblichen Chor.
Und dann aus dem Mund der Unsterblichen klingt
Einstimmend mit dir
Ach, der Seligen göttliche Wehmuth.

dann 2) aus Philostrats Heldengeschichten eine Stelle, welche in der Uebersetzung von Fr. Jacobs (Stuttgart 1826) 1, 24 also lautet:

Winzer: Und noch hast du die Nachtigallen nicht gehört, wie sie in diesem Bezirke ihre attische Kunst zeigen, wenn der Abend kommt und [wenn] der Tag anbricht.

Phönizier: Mir ist es eben, als ob ich sie gehört hätte, und wir meinen wohl Beide, daß sie nicht wehklagen, sondern nur singen.

* * *

Ueber das Verhältniß der Ableitungssuffixa heit und keit zu einander handelt ausführlich z. B. Adelung in seinem deutschen Wörterbuch 2, 1087. ff. u. 1543 ff. Wir sehen hier davon ab, daß er noch von einigen jetzt ganz gewöhnlichen Wörtern, z. B. Mündlichkeit behauptet, sie könnten nicht gebildet werden, und betrachten hier zunächst nur die von Adjektiven auf er durch die genannten Suffixa gebildeten Substantiva. „Die Beiwörter, welche sich auf bar, er, ig, lich und sam endigen, nehmen keit an, Sicherheit und einige wenige andere ausgenommen", sagt Adelung (S. 1088) und S. 1544 führt er an: die Bitterkeit, Heiterkeit, Munterkeit, Finsterkeit, Tapferkeit, Heiserkeit, Lauterkeit, Alberkeit, wofür auch Albernheit üblich sei, das oberd. Oberkeit für Obrigkeit, das niederf. Düsterkeit u. s. w. Für Sicherkeit sei Sicherheit und für Sauerkeit Säure eingeführt.

Statt Finsterkeit ist wohl Finsterniß gewöhnlicher und ebenso statt Düsterkeit Düsterniß, von welchem Worte Dr. Wilh. Hoffmann in seinem Wörterbuch der deutschen Sprache wohl nicht mit Recht behauptet, daß es veraltet sei; es findet sich außer in der von ihm angeführten Stelle bei Matthisson (p. 172) z. B. noch bei Göthe 31, 109: „Der beste Theil aber bleibt begraben in der Düsterniß u. s. w." und bei Daumer in seinem Hafis (Hamburg 1846) p. 91: „O Düsterniß, o Trauerflor!" u. s. w. — Eine andre Form, welche dem jetzt statt Alberkeit gewöhnlichen Albernheit entspricht, ist Düsternheit (s. Hoffmann) z. B. bei Matthisson (167) in dem Gedicht, das Kloster: Kaum deuten in der Bogen Düster**n**heit u. s. w.; Göthe 32, 73: Er zaubert ihnen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie sonst nichts als Düster**n**heit und Verwirrung sahen; und p. 274: In Absicht auf Lokalität große Düster**n**heit u. s. w. — Irren wir nicht, so ist das endlich für das alte alber allgemein gewordene albern aus dem diesem Düsternheit entsprechenden Substantiv Albernheit zu erklären. —

In dem von Adelung über die Subst. auf heit Bemerkten vermissen wir ferner die Regel über den Fortfall des **d** (t) in den auf **nd** (nt) ausgehenden Adjektiven (Participien), z. B. Allwissen-heit, Unwissen-heit, Allvermögen-heit (Kant 2, 361), Anwesen-heit, Abwesen-heit, Zuvorkommen-heit, Vorkommen-heit (Vorfall), Obliegen-heit (Göthe 26, 75), Wohlreden-heit (19, 138), Unbedeuten-heit (11, 75; 13, 250); Gewohn(t)-heit, Ungewohn-heit. Wir verweisen hier auf unsre kritische Beleuchtung des Grimm'schen Wörterbuchs, Heft 1, 68 und 2, 72, wo wir auch eine Stelle aus Düntzer's Kommentar zum Faust besprochen haben, in welcher der Erklärer, dem die erwähnte Regel entgangen, dem Dichter fälschlich die Form Unbedeuten-heit als irrig aufmutzt.

Schließlich sei hier noch als ein in drei Formen vorkommendes Substantiv erwähnt: Schlecht-heit, Schlechtigkeit und das allerdings wohl nicht sehr gewöhnliche Schlechtniß. (s. Göthe 3, 18):

Weil in glücklichem Gedächtniß
Des Korans geweiht Vermächtniß
Unverändert ich verwahre
Und damit so fromm gebahre,
Daß gemeinen Tages Schlechtniß
Weder mich, noch Die berühret u. s. w.

Noch ungewöhnlicher ist z. B. Schweigniß (Göthe 12, 243) u. ä. m.

* * *

Merkwürdig ist es, wie oft Gedichte gerade in den Reimwörtern verdorben sind. Die Herstellung der ursprünglichen richtigen Lesart läßt sich aber gerade dadurch oft mit schlagender Evidenz bewirken. Wir geben einige Beispiele. In einer 1841 in Athen erschienenen Sammlung von neugriech. Liedern (*Τραγῴδια ἤτοι διάφορα ᾄσματα ἡρωϊκὰ, κλεφτικὰ καὶ ἐρωτικά*) ist z. B. p. 122 ein Lied (nach der bekannten Melodie O Pescator dell' onda), wovon die erste Strophe lautet:

Τὰ μάτια σου τὰ μαῦρα, Θεανώ!
Μ' ἐγέμισανε λαῦρα τ' ἀρφανὸ [l. *ὀρφανό*]
Μοῦ ἐσκότισαν τὸν νοῦν
Καὶ μ' ἀνάπτουν καὶ μὲ καίουν [l. *κάπτουν*] *ὅταν ἀκτινοβολοῦν,*
Ἀκριβή μου Θεανώ!

deutsch etwa:

Ach Deiner Augen Schwärze, Theano!
Erfüllt mit Gluth mein Herze, ach und o!
Und verfinstert meinen Sinn,
Setzt in Gluth mir meinen Muth mir, wenn sie strahlen auf mich hin,
Meine theure Theano!

Hier muß offenbar statt *καίουν* (sie brennen) als Reim zu *ἀνάπτουν* das gleichbedeutende *κάπτουν* gelesen werden. — Die folgende Strophe beginnt:

Τα ῥόδινά σου χείλη, Θεανώ,
Στὸν ᾅδην θὰ μὲ στείλουν, τὸ πτωχὸ.

wörtlich: Deine rosigen Lippen Theano werden mich,*) den Armen in den Hades schicken; aber da *χείλη* und *σείλουν* nicht reimt, so wird es heißen müssen (im Singul.):

Τὸ ῥοδινό σου χεῖλι, (spr. chili)
Στὸν ᾅδην θὰ μὲ στείλῃ (spr. stili).

Ebenso in der letzten Strophe

Σὲ φίλησα στὸ στόμα, Θεανώ!
Καὶ καίομαι ἀκόμη [l. *ἀκόμα*], *τὸ φλογερό!*
Ich küßt' dich auf dem Munde
Und brenne noch zur Stunde.

Ich begnüge mich, gleich aus dem folgenden Gedichte noch ein Beispiel anzuführen, darin heißt es:

Ἐφούσκονε τ' ἀέρι λευκότατα πανιὰ
Σὰν τὸ περιστεράκι, 'π' ἁπλόνει τὰ πτερά.

Der Wind schwellte die weißen Segel, wie das Täubchen, das die weißen Flügel breitet. Eigentlich sollte jede Zeile als 2 geschrieben sein, und da dann die dritte Zeile auf *ἀέρι* reimen müßte, so wird offenbar zu lesen sein: *Ὡσὰν τὸ περιστέρι* d. h. wie die Taube.

Ein anderes Beispiel mag ein serbisches Liedchen aus Wuk Stephanowitschens bekannter Sammlung (4, No. 285) abgeben, das ich erst in formgetreuer Uebersetzung folgen lasse:

1.
Winter schwand hin,
(O du mein Seelchen!)
Frühling kommt ins Land hin.

2.
Vöglein singen
(O du mein Seelchen!)
Rosen knospend springen.

3.
Alles herzet,
(O du mein Seelchen!)
Nicht die Zeit verscherzet!

4.
Doch du Goldchen
(O du mein Seelchen!)
Ungeküßtes Holdchen!

5.
Zeit verscherzen
(O du mein Seelchen!)
Heißt es: — mich nicht herzen.

---

*) Mich, das Waisenkind, als gewöhnliche Bezeichnung des zu Bemitleidenden.

Die leichtübersichtliche Form des kleinen Frühlingsliedes bedarf keiner Bemerkung, die Mittelzeile ist ein in jeder Strophe für das Singen wiederkehrender Refrain; im Original findet sich in der 4. Strophe statt des Reimes eine volle Assonanz zlato und drago. Die 2. Strophe aber lautet, abgesehn von jenem Refrain,

Ptize poyu,
Zwetayu ruyize.

Offenbar sind die beiden Wörter der ersten Zeile umzustellen:

Poyu ptize
Zwetayu ruyize.

Doch genug der Beispiele aus den Liedern anderer Völker; auch aus deutschen Gedichten lassen sich viele Proben geben. Wir erwähnen hier zunächst den Anfang eines vielgesungenen Liedes, von dem uns wenigstens nicht bekannt ist, daß er als korrumpirt auch Andern aufgefallen.

Prinz Eugen, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wiederum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.

Der Reim, der sonst — die beiden ersten Zeilen jeder Strophe — wenn auch nicht immer sehr rein (eben, Regen; Pferde, Schwerte) verbindet, fehlt hier: Uns scheint es höchst wahrscheinlich, daß die Verse ursprünglich gelautet haben:

Prinz Eugen, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser kriegen wieder [oder widder] u. s. w.

Auf ähnliche korrumpirte Stellen in Volksliedern kommen wir wohl einmal gelegentlich wieder zurück; daß z. B. Stellen im Göthe auf solche Weise korrumpirt sind, haben wir in der kurzen Besprechung der neuen Ausgabe deutscher Klassiker bemerkt. Wir heben dazu hier noch Einzelnes hervor. Bd. 11, 146 heißt es:

Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug.

Offenbar sollte die erste Zeile mit Gottverhaßte als Reim zu faßte endigen — Etwas ganz Aehnliches haben wir 2, 70 in dem gereimten Gedicht: Lili's Park. Dort heißt es:

Alle Bäume, alle Büsche scheinen lebendig zu werden:
So stürzen sich ganze Herden
Zu ihren Füßen; sogar im Bassin die Fische
Patschen ungeduldig mit den Köpfen heraus:
Und sie streut dann das Futter aus u. s. w.

Auf Fische fehlt der Reim, der aber richtig hervortrit, wenn die erste Zeile in zwei getheilt wird:

Alle Bäume, alle Büsche
Scheinen lebendig zu werden.

Dies Gedicht enthält übrigens p. 71 noch mehrere Stellen, die, wie der Reim zeigt, einer Verbesserung bedürfen. Wir setzen sie hierher, indem wir in [ ] unsre Konjekturen beifügen, die wir aber gern preisgeben, wenn Jemand näherliegende vorbringt:

Schieben sich, drängen sich, reißen sich,
Jagen sich, ängsten sich, beißen sich
[Beinah zu Tod]
Und das all um ein Stückchen Brod u. s. w.

Für den folgenden Absatz vermuthen wir nur eine andre Eintheilung der Verse:

Aber der Blick auch! der Ton, wenn sie
Ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiters vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja, der edle Pfau sogar,
Ich schwöre, sie kämen
Wenn sie den Ton
Von weitem nur vernähmen.

In dem folgenden Absatz ist die 6. Zeile ohne ihre Reimzeile: Bis auf einen gewissen Punkt versteht sich! Wahrscheinlich fehlt eine Zeile, vielleicht: Um den just Alles dreht sich. Doch ist es gerade hier schwer, eine evident richtige Ergänzung vorzunehmen; wir begnügen uns daher, nur die Stelle anzudeuten, wozu die Reimzeile fehlt; ebenso Bd. 2, 31, wo im zweiten Absatz die Zeile:

Was sitzest du entfernt von jenen Freuden?

die einzige reimlose im ganzen Gedicht ist.

* * *

Hieran mögen sich einige Bemerkungen über die Reime bei Göthe schließen, nicht sowohl nach ihrer musikalischen Wirkung (vgl. z. B. Echtermeyer in seiner Auswahl deutscher Gedichte. Herausgeg. v. R. H. Hiecke p. LXI), als nach ihrer Reinheit. Daß er sich viele unreine Reime erlaubt hat, bedarf der Bemerkung nicht; namentlich reimt er von Vokalen **e, ä, ö,** mit einander; ebenso **i** und **ü**; **eu** und **ei** und beachtet die Schärfung und Dehnung der Vokale nicht immer. Hierin geht namentlich Schiller noch weiter, der bekanntlich Reime wie Ton und nun; finden und wenden; wünschen und Menschen hat. Von Konsonanten aber reimt Göthe nicht bloß **g** mit **k** und **ch**; **d** mit **t**; **s** mit **ß**; **b** mit **p**; sondern auch noch manche andre. Wir erwähnen hier zunächst Reime mit **m** und **n** auch in betonten Silben; denn in tonlosen (z. B. Odem, Boden; meinem und reinen) haben auch Andre sie häufig. Aber wie sich z. B. auch im Volkslied findet:

Ich geh nicht ehr vom Platze heim,
Als bis die Wächter zwölfe schrein

vgl. Es ging ein Gänschen über'n Rhein, und kam ein Giggag wieder heim oder wie z. B. auch Daumer in seinem Hafis (1, 111) auf Namen, kamen, Damen, Imamen, Hamen u. s. w. den Reim hat: mahnen: ebenso reimt nun Göthe 1, 63 daheim, sein; 2, 146 Selzerbrunn, ringsherum; 2, 262 ergehn, Polyphem; 12, 284 vernehmen, dröhnen; 2, 257: wendest, entfremdest; 6, 78 rennt, hemmt; 4, 26 brennt, kömmt; ja 2, 108 sogar schleunig; heim[l]ich. Ueber dies überschüssige **l** sprechen wir sogleich. Hierher gehört auch das Ende des Fischers 1, 150:

Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,

mit der Reimzeile:

Halb zog sie ihn, halb sank er hin.

Andre verwandte Buchstaben, die Göthe mit einander reimt, sind **r** und **l**, z. B. 2, 345: mühselig, thörig; 1, 108 befiehlt, avancirt; 344 wollt, fort. Hierher gehört auch 2, 20 Z. 5 und 8: andern, wandeln, wenn nicht vielleicht wandern zu lesen ist. — Ferner reimt er **l** mit **n** 4, 28 Seila, Boteinah, wenn nicht hier vielleicht bloß die Endsilbe reimen soll; **n** und **r** 3, 30 Gewohnheit, Thorheit; **l** und **d** 2, 119 Ständigkeit, Männlichkeit; **t** und **k** 4, 65: erhalten, Falken; **b** mit **f** und **v** 6, 134 Laven, haben; 2, 211 Tafel, Fabel; **f** mit **g** 12, 52 schläft, regt; ferner was sich auch bei Andern wohl findet, **ngs** mit **nz**; Glanz, Gangs; vgl. 4, 51: Antichambern, Koriandern: **d** mit **z** (= **ds** s. u.) 3, 64 absurd ist, kurz ist. **z** mit **tsch** 3, 13 peitschen, reizen; und **sch** mit **s** 2, 320: wetterwendisch als Reim zu Bekennt[n]iß und Einverständ[n]iß.

Außerdem hat Göthe öfters überschüssige Buchstaben, namentlich die Liquidä **l, n, r, s** und **t** im Reim, so in dem letzten Beispiel das **n**, ebenso auch 2, 180 Bett, Complime[n]t.

Ueberschüssiges **l**: 2, 183 lebendig, unverständ[l]ich und der oben erwähnte Reim 2, 108 schleunig, heim[l]ich.

Ueberschüssiges **r** 1, 174 Wand[r]ern, andern.

Ueberschüssiges **s** 2, 104 geschicht'[s], nicht, Gesicht[s] s. 3, 64 absurd, kurz und 4, 16 keugtest, leuchtet.

Ueberschüssiges **t**: 1, 58 häl[t]st, stellst; 2, 261 Zeug, deuch[t] 2, 345 trinke nun, sinke[t] nun; 12, 248 kräftig, beschäftig[t].

Wir haben weiter zu bemerken: Göthe wendet bei spondäischen Versausgängen nicht bloß Reime an, worin statt des ganzen Ausgangs nur die beiden Endsilben, jede einzeln reimt. Ein voller Reim zu Lauf stört, wäre z. B. aufstört; Göthe reimt aber 4, 13 Lauf stört, aufhört; ebenda: Erzklang, Herz bang; 2, 341 emporblüht, hervorsieht.

Aber er reimt auch wohl bloß die letzte Silbe, z. B. 2, 220 beauftragt, gefragt; 3, 64 absurd sein, lange Pein; 3, 81 Wieland, Einband; 3, 54 Gewißheit, inneren Streit; 4, 44 Nachsicht, bricht; 4, 64 Denen das Wesen wie du bist || Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist; und ebenda: Als ich bin, und als du bist... Der läßt einen jeden, wie er ist; 12, 158: Sich wechselnd wägt und regt, || Sich vertreibt und todtschlägt, || Saaten und Städte niederlegt; 1, 164: Ich komme dir nach || Und am heißen Mittag u. s. w.

Es läßt sich nicht immer entscheiden, ob die Reime bei spondäischen Versausgängen der ersten oder zweiten Weise angehören; doch rechnen wir zu der ersten Weise 3, 4: Ahn frommt, ankommt; dagegen zur zweiten 12, 150: Unwiderstehbar an Kraft | Schützt ihn die Mannschaft.

In wie weit die erwähnten Göthe'schen Licenzen in der Volkspoesie ihren Pendant finden, müssen wir einer andern Gelegenheit vorbehalten.

Dr. **Dan. Sanders.**

Nachträge zu Viehoff's Erläuterung der Gedichte Schillers.
(1839—1840. 5 Thle.)

Bei der großen Verbreitung, welche Viehoff's Kommentar zu Schillers kleineren Gedichten gefunden hat, ist es manchen meiner Collegen vielleicht angenehm, aus dem, was in neuerer Zeit über Schiller erschienen ist, eine kleine Nachlese zu jener Schrift zu erhalten. Ich glaube die einschlagende Literatur ziemlich genau verfolgt zu haben. Eigene Urtheile über Viehoff's Erklärungen gebe ich nicht, sondern will bloß referiren.

I. Theil. S. 1. Das erste bekannte Gedicht Schillers vom J. 1768. siehe IV., 246. und bei Hoffmeister Nachlese I., 5. — Der Abend. s. Hoffm. Nachl. I., 8. — S. 8. Der Eroberer. s. Hoffm. Nachl. I., 12. — S. 28. Der Sturm s. Hoffm. Nachl. I., 21. — S. 31. Monument Moor's. s. Hoffm. Nachl. I., 130. — S. 36. Rousseau. s. Hoffm. Nachlese. I., 143 fgg. — S. 41. Zu Str. 10. Winckelmann im Programm, Salzwedel 1843 S. 2. meint: Die Tyrannen der christlichen Kirche verstanden die Kunst, das Geschrei ihrer Opfer als Musik erscheinen zu lassen, insofern sie nämlich den Wahn zu erzeugen wußten, als wenn Gott durch die Ausrottung der Ketzer ein Dienst geschehe. Vgl. dagegen Viehoff im Archiv 1843. 4. Heft S. 46. — S. 43. Die schlimmen Monarchen. s. Hoffm. Nachl. I., 147. — S. 52. An einen Moralisten. s. Hoffm. Nachl. I., 159. — S. 55. Männerwürde. s. Hoffm. Nachl. I., 152. — S. 62. Der Triumph der Liebe. s. Hoffm. Nachl. I., 162. Zu vergleichen das Lied der Liebe von Hölderlin. — S. 73: „und von ihren stolzen Höhen", und = deßhalb. Winckelmann a. a. O. S. 4. — S. 81. Die Freundschaft. Zu vergleichen: Lied der Freundschaft, und Hymne an die Freundschaft, von Hölderlin. — S. 102. Entzückung. s. Hoffm. Nachl. I., 167. III., 355. — S. 107. Vorwurf. s. Hoffm. Nachl. I., 169. — S. 112. Str. 10: „Kaum erbettelt u. s. w., d. i. das Verlangen nach Ruhm, das mir sonst jeden Sinn entflammen, jede Kraft aufregen konnte, vermag mich jetzt kaum zu einem halben Lächeln zu bewegen". Winckelmann a. a. O. S. 6. — S. 119. Geheimniß der Reminiscenz. Str. 9. Der Gedanke in V. 3. war nicht wahr, nachdem die Welt erschaffen, deshalb die Aenderung. Winckelmann a. a. O. S. 7. Vgl. dagegen Viehoff Archiv 1843, 4. Heft. S. 50. — S. 125. Zu Str. 24: Ihre Welt ist dasjenige Sein der Seelen, in welchem sie von einander getrennt sind. Winckelmann a. a. O. S. 7. — S. 132. Melancholie an Laura. Str. 4. a. E. zu erklären: „Laß dir von den Planeten sagen, daß selbst sie, die doch so viele Veränderungen sahen, uns überdauerten, früher oder später vergehen werden." Winckelmann a. a. O. S. 8. Vgl. dagegen Viehoff a. a. O. S. 50.

— S. 157. Elegie. s. Hoffm. Nachl. I., 186. — S. 165. Kindsmörderin. s. Hoffm. Nachl. I., 190. — S. 175. An Minna. s. Hoffm. Nachl. I., 191. — S. 176. Glück und Weisheit. s. Hoffm. Nachl. I., 192. — S. 181. Größe der Welt. Str. 2. vgl. Viehoff a. a. O. S. 52. — S. 192. Elysium. Schluß zu erklären: „In jenem Leben erreicht die Liebe ihre Vollendung, indem sie frei wird von den Unvollkommenheiten dieses Lebens, namentlich von der Trennung durch den Tod.“ Winckelmann a. a. O. S. 11. — S. 199. Die Schlacht. s. Hoffm. Nachl. I., 195. — S. 201. Der Flüchtling. s. Hoffm. Nachl. I., 196. — S. 203. Die Winternacht. s. Hoffm. Nachl. I., 197. — Zu S. 223; 1781 erschienen in den Stuttgarter „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ gedruckt bei Buchdrucker Christoph Gottfr. Mäntler mehrere Gedichte, von denen No. 19 vom 6. März von Schiller herrührt, nach E. Boas in den Bl. für literar. Unterh. 1850 S. 119 (s. Hoffm. Suppl. I., 28): „Ode auf die glückliche Widerkunft unsers gnädigsten Fürsten.“ (Ist daselbst abgedruckt.) — S. 224. Hochzeitsgedicht. s. Hoffm. Nachl. I., 213. — S. 232. An die Freude. Zu vergl. Hölderlin's Hymnen. Schillers Urtheil im J. 1800: „Die „Freude“ ist nach meinem jetzigen Geschmack durchaus fehlerhaft; und ob sie sich gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung empfiehlt, so ist sie doch ein schlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen. Weil sie aber einem fehlerhaften Geschmack der Zeit entgegenkam, so hat sie die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden. Deine Neigung zu diesem Gedicht mag sich auf die Epoche seiner Entstehung gründen; aber diese giebt ihm auch den einzigen Werth, den es hat, und auch nur für uns, und nicht für die Welt noch für die Dichtkunst.“ (Briefw. m. Körner IV., 196). — Str. 5. Winckelmann a. a. O. S. 12: Wenn der Dichter die Wahrheit, welche den Forscher erfreut, als entstanden aus der Vereinigung aller Forschungen und Erkenntnisse desselben angesehen wissen wollte, so würde diese Erscheinung der Freude mit der andern in derselben Strophe insofern nicht übereinstimmen, als die Freude sonst überall als etwas Objectives erscheint. Demnach wird das aus einem Feuerspiegel strahlende Licht der Wahrheit, — gleich dem Sonnenlichte, das uns was wir sehen sichtbar macht — ein Licht sein, ohne das der Forscher nichts erforschen, nichts erkennen kann. Wenn es nun heißt, die Freude lächle den Forscher aus diesem Feuerspiegel an, so ist das nicht so gemeint, als sähe der Forscher in den Feuerspiegel hinein; vielmehr erfreut er sich nur des von demselben ausgehenden Lichts. Wer jenes thut, so lange die Menschheit noch nicht am „reifen Ziel der Zeiten“ (Künstler 429) angelangt ist, wird statt sich zu freuen, nach unserm Dichter (Götter Griech. Str. 25. V. 5. Künstler V. 54 fgg.) ausrufen: Nimm die ernste, strenge Göttin wieder, die den Spiegel blendend vor mir hält. — S. 252. Der Kampf. s. Hoffm. Nachl. I., 323. — S. 261. Str. 22: „Dieser Gott verdient unsere Verehrung nicht.“ Winckelmann a. a. O. S. 14. vgl. dagegen Viehoff a. a. O. S. 54. — S. 261. Resignation. S. Humboldt Briefw. m. Sch. S. 42. — S. 263. vgl. K. G. Anton Vergleichung der Religionslehren der Bibel mit diesem Gedichte, im Görlitzer Schulprogramm v. 8. Janr. 1849. — S. 264. Str. 1. vgl. Viehoff a. a. O. S. 54. — S. 272. Str. 18. Ebend. S. 55. — S. 275. Der Gräfin von K. s. Hoffm. Nachl. II., 261. — S. 276. zu den Worten: „Auch mir u. s. w.“ Winckelmann S. 16: Der Dichter hat bisher den Gedanken ausgeführt, daß sie an ihm einen wahrhaften Freund gefunden habe. Er fährt fort: Wie du an mir einen wahren Freund hast, so laß auch mich an dir einen wahren Freund haben. Vgl. dagegen Viehoff a. a. O. S. 55. — S. 277. Die berühmte Frau. s. Hoffm. Nachl. II., 265. — S. 284. Die Götter Griechenlands. s. Hoffm. Nachl. II., 267., Julian Schmidt, Gesch. der Romantik II., 333 fgg., das Gedicht: An Freund Kanz bei Hoffm. III. 358 fgg. — Chr. H. Schütze: Kritik der mythologischen Beruhigungsgründe, mit Rücksicht auf Schillers Gedicht die Götter Griech. Altona 1799. — K. G. Anton: Vergleichung der Religionslehren der Bibel mit diesem Gedichte a. a. O. — Zu vergleichen der Preis der griechischen, besonders athenischen Vorwelt in Hölderlin's Archipelagus; dieselbe Anschauungsweise auch im Frühlingshymnus von E. Geibel in dessen Juniusliedern; zu vergl. ferner Rückert's

Bau der Welt. Gedichte III. S. 350 — 354. — Parodie von Dingelstedt „Alle Titel ohne Amt sind aufgehoben" (Fresken in der Paulskirche. In „Nacht und Morgen." Neue Zeitgedichte. 1851. S. 131: „Da ihr noch die schöne Welt regieret, An der Orden buntem Gängelband Selige Geschlechter noch geführet, Schöne Wesen aus dem Fabelland u. s. w."). — Stolbergs Christianismus besonders ausgeprägt in dem Briefe an Jacobi 1794 in Jacobi's Briefw. II., 148 fgg. — Ueber den Stolberg'schen Streit s. noch Schiller im Briefw. m. Körner II. 106., Körner das. 109., über Bankowitz das. 130. Einzelnes, besonders die Namen bespricht Körner I., 288, wogegen Schillers Antwort 310., und über die Revision des Gedichts III., 106. — Zu Str. 6. Winckelmann a. a. O.: Sich bewußt, in ihrer jungfräulichen Schönheit das zu besitzen, was ihr selbst die Herrschaft über Zeus verschaffen konnte, — in diesem stolzen Bewußtsein blieb sie Priesterin und Jungfrau. — S. 315. Die Künstler. Die bezüglichen Stellen aus dem Schiller-Körner'schen Briefw. sind zusammengestellt im Archiv 1849. V. p. 241 — 254, wo auch Bezug genommen ist auf die Kritik von A. W. Schlegel (Werke VII., S. 1 — 23.). Vgl. noch A. Ruge, Werke I., S. 173 fgg., Jul. Schmidt Gesch. der Romantik II., 340., Göthes Gedicht: Meine Göttin. — Zu V. 106. vgl. Winckelmann a. a. O. S. 22: Sonst überall in nächtliches Dunkel gehüllt, nun in der unmittelbarsten Nähe des Menschen durch einen matten Schimmer erhellt. — V. 116; sie fliehend = die schöne Seele der Natur = die Form der natürlichen Dinge". Ders. — V. 117: Die Schatten = die Theile der im Schatten sich darstellenden Gestalt." Ders. Vgl. dagegen Viehoff a. a. O. S. 58. — V. 134. Winckelmann: Zu edel = edel genug. — V. 160. Winckelmann: Der Vers ist mit dem Satze: die es trug, zu verbinden; beide Sätze sagen, das Kunstwerk sei sonst, sobald es fertig geworden, ein vollendetes gewesen. S. dagegen Viehoff a. a. O. S. 58. — V. 165: Winckelmann: Bald = nachdem man überhaupt Kunstwerke hervorzubringen angefangen hatte; neu bez. das Staunen. — V. 219. Winckelmann: Indem ihr ein Urbild alles Schönen darstelltet, bewirktet ihr auch, daß die Menschen etwas ihm Aehnliches in der Natur zu erblicken anfingen. Vgl. dagegen Viehoff S. 59. — V. 250. Winckelmann S. 24. Kastor und Pollux gehen aus dem Tode in das Leben nicht, sobald sie gestorben, sondern nachdem sie den Tag vorher in der Unterwelt gewesen sind; so muß man ihr Sein in der Unterwelt als Tod ansehen, indem man sie als Bild für einen Gedanken nimmt, in welchem das Sein in der Unterwelt als Leben gedacht wird." Vgl. dagegen Viehoff a. a. O. S. 59. Schlegel VII., 18. — V. 262. Fechters, alte Lesart st. Ringers, nach Schlegels Bemerkung geändert. — V. 280: Winckelmann: mit seinen Gewichten = die er hat. — V. 281: Winckelmann: sie = die Kunst allein, die Natur hat ihm nichts als die Mittel dazu hergegeben. Vgl. dagegen Viehoff S. 60. — V. 331: Winckelmann: Aether = der taghelle, Sternenbogen = der nachthelle Himmel, beide bedienen uns indem sie Licht geben. — V. 411. Winckelmann: „In einem Zauberbund" gehört zum Prädicat: je höhere, schönere Ordnungen der Geist im Bunde mit der wie eine Zauberin wirkenden Natur durchfliegt; V. 409. deutet an was 410 — 412 deutlicher sagen; durch „höhere, schönere Ordnungen" wird „reicher", durch 411 wird „den schnellen Blick", durch 412 „vergnüget" erklärt. — V. 416: Winckelmann: Der Forscher sieht die verstümmelten Glieder ihre hohen Formen vollenden. — V. 438. Winckelmann S. 26: Je schöner er war als er von ihr floh. Den Denker treibt ein Bedürfniß hin zur Kunst, und wenn er die Wirkungen der Kunst an sich erfahren hat, kehrt er auf sein eigenes Gebiet zurück; diese Rückkehr heißt hier Flucht, die Wirkungen der Kunst Schönheit; je reicher an Cyprias Gaben der Denker diese verläßt, desto näher ist er dem Anschauen Uranias. Vgl. Rückerts Ged. II., 389: Es ist die Wissenschaft der Tod der Poesie, Die selbst einst war die Lebenslust der Erden. Tod sucht ein höhres Sein; so sucht Philosophie Zuletzt nur höhere Poesie zu werden. — V. 458. Winckelmann a. a. O.: Der Denker der Bruder, die Erforschung der Wahrheit die Schwester der Künstler, Urania die Mutter dieser Geschwister.

II. Theil. S. 5. Das Ideal und das Leben. s. Hoffm. Nachl. III., 27. Ueber die frühere Ueberschrift s. Schiller an Humboldt S. 330. Schillern war dies

sein liebstes Gedicht (an Humboldt S. 188). — S. 8. Str. 2. Auf Humboldts Bedenken wegen der Strahlenscheibe (S. 155) antwortet Schiller S. 191: „Strahlenscheibe statt Strahlenkugel ist kein Versehen, sondern eine Betrügerei von mir. Wenn Sie Acht geben, so werden Sie finden, daß in dieser Stelle zwei ganz verschiedene Sachen als Eine vorgestellt werden: Die Phasen des Mondes und dann seine nothwendige Verfinsterung auf der Mitternachtseite, die auch beim Vollmond ist. Hätte ich also gesagt: wird die Strahlenkugel niemals voll? so hätte ich nicht von seinen Hörnern sprechen können; ich hätte sagen müssen: wenn des Mondes Eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andere Hälfte Nacht sein? Aber da quälte mich der Reim zu sehr, und ich half mir durch einen Kniff, der freilich nicht der feinste ist. — S. 12. Str. 6. Winckelmann a. a. O. Erinnye ist hier nicht Person, vgl. Antiken in Paris. — S. 15. Str. 8. Winckelmann S. 28: Der Sieg der euch im Reiche des Ideals erfreut, soll euch dem Kampfe des Lebens nicht entfremden. Kämpfen muß wer lebt. Aber wenn euch dieser Kampf allen Muth nehmen will, dann erhebt euch in jene Region des Sieges, um euch zu neuem Kampfe zu stärken. — S. 31. Zu Humboldts begeistertem Lobe des Gedichtes vgl. Körners Worte im Briefw. m. Sch. III., 287 fgg. — S. 35: Eignet. So auch gebraucht von Schlegel Shakspeare Macbeth V., 3: Muß all sein Fühlen sich doch selbst verdammen, weil's seiner Seele eignet. Coriolan V., 2: Eignet mir die Rache. Wintermärchen III., 2; Mehr als mir eignet. Immermann Theaterbriefe (1851) S. 67: Aus den Halbtönen die ihr eignen. — S. 37: Schiller an Humboldt S. 326: Mit der Elegie verglichen, ist das Reich der Schatten blos ein Lehrgedicht, wäre der Inhalt des letzteren so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. — S. 38. Würde der Frauen. s. Hoff. Nachl. III., 34. — Das Gedicht war spätestens am 7. Sept. fertig (s. Schiller an Humboldt S. 184). — Eine Parodie des Gedichtes von A. W. Schlegel in den Werken II., 172. — S. 55. Der Genius. s. Hoffm. Nachl. III., 30. — S. 74. Die Macht des Gesanges. Humboldts Bemerkungen s. S. 132 fgg., 186, 205, 206. Die dritte Strophe vertheidigt Schiller gegen Körner (III., 283) S. 284. u. bemerkt: Die Einheit des Liedes ist ganz einfach diese: der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich-wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her. — Zu vergl. ist das Gedicht: Poesie, von Feuchtersleben (Werke II., 69):

> Aus der Felskluft quillt ein Waldborn,
> Rauscht als Bach hin, schwillt zum Strom an
> Mächtig brausend — fort ins Weltmeer.
> So die Dichtkunst.
> Stillen Ursprungs perlt sie erdwärts
> Rieselt still nun, tönt jetzt prachtvoll,
> Ruhig mündend in das Weltmeer.
> Ernster Wirkung.

S. 84. Das Glück. Am 15. Aug. 1798 sandte Sch. das Gedicht an Körner (IV., 83). Körner rechnet das Gedicht (vgl. auch S. 84) zu den Hymnen S. 117: „Es ist ein Prachtstück für ein ästhetisches Fest. Nur in einer Stimmung die für ein solches Fest paßt, kann es von den Eingeweihten nach Würden geschätzt werden — etwa nach dem Genuß eines vollendeten Kunstwerkes als Epilog, oder mehr als das Product eines lyrischen Taumels, anstößig für die gewöhnliche Denkart, aber voll tiefen Sinnes für den, der etwas mehr über absoluten und relativen Werth nachgedacht hat. Die Ausführung steht dem Inhalte nicht nach, und ich weiß nicht, ob du jemals schönere Verse gemacht hast." — S. 105. Der Tanz. s. Hoffm. Nachl. III., 28. — Humboldt's Antwort auf die von ihm vorgeschlagenen und befolgten Aenderungen s. S. 179. — S. 115. Klage der Ceres. Am 13. Juni 1796 schreibt Körner lobend an Sch. über das Gedicht (III., 344) und hebt (S. 363) die Angemessenheit der Form zu dem Inhalte hervor. — Gegen Hoffmeisters Auffassung wendet Winckelmann a. a. O. S. 33. ein: 1) Wir sollen uns die ewige Wahrheit nicht jenseits einer dunkeln Region, sondern rings von Dunkel

umgeben denken, denn die welche Ceres sucht, befindet sich mitten im Dunkel. 2) Ein doch gewiß wesentlicher Zug der Allegorie, daß Proserpina Ceres Tochter ist, wird durch diese Erklärung zu einem unwesentlichen, — und erklärt: Dunkel wie die Unterwelt ist die Region, durch welche der Forscher zu dem Lichte der ewigen Wahrheit hindurchstrebt (s. Genius V. 9. fgg.). In diese dunkle Region treibt ihn ein unwiderstehlicher Drang, ähnlich der Macht, welche Ceres Tochter in die Unterwelt rafft. Ceres, als Göttin der Pflanzen, besonders der Blumen, stellt die Kunst dar. Wie aber „die Künstler“ lehren, verdankt der Forscher, daß er ein solcher ist, gerade der Kunst. Es findet also zwischen ihm und der Kunst dasselbe Verhältniß statt, wie zwischen Proserpina und Ceres; er ist ein Sohn der Kunst wie Proserpina eine Tochter der Ceres. Dieser Mutter wird der Forscher durch einen unwiderstehlichen Drang entführt (Künstler 438). Dann sucht ihn die Mutter wie Ceres ihre Tochter; ein Gedanke, der sich in den „Künstlern“ nicht findet. Wohl aber lehrt jenes Gedicht 397 — 442, daß nun die Kunst und der Forscher in eine ähnliche Wechselbeziehung zu einander treten, wie wenn Ceres das Samenkorn an das Herz des Liedes legt, dieses dann dasselbe aufwachsen macht, und jene die Blüten der Pflanze mit aller Herrlichkeit schmückt. — Str. 1. Winckelmann: Die Frageform deutet an, daß Ceres über dem Suchen der Tochter die Zeit gar nicht beachtet hat. — Str. 2. S. 121. Derselbe: Ceres hat mit Helios in der Oberwelt so lange gesucht, daß sie glauben muß, entweder der mächtigste und klügste der Götter halte die Verlorene hier verborgen, oder daß sie gar nicht in der Oberwelt sei. Da sie alle Hoffnung verloren, so fürchtet sie das Schlimmste. — Str. 5: bis die Freude sie entdecket = bis die Mutter ihre Freude laut werden läßt (Winckelmann S. 31). — Str. 6., V. 2. = die Sonne erleuchtet nur die Oberwelt (Ders.) — S. 131. Sprüche des Confucius. Der erste stammt aus 1795, s. Humboldt Briefw. S. 140. — S. 133. nach „Reise“ muß ein Fragezeichen stehen, s. Hoffm. Nachl. III., 49. — S. 135. Breite und Tiefe. Ein Lehrgedicht, s. Körner IV., 56. — S. 136. tadelt umgekehrt Körner S. 108. das Bild: Ohne Stamm und Blätter gab es doch weder Kern noch Früchte. — S. 137. Licht und Wärme. Mehr rednerisch als poetisch. Im letzten Verse sind der Kürze zu Gefallen doch fast zu viel Consonanten.“ Körner IV., 108. — S. 141. Punschlied. Varianten s. in Hoffm. Nachl. III., 278. — Sch. schickte am 20. Juni 1803 das Gedicht durch Zelter an Körner, s. Brfw. m. Körner IV., 329. 331. — S. 145. Punschlied im Norden zu singen, s. Körner IV., 331. — S. 151. Poesie des Lebens. „Ein Fragment eines idealisirten Briefes im höchsten poetischen Schmuck“. Körner IV., 126. — S. 155. Bild zu Sais. Ein Pendant in J. C. C. Müllers Aeolsharfe 1842. — S. 160. Theilung der Erde. Vgl. auch den Brief vom 15. Decbr. 1795. — S. 164. Pegasus im Joche. Ueber Körners und Humboldts Rathschläge vgl. Briefw. m. Körner III., 283. 284. m. Humboldt 184. — S. 177. Räthsel vom Jahre mit seinen Tagen und Nächten. Vgl. Cleobul. ap. Stob. I., 9, 37. Diog. L. I., 92:

Εἶς ὁ πατὴρ, παῖδες δὲ δυώδεκα· τῶν δέ γ' ἑκάστῳ
Κοῦραι ἑξήκοντα, διάνδιχα εἶδος ἔχουσαι.
Αἱ μὲν λευκαὶ ἔασιν ἰδεῖν, αἱ δ' αὖτε μέλαιναι·
Ἀθάνατοι δέ τ' ἐοῦσαι, ἀποφθινύθουσιν ἅπασαι.

S. 179. No. 2. bezeichnet das Auge. S. Göthe Briefw. m. Schiller VI., 85. — S. 184. No. 7. Die poetische Auflösung von Schiller, s. in Hoffm. Nachl. III., 365. — S. 187. No. 9. Die Auflösung Schillers s. bei Hoffm. Nachl. III., 364. — S. 191. No. 12. Schillers poetische Auflösung vom Schatten an der Sonnenuhr s. bei Hoffm. Nachl. III., 365. — S. 192. Die Worte des Glaubens. Gehören ins J. 1797, s. Briefw. m. Körner IV., 56. Scharf contrastirend mit Göthes „Erinnerung“. s. Körner S. 108. — S. 197. Die Worte des Wahns. vgl. Körner IV., 194. — S. 204. Die Antiken in Paris. Str. 1. V. 3. „an der Seine Strand“ erste Lesart, s. Hoffm. Nachl. III., 277. — S. 205. Einem jungen Freunde. Varianten, s. Hoffm. Nachl. III., 55.

III. Theil. S. 19. No. 31. Vgl. Rückert, Angereihte Perlen:

Vernichtung weht dich an, so lang du Einzles bist;
O fühl' im Ganzen dich, das unvernichtbar ist.
Wie groß du für dich seist, vor'm Ganzen bist du nichtig,
Doch als des Ganzen Glied bist du als kleinstes wichtig.

S. 55. No. 91. Humboldt nennt es ein schönes Epigramm im griechischen Sinne. (An Sch. S. 177). Gleiches Lob zollt er dem spielenden Knaben, so wie (S. 195.) „Weisheit und Klugheit." — S. 87. No. 135. Der Säemann. Den vollendeten Ausdruck hebt Humboldt S. 140 hervor. — S. 91. No. 141. Die Johanniter. „Die Ritter sind ja recht fromm geworden und machen niedliche bunte Reihe gegen das Ende des Almanachs hin mit den Epigrammen." Humboldt S. 195. — S. 107. Die Xenien. Literatur: J. W. Schäfer: Zur Kritik der Göthe-Schillerschen Epigramme von 1796. In Prutz' literarhist. Taschenb. 4. Jahrg. — Düntzer: die Xenien und der Xeniensturm. Im Archiv V., 172—200. 382—418. — Ed. Boas: Schiller und Göthe im Xenienkampf. 1851. 2 Bde., rec. von Düntzer im Archiv X., 73—96. — H. Sauppe: Die Göthe-Schillerschen Xenien erläutert. Leipzig 1852. — Vgl. vier Briefe Göthes an Schiller, in Briefen an und von Göthe, von Riemer, und Schlegels Gedichte gegen die Xenien in den Werken II., 203 fgg.

S. 113. No. 9. Auf Nicolai, s. Düntzer V., 195. Boas I., 53. — S. 114. No. 10. Auf Nicolai, Düntzer, Boas. — S. 115. No. 15. Von Göthe. S. Boas I., 56. Düntzer V., 196. X., 78. — S. 116. No. 16 von Göthe. — S. 117. No. 17. Von Göthe. Auf eine Bemerkung von Stolberg, Düntzer X., 78. — No. 18 von Schiller. — No. 19 von Göthe. S. Düntzer X., 79. — S. 118. No. 20 und 21 von Göthe. — No. 22 von Sch. S. Brief Sch. an G. 22. Jan. 1796. — S. 119. No. 23 und 24 von Göthe. — S. 120. No 25. Von Sch., Cyllenius-Merkur. Hermes nannte sich nicht selbst so. Düntzer X., 79. — No. 26 von Sch. — N. 27, 28 von Göthe, s. Düntzer V., 197. — S. 121. No. 29. 30 von G., 31. von Sch. — S. 122. No. 32 von Göthe, Boas. — S. 123. No. 33. 34, von Sch. — S. 124. No. 35, 36, 37, 38, 40 von Sch., 39 von G. — S. 125. No. 41. Von Sch. — No. 42: Fr. Jacobs ist gemeint, Düntzer V., 197. — S. 126. No. 43 von Sch., nach Boas, von G. nach Düntzer V., 197. X., 79. — No. 44 von Göthe, nach Düntzer V., 197. X., 80, von Sch., nach Boas I., 67. — S. 127. No. 46, 47, von Sch., 48 und 49 von G. — S. 128. No. 50 von G. — No. 51. von G., N. D. P. eine allgemeine Bezeichnung, nach Düntzer V., 198. X., 80. — S. 129. No. 52 von G., 54 von Sch. — S. 130. No. 55 von G., s. Düntzer X., 80. — No. 56 und 58 von G., 57 von Sch. — S. 131. No. 59—62 von Schiller. — S. 132. No. 63 von Göthe, nach Düntzer V., 198. X., 81, von Sch. nach Boas. — No. 64. Von Sch., auf Platner, s. Düntzer X., 81. — No. 65 und 66 von Sch. — S. 133. No. 67. 68 von Sch. — S. 134. No. 69 von Sch., s. Düntzer V., 198. — No. 70. 71 von Sch. — S. 135. No. 72. 73 von Sch. — S. 136. No. 74. 76 von Sch. No. 75 von Göthe. — S. 137. No. 77 von Sch., s. Düntzer X., 81. — No. 78. 79 von Sch., s. Düntzer V., 199. — S. 138. No. 80 von Sch. — No. 81 von Sch., nach Boas I., 80. auf Biester in Berlin, nach Düntzer X., 82. auf Meyers Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. — S. 139. No. 83. 84. 85. 86 von Sch., s. Düntzer V., 199. — S. 140. No. 87 von Sch., s. Düntzer V. 199. — No. 88. Von Sch.; gemeint sind die von Jacobs, Manso und Schütz herausgegebenen Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, 7 Bde. (1. Bd. 1792), an denen Blankenburg nicht Theil hatte. S. Jacobs verm. Schr. VII., S. 348 fgg. — S. 141. No. 90. 91. 92 von Sch., s. Düntzer X., 82. — S. 142. No. 93. 94. 96 von G., No. 95. und 97 von Sch. — S. 143. No. 98. 99. 100. 101 von Sch. — S. 144. No. 102. 103. 104. 105 von Sch. — S. 145. No. 106. 107. 108 (Carlsbad). 109. 110 von Sch. — S. 146. No. 111. 112. 113. 114 von Sch., 115 von G. — S. 147. No. 116. 117. 118 von Sch., s. Düntzer V., 200. — S. 148. No. 119 von Göthe, nach Düntzer V., 200. X., 83., von Sch., nach Boas I., 92. No. 120 von Sch. — S. 149. No. 121. 122 (Düntzer V., 382), 123 (bes. auf Heydenreich, s. Düntzer X., 83), 124 von Sch. — S. 150. No. 125

von Sch., — No. 126. Von Sch., nach Boas I., 96 an Körner (Brief an K. 7. Novbr. 1794), nach Düntzer X., 83 an Kosegarten. — No. 127 von G., nach Boas I., 96 an Herzog Ernst II. von Gotha, Düntzer X., 83 bezieht es auf die moralischen Bekreuzungen über die venetianischen Epigramme. — No. 128. Auf Manso, Düntzer V., 382. X., 84, dagegen Boas I., 97. Von Sch., nach Boas, von G., nach Düntzer. — S. 151. No. 129 von Sch. — S. 152. No. 130 von Sch., 131 von Sch., s. Düntzer V., 382., auf Nicolay in Petersburg, nach Boas I., 98. — No. 132 von Sch. — S. 153. No. 133. 135 (s. Düntzer V., 382.), 136 von Sch., 134 von G. — S. 154. No. 137. 138. 139. 140. 141 von Sch. — S. 155. No. 142. 143. 144 von Sch. — S. 156. No. 145. 146 von Göthe. — S. 157. No. 147 von G., 148 von Sch., No. 149 von Sch., nach Boas I., 106: Flora, Deutschlands Töchtern geweiht, eine Monatsschrift von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts, herausg. von L. F. Huber u. A. Tübingen 1793—1803. — No. 150 von Sch., auf Huber nach Boas I., 107. — No. 151 von Sch. — S. 158. No. 152. 153 von G., — No. 154 nach Boas auf Thümmel, dagegen Düntzer X., 85. — S. 159. No. 155 von G. (?), auf Böttiger, nach Boas. — No. 156 von Sch., — No. 157 von Sch. (?), auf Woltmann, nach Boas I., 110, dagegen Düntzer X., 85. — S. 160. No. 159 und 160 von G. (?), No. 161 von G., s. Düntzer V., 383. — S. 161. No. 162. 163. 164. 165 von Göthe. — S. 162. No. 166. 167. 168. 169. 170 von Göthe. — S. 163. No. 171. 172. 173. 174 von G. — S. 164. No. 175 von G. (s. Briefw. m. Zelter V., 236.) — No. 176. 177 von G. — No. 178 von Sch. — No. 179 von G., nur allgemein zu verstehen, nach Düntzer X., 85. — S. 165. No. 180 von Sch., auf Herzog Ernst von Gotha, nach Boas. — No. 181. 182 von Sch. — S. 166. No. 183, von G. und auf Wieland, nach Boas I., 119, vielleicht von Sch. und auf Wilhelm Meister nach Düntzer X., 85 fgg. — No. 184 von Sch., Nicolai's Reisen, Bd. I. erschien 1784, Bd. 11 und 12 1796, s. Düntzer X., 86. — S. 167. No. 185. Von Sch., s. Düntzer X., 86. — No. 186 von Sch.; „Reise-Faden, nützlich" Worte der Vorrede, s. Düntzer X., 86. — S. 168. No. 187. 1. Formalphilosophie, von Sch., s. Düntzer X., 87. — No. 188. 189. 190 von Sch., s. Düntzer X., 87. — No. 191 von Sch., vergl. Nicolai Bd. XI., 24—32. — No. 192 von Sch. — S. 169. No. 193. 194. 195. 196. (Viehoffs Notiz unrichtig, s. Düntzer X., 87), von Sch. — No. 197 von Sch. (?) — S. 170. No. 198 von Sch., — No. 199 von Sch., bezieht sich auf Nicolai's Urtheil Bd. XI., 279, s. Düntzer X., 88. — No. 200 von Sch., auf Nicolai's Urtheil über die kritische Philosophie Bd. XI., 305, s. Düntzer X., 88. — No. 201 von Sch. — S. 171. No. 202 von Sch. — No. 203 von G. — No. 204 von Sch., auf Nicolai's Urtheil Bd. XI., 288 fgg. 243 fgg., s. Düntzer X., 88. — No. 205 von G. — No. 206 von Sch., die Ueberschrift bez. sich auf ein Sprüchwort aus Juven. XIV., 204, s. Düntzer X., 88. — S. 172. No. 207. 208 von Sch. — S. 173. No. 209 von Sch. — No. 210 von G., Pastor Götze = Zionsrichter, s. Düntzer X., 88. — No. 211 von G. — No. 211. 212 von G. (?) — S. 174. No. 214. 215 von G. (?) — No. 216 von Göthe auf Reichardt, Düntzer V., 383. — No. 217 von G. (?), s. Weiss. des Bakis 27. — No. 218 von Sch. (?), Einleitung zu No. 219. — S. 175. No. 219 von G. (?) — No. 220. 221. 222. 224 von Sch., 223 von G. (?) — S. 176. No. 225 von G. — No. 226. 227. 228 (auf Reichardts Urtheil über Göthes Unterhaltungen, s. Düntzer X., 88), 229 von Sch. — S. 177. No. 230. 231 von Sch., s. Düntzer V., 384. — No. 232. 233. 234 von G. — S. 178. No. 235 von Sch., No. 236 von G., auf Büsch und Ebeling in Hamburg, nach Boas I., 133., auf die polit. Journale, nach Düntzer X., 89. — No. 237. 238 von Sch. — S. 179. No. 239. 240. 241. 242. 243 (auf die philisterhafte Anschauung der Natur, s. Düntzer X., 89) von G. — S. 180. No. 244. 246. 247 von G. (?), No. 245 von Sch. (?) — S. 181. No. 248. 249. 250 von G. (?) 251 von Sch. (?) — S. 182. No. 252. 253. 254. 255 von G. (?) — S. 183. No. 256 von G. (?) — No. 257 von G. — No. 258 von Sch., s. Düntzer V., 384. X., 89., von Göthe nach Boas I., 141. — No. 259 von G. (?) — S. 184. No. 260. 261.

262 von G. (?), s. Düntzer V., 384. — No. 263 von Sch. (?) — S. 185. No. 264 von Sch. (?) — No. 265 von Sch., auf Meißner, s. Düntzer X., 90. — No. 266 von Sch., auf Meister s. Düntzer X., 90. — No. 267 von Sch. (?) — S. 186. No. 268. 269 (cf. Martial. XIV., 269), 270 von Sch. (?) — S. 187. No. 271 von Sch. (?) — No. 272 von G. (?) — No. 273, nicht auf Mad. Böhmer, s. Düntzer X., 90. — S. 188. No. 274 von Sch. (?) — No. 275 von Sch. (?) auf Bouterwek nach Boas I., 300, Düntzer X., 90. — No. 276 von Sch (?) — S. 189. No. 277 von G. — No. 278 von G., auf F. Schlegel nach Düntzer V., 384 fgg. X., 90., auf L. Stolberg nach Boas I., 151. — No. 279. 280 von G. (?) — S. 190. No. 281 von G. (?), nach Boas I., 153. auf Wieland, Nachträge I., 301. auf Frau Dr. Böhmer geb. Michaelis. — No. 282 von G. (?), nach Boas I., 154. auf Wielands „Sinngedicht zur Geburtsfeier des Erbprinzen K. F. v. Weimar 1783," auch den Nachträgen S. 301 auf Salzmann; so auch Düntzer X., 91. — No. 283. 284. 285 von Sch. (?) — S. 191. No. 286 von Sch. (?) — No. 287 von G. (?), auf die nutzlosen Preisaufgaben mancher Akademien, nach Düntzer X., 91. — No. 288 von Sch. — No. 289 von Sch. (?), besonders auf Platner, nach Boas I., 157, nicht auf Einzelne, nach Düntzer X., 91. — No. 290 von G. (?) — S. 192. No. 291. 292 von Sch. (?) — No. 293 von Sch., worauf, unsicher nach Düntzer X., 91. — No. 294 von Sch. (?), vielleicht auf die Preisaufgabe der Berliner Akademie von 1791, nach Düntzer X., 91. — No. 295 von Sch. (?) — S. 193. No. 296. 297 von Sch. (?) — No. 298 von G. (?) — No. 299 von Sch. (?), auf Prof. Heinrich in Jena (s. Briefw. m. Körner 1789. 10. Novbr.), nach Boas I., 162. und Düntzer X., 91. — S. 194. No. 300 von G. (?) — No. 301 von Sch. (?) — No. 302 von Sch. (?), nach Boas I., 164 gegen F. Schlegels Beurtheilung Schillers in Reichardts Journal 1796. 6. Stück S. 348 fgg. 356. 359 vgl Körner an Schiller 22. Juli 1796. — No. 303 von Sch. (?), nach Boas gegen die Kritik Göthes in d. Bibl. d. sch. Wiss. S. 288. — No. 304 von Sch. (?), nach Boas gegen die Rec. im Journal von Reichardt 1796. S. 408—409. über Göthe und Schmidt. — S. 195. No. 305 von Sch. (?), nach Boas I., 167. gegen F. Schlegels Urtheil im Journal von Reichardt. — No. 306 von Sch. (?), gegen Schlegels Rec. a. a. O. nach Boas. — No. 307 von Sch. (?), gegen F. Schlegel, nach Boas. — No. 308 von Sch. (?), gegen F. Schlegel, s. Körner's Briefe 1796. 22. Juli. 5. Octbr. — No. 309 von Sch. — No. 310, gegen F. Schlegel in Reichardts Journal 6. St. S. 393 fgg., nach Boas I., 170. — S. 196. No. 311 von Sch. — No. 312 von Sch., Einleitung zu den folgenden. — No. 313. 314 von Sch. — S. 197. No. 315 von Sch. — No. 316 von Sch., nach Boas I., 171 besonders gegen Feßler und Bouterwek, willkürlich nach Düntzer X., 92. — No. 317 von Sch., erinnert an Nicolai's Tadel über die Dunkelheit in den Horen. — No. 318 von Sch. — S. 198. No. 319. 320 von Sch., 320—331 gehen auf F. Schlegel, s. Düntzer V., 385. — S. 199. No. 321. 322. 323 von Sch., 324 von Sch. (?) auf F. Schlegel im Journal Deutschlands 6. St. S. 395, s. Düntzer V., 386. — No. 325. 326 von Sch. (?), auf Schlegel a. a. O. S. 401. — No. 326 von Sch. (?), auf Schlegel a. a. O. S. 414 fgg. — S. 200. No. 328 von Sch. (?), auf Schlegel a. a. O. S. 401 fgg., s. Boas I., 178. — No. 329 von Sch., auf Schlegels übertriebene Erhebung der Griechheit, s. Düntzer X., 93. — No. 330. 331 von Sch. — No. 332 von Sch. (?) — S. 201. No. 333 von Sch. (?), vgl. Hom. Odyss. XI., 206. 218. 603. 633. XXIV., 5. — No. 334. 335. 336. 337 von Sch. (?) — S. 202. No. 338. 339. 340 von Sch. (?) — S. 203. No. 341. 342 von Sch. (?), der Fragende ist J. E. Schlegel nach Boas I., 182. — S. 204. No. 343 von Sch. (?) — Vgl. Göthe 1827 an Zelter IV., 363: „Auch wirst du dich erinnern, wie Gleim in seinen alten Tagen sein Talent auf diesem Wege zuletzt trivialisirte; ich erinnere mich damals auf ein Stück Mercur geschrieben zu haben:

„Ins Teufels Namen,
Was sind denn eure Namen!

Im deutschen Mercur
Ist keine Spur
Von Vater Wieland,
Der steht auf dem blauen Einband;
Und unter dem verfluchten Reim
Der Name Gleim."

No. 344. 345 von Sch. (?) — S. 205. No. 346 von Sch. (?) — No. 347 von Sch., s. Düntzer V., 387. — S. 206. No. 348 von Sch. (?) — No. 349 von G. (?) — S. 207. No. 350. 351 von G. (?) — No. 352 von G., Nachahmung des Traumes der Porcia in Klopstock's Messias VII., 370—448, s. Düntzer V., 194. X., 93. — S. 208. No. 353 von G. (?) — No. 354. 355 von Sch. (?) — S. 209. No. 356. 357. 358. 359 von Sch. (?), — No. 360 von G. (?) — S. 210. No. 361. 362. 363 von G. (?) — S. 211. No. 364. 365 von G. (?) — No. 366 von Sch., s. Düntzer V., 387. — No. 367 von Sch. — S. 212. No. 368 von Sch. — No. 369. 370 von Sch. (?) — S. 213. No. 371. 372. 373. 374 von Sch. — S. 214. No. 375. 376. 377. 378. 379 von Sch. — S. 215. No. 380. 381. 381. 382. 383 von Sch. — S. 216. No. 384. 385. 386. 387. 388 von Sch. — S. 217. No. 389 (von hier an die Zahlen bei Viehoff um eine Ziffer zu erhöhen), 390 von Sch. — S. 218. No. 391. 392. (auf F. Schlegel, nach Düntzer V., 387. X., 93) 393 von Sch. — S. 219. No. 394. 395. 396. 397 von Sch. — S. 220. No. 398. 399. 400. 401. 402 von Sch. — S. 221. No. 403. 404. 405 von Sch. — S. 222. No. 406. 407. 408. 409 von Sch. — S. 223. No. 410. 411. 412. 413 (s. Düntzer X., 93). 414. (vgl. Hom. Odyss. XXI., 74 fgg.) von Sch. — S. 227. Herkulanum und Pompeji. Begonnen Aug. 1796, s. Briefw. m. Göthe II., 178. Vgl. Pompeji, von W. Wackernagel. 2. Aufl. Basel 1851. 57 S. 8. — S. 237. Die Ideale. S. Hoffm. Nachl. III., 32. — S. 252 über Körners Urtheil über den Ausgang des Gedichtes vgl. Briefw. m. Sch. III., 283. 284. — Ein Pendant „die Genien des Lebens" in J. C. E. Müller's Aeolsharfe 1842. — S. 258. An Emma. In der dritten Strophe fand Körner den Gedanken alltäglich, den Ausdruck matt und die Verse steif. S. Briefw. m. Sch. IV., 100. — S. 271. Das Geheimniß. Ein Liebling Körners wegen der Zartheit des Tones verbunden mit gehaltener Kraft, des ruhigen Fortschreitens ohne Kälte, der Reinheit von allem Fremdartigen. (IV., 111.) — S. 276. Die Begegnung. Auffallend nennt Körner 10. Sept. 1800 (IV., 194) dies ein neues Gedicht. — S. 280. Die unnachahmliche Anmuth und Zartheit der Stanzen und den poetischen Schluß durch das Gleichniß hebt Humboldt (S. 218) hervor.

IV. Theil. S. 9. Der Taucher. Ueber die Fabel s. Archiv 1847. III. S. 235. Von Meermännern und Meerfrauen s. Gräße Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters. Dresden 1850. S. 38—44. Der Seemensch Lopez in Bilbao, s. Zschokke Eros (Novellen I., S. 264). Das Gedicht gefiel Göthen immer besser (26. Juni 1799), so wie Körnern (IV., 38. 101), der eine Composition für unmöglich hielt, aber nachher die Zeltersche sehr lobte (IV., 284). — S. 30. Str. 19. Der Ausdruck „purpurne Finsterniß" mißfiel auch Körner (IV., 38), doch vertheidigt ihn Schiller (41): der Taucher sieht wirklich unter der Glasglocke die Lichter grün und die Schatten purpurfarben. Deshalb nennt er umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus ist, das Licht rosicht, weil diese Erscheinung nach einem vorhergegangenen grünlichen Scheine so erfolgt. — S. 40. Körner bemerkt sehr richtig (43): Ohne eine kleine Dosis von Liebe behält die Ballade leicht etwas Trockenes, das sich nicht durch alles poetische Talent überwinden läßt. Nur muß die Liebe im Hintergrunde bleiben und mehr aus ihren Wirkungen geahnet werden, wie eben im Taucher und im König von Thule. — S. 41. Wie gerade bei dieser Ballade die Frage nach der Quelle sehr natürlich ist, deutet auch Göthe an (an Schiller III., 196): Der Nicolaus Pesce ist der Held des Mährchens das Sie behandelt haben, ein Taucher von Handwerk. Wenn aber unser alter Freund (Herder) bei einer solchen Bearbeitung sich noch der Chronik erinnern kann, die das Geschichtchen erzählt, wie soll man's dem übrigen Publico verdenken, wenn es sich

bei Romanen erkundigt: ob denn das Alles so wahr sei? — S. 141. Der Handschuh. Zu den gewöhnlichen Erzählungen, in denen die äußere Form der Poesie zu einem fremdartigen Zwecke gebraucht wird, gehört nach Körner (IV., 56) dies Gedicht nicht. Es ist ein selbstständiges poetisches Gemälde, theils Thierstück, theils Ritterstück. Es giebt aber auch, fährt Körner fort, Geschichten, die an sich selbst durch einen überraschenden Ausgang, durch irgend eine seltene Erscheinung, durch rührende oder lächerliche Contraste die Aufmerksamkeit anziehen; hier kommt es darauf an, den Stoff rein, klar und vollständig zu geben, und in der Erzählung einen passenden Ton zu wählen, und diesen durchaus festzuhalten. — Die Lesart des Musen-Almanachs am Schlusse verschuldete Frau von Stein, s. Göthe's Briefe an Friedrich Stein S. 174, aber schon Körner fand (IV., 192) die alte Lesart passender für den Menschen, wenn auch die neue für den Ritter. — S. 53. Der Ring des Polykrates. Die Quelle s. im Archiv 1844. 2. Jahrg. 1. Heft S. 51. Verwandte deutsche Sagen s. ebend., und die Bracker Sage vom Meerwaizen in den norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwartz S. 303 und Anm. S. 505, in den niederländ. Sagen von Wolf S. 30. 31 in doppelter Gestalt; der wiedergefundene Ring (aber ohne folgendes Unglück) das. S. 246. — Genau am 26. Juni schickte Schiller die Ballade an Göthe (s. III., 141, dieser Brief 327 gehört nämlich vor 325, worauf auch Düntzer, Studien zu Göthe S. 53, aufmerksam macht). — So sehr Körner die Versification lobte (IV., 38. 63), fand er doch das Gedicht trocken (51), die Einheit sei ein abstrakter Begriff, die Rache des Schicksals, es herrsche das Unsinnliche, während doch der eigentliche Stoff der Ballade höhere menschliche Natur in Handlung sei (s. auch S. 110). Schiller vertheidigte sich dagegen mit Göthe's Beifall (S. 74). — S. 75. Nadowessische Todtenklage. Genau am 4. Juli schickte Schiller das eben fertig gewordene Gedicht an Göthe, s. Brief 331, S. 153. Göthe rieth ihm auch noch mehr ähnliche Lieder zu dichten (Br. 335). Körner meinte dagegen, er könne seine Zeit besser brauchen; das Lied habe viel Charakteristisches, ein dramatisches Interesse, etwas Rührendes in einzelnen Stellen, doch sei der Rhythmus noch zu europäisch, statt der gewöhnlichen trochäischen Strophen sei etwas Fremdes im Versbau zu wünschen (IV., 41. 107). — Eine Parodie von Dingelstedt: Literarische Todtenklage: „Seht da liegt er auf dem Sopha, Wagrecht liegt er da, So wie sonst, wenn er die Nova Von Paris durchsah u. s. w.“ in „Nacht und Morgen.“ Neue Zeitgedichte, 1851. S. 90. — S. 80. Die Kraniche des Ibycus. Ueber die Quelle vgl. Archiv VII., 122. Eine lateinische Uebersetzung des Gedichtes von Fr. Konzer im Programm des Gymn. zu Stanislawow 1851; Jam ad certamina ludorum in Isthmo concelebrandorum Unitis Grajis gentibus Dis carus tendit Ibycus. Canoro ore hunc donavit, Melliti vena carminis Apollo; itaque migravit Messana plenas numinis etc. — Körner's Beurtheilung ist wesentlich von der Humboldt's abweichend. Von vorn herein fand er das Ganze, wie den Ring des Polykrates, trocken (IV., 51). Schiller, der sich auf Göthe berief, meint, Körner fasse den Begriff der Ballade zu eng, hier herrsche die Idee hervor, der die Individuen sich subordinirten (54. 74); aber Körner blieb bei seinem Tadel, der Stoff selbst sei zu tadeln, es sei nämlich Ibycus schon vergessen, wenn die Kraniche kommen, er sei uns zu unbekannt geblieben. Wir wünschen seine Mörder entdeckt und gestraft; aber dies Interesse erregt keine sehr gespannte Erwartung. Das Schicksal könne niemals Held eines Gedichts werden, sondern nur ein mit dem Schicksale kämpfender Mensch. Kurz, man vermisse hier eine menschliche Hauptfigur und für diese die stärkste Beleuchtung. — Str. 7. S. 93. Der Fichte Kranz. Hier ist ein historischer Irrthum; mit der Fichte wurden damals die Sänger nicht bekränzt, sondern mit Eppich; s. Meineke anal. Alexandr. p. 87. — S. 109. Ritter Toggenburg. Die Rolandsliteratur bei Michel chanson de Roland, Reiffenberg souvenir d'un pélérinage en l'honneur de Schiller. Bruxelles 1839. 8. p. 74 sq., Weihe, Sagen der Stadt Stendal 1840. I., S. 19 fg., Temme, die Volkssagen der Altmark 1839. S. 4 fgg., Grässe, Lit. Gesch. III., 1. S. 296 fgg. — Körner urtheilt (IV., 99): R. T. ist mir besonders lieb durch eine gewisse musikalische Einheit und die durchgängige Gleichheit des Tones, der zu dem

Stoffe vollkommen paßt. — S. 119. Gang nach dem Eisenhammer. Die italienische Quelle s. in Adalb. Keller's italien. Novellenschatz I., S. 17. Parallelgeschichten s. im Archiv 1844. 1. Heft S. 52 fgg. Aus dem Leben der heil. Isabella von D. Fernando Correa de Lacerda (Bisch. von Oporto) in Berlin. Jahrb. f. deutsche Spr. 7. Bd. 1846. — Bearbeitet von Ignacio Pizarro de Mordes Sarmento. — Pfeiffer: Gang nach dem Eisenhammer. Erzählung von Teichner. Im 9. Bd. des Neuen Jahrb. der Berliner Gesellsch. f. d. Spr. 1850. — Die nach Viehoffs Meinung erst später hinzugedichtete Beschreibung der Messe gefiel Göthe (III, 320) besonders. Körner ist des Lobes voll (IV., 55. 112. vgl. 57): Der G. n. d. E. hat für mich einen besonderen Reiz durch den Ton der christlichen — katholischen — altdeutschen Frömmigkeit, der mit allen seinen Eigenthümlichkeiten durch das Ganze der Erzählung gehalten ist. Von dieser Seite ist es ein treffliches Gegenstück zu Göthe's indischer Legende. Die Idee einer besondern göttlichen Vorsehung, die nur leise angedeutet ist, giebt diesem Gedichte etwas Herzliches, dem auch die hartnäckigste Starkgeisterei nur mit Mühe widersteht. Eine der schwersten Aufgaben war die Beschreibung der kirchlichen Gebräuche, wo das Ausmalen charakteristischer Züge so leicht dem Spott Blößen geben kann. Und gleichwohl hast Du nach meinem Gefühl alles geleistet, was man nur fordern kann. — S. 147. Die Bürgschaft. Der Rhythmus, die steigende Leidenschaft, endlich der befriedigende Schluß machte das Gedicht Körnern sehr werth (IV., 124). — S. 167. Der Kampf mit dem Drachen. Ueber die Quelle s. Archiv VII., 126. Die Geschichte des Gilles de Chin s. in Wolf niederländ. Sagen S. 121. 677. Treffend ist das Urtheil Körners (IV., 122): Im K. m. d. D. bemerke ich außer der lebendigen Darstellung eine besondere epische Kunst in der Anordnung, um die vorgesetzte Wirkung aufs vollkommenste zu erreichen. Die Selbstüberwindung des Siegers sollte ins glänzendste Licht gestellt werden. Für die Gefahr des Kampfes sollte man sich nicht interessiren; und diese ist's immer, was zuerst die Aufmerksamkeit fesselt. Daher ist der Kampf schon vollendet, wenn das Gedicht anhebt, und wir erwarten nun seinen Lohn. Statt dessen hören wir Vorwürfe von einem Manne, der uns doch Achtung abnöthigt. Dies versetzt uns auf einmal aus der sinnlichen Welt in die moralische. In dieser soll nun die That des Helden geprüft werden. Und wie erscheint sie? Nicht als ein gelungenes Wagestück eines unbesonnenen Jünglings, in einer raschen Aufwallung beschlossen und ausgeführt; nein, als das Werk des reinsten Wohlwollens, der ruhigsten Aufopferung, der festesten Beharrlichkeit, bei aller Kenntniß der Gefahr. Ein solches Werk, mit der edelsten Begeisterung unternommen, und mit unerschütterlicher Geduld Monate lang vorbereitet, wird ihm als ein Verbrechen angerechnet. Unser Gefühl sträubt sich gegen dies Urtheil, aber die Würde der Pflicht verklärt den Großmeister in unsern Augen. Wir glauben ein höheres Wesen zu hören, unterwerfen uns mit dem Ritter zugleich, und freuen uns daß ihm verziehen wird. Die Länge der Stanzen, verbunden mit der Kürze der Zeilen, ist ein passender Rhythmus zu dem einfach feierlichen Gange der Erzählung, die ohne äußeren Pomp mit ruhigem Ernste einherschreitet. — Göthe in seiner kaustischen Weise nennt kurzweg das Gedicht den christlichen Drachen (IV., 295). — Zu dem Schluß vergl. Göthe's Geheimnisse. — S. 196. Des Mädchens Klage. Auch Körnern (IV., 126) gefiel dies Gedicht.

V. Theil. S. 1. Das Lied von der Glocke. Ein ausführlicher Commentar von Friedr. Joach. Günther. Elberfeld 1853. 399. S. 8. vergl. die Rec. von Prutz im deutschen Museum 1853. No. 9, S. 305—325. Ein schamloser Auszug des Commentars von Viehoff ist: Schillers Lied von der Glocke beleuchtet und erläutert von Gottfr. von Leinburg. Frkf. a. M. 1845. Eine französ. Uebersetzung von Poyrelle. Rostock 1848. — Vergl. über das Gedicht A. W. Schlegel Werke II., 211 fg. und das begeisterte Lob Humboldts (über Schiller S. 67 fg.). — Zur Geschichte des Gedichts vergl. noch Göthes Brief vom 8. Juli und Schillers vom 15. Sept. 1797. — Ueber das Motto s. Jacob im Archiv 1844. 3. Heft S. 79. — V. 86: Nach Günther denkt der Dichter nicht an Kupfer und Zinn, sondern an das Gemisch. — Zu V. 88 vergl.: *Δεῖ (τὸν γαμήσοντα) τὸν μοιχὸν μιμεῖσθαι, ὃς τὸν ἴδιον τόνον τᾶς φωνᾶς ἐκμαθὼν οὕτως πειρᾶται τὰν*

μέσαν καθιστάμεν, ὅπως καὶ ἐπὶ τὰ ὀξέα καὶ ἐπὶ τὰ βαρέα, διαρκέσαι δύναται, καὶ μήτε ῥήξῃ μήτε ἀπολίπῃ τὴν τάσιν. Ex Pythagoreor. fragm. moral. ap. Orelli opusc. Graec. vet. sententiosa Vol. II. p. 340. — V. 163. cf. Virg. Aen. V., 662: furit immissis Volcanus habenis. — V. 380. Vergl. Engeljohann: Der Ewigblinde. Eine Schillersche Anschauung. Im Archiv IX., 151—160. — S. 37. Der Spaziergang, s. Hoffm. Nachl. III., 35. Vergl. A. W. Schlegel Werke X., 74—77. Zu Humboldts brieflicher Bemerkung vergl. auch Vorwort zum Briefw. S. 54 fg. — S. 69. Das eleusische Fest. „In dem Bürgerliede, bemerkt Körner (IV., 125), contrastirt die Einfachheit und ruhige Heiterkeit im Tone des Ganzen mit dem höchst idealisirten Stoffe auf eine sehr gefällige Art. Für ein poetisches Volk würde dies ein Volkslied sein, für unser jetziges Publicum hat es bloß eine gewisse Form der Popularität. Der Stoff ist nur für den Denker, obschon versinnlicht, aber nur für eine sehr gebildete Phantasie, die in der griechischen Welt — so wie sie durch moderne Cultur bereichert und verschönert wurde — zu leben gewohnt ist. So auch IV., 91 und Schiller selbst das. S. 93. — Zu vergl. ist das Gedicht von E. v. Feuchtersleben: Eleusinia (Werke I., 253 fg.) und Rückert Ged. III., 481 fgg.: „Windet zum Kranze die goldenen Aehren, flechtet auch Blumen, die blauen, hinein u. s. w.“ — S. 101. Die vier Weltalter. Das Gedicht hieß ursprünglich „der Sänger“. Am 4. Febr. 1802 sandte es Sch. an Körner (IV., 262) mit der Bitte, ihm die Melodien dazu zu componiren, um beim nächsten Kränzchen gesungen zu werden. Es ist also ein geselliges Lied wie das folgende. Sechs Tage später schickte K. die Melodien und bemerkt, daß in dem Gedichte eine Stelle sei, die von den Feinden des Christenthums werde gemißbraucht werden. Es ist die 10. Strophe gemeint, die vielleicht früher noch stärker gelautet haben mag (Briefw. m. K. IV., 269. vergl. noch 276). — S. 110. An die Freunde. Es ist auch für das Kränzchen in Weimar gedichtet, ein Tafelgesang (s. Körner IV., 263), und wurde von Körner componirt (264). — S. 117. Die Gunst des Augenblicks. Varianten s. in Hoffm. Nachl. III., 277. Auffallend führt es Zelter Jan. 1805 als ein neues Lied auf, s. Briefw. m. Göthe I., 162. — S. 124. Das Siegesfest. Am 20. Juni 1803 schickte Sch. das Gedicht als ein Novum durch Zelter an Körner (Briefw. m. K. II., 329), wofür ihm dieser dankte (dieser Brief S. 331 steht falsch hinter dem Briefe vom 16. Juli S. 329, trägt aber auch selbst ein falsches Datum, da er Antwort auf den Brief vom 20. Juni ist). Humboldt (Briefw. S. 21) nennt mit Recht das Gedicht ein lyrisches. — Ueber Einzelnes vergl. Nauck Programm von Königsberg in der N. 1851. Str. 2 „Untergang“ als Accus. zu fassen. Str. 8 sprich Teukros. Str. 10 ist „des Liedes“ einzig passende Lesart. Str. 11 Nestor, der alte Zecher, s. Hom. Il. XIV., 1. XI., 624 sqq. „Bethränt“ vergl. δεδακρῦσθαι Hom. — Eine Nachahmung der Form des Gedichts in Matzerath: die Todesklage um Achilleus (Gedichte 1838) S. 10. — S. 143. Dem Erbprinzen von Weimar. S. Varianten in Hoffm. Nachl. III., 275. — S. 146. Der Antritt. Varianten in Hoffm. Nachl. III., 272. — S. 150. An Göthe. Welchen Antheil Schiller nahm an Göthes Bearbeitung des Mahomet, ist aus dem Göthe-Schillerschen Briefwechsel bekannt (vergl. V., 187. 192. 196. 208 227). Der Mahomet fand aber viele Gegner (vergl. Caroline Herder an Knebel in Knebel's Nachlaß II., 329. 331. 336. Zelters Briefw. III., 42). Die erste Aufführung war am 30. Jan. Vorher gingen aber mehrere Leseproben. Schiller wollte mit seinen Stanzen das rechte Verständniß anbahnen, er traf Göthe's Sinn (s. Zelters Briefw. III., 64). Das Gedicht wurde erst im Sommmer gedruckt (vergl. Schiller-Göthe Briefw. V., 293), erst im Herbst kam es Körner zu Gesicht, dem es als philosophisches Gedicht sehr gefiel (IV., 194). — S. 159. Thekla. Das Gedicht stammt aus dem Monat August 1802; die hohe Rührung darin mit der größten Einfachheit verbunden sprach Körnern sehr an (IV., 295. 296). — S. 167. Das Mädchen aus der Fremde. Eine Parodie von Dingelstedt „das Mädchen (d. i. Roulett) aus der Fremde,“ beginnend: In einem Haus im Schwarzwaldthale Erschien mit jedem jungen Jahr Beim ersten Frühlingssonnenstrahle Ein Mädchen schön und wunderbar“ steht in „Nacht und Morgen.“ Neue Zeitgedichte 1851. S. 44. — S. 172.

Der Pilgrim. Vielleicht identisch mit der Pilgerin die Sch. im Briefe an Göthe 14. Decbr. 1803 erwähnt. — S. 175. Sehnsucht. Als neues Gedicht sandte Sch. dies 17. März 1802 an Körner, daß es Becker componire. Körner wünschte in der letzten Strophe (IV., 277. 279. 281) die Zeile: Denn die Götter leihn kein Pfand — geändert, sowohl weil der Ausdruck nicht gefällig sei, als die drei schweren einsilbigen Wörter auf einander, nebst dem Trochäus „leihn kein" einen Uebelklang machen. — Varianten s. in Hoffm. Nachl. III., 278. — S. 179. Hero und Leander. Varianten s. in Hoffm. Nachl. III., 271. Mittelhochdeutsch s. die Sage in v. d. Hagen Gesammtabenteuer No. XV. I. p. 313 sq. vergl. v. d. Hagen Einl. p. CXXVIII sq. Indische Quelle, altfranzösische, spanische, deutsche Volkslieder p. CXXXI., niederländische, dänische, schwedische das. p. CXXXII. E. O. Schmidt, Bilder aus dem Norden. Jena 1851. S. 175: Die beiden kleinen Faröer-Eilande Koltes und Hestö sind ungefähr 1/4 Stunde von einander entfernt. Von Koltes schwamm Magnus Hansson hinüber nach Hestö zu seiner Geliebten Katharina, indem er die Zeit der Ruhe wahrnahm, die bei dem von 6 zu 6 Stunden erfolgenden Umsatz der Meeresströmung eintritt. Einst als er zurückkehrt, erwartet ihn sein Vater am Ufer, das Beil in der Hand, um den Ungehorsamen zu erschlagen. Er wendet um und will Hestö wieder gewinnen, da erfaßt ihn die Strömung und reißt ihn fort. — S. 207. Kassandra. Vollendet August 1802. s. Schiller an Körner IV., 293. Der Stoff wäre dramatisch, nur fehlte ein befriedigender Schluß (Körner IV., 295). — S. 217. Str. 12, V. 3 ist ein abscheulicher Druckfehler. — S. 221. Der Jüngling am Bache. Varianten s. in Hoffm. Nachl. III., 279 und eine neugriech. Uebers. im Archiv XII., 236. — S. 223. Der Graf von Habsburg. Am 20. Juni 1803 schickte Sch. das Gedicht durch Zelter an Körner (IV., 329. 331. 330). — S. 224. Der Alpenjäger. Am 26. Jan. 1804 schickte Sch. das Gedicht an Göthe (s. Briefw. m. Göthe VI., 257). Die Veranlassung s. Göthe Briefw. VI., 258. 262. Aehnlichen Stoff s. im Archiv 1844. 3. Heft S. 59. C. Nieberding: Ueber Göthe's Fischer und Schiller's Alpenjäger, so wie über Volkspoesie im Allgemeinen. Progr. Recklinghausen 1852. 22 S. 4. Vergl. mit diesem Gedicht Rückert's Alpenjäger. Gedichte III., 56. — S. 248. Schilderung u. s. w., s. Hoffm. Nachl. III., 351. — S. 254. Auf die glückliche Wiederkunft, s. Hoffm. Nachl. I., 28. III., 354. — S. 271. Die Messiade, s. Hoffm. Nachl. I., 140. — S. 273. Historia, s. Hoffm. Nachl. I., 219. — S. 278. Todesfeier, s. Hoffm. Nachl. I., 226. — S. 282. Widmung, s. Hoffm. Nachl. II., 263. — S. 283. Die Priesterinnen, s. Hoffm. Nachl. III., 372. — S. 287. Trost am Grabe, s. Hoffm. Nachl. III., 368. — S. 291. Der Dichter, s. Hoffm. Nachl. II., 280. — S. 292. Stammbuchblatt, s. Hoffm. Nachl. III., 280. — S. 293. Zum Geburtstag. Aus Versehen nochmals als ungedruckt abgedruckt im Archiv VII., 341.

Herford. **Hölscher.**

Parallelen zu Göthe und Schiller.

1. Aber schon seh' ich im Geist mit weiten
Schritten die Schreckensgestalt herschreiten
Der entsetzlichen blutigen That."

Schiller in der Braut von Messina.

Cf. Ἐρινῦς τανύποδας Soph. Aj. lor. 794.

2. Der Dichter — „entzündet an den Vorgeschlechtern
Die Tugenden der Folgezeit."

Schiller.

Cf. Hor. Epp. II, 1, 130: Poeta
Recte facta refert, orientia tempora notis
Instruit exemplis.

3. „Dem Verdienste seine Kronen."

Schiller.

Cf. Aen. 1, 461: Sunt hic etiam sua praemia laudi.

4. „Greuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus."
Schiller in der Braut von Messina.

Cf. Oed. tyr. 1227. *Οἶμαι γὰρ οὔτ' ἂν Ἴςρον οὔτε Φᾶσιν ἂν Νίψαι καθαρμῷ τήνδε τὴν ςέγγι ὅσα κεύθει.*

5. „Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren.
Wer im Besitz ist, lerne verlieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz."
Schiller in der Braut von Messina.

Vgl. Soph. Phil. 499—501.
Χρὴ δ' ἐκτὸς ὄντα πημάτων τὰ δείν' ὁρᾶν
Χὤταν τις εὖ ζῇ τηνικαῦτα τὸν βίον
Σκοπεῖν μάλιςα μὴ διαφθαρεὶς λάθῃ.

6. „Der Uebel größtes ist die Schuld."
Schiller im der Braut von Messina.

Soph. „*Τῶν δὲ πημονῶν*
Μάλιςα λυποῦσ' αἳ φανῶσ' αὐθαίρετοι."

7. „Und der Sänger rasch in die Saiten fällt".
Schiller im Grafen von H.

Cf. Odyss. I, 155. VIII, 266.

8. „Einen Nachen seh' ich schwanken,
aber ach! der Fährmann fehlt."
Schiller in der Sehnsucht.

Cf. Odyss. X, 501. VIII, 556—563.

9. „Durch das fernste aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug." Schiller.

Cf. Odyss. VII, 35. Ilias XV, 80 ff. Theognis: „*αἶψα ὥςε νόημα παρέρχεται ἀγλαὸς ἥβη.*" Shakespeare im König Lear: „Ihr schwefeldampfenden, gedankenschnellen Blitze;" das Schlußdistichon von Schillers „Glück."

10. „Und immer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert sich selbst, als wär' es ein lebend'ger Geist."

Cf. Odyss. XVI, 294.

11. Eine apokryphische Schlußstrophe des Reiterlieds in Wallensteins Lager, die ich schon da und dort in Kommers- und Liederbüchern, aber noch nie in einer Ausgabe des Wallensteins fand, lautet so:

„Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
Drum froh wer den Degen jetzt führet!
Und bleibt ihr nur wacker zusammengefügt,
So zwingt ihr das Glück und regieret.
Es ist keine Krone so fest, so hoch,
Der muthige Kämpfer erreichet sie doch."

Diese Strophe athmet durchaus schillerischen Geist und paßt vollkommen als Schlußstrophe. Der Anfang übrigens erinnert an das bekannte: *ἐπὶ ξυροῦ ἵςαται ἀκμῆς* bei Hom. Il. X, 173. Herodot 7, 11. Thucyd. 1, 124.

12. Mit der Verwünschung der geistlosen Betreibung der Philologie im Anfang von Schillers Räubern vgl. Juvenal in der X. Sat.:

— I demens (Hannibal) et saevas curre per Alpes
Ut pueris placeas et declamatio fias.

13. Schillers „Johanniter" nach dem Grundgedanken zu vergleichen mit dem Kampf mit dem Drachen, mit Liv. VIII, 7. 1 Samuel XIV., Heinrich Kleists Prinz von Homburg, Schillers Jungfrau von Orleans.

14. „Wie Himmelskräfte auf und niedersteigen!"

Vgl. Ev. Joh. 1, 51. Hom. Il. VIII, 18 und die Erklärer zu dieser Stelle.

15. „Ein güt'ger Gott send' uns auch diese
Mit sanften Pfeilen bald herunter!"

= *ἀγανοῖς βελέεσσιν.* Odyss. XI, 173. XV, 410.

16. In Göthes Fischer:
Zum Begriff der Wohligkeit vgl. W. Müller's: „die Forelle."
Zur dritten Strophe Herder „das Meer bei Neapel":

„Und sieh, wie dort der ganze Himmel trunken
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht;
In Amphitritens Silberschooß versunken,
Wallt dort und zittert noch der Sonne Licht."

Ueber den Eindruck, den das ganze Gedicht zu machen fähig ist, vgl. die Einleitung zu dem Werk: Aus den Memoiren des Freiherrn von S—a von Woltmann. Der Titel der Einleitung ist „über das Barbarische in der deutschen Literatur."

Das Gedicht athmet durchaus volksthümlichen (vgl. Herders Aeußerung bei H. Viehoff) und homerischen Geist. Freilich ganz und gar wörtlich ließe es sich nicht in's Griechische übersetzen. „Die liebe Sonne" z. B. könnte homerisch wohl nur heißen: „*ἱερὸν φάος Ἠελίοιο.*"

Kurz vergleicht mit Göthe's Fischer Heine's „Meerfey." Aber ebenso gut kann man den Fischer mit der Loreley vergleichen. In der „Loreley" haben wir die „schönste Jungfrau" u. s. w. Dieß läßt sich malen; hier haben wir einen Schiffer, der durch den wunderbaren Gesang und die Schönheit der Loreley die Besinnung verliert. In der Loreley bildet die Naturschilderung im Anfange nur die Unterlage, den Ausgangspunkt, die Situation für den weiteren Inhalt des Gedichts, womit jene Naturschilderung keineswegs als etwas Unbedeutendes und Gleichgültiges hingestellt werden soll. Im Fischer, der mehr enthält, als das Heinesche Gedicht, dessen Trefflichkeit wir nicht leugnen wollen, ist die Naturschilderung die Hauptsache, das Meerweib wird in Hinsicht auf Gesang und Gestalt mit wenigen Zügen geschildert.

Höchst interessant ist, was Schäfer in seinem Leben Göthe's I, 268 über die wahrscheinliche Entstehung der Götheschen Ballade erzählt. Göthe sagt dort: „Ich habe an Erinnerungen und Gedanken just genug. Diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz, der aus beiden leuchtet, lockt uns." In diesen letzten Worten, fährt Schäfer fort, ist das Gefühl ausgesprochen, aus dem die geheimnißvoll lockende Ballade „der Fischer" entsprungen ist, die um jene Zeit gedichtet ward. Dieser Zusammenhang, der uns erst vor kurzer Zeit bekannt wurde, läßt sich offenbar mit unserer Auffassung der Ballade recht wohl vereinigen.

17. „Was hat man dir, du armes Kind, gethan?" Mignon.
Τέκνον, τί κλαίεις; τί δέ σε φρένας ἵκετο πένθος;
Ilias 1, 362.

18. „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust
Und jede will sich von der andern trennen."

H. Düntzer vergleicht eine Stelle im Xenophon. Ebenso nahe liegt die Vergleichung mit Rom. VII, 8.

19. „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth."

H. Düntzer sagt, das Morgenroth solle in dieser Stelle des Faust wohl die frische Natur bezeichnen, durch deren unablässige, sich zu einem völligen Hineinleben in dieselbe steigernde Betrachtung das Herz der wahren Erkenntniß geöffnet werde.

Diese Auffassung ist meines Bedünkens in doppelter Hinsicht falsch. Erstens nämlich will Faust nicht durch eine unablässige, stufenweise sich steigernde Betrachtung die Natur erkennen, sondern durch einen Sprung der unmittelbaren „intellectuellen Anschauung", um diesen schellingschen Ausdruck zu gebrauchen, (vgl. Vischer in den kritischen Gängen) allen Dingen auf einmal in's Herz sehen. Zweitens ist hier wohl nicht gerade von der Natur, sondern überhaupt von dem höheren Leben des Geistes die Rede,

das dem Menschen aufgehen soll und zu dem freilich die Erfassung der Natur wesentlich gehört. Das Weltganze, aller Dinge Quell und Saamen, namentlich nach dem Folgenden die holde Vereinigung von Natur und Geist — dieß Alles geht hier in einem sel'gen Augenblicke wie in einem Blitzstrahl des Geistes an Faust vorüber.

Zur Vergleichung dienen folgende Citate:

„Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend."
Schiller im Wallenstein.

„ — Empfange hier
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit."
Göthe in der „Zueignung."

Vgl. endlich die bekannten Worte des persischen Dichters Mewlana Dschelaleddin Rumi:

„Wo die Lieb' erwacht, da stirbt
Das Ich, der dunkele Despot,
Du laß ihn sterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth."

Auch die Worte Schillers in den „Künstlern" lassen sich vergleichen:

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Zogst Du in der Erkenntniß Land."

Die zweite Hälfte der Stelle im Faust verhält sich zur ersten nicht, wie Mittel zum Zweck. Der Sinn ist: „gieb dich der Geisterwelt hin, dann bist du in der Geisterwelt." Hier haben wir freilich auch ein Mittel, aber ein ganz allgemeines; es wird an den Willen des Menschen appellirt. Das Wort: „unverdrossen" nehmen wir = mit voller Lust und Liebe; von einer Sandkorn an Sandkorn reihenden Beschäftigung mit der Natur oder überhaupt von einer geordnet und stufenweise fortschreitenden Forschung das Wort zu verstehen, verbietet Faust's ganze Weltanschauung.

Will man wissen, wie der Mensch die irdische Brust in Morgenroth badet? Göthe's Zueignung, aus der oben eine Stelle mitgetheilt wurde, sagt es uns. Hier spielt ebenfalls Geist und Natur in einander. Die Göttin ergreift die leichten Wolken und den Duft des Morgens und webt daraus den Schleier der Poesie. Morgenduft und Sonnenklarheit sind also hier ein Symbol der Dichtung, des Geistes. Mit den Worten: „Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle" in der Zueignung vergleiche „die ird'sche Brust" im Faust.

Doch ist ein Unterschied zwischen der Zueignung und unserer Stelle im Faust. Diese ist in überschwenglichem, dithyrambischem Tone gehalten; in der Zueignung ist der Dichter besonnener geworden und hat sich mit der Wirklichkeit versöhnt, ohne dadurch die jugendliche Begeisterung einzubüßen.

20. Zu Göthe's „Hochzeitlied":

Der Graf befindet sich offenbar in einem Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen. Zuerst schläft er, er liegt in willigem Schlummer, in den Banden des Schlummergotts, der ihm zu Willen ist, darauf erwacht er durch den Lärm und in diesem fieberhaften, träumerischen Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen sieht und hört er die Hochzeit der Zwerge. („In willigem Schlummer" homerisch etwa *τὸν δ' ἔχε νήδυμος (ἡδύς) ὕπνος.* Il. II, 215.). Götzingers Bedenken hat daher kein Gewicht. Davon, daß den Grafen, der schlafen wollte, der Schlaf geflohen habe, steht in dem Schluß der dritten Strophe nichts. Wäre in der dritten Strophe von eigentlicher Schlaflosigkeit die Rede, so würde ja der Graf gleich darauf nach der so kurzen Rede des Zwerges schon träumen. Zwischen Schlummer und Schlaf ist bekanntlich ein Unterschied, darum ist zwischen dem Anfang und Ende der dritten Strophe kein Widerspruch. Der Graf hatte eben einen unruhigen Schlaf.

21. Göthe in der „Harzreise im Winter“:
„Erst verachtet, nun ein Verächter
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbstsucht.“
Homer vom Bellerophon Il. VI, 202:
ὃν θυμὸν κατέδων πάτον ἀνθρώπων ἀλεείνων.
Vgl. Hartung, Sophokles' rasender Ajas, Einleitung S. 12 u. 13.

22. Schäfer in seinem Leben Göthe's I, 373 nennt die Zueignung ein allegorisches, Düntzer über Göthe's Faust I, 131 den zweiten Theil des Faust ein symbolisches Gedicht. Wir möchten das Verhältniß umkehren. Daß jener zweite Theil allegorisch gehalten ist, dieß ist nach unserer Ansicht von Vischer zur Gewißheit erhoben. Das Bild ist hier ein *ἄλλο* im Verhältniß zur Idee, die dargestellt wird; der Dichter spielt mit dem Leser Verstecken und will den wahren Sinn gar nicht oder nur nach langem Suchen erfaßt wissen. Aber was man von Persius gesagt hat, gilt auch hier: Qui non vult intelligi, non debet legi. Einzelne Schönheiten, vielleicht sogar schönere Partieen im zweiten Theil Fausts sollen damit nicht weggeläugnet werden. Die Zueignung dagegen ist ein symbolisches Gedicht. Symbolisch nämlich möchten wir ein solches Gedicht nennen, wo Bild und Idee nicht durchaus und auf jedem Punkte sich decken, sondern wo beide unvermerkt in einander überfließen, wo beide einander fliehen und suchen, um zuletzt in liebevollem Bunde vereinigt zu werden. So ist die Deutung der Zueignung ganz klar und wird in dem Gedichte selbst gegeben, ohne daß dadurch die Erzählung im Anfang und die Erscheinung der Göttin von der Phantasie beliebig nachher abgestreift werden könnte. Einige Erklärer bemerken, man dürfe bei den Wolken und dem Nebel, von denen im Anfange die Rede sei, nicht an Leiden und Unglück denken. Diese Bemerkung ist für jeden, der nur einigen poetischen Sinn und poetische Stimmung zum Lesen der Zueignung mitbringt, völlig überflüssig. Bei einem allegorischen Gedichte paßt eine solche Bemerkung, bei einem symbolischen nicht. Der Schleier, den der Dichter empfängt, und durch den er über die Noth und den Druck der Erde emporgehoben wird, könnte an den Schleier der Leukothea erinnern, „der, geheimnißvoll gewebt, die ihn tragen, unverletzlich aus dem Reich der Wellen hebt.“ Im allegorischen Gedicht freilich ist uns Aussicht und Einsicht durch trübe Wolken verdeckt; im symbolischen ist uns nur ein Schleier vorgehalten, der am Ende mit spielender Hand gehoben wird. Im allegorischen Gedichte muß sich unser Scharfsinn zerquälen; im symbolischen wird er in heiterem, freiem Bunde mit der Phantasie leicht und angenehm beschäftigt.

Was Düntzer a. a. O. noch vorbringt, trifft den Kern der Sache nicht. Schon der ewige Wechsel der Bilder, die oft einander widersprechen, ist bedenklich. Denn einen Gedanken, der durch e i n Bild adäquat ausgedrückt ist, noch durch andere Bilder ausdrücken, heißt des Guten zu viel thun, und erinnert an orientalischen Bilderprunk. Greift der Dichter zu verschiedenen Bildern, so ist dieß nur ein Zeichen davon, daß ihn kein Bild ganz befriedigt. Düntzer sagt freilich, die Versinnlichung des darzustellenden Gedankens fordere oft die verschiedensten Bilder. Das Richtige ist wohl, wenn ein solcher Gedanke nur nicht zu abstrakt ist, zu fern liegt, so genügt ein einziges Hauptbild, das freilich nach seinen verschiedenen Seiten — nur nicht gerade nach allen, denn die Phantasie will auch beschäftigt sein — weiter ausgeführt werden mag. Aber e i n e n H a u p t g e d a n k e n durch verschiedene, sich dazu oft widersprechende Hauptbilder versinnlichen, das heißt den Leser verwirren und die allegorische Dunkelheit noch dunkler machen. Ein klares Beispiel ist Göthes Zueignung. In diesem Gedichte ist der e i n e Grundgedanke von der reinigenden und beseligenden Kraft der Poesie durch eine Reihe von Bildern dargestellt, aber diese Bilder sind einander weder koordinirt, noch widersprechend, sondern e i n Hauptbild tritt hervor und um dieses herum lagern sich die übrigen Züge der Dichtung harmonisch an. Auch in der weiteren Ausführung Düntzer's können wir keine Klarheit finden. Düntzer redet von der lebendigen Erfassung des ideellen Kernes in der „symbolischen“ Poesie. Aber was Düntzer so nennt, das nennen wir, wie es in

der Turandot heißt, „verfluchte Nüsse aufzuknacken, Räthsel nach dem neuesten Schnitt," über deren Lösung man dazu nicht entfernt einig ist, während die nicht „symbolische" Poesie mit ihren Gedanken sich doch auch über den „Kinderfreund" erhebt.

So ist denn auch Göthe's Fischer, wie Schäfer G. L. I, 268 mit Recht sagt, eine geheimnißvoll lockende Ballade und doch hat der Dichter nichts „hineingeheimnißt", wie im zweiten Theil Faust. Das Gedicht erfreut den Knaben, aber: aliter pueri legunt Terentium, aliter Grotius. Indessen wird schon ein poetisch geweckter Knabe leicht ahnen, daß das Gedicht einen tieferen Sinn hat, er wird namentlich auf die dritte Strophe aufmerksam werden. Der Fischer bringt die Deutung nicht selbst, wie die Zueignung; sie ergiebt sich aber ohne Mühe von selbst, wenn man nur einige Züge, die den Leser beirren könnten, richtig auffaßt, und aus der Brust schreiten unsre eigenen Gestalten hervor. — Der Naturalismus des Fischers liegt auch in den Worten „wie du bist" (αὔτως.) — In einem vor wenigen Jahren in Hessen erschienenen Lesebuche für Schule und Haus ist die vierte Zeile der Schlußstrophe folgendermaßen verballhornt: wie bei der Eltern Gruß. Natürlich hübsch moralisch und moralistisch muß es zugehen im deutschen Lande. Piscator — und überhaupt jedes Gedicht — sit ut est aut non sit! — Doch jetzt genug vom Fischer. —

23. Düntzer führt in seinem Kommentar zu Göthe's Faust I, 17 den polnischen Faust Twardowski an, giebt aber die Sage unvollständig und übersieht die Aehnlichkeit der polnischen Volkssage mit Göthe's Faust. Twardowski soll nach abgelaufener Frist von dem Teufel geholt werden, nimmt aber, um diesem Loose zu entgehen, ein unschuldiges kleines Kind auf die Arme. Der Teufel hält ihm aber den Vertrag vor und erinnert ihn an das Sprüchwort: Verbum nobile debet esse stabile*). Darauf legt Twardowski das Kind weg und wird von dem Teufel hoch in die Luft entführt. (Dieser Zug könnte an Ephes. 2, 2. 6, 12 erinnern.) Da fallen dem Zauberer die Sprüche und Lieder seiner Jugend ein (vgl. die Osterscene bei Göthe), er betet sie vor sich hin und der Teufel kann ihn nicht ganz in seine Gewalt bekommen und muß zuletzt von ihm ablassen. So schwebt denn Twardowski noch immer zwischen Himmel und Erde, gerade über der Stadt Krakau, deren Kirchthürme ihm wie Krähenfüße erscheinen, hoch oben in der Luft. Eine eigenthümliche Sage, nach welcher der Teufel geprellt wird und Twardowski doch nicht den Zugang in den Himmel gewinnt. — Auf ähnliche Weise unbefriedigt, schwebend und schwankend ist Fausts Zustand am Schlusse des ersten Theils. Mephistopheles ruft ihn zu sich, aber eine innere Stimme erinnert ihn an sein besseres Selbst; seine weitere Entwickelung müssen wir ihm für die Zukunft kreditiren, aber die Kerkerscene hat zur Genüge gezeigt, daß noch edlerer Sinn in ihm vorhanden ist. Deswegen sagten wir oben, Fausts Zustand sei auf ähnliche Weise schwankend und schwebend, wie Twardowski's, aber nicht auf dieselbe Weise. Denn Faust wird und muß gerettet werden, er wird aus diesem schwankenden Zustande heraus noch zur Klarheit und zum Siege gelangen. Nimmt man den ersten Theil für sich, so hat derselbe ebensowenig einen befriedigenden Abschluß, als Wilhelm Meisters Lehrjahre; weil aber im Faust von Anfang an die Aussicht auf den Sieg eröffnet ist, so ist das Ende des ersten Theils Faust immer noch befriedigender, als der Schluß des Tasso, wo uns gar nichts dafür bürgt, daß Tasso noch zur Klarheit, zum Verständniß seiner selbst und der Welt hindurchdringen werde. Hier nun sind wir mit der Auffassung Düntzers in seinem Kommentar zum Faust I, 389. 390 vollkommen einverstanden; vortrefflich ist namentlich, was Düntzer über die deutsche Gerechtigkeitssucht bemerkt.

Wir können nicht umhin, unser Bedauern darüber auszudrücken, daß ein viel gebrauchtes und sonst treffliches Buch solche Ansichten nun auch in die Schule schleppt. Wir meinen das Buch: „Deutsche Aufsätze von Abbt, Ancillon, Delbrück u. s. f. nebst Anmerkungen und Aufgaben; für die oberen Classen höherer Bildungsanstalten wie auch zum Selbststudium herausgegeben von Dr. H. Kletke."

---

*) Ein dem polnischen Adel sehr geläufiges Sprüchwort. Der Deutsche sagt: ein Mann, ein Wort; der Pole hält nur den Edelmann für einen Mann.

Hier ist S. 235 wörtlich zu lesen, Göthe habe in der phantastischen und doch zugleich aus den Tiefen eines durch Uebersättigung und Ueberfülle aller möglichen Genüsse mit sich selbst entzweiten Gemüths hervorgegangenen Schöpfung des Faust seinem Genius die Krone aufgesetzt, sich groß gezeigt, indem er der Menschheit den Stab gebrochen, indem er die Nichtigkeit aller Größe, alles sinnlichen und übersinnlichen Strebens, aller Realität mit himmlischen und höllischen Zügen abwechselnd schildere: denn in der That sei der allgemeine Bankerott des Menschen und menschlichen Treibens auf der Erde im Faust proklamirt!"

So Ancillon. O tiefe Weisheit, würdig in ein Schulbuch aufgenommen zu werden, damit gleich der Jugend der rechte Hexentrank gebraut wird! Wie? Göthe, der den Satz: Alles ist eitel, für gotteslästerlich erklärt, der solche traurige Betrachtungen über Welt und Weltlauf den Kater in der Hexenküche vortragen läßt, er der gesagt hat, es wäre nicht der Mühe werth 70 Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Thorheit wäre vor Gott, er sollte hier als Ergebniß seines tiefsten Forschens den Bankerott alles menschlichen Strebens ausrufen! Da müßte man dem Menschen zurufen: „Verzweifl' und stirb!" und solchen Kritikern möchte man zurufen: Ward eines Menschen Geist in seinem hohen Streben von eures Gleichen je gefaßt? — Ein andermal über Düntzers Schrift im Zusammenhang.

G. Hauff.

Nomina et Omina.

Vergl. Herders schlechte Witze über Göthe's Namen in Wahrheit und Dichtung, nebst Göthe's Bemerkungen über die Bedeutung des Namens; cf. auch Soph. Aj. lor. 408.

1. Lessing.

Ephraim weist auf sein judenzendes Element hin, das mit ihm, ob er gleich Christ war, auf die bekannte Weise in die Literatur eindrang. Die Juden; Nathan der Weise. Moses Mendelssohn.

2. Herder.

„Sei, Erde, tausendmal gegrüßt,
Gegrüßet all', ihr meine Brüder."
Göthe im ewigen Juden.

3. Schiller.

Der Name ist höchst bedeutend, den Farbenglanz seiner Poesie, aber zugleich die schielende (schillernde) Vermischung von Poesie und Reflexion bezeichnend. Vgl. Gustav Schwab.

4. Klopstock.

Vgl. Göthe in Wahrheit und Dichtung. Klopstock klopft mit dem Stock auf die Erde, damit der Quell der Poesie hervorspringe; aber die Zauberruthe hat doch nur

5. Göthe,

Dessen Name eine gedämpfte Göttlichkeit bezeichnet.

6. August Graf von Platen-Hallermund.

1. Musa comes mihi erat per teutona et itala rura;
   Me Comitem esse animus spernit Comitemque vocari.
2. „Nemo me lacrumis decoret neque funera fleta
   Faxit. Cur? Volito vivu' per ora virûm."

Ennius.

7. Matthisson.

„Matter strahlt der Sonne letztes Glüh'n."
Theodor Körner.

8. Justinus Kerner.

Der Kern des Lebens ist der Tod.

„Jedweder trägt in sich den Tod
Ist Außen noch so lust'ger Schein."

9. Friedrich Rückert.

Erst Deutschlands Friedrich lobesan,
Dann Orients Suleiman,
Neuestens ist in Rückert
Die Poesie versickert.

10. Emanuel Geibel.

Er möcht' seine Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken.

Nach L. Uhland.

11. Freiligrath,

in der Poesie, was Bruno Bauer in der Theologie.
Mulier formosa superne — frei — desinit in piscem.

12. Göthe.

Wolfram von Eschenbach, Wolfgang Göthe.
Wolfram = dem Wolf und Rabe den Weg zum Siege zeigen.

G. Hauff.

Ein Wort Rahels über die Jungfrau von Orleans.

Die freisinnige Rahel sagte: „In der Jungfrau von Orleans wollte Schiller die Religion, aber das Mädchen griff er." Weiterhin spricht sie von der „guten Jungfer Orleans."

Dieß ist vollkommen richtig. Wir faßten in dem neulich mitgetheilten Aufsatz über die Jungfrau von Orleans den Gegensatz etwas weiter als objektives und subjektives Bewußtsein oder als Unmittelbarkeit und Reflexion. Die Religion wurde nun in jenem Aufsatze ebenfalls erwähnt, indessen wollen wir diesen Punkt hier noch genauer betrachten. Die „gute Jungfer Orleans" entspricht vollkommen der in jener Recension eines französischen Dramas mitgetheilten Aeußerung, die Jungfrau steige durch ihre Liebe von der Höhe ihrer dämonischen Begeisterung herab und zerstöre den Heiligenschein, den der Volksglaube um sie verbreitet habe.

Die Religion ist eine Form des objektiven Bewußtseins oder, wie Albertini sagt: „Religion ist Herzensübergabe", Abhängigkeit von einer höheren Macht. Die Religion beruht auf objektiver Bildung. Wenn Schiller mit Recht die ganze Geschichte der Menschheit fortwährend im Wechsel von Natur und Kultur, objektiver und subjektiver Bildung erblickt, so kann die Stellung der Religion und Poesie nicht zweifelhaft sein. Denn auch die Poesie muß ihrem Wesen nach überall eine naive, unmittelbare sein, wenigstens darf sie nicht einseitig auf der Seite der Kultur stehen und es ist ganz falsch, was man schon behauptet hat, das Drama finde sich überall erst da, wo die Weltanschauung eines Volks in der Zersetzung begriffen sei. Die sogenannte „sentimentale" Poesie aber ist nicht eine gleichberechtigte Gattung, sondern eine Abart der wahren Poesie.

Der religiöse Charakter der Tragödie zeigt sich nun in folgenden Zügen.

Johanna ist zwischen ein himmlisches und ein höllisches Reich mitten hineingestellt. Nach unserer Auffassung sind diese zwei Reiche objektiv als solche hingestellt. Dieß ist aber eben die Betrachtungsweise der Religion. Man hat es seiner Zeit dem Neander'schen Leben Jesu mit Recht vorgeworfen, daß es die dämonischen Wirkungen und Kämpfe allzu sehr in den Hintergrund treten lasse. Man hat mit Recht gesagt, Jesus sei nach der Lehre der Schrift erschienen, die Werke des Teufels zu zerstören; daher ziehe er überall gegen diesen zu Felde, so wie dieser alle Macht und List aufbiete, um seinen Feind zu stürzen; wie der Teufel aus der Tiefe heraufsteigt, um ihn zu versuchen, so steigen Engel vom Himmel hinauf und herab auf des Menschen Sohn. Mit denjenigen Theologen, die um jeden Preis mit mehr als socinianischer Willkür den Teufel aus der Schrift wegexegesiren, haben

wir hier nichts zu thun. Es gilt die Augen aufzuthun und die Dinge zu nehmen, wie sie sind. — Aehnlich sah sich jeder religiöse Heros in diesen Kampf zwischen Himmel und Hölle hineingestellt; wir erinnern nur an Paulus, Augustin, Luther. Diese alle kämpfen gegen den Teufel als eine objektive Persönlichkeit. So hat denn auch Johanna mit Himmel und Hölle zu kämpfen. Der Böse selbst tritt freilich nicht persönlich auf, aber er schickt den schwarzen Ritter. Es ist daher mehr als bloße Redensart, wenn Johanna IV, 1 von der „Hölle Schlingen" redet. Schiller hat durch diesen Zug gezeigt, daß ihm das Wesen der Religion wohl bekannt war. Aber der ganze Stoff eignet sich für's Epos, nicht für's Drama. Das Epos wurzelt im Jugendalter, das Drama im reifen Mannesalter einer Nation. Solche in aller Objektivität hingestellte Wunderwelten eignen sich wohl der phantasievollen Jugendzeit, aber nicht der männlichen Ueberlegung. Göthe führt uns im Faust in ein ähnliches Gebiet; aber in diesem Drama ist ja, bekanntlich Mephistopheles, bloß die eine Seite in Faust's Wesen objektiv hingestellt.

Allein auch das Epos kann diese äußeren Mächte von der Subjektivität des Menschen nicht gänzlich trennen; namentlich darf die Selbstthätigkeit des Menschen dadurch nicht aufgehoben werden. Selbstthätigkeit ist recht wohl bei dem entschiedensten religiösen Bewußtsein, bei der objektivsten Seelenanlage vorhanden. Solche Selbstthätigkeit, solche Vollendung durch Kämpfe*), solche männliche Entschlossenheit finden wir bei allen Helden der Religion. Selbstthätigkeit und Bestimmtheit durch objektive Mächte finden wir schon im Homer auf's Schönste geeinigt; vergl. Odyss. 1, 7. Il. XV, 604; namentlich ist das beiderseitige Verhältniß weise abgewogen Odyss. XIII, 291 ff.

Κερδαλέος κ' εἴη καὶ ἐπίκλοπος ὅς σε παρέλθοι
Ἐν πάντεσσι δόλοισι καὶ εἰ θεὸς ἀντιάσειεν.

Wenn nun schon das Epos, so sehr es in der religiösen Grundanschauung einer Nation wurzelt, so sehr die Götter mit den Helden auf einem Boden wandeln und das Thun der Helden bestimmen, seine Helden doch ihrer Selbstthätigkeit nie berauben kann, um wie viel weniger wird dieß dem Drama erlaubt sein! Dieß ist eben ein Grundfehler des Werks, daß Schiller nicht nur nicht die dramatischen Forderungen erfüllt hat, sondern sogar hinter der Aufgabe des Epos zurückgeblieben ist. Es sei uns hier eine Parallele erlaubt. Hamann und Fritz Stolberg faßten die poetische Begeisterung als göttliche Inspiration, wobei sich der Dichter rein leidend verhalte. Aber, wie überall, so wirken auch hier Freiheit und Nothwendigkeit zusammen und auch in der Theologie ist man über die ältere, mechanische Ansicht längst hinaus.

Nun könnte man sagen, Johanna habe ja eine innere Entwickelung durchzumachen. Ganz richtig. Nur bricht jener Kampf, jener Zwiespalt gar zu unmotivirt herein; sodann dauert er zu lange und nimmt einen allzu schneidenden Charakter an, als daß wir ihn mit einem tiefreligiösen Bewußtsein reimen könnten. Ein religiöser Genius mag, ehe sein Herz festgeworden ist, die heftigsten Kämpfe im Innern bestehen; aber, nachdem er von der Religion ergriffen und gehalten ist, noch einmal eine Beute der trostlosesten Zerrissenheit werden, dieß kann kein religiöser Genius. „Still und bewegt" ist das Motto des Briefwechsels jener genialen und religiösen Frau, von der wir eine Aeußerung zum Ausgangspunkte unserer Untersuchung gemacht haben; „still und bewegt" ist der religiöse Charakter; aber die Stille überwiegt und ohne die Stille, ohne diesen innern Mittelpunkt artet die Bewegtheit in Zerrissenheit und hastige Unruhe aus. Vor der Liebe zu Lionel ist Johanna überreligiös gehalten; dann erscheint sie ohne hinlängliche Motivirung viel zu wenig religiös. So fällt die Jungfrau in zwei Hälften auseinander.

Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Eine halbe Jungfrau herunter sinken.

Johanna wird nun aus einer mittelalterlichen schönen Seele eine moderne, reflektirende Natur und alle Unruhe, aller Jammer der Aufklärung, alles Abmühen der modernen Zeit tritt auf einmal vor uns.

---

*) Vgl. Matth. 26, 36 ff. Hebr. 5, 8. 9.

„Ach! ich sah den Himmel offen — und der Sel'gen Angesicht:
„Doch auf Erden ist mein Hoffen — und im Himmel ist es nicht."

Das moderne Hadern mit dem Himmel darf auch nicht ausbleiben:

„Mußtest du ihn auf mich laden
Diesen furchtbaren Beruf?"

Die eiskalte Luft des modernen Rationalismus weht uns an aus den Worten:

„Die Wunder ruhn; der Himmel ist verschlossen."

Zinzendorf dagegen, als religiöser Genius, singt:

„Der Glaube sieht auch in unsern Tagen
Immer noch feurige Ross' und Wagen."

Schiller will in der einen Gestalt der Jungfrau Naivetät, Religion — wir stellen die Religion in die Mitte — und Heldensinn vereinigen, um die Heldin durch allen Jammer der modernen Negation, Reflexion, Aufklärung und Thatlosigkeit (vergl. die Vorrede zu Vertot) hindurchgehen und sie zuletzt zu ihrer ursprünglichen Beschaffenheit zurückkehren zu lassen. Darin liegt jedenfalls der Gedanke, daß ohne ein festes objektives, namentlich religiöses Bewußtsein nichts Großes ausgerichtet werden kann; soll eine Zeit wieder gesund und thatkräftig werden, so muß sie, wie das Mittelalter, mit kräftigen, religiösen Vorurtheilen gesättigt sein. Aehnliches sagt Immermann im Münchhausen, wenn die neue, so sehnsüchtig erwartete Zeit kommen werde, da werde wieder die Religion in die Mitte treten müssen. Was einem Schiller das Höchste sein mußte, Thatendrang, Freiheitssinn, Tapferkeit (vgl. die Vorrede zu Vertot), dieß Alles gehört mit jener objektiven Seelenanlage zusammen und macht den größten Vorzug naiver Zeiten, namentlich des Mittelalters, aus. Zeiten der Reflexion und Kritik sind weder der Religion, noch der Poesie, noch dem Heroismus günstig. Dieß ist auch der Sinn des bekannten Ausspruchs von Göthe, das einzige und tiefste Thema der Menschengeschichte sei der Kampf zwischen Glauben und Unglauben.

Die Wunder der Tragödie, die uns wieder auf die Religion weisen, sind nicht genug vorbereitet und dieß ist ein Verstoß gegen Religion und Poesie. Unser Tadel gilt wenigstens von den zwei Hauptwundern, dem schwarzen Ritter und dem Donner im Dome zu Rheims. Auch die Religion schildert die Wunder nicht als Erscheinungen, die den Menschen überraschen, ja erdrücken; in der Regel werden sie vorher angekündigt und die Menschen darauf vorbereitet.

Johanna's Naivetät ist eine mehr behauptete, als wirkliche. Dasselbe gilt von ihrer Religion, die nach Vilmar bloße Phrase ist. Einer religiösen Anschauung, in welcher der Dichter nicht selbst lebt und webt, und die er nicht lebendig wieder hervorzubringen weiß, muß durch künstliche Mittel, durch Prachtrhetorik und Flitterglanz der täuschende Schein des unmittelbar Empfundenen gegeben werden. Diese schäferlichen Bravourtriller sind nicht naiv. Schiller hätte nie einen Mephistopheles dichten können, weil er sich zu dieser Vorstellung nie naiv humoristisch, sondern kritisch negirend und nachher gewaltsam durch Eroberung wieder beleben wollend verhalten hätte. „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde." Dadurch wird alles Nachgemachte, alles Allegorisiren, dieß ganze todte und kalte Wesen gerichtet.

Bedeutsam ist die Einsamkeit im Stück. Die größten religiösen Genien suchen sich vor ihrem Auftreten in der Einsamkeit zu sammeln*). Während aber solchen Genien nachher die Einsamkeit nicht schadet, ist sie der Jungfrau später schädlich. Warum, dieß wurde früher auseinandergesetzt.

Als mittelalterlich-religiös könnte der Auftrag der Jungfrau von Seiten der himmlischen Maria erscheinen, mit dem Schwerte zu tödten alles Lebendige, was der Schlachtengott verhängnißvoll ihr entgegenschicke. Dieß erinnert an das alttestamentliche Verbannen mit der Schärfe des Schwerts. Damit hängt zusammen der schroffe Gegensatz zwischen einem auserwählten und einem gottlosen Volke.

Die Lobpreisung der Jungfrauschaft gehört ebenfalls hieher. Dieser Zug ist im Monolog der Jungfrau am Schluß des Prologs ausdrücklich hervorgehoben.

*) Vgl. Matth. 4, 1. Gal. 1, 17.

Daher ist der Blick, mit dem sie den gefangenen Lionel ansieht, schon eine Verletzung dieses Gebots. Dieser mittelalterliche Zug ist nirgends*) gemildert, nirgends mit dem wohlthuenden Lichte des Protestantismus durchdrungen. Wir wollen uns nun hier nicht in theologische Streitfragen über die Auffassung der Ehe im Christenthum einlassen; jedenfalls könnte man für unsere Tragödie 1 Kor. 7, 34 anführen. So viel scheint gewiß: Erscheint die Ehe, ziemlich in Uebereinstimmung mit der Bibel, als ein Zugeständniß an die schwache Natur des Menschen, so zeigt sich Johanna, die uns mit so großen Erwartungen erfüllt hat, die religiös und heroisch ist, wie keine ihres Geschlechts, durch ihre plötzliche Liebe zu Lionel der ganzen Schwäche ihres Geschlechts verfallen; der Geist der Religion ist zu schwach, sie von diesem Abgrunde zurückzuhalten und wir denken an Senecas Wort: Quam contemta res est homo, nisi se supra humana erexerit! Schiller selbst sagt: „Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib.“ Er sagt dies von der Wissenschaft, es gilt aber auch von der Religion **).

So wandelt die Somnambule in der mondbeglänzten Zaubernacht des Mittelalters, die hier Schiller aufsteigen läßt. Aber Somnambulismus ist nicht Religion, ist zwar dem religiösen Bewußtsein verwandt, aber im Ganzen eine krankhafte Erscheinung. In der Religion ist Objektives und Subjektives, Nothwendigkeit und Freiheit bei allem Ueberwiegen jenes Elementes immer wieder geeinigt; im Somnambulismus ist die Subjektivität bis auf die äußerste Spitze zurückgedrängt.

Wir bedauern, hier den advocatus diaboli machen zu müssen, können aber nach oftmaliger Durchlesung der Tragödie kein anderes Urtheil fällen. Rönnefahrts Auffassung in Löw's pädagogischer Monatsschrift (1852, 1) können wir nicht beistimmen. Rönnefahrt meint, Schiller habe der mittelalterlichen Romantik hier einen Spiegel vorgehalten, mehr zur Beschämung, als zur Verherrlichung. Rönnefahrt weiß freilich in seiner Art Alles zu beweisen; aber zu einer objektiven Darstellung und eingehenden Kritik des Stücks kommt es bei ihm nicht. In einem so schwierigen Stück wie die Jungfrau von Orleans, ist zweierlei nothwendig. Erstens muß man alle epischen Zuthaten frisch wegschneiden, dagegen die Fingerzeige, die der Dichter oft durch einzelne Bemerkungen in Prosa gegeben hat, wohl in's Auge fassen; einen solchen Fingerzeig giebt uns die Einsamkeit der Jungfrau in der Scene mit Montgomery. Zweitens muß man ein solches Stück mit anderen Werken des Dichters und mit seiner gesammten Weltanschauung zusammenhalten; dann wird man nicht unter-, sondern auslegen. **G. Hauff.**

Einige Bilder aus Andersens Bilderbuch.

Der Mond erzählt:

„In letzter Nacht glitt ich durch Indiens klare Luft dahin, ich spiegelte mich im Ganges, meine Strahlen suchten durch das dichte Gehäge zu dringen, welches die alten Platanen flechten, sich eng wölbend gleich Schildkröten-Schalen. Da kam aus dem Dickicht ein Hindu-Mädchen, leicht wie die Gazelle, schön wie Eva; es war etwas so Luftiges, und doch so Vollkommenes, Festes im Wesen der Tochter Indiens, ich konnte den Gedanken durch die feine Haut erkennen; die dornigen Lianen zerrissen die Sandalen, doch rasch schritt sie vorwärts; das Wild, welches vom Flusse kam, wo es seinen Durst gestillt hatte, sprang scheu vorbei, denn das Mädchen hielt eine brennende Lampe in der Hand; ich konnte das frische Blut in den feinen Fingern erblicken, welche sich zu einem Schirme vor der Flamme wölbten. Sie näherte sich dem Flusse, setzte die Lampe auf den Strom, und die Lampe segelte abwärts; die Flamme wehete, als ob sie verlöschen wollte, aber sie brannte doch und des Mädchens schwarze funkelnde Augen folgten mit einem Seelenblicke, hinter der Augenlieder langen Seidenfransen; sie wußte, daß, wenn die Lampe

---

*) Man müßte denn die Worte des Erzbischofs III, 4 hierher ziehen.

**) Vergl. Jungfrau von Orleans III, 4, 129: „Ihr erblickt in mir nichts, als ein Weib.“

brannte, so lange sie dieselbe erblicken konnte, ihr Geliebter noch lebte, erlosch sie aber, so war er todt; und die Lampe brannte und bebte, und ihr Herz brannte und bebte, sie sank auf die Kniee und betete; zu ihrer Seite lag im Grase die nasse Schlange, aber sie dachte nur an Brahma und ihren Bräutigam. „Er lebt!" jubelte sie, und von den Bergen klang es wieder: „Er lebt!"

Poetische Umbildung:

Das Hindu-Mädchen.

Schön und leicht wie die Gazelle
Naht des Ufers heilgem Strand
Sich das Hindu-Mädchen — helle
Brennt die Lamp' in ihrer Hand.

Auf des Flusses goldnem Rücken
Ließ das Licht sie schwimmen fort,
Sah ihm nach halb mit Entzücken,
Halb mit Schmerz und sprach kein Wort.

Bangend stand sie, weil sie wußte,
Daß so lang die Flamme roth,
Ihr Geliebter leben mußte,
Löscht sie aus, so war er todt.

Brennend schwamm die Lampe weiter
Und das Hindu-Mädchen bebt,
Und ihr Auge glänzte heiter,
Und sie rief: „Er lebt! Er lebt!" —

Der Mond erzählt:

„Ich sah auf Tyrol hinab, ich ließ die dunklen Tannen schwarze Schlagschatten auf die Klippen werfen. Ich betrachtete den heiligen Christopher mit dem Jesuskinde auf den Schultern, wie sie dort auf den Wänden der Häuser stehen, kolossal, vom Fußstücke bis zum Erker hinauf. Der heilige Florian goß Wasser über das brennende Haus, und Christus hing erstickt, blutend an dem großen Kreuz am Wege. Das sind alte Bilder für das neue Geschlecht, ich habe sie dahingegen aufrichten sehen, das eine dem andern folgen sehen. Hoch auf dem Bergabhange hängt, einem Schwalbenneste gleich, ein einsames Nonnenkloster, zwei Schwestern standen dort oben und läuteten; sie waren beide jung und deshalb schweiften ihre Blicke über die Berge hinaus in die große Welt. Ein Reisewagen fuhr unten auf der Landstraße, das Posthorn ertönte und die armen Nonnen hefteten mit verwandten Gedanken das Auge hinunter auf dasselbe; im Auge der Jüngeren perlte eine Thräne. — Und das Horn hallte schwächer und schwächer, die dumpfen Glockenklänge des Klosters übertäubten dessen hinsterbende Töne.

Poetische Umbildung:

Die Nonne.

Von der Höh' das Glöcklein klingt,
Das die Nonne läutet:
Eine Thrän' in's Aug' ihr dringt —
Sag' was die bedeutet?

Weint sie, weil verbleichet hier
Ihre Jugendschöne?
Nein! die Thrän' entlockten ihr
Eines Posthorns Töne.

Durch das Thal in raschem Lauf
Fährt dahin der Wagen,
Und das Posthorn tönt herauf
Wie ein leises Klagen.

Warum klagt der Postillon?
Warum weint die Nonne?
Still verhallt des Glöckleins Ton
In der Morgensonne.

Der Mond erzählt:

„Ich will dir noch ein Bild von Schweden geben. Zwischen schwarzen Tannenwäldern, nahe dem melancholischen Ufer des Roxen, liegt des alten Wreta Klosterkirche. Mein Strahl glitt durch das Gitter in der Mauer zur geräumigen Wölbung hinein, wo Könige in den großen Steinsärgen schlummern; in der Mauer über denselben prangt als Bild der irdischen Herrlichkeit eine Königskrone, aber sie ist aus Holz, bemalt und vergoldet, sie wird durch einen Holzstift, der in der Mauer befestigt ist, gehalten, die Würmer haben das vergoldete Herz durchnagt, die Spinne hat ihr Netz von der Krone bis zum Sarge gesponnen, das ist eine Trauerflagge, morsch, wie die Trauer es für die Sterblichen ist! Wie ruhig sie schlummern! ich erinnere mich ihrer so deutlich! ich sehe noch das kecke Lächeln um die Lippe, welches Freude oder Kummer aussprach, so mächtig, so entscheidend. Wenn das Dampfschiff wie eine Zauberschnecke über die Berge hinaus fährt, kommt häufig ein Fremder zur Kirche, besucht diese Grab-Wölbung, fragt nach den Namen

der Könige und diese klingen vergessen und todt. Er betrachtet die wurmzernagten Kronen, lächelt, und ist er ein recht frommes Gemüth, so ist da Wehmuth in seinem Lächeln. Schlummert Ihr Todten, der Mond gedenkt Eurer, der Mond sendet diese Nacht seinen kalten Strahl nach Eurem stillen Königreiche, über dem die Fichtenholzkrone hängt! —"

Poetische Umbildung:

Die Königsgräber.

In der Klosterkirche Wreta
Reihen Särge sich zu Särgen,
Die in ihren Steingewölben
Schwedens alte Kön'ge bergen.

Ob den Todten, an der Mauer
Pranget eine Kron' von Holze,
Wie ein Bild der alten Größe,
Wie ein Rest von altem Stolze;

Spinnen ziehen ihr Gewebe
Von der Krone zu den Särgen,
Die in ihren Steingewölben
Schwedens alte Kön'ge bergen.

Wehmuth füllet jedes Auge,
Das die wurmzerfress'ne Krone
Sieht zu Häupten derer hangen,
Die einst saßen auf dem Throne.

Der Mond erzählt:

Die Luft war wieder klar; mehrere Abende waren verstrichen, er war im ersten Viertel, ich erhielt wieder die Idee zu einer Skizze. — Höre, was der Mond erzählte.

„Ich folgte dem Polarvogel und dem schwimmenden Wallfisch nach Grönlands Ostküste; nackte Gebirge mit Eis und Wolken umschließen ein Thal, wo Weidengerten und Heidelbeerenkraut in reichem Flor standen, die duftende Lychnis (brennende Liebe) verbreitete süßen Geruch, mein Licht war matt, meine Scheibe war bleich wie die Blätter des Akanth, welche wochenlang auf dem Wasser trieben, losgerissen von ihrem Stengel: die Nordlichtkrone brannte, ihr Ring war breit und dessen Strahlen gingen, wie wirbelnde Eissäulen hin über den ganzen Himmel, und spielten in Grün und Roth. Die Bewohner versammelten sich zu Tanz und Lustbarkeit, aber bewundernd sahen sie nicht auf die ihnen zur Gewohnheit gewordene Pracht: „Laß die Seelen der Todten nur Ball mit den Köpfen des Wallrosses spielen!" dachten sie, ihrem Glauben gemäß, und hatten nur Auge und Ohr für Gesang und Tanz. Mitten im Kreise stand, ohne Pelz, der Grönländer mit seiner Handtrommel und stimmte einen Gesang über den Seehundsfang an und der Chor antwortete mit „Eia, eia, a!" und hüpfte in weißen Pelzen rund herum im Kreise, daß es einem Bärenballe gleich sah. Der Kopf und die Augen machten die kühnsten Bewegungen.

Nun begann Gericht und Urtheil. Diejenigen, welche verfeindet waren, traten auf, und der Beleidigte improvisirte seines Gegners Fehler, keck und spottend, und Alles beim Tanz zur Trommel, der Angeklagte erwiedert eben so pfiffig, während die Versammlung lachte und ihr Urtheil fällte. Von den Gletschern erscholl Getöse, die Eisfelder zersprangen, die großen, stürzenden Massen lös'ten sich im Fallen zu Staub auf, es war eine grönländische, herrliche Sommernacht. Hundert Schritte davon, unter dem offnen Zelte von Häuten lag ein Kranker, das Leben strömte noch durch seine Adern, aber sterben mußte er doch, denn er glaubte es, und Alle rings um ihn her glaubten es, deshalb nähete seine Frau schon den Lederbezug um ihn zusammen, damit sie nachher den Todten nicht zu berühren brauche, und sie fragte: „willst du auf den Felsen im festen Schnee begraben werden? Ich werde die Stelle mit deinem Kajac und deinen Pfeilen schmücken! Der Angelak wird darüber hintanzen! oder willst du lieber ins Meer gesenkt werden?" — „In's Meer!" lispelte er und nickte mit einem wehmüthigen Lächeln. „Es ist ein laues Sommerzelt!" sagte die Frau, „da hüpfen Tausende von Seehunden, da schläft das Wallroß zu deinen Füßen, und die Jagd dort ist sicher und lustig!" Und die Kinder rissen heulend das ausgespannte Fell von den Fenstern, damit der Todte zum Meere geführt werden könne, zum wogenden Meere, welches ihm Nahrung im Leben, und Ruhe im Tode giebt. Die schwimmenden Gletscher, gleich Tag und Nacht wechselnd, bildeten das Grabmonument. Der Seehund schlummert auf der Eisscholle, der Sturmvogel fliegt darüber hin."

Poetische Umbildung:

Der sterbende Grönländer.

O Grönland, wie verschönet
Es dir die Sommernacht,
Wenn rings der Felsen dröhnet
Und laut der Gletscher kracht.

Wenn rings in Strahlenkränzen
Des Nordlichts Krone brennt,
Und Feuersäulen glänzen,
Am weiten Firmament! —

Der Felsen dröhnt' vor Kälte,
Das Nordlicht brannte hell,
Da lag in seinem Zelte
Ein Kranker auf dem Fell.

Sein Weib mit bangem Wehe
Näht ihn in Felle ein;
Sie frug: Willst du im Schneee,
Im Fels begraben sein?

Ich schmück mit deinen Pfeilen,
Dem Kajak dir die Stell',
Der Angelak soll eilen
Darüber froh und schnell.

Der Kranke sprach dagegen:
Steht still, mein warmes Blut,
Sollt ihr in's Meer mich legen,
Im Meer da ruht sich's gut.

So lang mein Leben währte,
Hab' ich das Meer geliebt,
Das lebend mich ernährte,
Im Tod mir Ruhe giebt.

Im Meere will ich liegen,
Beim Wallroß tief im Meer,
Sturmvögel drüber fliegen,
Das Eis schwimmt drüber her.

Der Mond erzählt:

„Ich habe dir von Pompeji erzählt, dieser Leiche einer Stadt, gestellt in die Reihe der lebenden Städte, ich kenne eine andere, eine noch seltsamere, sie ist keine Leiche, aber das Gespenst einer Stadt. — Ueberall, wo die Springbrunnen in Marmor sprudeln, däucht es mir, als hörte ich das Märchen von der schwimmenden Stadt. Ja, der Wasserstrahl mag von ihr erzählen! die Wogen des Strandes sie besingen! Ueber des Meeres Fläche schwebt oft ein Nebel, der ist der Wittwenschleier: Des Meeres Bräutigam ist todt, sein Schloß und seine Stadt sind nun Mausoleum! Kennst du diese Stadt? Niemals hörte sie der Wagenräder Rollen oder des Pferdes Hufschlag in ihren Straßen, da schwimmen Fische und gespensterhaft fliegt die schwarze Gondel dahin über das grüne Wasser. Ich will dir der Stadt Forum zeigen, der Stadt größten Platz, und du glaubst in der Stadt der Märchen zu sein; das Gras wächst zwischen den breiten Felsen, und in der Morgendämmerung flattern da Tausende von zahmen Tauben rings um den freistehenden Thurm. Von drei Seiten bist du von Bogengängen umgeben. Der Türke mit seiner langen Pfeife sitzt still darin, der hübsche Griechenknabe lehnt sich an den Pfeiler und sieht nach den aufgerichteten Trophäen: den hohen Masten, den Andenken an die alte Macht. Die Flaggen hängen gleich Trauerflor; ein Mädchen ruht sich dort, die schweren Eimer mit Wasser hat sie niedergesetzt, die Trage, worin sie dieselben trägt, liegt über ihren Schultern, sie stützt sich an die Siegesmasten. Das ist kein Feenschloß, sondern eine Kirche, welche du vor dir siehst! die vergoldeten Kuppeln, die goldenen Kugeln rings umher strahlen in meinem Lichte; die prächtigen Bronze-Pferde dort oben haben Reisen gemacht, wie das Bronzepferd im Märchen, sie sind hierher, weg von hier und wieder zurück gereist. Siehst du die bunte Pracht in den Mauern und auf den Fenstern? Es ist als ob ein Genius sich in eines Kindes Willen gefügt hätte, um diesen seltsamen Tempel auszuschmücken. Siehst du auf der Säule den geflügelten Löwen? das Gold schimmert noch, aber die Flügel sind gebunden, der Löwe ist todt, denn des Meeres König ist todt, es ist öde in den großen Hallen, und wo früher die köstlichen Bilder hingen, scheint jetzt die nackte Mauer hervor. Der Lazaroni schläft unter den Bogen, dessen Fußboden einst nur der hohe Adel betreten durfte. Aus den tiefen Brunnen, oder ist es von der Bleikammer nahe der Seufzerbrücke, ertönt ein Seufzer so wie damals die Tamburine auf den bunten Gondeln erklangen, als der Brautring von dem schimmernden Bucentauro zu Adria flog, der Meeres Königin. Adria, hülle dich in Nebel! und laß den Wittwenschleier deinen Busen verhüllen, hänge ihn über deines Bräutigams Mausoleum: das marmorerbaute gespensterhafte Venedig! —“

Poetische Umbildung:

Venedig.

Oft in des Morgens stiller Feier
Ruht Nebel dicht auf Kahn und Boot,
Das ist des Meeres Wittwenschleier —
Der Bräutigam des Meers ist todt.

In Dir, gespenstiges Venedig,
Ruht still sein königlich Gebein,
Du bist des alten Glanzes ledig
Ein Mausoleum nur allein.

O Zeiten, wo aus stolzen Hallen
Der Doge, reich an Ruhm und Sieg,
Im Buzentaur bei Liederschallen
Zur Adria hernieder stieg.

Die stolzen Hallen sind verödet,
Der Buzentaur in Trümmern liegt,
Der Fürst des Meeres liegt getödtet,
Im Meere, das ihn einst gewiegt.

Stumm steht der Löwe auf der Säule,
Die Flügel schimmern noch von Gold,
Machtlos ist ihm des Sturms Geheule
Jahrhunderte vorbeigerollt.

Es schläft im hohen Bogengange
Der Lazaroni müd' und arm,
Wo einst geschmückt mit Reif und Spange,
Gewandelt nur des Adels Schwarm.

Dem Brunnen bei der Seufzerbrücke,
Entspringt manch einsam klagend Wort,
Von manch zerstörtem Menschenglücke
Erzählen uns die Kerker dort.

Stumm schwimmt der Fisch in den Gewässern,
Die Gondel fliegt dahin geschwind —
Wer nicht der Zeiten denkt, der bessern,
Ist nicht Venedigs echtes Kind.

Andersen erzählt:

„Da waren schwere Wolken am Himmel, der Mond kam gar nicht zum Vorschein, ich stand doppelt einsam in meiner kleinen Kammer und sah hinaus in die Luft, von wo er mir scheinen sollte: Meine Gedanken flogen so weit umher, hinauf zu dem großen Freunde, der mir so hübsch jeden Abend Geschichten erzählte, mir Bilder zeigte. Ja, was hat er nicht erlebt! Er segelte über der Sündfluth Gewässer und lächelte zur Arche nieder, so wie jetzt zu mir herunter, und brachte Trost von einer neuen Welt, welche hervorblühen würde. Als das Volk Israels weinend an den Gewässern Babylons stand, schaute er wehmüthig nach den Weiden, wo die Harfen hingen. Als Romeo den Balkon erstieg, und der Liebeskuß, gleich eines Cherubs Gedanken von der Erde ging, stand der runde Mond halb versteckt zwischen den schwarzen Cypressen in der durchsichtigen Luft. Er hat den Helden auf St. Helena gesehen, wenn er von der einsamen Klippe über das Weltmeer hinausschaute, während sich in seiner Brust große Gedanken bewegten. Ja, was kann nicht der Mond erzählen! Das Weltleben ist ein Abenteuer für ihn. Heut' Abend sehe ich dich nicht, alter Freund! kann kein Bild zur Erinnerung an deinen Besuch zeichnen! — wie ich so träumend nach den Wolken aufblickte, leuchtete es dort; es war ein Strahl des Mondes, aber er erlosch wieder, schwarze Wolken glitten vorüber, aber es war doch ein Gruß, ein freundlicher Abendgruß, vom Mond mir dargebracht."

Poetische Umbildung:

Der Mond.

Es schwebt in ewig heller Zier
Der Mond ob unsres Lebens Wogen:
Er ist auch in die Ferne mir,
Auch in den Kerker nachgezogen.

Er wandelt still und klar einher,
Wie er dereinst hernieder blaute,
Als nach der Sündfluth wildem Meer
Er auf die Arche Noahs schaute.

Er sah am Flusse Babylons
Die Harfen an den Weiden hängen,
Er sah im Schatten des Balkons
Romeo sich an Julie drängen.

Wenn über's Meer er zog, da sah
Er den Eroberer der Erde,
Allein stehn auf Sanct Helena
Mit düstrer, klagender Geberde.

Er sah auf seinen Schmerz so still
Wie auf ein glücklich liebend Pärchen:
Das Leben auf der Welt — es will
Bedünken ihn ein bloßes Märchen.

Doch jede Nacht, wie wild auch tos't
Das heiße Blut durch meine Glieder,
Wenn ich ihn schau, bringt er mir Trost,
Und neue Hoffnung, neue Lieder.

Hiermit scheide ich einstweilen von dem geneigten Leser. Wenn meine Gedichte

in den blumenlesleriſchen Päſſen zur Ewigkeit nicht ignorirt werden und in usum der Schulen in die papierne Unſterblichkeit flattern, ſo werden mir es künftige Literarhiſtoriker hoffentlich Dank wiſſen, daß ich bei der erſten Veröffentlichung der obenſtehenden mit meines Namens authentiſcher Unterſchrift die Quellen derſelben ſofort beifügte, damit ihnen dieſelben kein Kopfzerbrechen verurſachen.

Julius Schanz.

Seltſame Fehler in Schriften und Reden.

J. D'Israeli hat bekanntlich eine recht unterhaltende Sammlung unter dem Titel Curiosities of Literature herausgegeben, welche mit Beifall aufgenommen worden, auch in mehreren Auflagen erſchienen iſt, und ſich auch des Nachdrucks erfreut hat. Es iſt viel Ergötzliches darin, und man wird das Buch immer gern leſen. Aber wir möchten darauf hinweiſen, daß man den Angaben deſſelben nur mit großem Mißtrauen folgen möge, und dies um ſo mehr, als das Werk ſichs beſonders angelegen ſein läßt, literary blunders (Vgl. Th. I. unter literary follies) aufzudecken. Wir haben den franzöſiſchen Nachdruck (1835) vor Augen, welcher augenſcheinlich erſt, nachdem das Buch Ruf erworben hatte, für gut befunden ward. Möglich, daß in dieſem Manches auf Rechnung des franzöſiſchen Herausgebers kommt; z. B. (Ebendaſ.) The Greeks composed lypogrammatic works, ... A lypogrammatist is a letter-dropper, und ſo noch Anderes. Aber thatſächliche Fehler verdienen angemerkt zu werden, damit nicht Alles ohne Weiteres als wahr betrachtet werde; einige Fehler ſind indeß ſo grob, daß ſie wirklich curiosieties of literature genannt werden können. Wir wollen hier nur einzelne auffallende Stellen anführen.

I. S. 95. It appears that the Talmud was compiled by certain Jewish doctors, who were solicited for this purpose by their nation, that they might have something to oppose to their Christian adversaries. Dies iſt durch und durch unwahr. Nirgend iſt von einer andern Veranlaſſung die Rede, als der Abſicht mehrerer Lehrer, die Maſſe, die immer nur mündlich vorgetragen wurde, der Vergeſſenheit zu entreißen. Von Controverſen gegen Chriſtenthum iſt im ganzen Werke kaum hie und da eine ſchwache Spur zu finden; ſelbſt alle die geſtrichenen Stellen, welche der Kirche anſtößig erſchienen, bilden zuſammen nur ein Paar Seiten des Rieſenwerkes von 12 Folianten. Auch hat dieſes mit Glaubensſachen wenig zu thun.

Daſelbſt wird ferner geſagt:

There are two Talmuds, the Jerusalem and the Babylonian. The latter is the most esteemed, because it is the most bulky. R. Juda, the prince of the Rabbins, committed to writing all these traditions. — Dies iſt ein offenbarer Unſinn, denn das Werk enthält eine Menge Ausſprüche von Lehrern, die erſt mehrere Jahrhunderte nach R. Juda gelebt haben. — Das Wort mishna wird daſelbſt als mixtures or miscellanies erklärt, was ganz unrichtig iſt, wie jeder Sprachkenner weiß. —

S. 96 wird von Gemaraists geſprochen, (und gemara erſcheint da verſchieden von Talmud) und hinzugefügt: Maimonides was a pillar of light amongst their darkness. The antiquity of this work is of itself sufficient to make it very curious. Was ſoll man davon denken? Maimonides ſtarb 1205, und die jüngſte Gemara dürfte kaum auf das Jahr 550 herabreichen.

In demſelben Bande liefert D'Israeli S. 194 einen Auszug aus einem 1666 in Cöln erſchienenen Buche des Herzogs v. Rohan, unter dem Titel Arsenale of Jesuits, wonach Sigismund III. von Polen eine ſchwediſche Krone durch einen verrätheriſchen Handſtreich Karls IX., welcher einen von Sigismund nach Stockholm geſandten Senat von 40 Jeſuiten bei ihrer Ankunft im Hafen in den Grund des Meeres verſenkt habe, verloren haben ſoll. Er ſelbſt ſagt, weder Puffendorf noch Vertot wiſſen etwas davon, aber er ſtellt die Thatſache als unbezweifelt dahin. Nun ſind aber die vielen Verhandlungen bekannt, welche der Abſetzung Sigismunds und der erſt viel ſpäter erfolgten Krönung Karls vorhergingen. Nirgend be-

schwerte sich Sigismund über einen Verrath dieser Art, der in ganz Europa Aufsehen erregt hätte. Die Nachricht bedurfte daher einer Beleuchtung. — Außerdem wird hinzugefügt:

Sigismond, king of Poland, began a war with Charles 1604 which lasted two years. Disturbed by the invasions of the Tartars, the Muscovites, and the Cossaks, a truce was concluded; but Sigismond lost both his crowns, by his bigoted attachment to Roman Catholicism. Nun war bekanntlich Sigismund schon 1602 abgesetzt; König von Polen blieb er aber bis an sein Lebensende. Welche Verwirrung!

Auffallender aber ist eine Stelle im II. B. S. 59 unter dem Titel Influence of names. Nach den einleitenden Worten: Formerly a custom prevailed with learned men to change their names, folgen Beispiele, unter andern dies:

One of the most amiable of the reformers was originally named Hertz Schwarts (black heart) which he elegently turned into the greek name of Melancthon. Dies ist doch wohl das non plus ultra von Unwissenheit, die sogar in der Schreibung der Wörter hervortritt. — Eben so schreibt er das. S. 60 die Namen der 3 Schweizer Melchtad, Stauffacher, und Valtherfurst; nach Voltaire.

Wir finden ferner S. 300, bald nachdem der Verf. verschiedene Literary blunders, namentlich fehlgegriffene Uebersetzungen erwähnt hat, zwei Uebertragungen von ihm selbst, welche in jenes Capitel gehören. Aus einem Mystery-Spiel führt er an, wie der Bericht über den H. Denys (Dennis, Dionys) lautet; Derselbe sei ein wahrer Zauberer, und könne sich und Alles sonst verwandeln; der Bericht schließt mit den Worten:

Il joue des arts de roulette, — ou je ne sçais que ce peut être. Diese Worte werden so übersetzt: He knows how to conjure with cup and ball, or I do not know who this can be.

Wiefern jeu de roulette bedeuten soll conjuring with cup and ball, vermögen wir nicht zu sagen, es ist vielleicht eine willkürliche Uebertragung, und man kann sie gelten lassen; aber que ce peut être, kann nicht heißen, wer es sonst sei, — es entspricht auch nicht dem Sinne; vielmehr ist der Sinn: was sonst die Ursache solcher Hexereien sein könnte.

Ebendaselbst:

> Sire oyez que fait ce fol prestre:
> Il prend de l'yane en une escuele
> Et jete aux gens us la cervele
> Et dit que partant sont sauvés:
>
> And, throwing it at people's heads
> He says that when they depart they are saved.

Hier ist augenscheinlich partant für ein Verb genommen, während es das Adverb partant ist, demzufolge, demnach. In diesem Worte liegt ein bitterer Spott, dessen Verständniß für die Darstellung von Wichtigkeit ist.

Diese Beispiele werden unsere obigen Bemerkungen rechtfertigen.

* * *

Was öffentliche Reden betrifft, so bieten die stenographirten Reden der Frankfurter Versammlung manche Blöße dar, die man leicht aufdeckt, die auch wohl schon aufgedeckt worden. Andere, die nicht gedruckt werden, haben den Vortheil, daß man die darin vorgekommenen Irrthümer hinterher der Unachtsamkeit der Zuhörer zuschreiben kann. Ohnehin verlieren sie allen Einfluß, sobald sie nicht durch Schriftthum fortgepflanzt werden. Allein einen groben literarischen Fehler haben wir vernommen, der um so mehr bemerkt werden muß, als er wahrscheinlich oft wiederholt und weiter verbreitet wird. In einem Missions-Vortrag des Pater Roh, dessen Beredtsamkeit und Dialektik wir gern alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, bezieht sich der Redner, und zwar mit großer Selbstgefälligkeit, in Betreff der gelehrten Darstellung, und mit seltener Ausführlichkeit auf ein Buch Toledoth Jeschu, wel-

ches von Rabbinen des **zweiten christlichen Jahrhunderts** verfaßt sei, und diese **Zeitangabe** bildet den Kern seiner Beweisführung, indem gerade die **Abfassungszeit** hierbei von hoher Bedeutung sei. Wir gehen auf die Sache selbst nicht ein, weil der Gegenstand nicht hierher gehört, und fügen nur hinzu, daß ein gewisser Lommel im Jahre 1848 in einer Demokraten-Versammlung aus demselben Buche und auf dieselbe Abfassungszeit sich stützend, eine ganz entgegengesetzte Folgerung zog.

Das Ganze ist aber ein heilloser Irrthum. Das genannte Buch ist ein elendes Machwerk eines Renegaten aus dem 14ten oder 15ten Jahrhundert, trägt sein Zeitalter und seine Absicht, die Leser zu täuschen, an der Stirn, und ist in allen betreffenden Literaturwerken schon vor länger als einem Jahrhundert entlarvt worden, so daß man über die Dreistheit oder Unwissenheit eines Mannes erstaunen muß, der als Missionslehrer auftritt. Dr. **J. M. Jost.**

Zur englischen Lexicographie.

Die Behauptung Flügel's (Wörterbuch I. XXXVI.), er könne sich anheischig machen, einen zweiten fast ebenso starken Band, als der englisch-deutsche der dritten Auflage seines Wörterbuchs gegenwärtig ist, (der gegen 135,000 Artikel enthält) zu veröffentlichen, wird Niemanden überraschen, welcher weiß, mit welcher Leichtigkeit sich die englische Sprache Bestandtheile fremder Sprachen aneignet, und wie es zu einer solchen Aneignung durch seine auswärtigen Besitzungen nie versiegende Gelegenheit hat. Indianische, hindostanische, holländische Wörter gewinnen sich in ihr leicht und bald ein Bürgerrecht, (z. B. tiffin, in Vanity Fair wohl 20 mal zu lesen, olykoek und cruller in W. Irving's Sleepy vgl.: Hollow; Archiv XII, 247.) Ganz abgesehen von diesen Fremdlingen jedoch, Niemand wird über Flügel's Behauptung erstaunen, der auch nur ein Bändchen der Tauchnitz editions aufmerksam gelesen hat. Aus einem jeden Bändchen lassen sich immer Beiträge zur Lexicographie liefern. Wenn dem so ist, muß man sich allerdings wundern, daß es auf diesem Felde eine Legion von Abschreibern giebt, da doch das Studium der Quellen hier so sichere Beute verspricht. Leider sind uns Flügel's reichhaltige Sammlungen bisher verschlossen, und so möchte es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich hier eine kleine Sammlung von Wörtern mittheile, die in Vanity Fair enthalten sind und durch Flügel nicht erklärt werden. Auch ich vermag dieselben nicht sämmtlich zu erklären, und irre mich vielleicht in der Erklärung andrer. Ich bitte demnach zum Besten aller Ignoranten um freundliche Belehrung und Zurechtweisung. Vielleicht lenke ich Andere darauf hin, bei ihrer englischen Lectüre beiläufig der Lexicographie zu gedenken, und ähnliche Sammlungen zu veranstalten. — Ich citire nach der Tauchnitzer Edition.

Vanit Fair. I. VII. the boards, die Bretter in der Bedeutung die Bühne. — I. VII. Tom Fool, (mit Majuscul) der Hanswurst, übertragen III, 88 tomfool, (mit Minuscul). — An vielen Stellen: Jemmy, dim. v. Jemima, Jakobinchen. — Dem, cockneyism für damned. — Emmy, dim. v. Amelia. — Boney, dim. v. Bonaparte (analog dem Vilainton Beranger's). — I. 50 hobbadyhoy u. II. 132 hobbadehoy = hobbardehoy. — I. 53 hardbake, u. polonies. Näschereien. Welcher Art? — I. 59 bottle-holder. Ein technischer Ausdruck von Ringen. Was ist es eigentlich? — I. 64. III. 102 toffee, Naschwerk. — I. 312 pudgy, fett, quabbelig. — I. 319 u. 330 governor, der Hausherr, der Alte (das franz. bourgeois). — I. 323 as poor as churchmice, (sonst: as poor as rats). — I. 333 for to make me suppose, vulgär für in order to (dänischen Ursprungs: for at; schwedisch: för att.) — I. 334. I thank you for nothing. Ironisch: Danke ergebenst (um etwas zurückzuweisen.) — I. 342 to cuddle, activ, umarmen. — I. 342 u. III. 67 to punish the port, dem Portwein tüchtig zusprechen. — II. 1 to pooh-pooh, faire fi d'une chose, verächtlich von etwas reden. — II. 60 to put up the spout = to spout, verpfänden. — II. 122 proselytizer, Proselitenmacher. — II. 124 trottant, u. snuf-mult (heraldisch). Was bedeutet es? — II. 134 guffaw, éclat de rire. — II. 138 to buzz, den

ganzen Rest einer Flasche Wein ausgießen (vgl. buzza). — II. 235 arrow-root. Ein sehr nahrhaftes Wurzelmehl einer ostindischen Pflanze. — III. 141 to batten down; he had the port-holes of his cabin battened down; er ließ seine Luken mit batten, dünnen Latten, verschlagen. — III. 141. Civilian, Civilbeamte im Gegensatz zum Militairbeamten. — III. 143 to lark, dumme Streiche machen. — III. 145 chillum? — III. 135 to walk en sandwich. Ein Ausdruck, der dem fashionable cant angehört, und der so wenig allgemein verständlich sein muß, daß Thackeray ihn selbst so erklärt: having a lady, that is, on each arm. — III. 207. 209. 210 u. s. w. courier, der Reisediener, eine in England und Frankreich sehr zahlreiche Classe von Menschen, die mehrere Sprachen sprechen, (auf französisch nennen sie sich: couriers de famille).

Volckmann.

Ein patriotischer Schauspieldichter.

Es wird in unsern Tagen unsäglich viel von einem nationalen Drama in einem nationalen Buche gesprochen. Unsre Vorfahren besaßen etwas davon. Das kleinste Theater kann in nationalem Sinne wirken, wenn nur die Dichter dem Vaterlande gegenüber ihre Pflicht erfüllen und in patriotischem Sinne schreiben, wie es einst Jakob Ayrer gethan, der Dramaturg der heitern Stadt Nürnberg, in seinem Schauspiel: „Julius Redivivus, aus Nicodemo Frischlino; von Deutschlands Aufnahme und Lob. Der wieder lebendig gemachte Kaiser Julius. —" Julius Cäsar und Cicero durchwandern zusammen die deutschen Lande und staunen über die gewaltigen Veränderungen, die mit Deutschland seit ihrem Tode vorgegangen. Cicero läßt sich vor den berühmten Juristen der damaligen Zeit auf die Kniee nieder, Cäsar bewundert das Schießgewehr und vor Allem staunen Beide über die Buchdruckerkunst. Schließlich übergiebt Mercur die Wanderer dem Pluto und dieser sagt in der Rede, mit der das Stück schließt:

„Was nur ansieht ein deutscher Mann,
Versucht er's, ob er's noch thun kann.
Auch geben sie gute Kriegesleut',
Daß man sie lobet weit und breit.
Die Welschen, Wallonen und Schotten,
Die vor thaten Deutschland verspotten,
Die tragen ihm jetzt Waaren hinaus;
Und fegen ihm die Kamine aus,
Und stehn dem Deutschland all' zu Dienst;
Und dieses Alles ist das minnst';
Das Allerbest' ist an dem Ort,
Daß es hört lauter Gottes Wort. —"

Ist auch seit Ayrer's Zeit Deutschland im Vergleich mit andern Völkern nicht mehr, was es damals war, so wäre es doch Thorheit, das zu verkennen, was es vor andern Völkern voraus hat und was seiner Zeit dem Nürnberger Dramaturgen so preiswürdig erschien. So geht denn hin und thut desgleichen.

Sch.

Ein neuer Beweis, daß die Franzosen sich die deutschen wissenschaftlichen Untersuchungen auf dem Gebiet der Sprachkunde mit Erfolg zu eigen machen, ist die in Paris bei Didot vor Kurzem erschienene erste Lieferung von Delatre: la langue française dans ses rapports avec le Sanscrit et avec les autres langues indo-européennes. Mit dem Motto: „la langue française étudiée dans ses origines peut servir de clef pour toutes les langues de la famille indienne," welches man freilich mit demselben Rechte auf alle indo-germ. Sprachen, mit größerem Rechte auf mehrere der Mutter näherliegende anwenden könnte, untersucht er sehr fleißig die Wurzeln mit der Labialis und bis zur Wurzel pû-nettoyer, und verfolgt sie durch das ganze Sprachgebiet. Mag man nun auch bei einigen Ableitungen an Ménages Alfano erinnert werden; mag er auch die franz. Substantive aus dem Accusativ der lateinischen Worte herleiten und sich mitunter wiederholen (s. bz. der

Einschiebung des τ S. 31 u. 39): so ist das Ganze doch ein interessanter Beitrag zur französischen Worterklärung und wir wünschen, daß die Fortsetzung nicht lange auf sich warten lasse.

Berlin. Sachs.

Niederdeutsches und Hochdeutsches.

Im fünften Bande des Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen ist S. 467 eine Reihe von niederdeutschen Wörtern aufgezählt, die das Hochdeutsche angeblich nicht besitzen soll. Wir haben dieselben mit Aufmerksamkeit durchgelesen und dabei gefunden, daß einige darunter dem Hochdeutschen doch nicht so fremd sind als der — ungenannte — Zusammensteller dieser Reihe von nieder-deutschen Wörtern behauptet; z. B. teite = Papa, sagen bei uns in Sachsen die Kinder, ehe sie Papa oder Vater sagen können, nur nicht so breit, sondern Täte; queke = starkwurzelndes Gras als Unkraut findet sich auch bei uns als Quecke; Krawwe = kleines Kind, wir sagen Krabbe (v. krabbeln); taps = Dummkopf; sagen wir ebenfalls: z. B. Hans Taps (Titel einer Kinderschrift); bulle = ὁ βοῦς, findet sich wohl in ganz Deutschland für Zuchtstier, Bulle; prikkel = Stachel, wir sagen in ähnlichem Sinne prickeln, jucken; rudel = Haufen lebendiger Wesen finden wir besonders in der Jägersprache, z. B. ein Rudel Rehe: snütgen = Küßchen (sik snütgen = sich küssen), wir sagen Schnäuzchen wie Mäulchen, das auch in Göthe's Liedern vorkommt; slarwe = Pantoffel, für das hörbare gehen besonders in Schuhen oder Pantoffeln sagen wir: schlarpfen; schawernakk = Arglist, Ruhmsucht, Scherzlust, in der letzteren Bedeutung auch bei uns gebräuchlich: Schabernack; botter-vöggel = Schmetterling; auch bei uns sagt man Buttervogel; slukk = Schnaps, auch bei uns versteht man unter einem Schluck κατ᾽ ἐξοχὴν einen Trunk Branntwein; halwe = Seite, auch bei uns wird Halbe in diesem Sinn angewendet; klunker = Traube, wir haben ein ähnliches Wort in Klunker; rikk jeere = Stange, erinnert unwillkürlich an Reck und Ger, zwei in der Turnerei vorkommende Bezeichnungen; schap = Schrank, erinnert an Schuppen; fikke = Tasche, kommt als Ficke auch bei uns vor; imme = Biene, auch bei uns gebräuchlich; kawel = Theil bei einer Verlosung (z. B. bei der Verlosung des Antheils an einer Gemeindewiese) erinnert an das Wort: kaupeln, verkaupeln, das verhandeln, vertauschen bedeutet; tachtel = Ohrfeige, auch bei uns vorkommend; plansch = weiche Masse, wir haben ein Verbum plantschern; slagedot = großer Kerl, auch wir nennen einen großen Mann einen Schlagtodt; lisekentritt = Schleicher, wie unser Leisetreter; snatterkapelle = schwatzhaftes Mädchen, wir sagen: Schnattergans; verprudeln = durch Nachlässigkeit verderben brauchen wir besonders von Speisen; buffen = knuffen, auch bei uns gebräuchlich: puffen; grölen = schlecht singen, unser gröhlen; trampen = ungestüm zutreten, wir sagen: trampeln; nuschen = handgreiflich zurechtsetzen, unser nuschen; verjuchheien = verjubeln und eieien = liebkosen kommt beides in derselben Bedeutung im Hochdeutschen vor, das letztere vorzüglich in der Kindersprache; rossen = brünstig sein, von Pferden, wir sagen: rosten; dralle, swipp = schnell, auch hochd. drall, schwippen; wuwwerwawwelig = sich hin und her bewegend, unser: wabblich; düselig = schwindelig, unser: duslig; pitschennatt = durch und durch naß, wir sagen: plütschernaß; bums = Laut beim Fallen, bei uns auch von einem andern natürlichen Laut gebräuchlich.

Eine Conjectur.

Im Codex Nro. 7052 der königlichen Bibliothek in Paris, der eine anonyme Uebersetzung der Decretalen enthält, steht am Schluß auf einem weißen Blatte ein altfranzösisches Liebeslied, das Paulin Paris im vierten Bande seines werthvollen Werks über die Handschriften der königlichen Bibliothek Seite 250 abdrucken

ließ und von da in den fünften Band des Archivs für neuere Sprachen und Literaturen überging, mit beigedruckter Uebertragung von Ellisen. Der erste Vers desselben lautet:

Marguerite ma doulce amie
Oublier ne puis vostre non.
Le j'ay souffert qu'on vous marie,
Au cueur j'en ay très grand douleur.

Das Wort non in der zweiten Zeile hat P. Paris durch Cursivschrift als ausgelöscht oder doch unleserlich in der Handschrift des Codex's bezeichnet und es liegt auf der Hand, daß bei der durchgängigen Reinheit des Reims in allen acht Strophen hier ein anderes Wort gestanden haben muß, da der Mangel des Reims an dieser Stelle doch allzu empfindlich hervorträte. Warum dachte Paris nicht an das allernächste Wort, das sich auf douleur reimt: ich meine coeur, das einen ganz guten Sinn giebt?

T. B. Macaulay über G. B. Niebuhr.

Bekanntlich giebt es in Deutschland Leute, welche die hohen Verdienste Niebuhr's um die Philologie im Allgemeinen, namentlich um die des klassischen Alterthums bestreiten und den scharfsinnigen Gelehrten gar nicht als Philologen gelten lassen. Wenn auf diese Leute gelegentlich schon einmal das bekannte Wort Schillers von den Schauspielern parodirend angewendet werden mußte: „Zu allen Zeiten, wo die Philologie gefallen, ist sie durch die Philologen gefallen!" — so mag es nicht überflüssig sein, die Stimmen des Auslandes zu vernehmen, wo Mißgunst, Neid und Scheelsucht heimische Größen ihrer Glorie berauben will. T. B. Macaulay, gegenwärtig gewiß einer der angesehensten Schriftsteller aller Länder, der in seinen altrömischen Volksliedern bewiesen, wie sehr er auch im Alterthume heimisch ist, nennt in der Vorrede zu dem genannten Dichtwerke Niebuhr „einen Mann, welcher der erste Schriftsteller seines Zeitalters gewesen sein würde, wenn er gleich viel Talent in der Darstellung von Wahrheiten wie im Auffinden derselben besessen hätte". Schreiber dieses, der die erste von Macaulay's Gedichten erschienene Uebersetzung besorgte, wurde nach dem Erscheinen derselben von einem angesehenen Gelehrten darauf hingewiesen, daß ein Deutscher dem Engländer die ersten Anregungen zu seinem Werke gegeben und daß es durchaus Niebuhr's Ansichten seien, die Macaulay vortrage. Gewiß eine ehrende Anerkennung, wenn Macaulay die Resultate von Niebuhr's Forschungen adoptirt, und als die seinigen ausgiebt.

Englische Uebersetzung von Brentano's Kasperl und Annerl.

Freunden der Literatur und Lehrern, die um eine fesselnde Lectüre für ihre Schüler verlegen sind, dürfen wir mit gutem Gewissen eine von J. W. Appell veranlaßte und mit einer biographisch-literarischen Einleitung versehene Uebersetzung von Brentano's bravem Kasperl und dem schönen Annerl empfehlen, einem der köstlichsten Edelsteine aller Volksdichtung. Die Uebersetzung, die mit eben so viel Liebe für den Dichter als richtigem Verständniß desselben ausgeführt ist, rührt von einer geborenen Deutschen her, die sich aber lange Zeit in England aufgehalten; der Titel lautet: „Honor; or the story of the brave Caspar and the fair Annerl, by Clemens Brentano. With an introduction and a biographical notice of the Author by T. W. Appel." (London, 1847). Eine englische Recension begrüßte das Büchlein f. Z. folgendermaßen: „This pretty little book introduces to us another specimen of the so called modern romantic school of Germany, and coming, as it evidently does, from the pen of a translator fully embued with the genius of the language and the school, we confidently recommend it to the perusal of those who cannot enjoy it in the original. It is a tale of honour, love, and suffering, delicately told, in a style simple yet forcible".

Julius Schanz.

Urtheil einer Engländerin über Mezzofanti.

Lady Blessington macht in ihren Wanderings in Italy über den kürzlich verstorbenen durch seine ausgezeichneten Sprachkenntnisse berühmten Kardinal Mezzofanti, dessen Bekanntschaft sie machte, als er noch Bibliothekar in Bologna war, folgende interessante Bemerkung: „Mezzofanti", sagt sie, „gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Er hat ein angenehmes Gesicht; sein Wesen ist angenehm und natürlich, seine Conversation interessant und verständig. Als wir ihn befragten, ob er wirklich, wie wir gehört, vierzig Sprachen zu reden verstehe, versicherte er bescheiden, daß große Uebertreibung bei dieser Angabe sei. Eine bestimmte Zahl gab er nicht an. Doch müssen seine Sprachkenntnisse sehr bedeutend sein, da sie in so großem Rufe stehen, und nach der Richtigkeit zu urtheilen, mit welcher er Englisch spricht, ohne je Italien verlassen zu haben, kann ich an seine Fertigkeit in anderen Sprachen wohl glauben." Nur, fügt die Lady hinzu, dürfe man vielleicht glauben, daß seine Fertigkeit, die verschiedenen Sprachen zu lesen und zu schreiben, tiefere Kenntnisse ausschließe. „Mezzofanti", sagt sie, „kann mit einem Manne verglichen werden, der die Schlüssel zu vielen Palästen besitzt, ohne Zeit zu haben, in alle zu gehen, oder der seine Zeit verwendet hat mit Verfertigung der Schlüssel zu den Palästen, die er vielleicht nie betreten wird, statt sich zum Herrn einiger derselben zu machen."

Vier Bände alter Komödien.

In der Zwickauer Rathsbibliothek befinden sich vier seltene Bände alter Komödien, welche der Reihe nach enthalten:

Ein Spiel durch die ganze Schrift von Adam bis auf Christum. (Gedruckt zu Magdeburg durch Michel Lotther 1538).

Ein lieblich vnd nützbarlich spiel von dem Patriarchen Jacob vnd seinen zwelff Sönen, Aus dem ersten Buch Mosi gezogen, vnd zu Magdeburg auff dem Schützenhoff, im 1535. jar gehalten. Dabey ein kurtz vnd seer schön spiel, von der Susanna, itzund erst gedruckt. (Gedruckt zu Magdeburg 1534).

Ein seer schön, lieblich, nützlich vnd tröfflich Spiel, aus der heiligen Schrift vnd dem Buch Esther, jnn kurtze reime gesetzt, darinn angezeigt wird, wie Gott alle Zeit die Hoffart vnd den eigenwill, die demut vnd Gottesfürchtigkeit, der bösen vnd frommen menner vnd weiber gestrafft vnd belonet hat. (Gedruckt zu Magdeburg durch Michael Lotther 1537).

Ein Geistlich vnd fast nutzlichs Spiel von dem frommen Gottfürchtigen mann Thobia, durch Hanssen Ackermann jnn Reimen bracht. Im 1539.·. (Gedruckt jnn der Churfürstlichen Stadt Zwickau, durch Wolff Meyerpeck).

Ein Schönes Geistliches und fast nutzliches Spiel, vom verlornen Son, Luce am 15.·. gehalten in der Churfürstlichen Stadt Zwickau im Gar 1536. (Verfasser: Johannes Ackermann.)

Ein Hochzeit spiel auff die Hochzeit zu Cana Galileae gestellt, dem Gottgeordneten Ehestand zu ehren, vnd allen gottfürchtigen Eheleuten, Gesellen, vnd Junckfrawen zu trost, vnd vnterricht durch Paulum Rebhun. 1538. (Gedruckt in der Churfürstlichen Stadt Zwickaw, durch Wolffgang Meyerpeck).

Tragedia Johannis Huß, welche auf dem Vnchristlichen Concilio zu Costnitz gehalten, allen Christen nützlich und tröstlich zu lesen. (Ohne Angabe des Druckers und Verfassers).

Aus dem Buch der Geschöpff, das XXIII. Capitel, die schöne Historia, von der Heirat Isaacs und seiner lieben Rebecken, jnn ein Spiel Rheimweis gesetzt, darinn, wie christliche Eltern für jre Kinder, die selbigen Gottseliglichen jnn Ehestand zuversorgen, Vnd die Kinder jnen hierinne zu folgen, schuldig sind, fürnemlich angezeigt wird, Auch wie Gott solche seine werk und einsetzung wunderbarlich fördert vnd segnet, Tröstlich und nutzbarlich zu lesen vnd hören. Durch Hans Tirolff zu Cala. Anno Domini 1539. Wittenberg. (Gedruckt durch Joseph Klug).

Susanne der Gottzfürchtigen vnnd keuschen frawen geschicht, inn eyn geystlich

Spiel bracht, vnd jetzund gemert vnd gebessert mit personen vnd reimen, gantz lustig vnd fruchtbarlich zu lesen 2c. Zu Wormbs trukts Sebastianus Wagner 1538.

Tragedia von verordnung der Stende oder Regiment, Vnd wie Cain Abel seinen Bruder, Göttlicher Ordnung halber, erschlagen vnd ermord hat, Allen Christen nützlich und tröstlich zu lesen. Wittenberg 1539 durch Hans Frischmut, Verfasserr Henricus Cnostinus.

Vom Babstumb. Eine newe seer schone Tragedia, Thomae Neogeorgii, aus dem Latin verdeudscht, durch Justum Menium sampt einer Vorrede (Wittenberg 1539).

Ein Christlich, vnd gantz lustig Spiel, darinn des Antichristischen Babstthumbs, Theufflische lehr, vnd wunder meisterlich dargeben wird, der Christlich jugent im Deutscher Nation zum besten, aus dem Latein Thome Naogeorgii inn Deudsche Reim versetzt durch Joan Tyrolff zu Cala an der Saal. Gedruckt zu Zwickau durch Wolffgang Meyerpeck.

Der Mortbrandt. Eyn newe Tragedi. Jm welcher des Bapst vnd seiner Papisten erschröckliche anschlege und darauf mit der that volnsterckte Händel vermeldet und entdeckt werden. Durch Thomae Kirchmeyern von Straubingen, ortlich beschrieben. (4541).

Der Kaufmann. Durch Herrn Thoman Neübaur von Straubingen beschrieben. Anno 1541.

Klag des armen Hanns vnd Sorgenvol, ynn theurung vnn Hungersnot, Vnd warmit er sich darin zu trösten, aus schönen Historien der Heiligen Schrifft, der lieben Arinnt, inn dieser Theurung zu trost, reyenweis gestellt, durch Paulum Rebhun, Prediger zu Plauen. (Gedruckt in der Churfürstlichen Stadt Zwickau, durch Wolffgang Meyerpeck. 1540).

Lazarus vom Tode durch Christum am vierden tage erwecket. Ein Geistliches schönes newes spiel, aus Latein in deutsche Reim vertiert, zu sterkung des höchsten vnd nötigsten Artikels unsers heiligen Christlichen Glaubens von der letzten Auferstehung vnsers Fleisches oder der todten am Jüngsten tage andechtig, sehnlich vnd tröstlich zu lesen, durch Joachimum Graf von Zwickaw, itzund Schulmeister zu Dessaw der Stad Halle in Sachssen dedicirt vnd zugeschrieben. Prudentius. Mors haec reparatio vitae est. Wittenberg 1545. (Zwei Theile)

Ein Geistlich spiel von der Gotfürchtigen vnn keuschen frawen Susannen, auffs new gemehret vnd gebessert, gantz lustig vnd furchtbarlich zu lesen, durch Paulum Rephun. (Gedruckt zu Zwickau durch Wolfgang Meyerpeck 1544).

Joseph. Ein schöne vnn fruchtbare Comedia, aus Heyliger Biblischer schrift in rheimen bracht, mit anzeygung jrer Allegori vnn geistliche bedeutung, In welcher viel Christlicher zucht vnnd Gottesforcht gelernet wirt. Durch thiebolt Gart, burger zu Chletstat geordnet vnd zusammen bracht, auch daselbst auff Sonntag nach Ostern mit einer Ehrsamen Burgerschaft offentlich gespilt. Im Jar 1540. Getruck zu Straſſburg bei Sigmund Bund.

Hoffteufel. Das sechste Capitel Danielis, den Gottfürchtigen zu trost, den Gottlosen zur warnung, Spielweis gestellet, vnd in Reim verfaßt, durch Johan Chryseum. Gedruckt zu Wittenberg durch Veit Kreutzer 1545.

Ein Christlich Lied, Von den Zehen Jungfrauen. Matt. XXV. Darinne wol war zu nehmen ist, wz warer vnd Tetiger Glaub bey Gott vermagk. Lieblich zu singen, vnd seligklich zu betrachten. Gedruckt auf St. Annaberg durch Nikolaum Günther zum 1542 Jahr.

Kinderzucht. Benedicite vnd Gracias vor die Kinder. Schöne Segen so man des Abents schlafen gehet vnd zu Morgens auffstehet, mit andechtigen Gebeten. Gedruckt zu Dresden durch Wolfgang Stöckel 1540.

Hertzog Ernst christlich verendert. Von dem edlen baum des lebens, vnd seynen natürlichen früchten (das ist) vonn rechtschaffnem glauben, vnd Gottfelligen güten wercken, durch ein liebhaber der Göttlichen Wahrheit Seynem lieben vatter Clausen S. vnd allen die des rechten Christlichen glaubens sind, zu ehren gedicht. Haba. 2. Justus ex fide venit. Gedruck zu Nürnberg durch Kunegund Hergotin.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

Louis Delatre. La langue française dans ses rapports avec le Sanscrit et avec les autres langues indo-européennes. I. 6. Livr. (Didot, Paris.) Prix de la Livr. 3 fr.

Lexikographie.

Dictionnaire de la langue française, selon l'Académie; par Ch. Leroy et Th. Bernard. (Belin, Paris.)

Grammatik.

Leçons de syntaxe française par J. Picard. (Maire-Nyon, Paris.)

Grammaire Basque-française p. J. B. Archu. (Foré et Lasserre, Bayonne.) 1 fr. 50 ct.

Literatur.

A. Holtzmann. Untersuchungen über das Nibelungenlied. (A. Krabbe, Stuttgart.) 1 Thlr. 26 Sgr.

Der Nibelunge Nôt. Urtext mit Uebersetzung nebst Einleitung u. Wörterbuch hrsg. v. Dr. L. Braunfels (J. Baer, Frankfurt a/M.) 26 Sgr.

Recueil de poésies lyriques chrétiennes, chants religieux des auteurs franç. des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles, p. J. M. Hainglaise. 2 vols. (Vaton, Paris.) 15 fr.

Der Giaur v. Lord Byron übers. von F. Friedmann. (Brockhaus, Leipzig.) 24 Sgr.

W. Spalding. Geschichte der englischen Literatur (übersetzt aus dem Englischen). (Graeger, Leipzig.) 1⅔ Thlr.

M. A. Burt's specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated german poets (The german parnassus in 12 different languages. Engl. Part.) (Hitz, Chur.) 18½ Sgr.

A. Baskerville. The poetry of Germany, consisting of selections from upwards of 70 of the most celebrated poets, translated into English verse. (G. Mayer, Leipzig.)

Poetry as it exists in Great Britain and Ireland; its doctrines, practices, and arguments, exhibited from the writings of its advocates, and from its most popular books of instruction and devotion; by the Rev. John Montgomery. (Hamilton, Adams Co., London). 10 s. 6 d.

A. Lista. Lecciones de literatura española, esplicadas en el Ateneo cientifico, literario y artistico. 2 tom. Madrid. 32 Reales.

Hilfsbücher.

M. Spieß. Deutsche Schulgrammatik f. höhere Schulen. (3 Curse) Buchholz b. Adler.) à Kurs. 5 Sgr.

Brentano. Deutsche Grammatik und Stilübungen. (3 Curse) (Schmid, Fürth.) 20 Sgr.

H. W. Hopf. Deutsches Lesebuch. (3 Thle.) (Schmid, Fürth.) à Thl. 15 Sgr.

Les Poëtes français; Recueil de morceaux choisis dans les meilleurs poëtes depuis l'origine de la littérature franç. jusqu'au XIXe siècle par A. Roche. 4. Ed. 2 vols. (Parker & son, London.) 6 s.

Les Poëtes français. Recueil de morceaux choisis dans les meilleurs poëtes du XIX. siècle, avec une notice biographique sur chaque poëte; p. Ant. Roche. (Borrani et Droz, Paris.)

R. Holzapfel. Auswahl franz. Gedichte. Zum Schulgebrauche. (Heinrichshofen, Magdeburg.) $^2/_3$ Thlr.

Poésies de V. Hugo, de Lamartine, de Delavigne et de Béranger. Anthologie dediée à la jeunesse par Ch. Graeser. (Levysohn, Marienwerder.) $22^1/_2$ Sgr.

Manuel du style, ou Préceptes et exercises sur l'art de composer et d'écrire en français par E. Sommer. (Hachette, Paris.) 1 fr. 25 ct.

F. d'Hargues. Methodischer Lehrgang f. den Unterricht in der franz. Sprache. 1 Cursus. (Schneider, Berlin.) 10 Sgr.

Seconds exercices de style, à l'usage des écoles primaires supérieures; par M. Barthélemy. (Part. du maître et Part. de l'élève.) (Maire-Nyon, Paris).

Quatre-vingt-onze billets et lettres à l'usage de la jeunesse. (Michelsen, Leipzig.) 10 Sgr.

H. L. Kratzer. Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Französische. (Für mittlere Klassen.) (Hitz, Chur.) 15 Sgr.

W. Irving's Tales of the Alhambra. Accentuirt mit Wörterbuch und Commentar von F. Bauer. (Schulze, Celle.) 15 Sgr.

Das deutsche Epigramm.

I.

Wenn wir im Buche der Geschichte nachschlagen, so tritt uns eine jede Nation mit einem bestimmten Charakter entgegen, der sich nicht nur in ihren äußeren Verhältnissen, in ihrer Verfassung und ihrem Wirken andern Völkern gegenüber eigenthümlich ausgeprägt, sondern auch das innere Leben durchdrungen hat, und sich wie in der Literatur, so in ihrem Werkzeuge, der Sprache, deutlich darstellt.

So verleugnen vor allem die Griechen auf keinem Gebiete ihres Wirkens den innigsten Zusammenhang mit der Natur; in Staat, wie in Religion, in Literatur, Kunst und häuslichem Leben, überall ein natürlich plastisches Talent, überall der Hang, nach den Gesetzen des Schönen zu wirken; aber der schönste Aufschwung der Künste und Wissenschaften konnte den politischen Verfall nicht aufhalten, und Griechenland erlag dem Andrange der Römer.

Dieses Volk, desselben Ursprungs wie die Griechen, hatte aber vor ihnen das voraus, daß ihm die Eintheilung des griechischen Volkes in fortwährend einander feindliche Stämme mangelte (denn der Streit der Patrizier und Plebejer wurde doch ohne Roms Untergang ausgeglichen.) Dazu kam, daß Rom von Anfang an in seiner Existenz gefährdet, und genöthigt wurde, sie sich zu erkämpfen, wodurch es zu mancherlei Entsagungen gezwungen, und der Geist der Nation mehr auf das Practische gerichtet wurde.*) So konnte die ewige Stadt, ohne ihre eignen Eingeweide zu zerfleischen, alle ihre Kräfte nach Außen wenden und in sieben Jahrhunderten die ihr bekannte Welt erobern. Während es so mit einem vor allem mehr auf das Practische gerichteten Sinne nach Außen wirkte, traten Künste und Wissenschaften mehr in den Hintergrund, und auch selbst

*) Sagt doch noch Agricola bei Tacitus Agricol. vita cap. 4: se in prima juventa studium philosophiae acrius ultra quam concessum Romano ac Senatori hausisse...

unter diesen erfreuten sich die practischen Gebiete, Beredtsamkeit und Jurisprudenz einer schöneren Blüthe als die anderen.

Aber auch die Römer erlagen dem Andrange des Volkes, welches die Brücke zwischen dem Alterthum und der neuern Zeit werden sollte, und das, in dieser Beziehung unter allen Nationen Westeuropas alleinstehend, das einzige nicht aus seiner natürlichen Entwicklung gerissene ist — ich meine das deutsche Volk. Rüstige Kinder der Natur, stürzten die Deutschen das tausendjährige römische Reich, aber sie bauten auch wieder auf, und während Deutschland Jahrhunderte lang seine politische Wichtigkeit behauptete, entwickelte sich immer mehr und mehr der wahre Charakter der Nation, die, weniger practisch, sich der geistigen Regsamkeit vertraute: die Sinnigkeit trat als tiefster Zug des deutschen Charakters hervor, und so wurde unserer Nation der schöne Beruf, im fast ununterbrochenen Zusammenhange mit den aus dem Alterthume überlieferten Schätzen, eine universelle Bildung anzubahnen. Keine Nation hat diesen Zug nach Humanität und allseitigem Wissen, wenige Nationen haben so große Denker erzeugt als die deutsche. Freilich ist daneben auch die volle Wahrheit des Schiller'schen Xenions nicht zu bestreiten:

> Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;
> Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

und eben dieser Mangel trieb zur Universalität.

Wenn wir so die Sinnigkeit (mit Wolfgang Menzel: Deutsche Literatur, Stuttgart 36. vol. I. 39) den Deutschen als einen ihnen eigenthümlichen Zug vindizirt haben, so wollen wir jetzt uns zu einer Dichtungsart wenden, die mit dieser Gesinnung in genauem Zusammenhange zu stehen und aus ihr hervorgewachsen zu sein scheint; wir wollen versuchen, ob wir so das Factum werden erklären können, daß fast keine Literatur der Welt so viele und so gute Epigramme aufzuweisen hat als die unsrige. (Es steht damit im Zusammenhange die bedeutende Anzahl deutscher Sprüchwörter, nach Gervinus das volksthümlichste, was es neben der Sprache nur immer geben kann — gesammelt von Eiselein, Freiburg 1840. 8. und zusammen mit sprüchwörtlichen Redensarten von Dr. W. Körte, Leipzig 1847, neuerdings von Simrok.)

Die Epigramme waren ursprünglich dem Worte nach Inschriften auf Weihgeschenken, oder Grabschriften, von welcher Art die schönsten Epigramme der griechischen Anthologie, die herrlichsten Erzeugnisse

der simonideischen Muse ein erfreuliches Bild gewähren, gleich ausgezeichnet durch ihre naive Einfachheit, wie durch den treffenden Sinn, der in wenigen Worten dargelegt ist: man denke nur an jene berühmte Grabschrift: *ὦ ξεῖν' ἀγγέλλειν Λακεδαιμονίοις, ὅτι τῇδε κείμεθα, τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι.*

Aber die Griechen gingen weiter; ihnen konnte es bei mannigfaltiger Anregung durch die schöne Natur, durch die herrlichsten Erzeugnisse der Kunst nicht fehlen, das Epigramm, ein Gedicht, das sich seiner Kürze wegen empfahl, „zur poetischen Exposition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenstandes zu irgend einem genommenen Ziele der Lehre oder Empfindung zu benutzen.“ (s. Herder zerstreute Blätter, „Anmerkungen über die Anthologie der Griechen“ Band 2.) So bildete sich neben dem ursprünglichen historischen Epigramme dieses zweite, welches Herder (II. 99) den Grund und gleichsam die Urform des griechischen Epigramms nennt; so entstanden jene Gedichte, die wir in der griechischen Anthologie finden, und die durch ihre ungekünstelte Anmuth mehr erfreuen als die geschraubte Spitzfindigkeit späterer Zeiten: in ihnen sprechen nach Herder Sachen statt der Worte. Wenn so das Epigramm die Exposition eines Bildes oder einer Empfindung über einen einzelnen Gegenstand ist, der dem Beschauenden interessant ist, so mußte bei dem Triebe, durch die Darstellung auch einem Andern den Gegenstand interessant zu machen, das Epigramm in zwei Theile zerfallen, die Lessing (Vermischte Schriften 1ster Theil 1771) als Erwartung und Aufschluß, Herder besser als Darstellung und Befriedigung bezeichnet: ein jedes Epigramm muß unsere Erwartung rege machen und sie mehr oder weniger hinhalten, um sie auf einmal zu befriedigen. Die beiden Theile des Epigramms müssen in einem angemessenen Verhältnisse stehen, doch dürfen sie nicht zu lang sein, denn wenn auch das Epigramm ursprünglich einen epischen Charakter hat, so soll es doch nur ein vorübergehender entwickelter Gedanke sein, dessen Einkleidung zwar ein Kunstwerk, aber nicht die höchste Kunst ist. Haben doch mehrere Autoren die ganze Bedeutung des Epigramms in diesen wenigen Worten zusammengefaßt, wie Boileau art poétique, II. 104.

l'epigramme
n'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné;

und Batteux nennt es einen interessanten Gedanken, der glücklich

und in wenigen Worten vorgetragen wird. Diese Seite faßte auch Göthe auf (Gespräche mit Eckermann 1, 315: Beranger's Lieder sind, ohne daß man sich das Gejodel des Refrains hinzudenkt, fast zu ernst, zu geistreich, zu epigrammatisch.

Weil so der sinnige kurze Gedanke das wesentlichste Erforderniß ist, so ist allmählich der Name Sinngedicht in Aufnahme gekommen für das Fremdwort, wie für die besonders durch Wernike eingeführte Bezeichnung „Ueberschrift." Jene Eigenschaft entspringt aus der Sache selbst, nicht, wie sich Jemand ausgedrückt hat, aus der Absicht, daß ein Wanderer es schnell lesen könne.

In dieser jetzt gewonnenen Bedeutung liegt auch der Grund dafür, daß wir Deutsche unter allen neuern Nationen den größten Reichthum an Epigrammen haben — freilich haben sich, abgesehen von der großen Mannigfaltigkeit, welche sich schon ergibt, wenn man den aufgestellten Begriff festhält, (so zählt Herder sieben Gattungen auf: das einfach-darstellende, das paradigmatische, das schildernde, das leidenschaftliche, das künstlich gewandte, das täuschende und das rasche oder flüchtige) zwei Abarten des Epigramms eingeschlichen, die sogar bei manchen Schriftstellern herrschend geworden sind: ich meine die Hinneigung zur Gnome und das witzige Epigramm.

Um von dem letzten zuerst zu sprechen, so ist klar, daß der Witz durchaus nicht zum Epigramm ursprünglich gehört, es muß zwar Energie auf den letzten Punkt der Wirkung haben, es muß einen lichten Gesichtspunkt entwickeln, aus dem der Gegenstand gesehen werden soll, und in dieser Beziehung muß jedes Sinngedicht acumen*), pointe haben; faßt man die Pointe aber als Witz, Gedankenspiel, so ist das eine ganz neue Gattung des Epigramms, von dem ursprünglichen Gesichtspunkte sehr abweichend. So sind auch die Urtheile über den Werth dieser Art sehr verschieden. Während Lessing sagt: „Die Frage, ob jedes Epigramm solche pointe haben müsse, sei gleich der, ob es besser sei, seine Schulden in guter oder in falscher Münze zu bezahlen," und „Nur die Schwierigkeit, die erregte Erwartung durch neuen und doch wahren Aufschluß zu befriedigen, sucht nach andern Mitteln"; hat er es doch auch nicht verschmäht, oft falsche Münze mit einzuschmuggeln — und während Herder dem Urtypus den Vorzug gibt, sind wieder andere, besonders

*) s. Vavassor de epigrammate, Paris 1672. cap 3.

französische Autoren, soweit gegangen, nur diese Gattung von Epigrammen als die wahre anzuerkennen. Auf diese ist auch wohl J. Paul's Wort zu beziehen: Aesthetik 2, 48: das Gefrieren des Menschen fängt sich mit Epigrammen wie das Gefrieren des Wassers mit Eisspitzen an.

Schon in der griechischen Anthologie finden sich Epigramme dieser Art, doch noch spärlicher; denn die Griechen waren bei größerer Einfachheit mehr der ersten Form zugethan und hielten das Sinngedicht überhaupt mehr episch als lyrisch. Aber schon in den römischen Epigrammen, die mehr auf die Wirklichkeit des Lebens als auf das Stillleben der Natur gerichtet waren, und die größtentheils in einer Zeit entstanden, wo schon das satyrische Element in Folge der verderbten römischen Zustände bedeutende Ausdehnung gewonnen hatte, brach sich diese Richtung eine weitere Bahn, sie hat einen großen Theil der Epigramme Martials durchdrungen. Besonders ausgebildet wurde es dann durch die Franzosen, denen diese kurzen, witzigen Gedankenspiele vermöge ihres Nationalcharakters, der mehr an der Oberfläche haftet, sehr willkommen sein mußten. Sie ragten, wie in andern Gattungen der Literatur, so auch in dieser zur Zeit des vierzehnten Ludwig bedeutend hervor, doch war schon früher diese Seite des Sinngedichts von einem andern Autor ausgebildet, der für viele deutsche Dichter der älteren Zeit ein Vorbild wurde, von dem Engländer Owen († 1622. Joann. Audoeni Oxoniensis Angli epigrammatum edit. postrem. Amstelod. 1632. X libri): er ist ausgezeichnet durch Witz und Menschenkenntniß und correcte, lateinische Sprache.*) So kam es zu den Deutschen, die es gleichfalls bedeutend ausbildeten.

Wir kommen jetzt zur zweiten Abart, zum gnomischen Sinngedichte. Die Gnome liegt, da auch sie Verstand und Scharfsinn entwickelt, dem Sinngedichte sehr nahe, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß die Deutschen, (welche an Sprüchwörtern so reich sind, diesen vom Volke selbst ausgeprägten kurzen Sätzen, deren Seele Witz oder irgend ein abstrahirter lehrreicher Gedanke ist), auch

*) Siehe I. 3:
Hic liber est mundus, homines sunt, Hoskine, versus.
Invenies paucos, hic ut in orbe bonos.
womit man vergleiche das nachher zu erwähnende Gedicht von Goethe Venetian. Epigr. No. 59.

dem gnomischen Epigramme bedeutende Aufmerksamkeit gewidmet haben, ja daß das deutsche Epigramm, wo es zuerst auftritt, in den Priameln ganz in der Form der Gnomen erscheint.

So haben wir die ursprüngliche Form dieser kleinen Gedichte betrachtet und sie in ihrer weiteren Entwicklung verfolgt, und es zeigt sich die Wahrheit des Klopstock'schen Epigramms auf das Epigramm:

> Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
> Trifft mit der Spitze;
> Ist bald ein Schwert,
> Trifft mit der Schärfe;
> Ist manchmal auch ein Strahl, gesandt von oben,
> Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Wir wollen diese Einleitung mit den treffenden Worten schließen, die Herder an das Ende seiner geistreichen Abhandlung über das Epigramm gesetzt hat: Beim Epigramm auf Gegenstände der Natur steht dem Jünglinge die Geschichte der ganzen Welt vor Augen; bei dem Epigramm auf die Kunst zündet der Funke auch im Lehrlinge das Licht der Wahrheit an.

II.

Wenn wir uns nun spezieller zur Geschichte des deutschen Epigramms wenden, so treten uns, wie schon oben bemerkt, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert als die Uranfänge des deutschen Sinngedichts die sogenannten Priameln entgegen, mehr oder weniger kurze Gedichte, in denen zu mehreren Subjecten oder Vordersätzen ein einziges gemeinschaftliches Prädicat oder ein auf die ganze Reihe anwendbarer Satz als Nachsatz kommt: wir haben hier Erwartung und Aufschluß, also die wesentlichen Theile des Epigramms; doch herrscht in ihnen noch ganz das Gnomische vor, sie sind meist moralischen Inhalts, doch nicht alle vom züchtigsten Charakter. Wir haben in ihnen Beispiele der Meistersänger-Poesie; denn die meisten rühren her vom Schnepprer d. i. Hans von Rosenblut, von Freidank und dem Balbirer, Hans von Worms d. i. Hans Folz, einem der 12 alten Meister der nürnberger Meistersängerzunft. (s. Eschenburg Denkmäler altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799. 8. — Zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzogl. wolfenbüttelschen Bibliothek: 5ter Beitrag von Lessing und Eschenburg —

Lessing's Schriften Bd. VIII. 425. ed. Lachmann.) Der Zweck dieser Gedichte ist in der von Lessing mitgetheilten Handschrift so angegeben: . . . hernach volgt das Register uber diese hernach geschriebnen priamell geistlich, daraus der Mensch etwas lernen mag seiner seel zu nutz und auch wy sich der Mensch in seinem leben halten und regiren sol nach der ewigen frewd zu erwerben etc. . . . Sie mögen zum Theil früheren Ursprungs sein, doch sind sie bestimmt erst gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts abgeschrieben, da eins auf die puchtrucker Rücksicht nimmt. Als Beispiel mögen hier aus den 82 vorhandenen stehen:

No. 5: Ein Würzgart und ein Rosenkranz,
Mägd' und Knecht' und schöner Tanz,
Gut Kost, süß' Wein und schöne Frauen,
Vogelgesang und Blumen in Auen,
Schöne Menschen und höflich Gewand,
Gelds genug und gesund Allsant,
So wollt' ichs treiben ewigleich,
Wenn droben wär' kein Himmelreich.

No. 22: Ein Orgel, Glock' und wollen Bogen,
Und böse Kinder ungezogen,
Ein Filzhut und eines dünnen Stockfischs Leib,

Ein Nußbaum und ein faules Weib
Ein alter Esel, der nicht mehr mag tragen,
Die achte thun nichts ungeschlagen.

Aehnliche Form finden wir auch bei einigen Minnesängern, z. B. Reinmar von Zweter (No. 93 bei Volkmar), bei Misnaere S. 146, Frauenlob 161; wie in 2 Strophen aus Liedern der Troubadours Ventadour Raynouard Poes. III. 60 und Pistoleta III. 228. Besonders aber zeigt sie sich in sprüchwörtlicher Volkspoesie, als z. B. in dem spanischen Liede bei Geibel No. 61:

1.

Wer den Aal beim Schwanze nimmt
Und ein schönes Kind beim Wort,
Hat das Nachsehn fort und fort.
Wer da schreibet in den Bach,
Sicher auf Fortunen baut
Und den Renegaten traut,
In die Luft baut sein Gemach
Und ein Mädchen nimmt beim Wort,
Hat das Nachsehn fort und fort.

2.

Wer da binden will den Rauch,
Daß er Wachs bei Feuer schmelz'
Und dem Mohren wäscht den Pelz,
Funken schlagen will am Strauch
Und ganz gegen Weltgebrauch
Nimmt ein schönes Kind beim Wort,
Hat das Nachsehn fort und fort.

so auch in dem bei Sauvage diction. languedocien Bd. II. mitgetheilten Sprüchworte:

Diou vou garde de qatre caouzos,
de bon sala san moustardo,
d'uno chambrieiro qe se fardo,
d'un varle qe se regardo,
et d'un paoure repas qe tardo,

dessen Sinn deutlich, da die Worte fast ganz dem Französischen entsprechen [Sala ist Salat, uno feminin]. (cf. noch Herder, Gedanken einiger Bramanen, „bei 7 Dingen...") und des Knaben Wunderhorn 2, 65.

Auch die ersten Epigrammenschreiber blieben noch ganz auf diesem Boden stehn, Rist († 1667, Stifter des Schwanenordens) setzte Sprüchwörter in Epigramme um; und Zinkgref aus Heidelberg (1593—1653) schrieb seine Apophthegmata d. i. der Deutschen scharfsinnige, kluge Sprüch rc. (2 Bücher, fortgesetzt durch Weidner 1644), durch welche er besonders für die Sinngedichte in Deutschland den Weg bahnte, nach Gervinus 3, 72 die vaterländischen Erstlinge des Epigramms. Als Probe diene:

Jugend.
Neue Weine müssen gähren:
Wer kann der Jugend wehren?
Laß sie toben. Most wird Wein —
Sie wird endlich klüger sein.

Die ganze gelehrte Bildung des Mittelalters hatte die lateinische Sprache als ihr vorzüglichstes Organ benutzt: so darf es uns auch nicht wundern, noch gegen Ende des Mittelalters viele deutsche Epigrammatisten sich dieser Sprache bedienen zu sehen: so schrieb Phil. Melanchthon († 1560) 6 Bücher lateinischer Sinngedichte, so später der bekannte Paul Flemming (1606—40) cf. Gervinus 3, 305.

Behielt man andrerseits die deutsche Sprache bei, so suchte man doch nach fremden Stoffen, die man aus alter wie gleichzeitiger neuer Literatur aufsuchte: besonders wurden Martial, die griechische Anthologie, Owen und andere benutzt; Adam von Lebenwaldt im XVII. Jahrhundert brachte dreihundert lateinische Sprüchwörter in epigrammatische Form; Wekherlin (1584—1651) übersetzte Einiges aus Martial und setzte Weniges hinzu aus eignen Mitteln.

Vom Menschenleben:
Das Leben ist ein Meer, der Fährmann ist das Geld;
Wer dieses nicht besitzt, schifft übel durch die Welt.

Auf einen schlechten Redner:

Du hast alles Volk bewegt, wie du zu reden angefangen;
Alle die dich nur gehört, sind augenblicks davongegangen.

Valentin Löber, Arzt aus Bremen, schrieb Ueberschriften in Owen'scher Manier mit Geschick und Sprachgewandtheit; wie er machten es von Czepko, ferner Tscherning aus Bunzlau (1611—59), der selbst arabische Vorbilder benutzte; Andr. Gryphius aus Großglogau (1616—64), Adam Olearius aus Aschersleben (1599—1671), der die Sittensprüche des Schach Saadi, kurze Sentenzen, schrieb: endlich der Koryphäe dieser Zeit Martin Opitz (1597—1639). Wenn auch Ramlers Urtheil (s. Chr. Wernikens Ueberschriften nebst Tschernings, Gryphius, Opitz', Olearius epigramm. Gedichten ed. Lpz. 1780), daß Opitz Deutschlands bester Dichter sei, jetzt durchaus nicht mehr anerkannt werden kann; so ist er doch wenigstens für die deutsche Poesie im Allgemeinen von großer Wichtigkeit gewesen. Er verlangte die Poesie fein und witzig, setzte den Verstand an die Stelle der Einbildungskraft, und an die Stelle von Bildern Antithesen und epigrammatisch zugespitzte Spitzfindigkeiten: diese seine Manier war die maßgebende für sein Jahrhundert, und wenn auch, um mit Gervinus zu reden, seine logische Planheit bis zur Plattheit und gemeinsten Verständlichkeit herabsank, so ist doch durch ihn besonders auf Correctheit gedrungen, und andrerseits durch die Reaction gegen seine Manier das Gute allmählich gefördert worden. Wie so die ganze Opitz'sche Poesie den epigrammatischen Charakter trug, so haben auch seine wenigen Sinngedichte diesen abgemessenen Gang und die Schärfe des Gedankens, doch sind sie das unbedeutendste Product seiner Muse, fast alle aus Muret, Scaliger, Anacreon, Martial, oft nur Sentenzen oder witzig-erotische Galanterien ohne Stachel.

In der deutschen Literatur dieser Zeit verschwand jetzt immer mehr die Fabel, es verlor sich die Einfachheit: wie Deutschland im XVII. Jahrhundert politisch unter fremde Herrschaft zu gerathen begann, so kam auch in der Literatur besonders das französische Wesen auf, die traurigen Zeitverhältnisse und der Ernst der Ereignisse ließen das Gemüth in sich zurücktreten, und die Verstandesschärfe machte sich mehr als je geltend. So gab es kaum irgend einen namhaften Dichter dieser Tage, der nicht auch Sinngedichte geschrieben, für die man jetzt fast immer wie für die gesammte Poesie den französischen Alexandriner anwandte, ein Maß, das schon durch seine

äußere Form als ein würdiges Symbol eines solchen Inhalts sich kund gibt. In ihm schrieb der gemüthliche Flemming seine witzlosen Sinngedichte auf seine Geliebte, in ihm Christ. Gryphius (1649—1740) seine poetischen Wälder; in ihm nach Opitz's Vorgange fast alle Autoren dieses Jahrhunderts — Martin Zeiler (1589—1621, starb zu Ulm), ist vielleicht der einzige, der seinen deutschen Miscellaneen freies gereimtes Versmaß gab. Die Gegenstände der meisten Gedichte waren Kahlköpfe, Bastarde, Geizige, gehörnte Männer, böse und gemeine Weiber, Aerzte, Juristen; man behandelte alles Mögliche in dieser Form, wie Chr. Knittel 1672 Kurzgedichte, eine Sammlung von Leberreimen, Gratulationen, Stammbuchversen, Wortspielen, Akrostichen ꝛc. in ähnlicher Manier edirte.

Während es so in dieser Zeit sehr viele Epigrammenschreiber gab, existirte doch kein deutscher Epigrammatist vor Friedrich von Logau, der unter dem schriftstellerischen Namen Salomon von Golaw auftrat (1604—55). Dieser, zur ersten schlesischen Schule gehörig, hatte die Vorzüge der Opitz'schen Methode zu benutzen gesucht, ohne sich doch auch alle ihre Fehler anzueignen, wie er sich selbst in einem Gedichte gegen den Zwang der allzuängstlichen Regel erklärt, den er auch äußerlich durch geringere Benutzung des Alexandriners abgestreift hat. Er schrieb 3000 Sinngedichte (ed. Ramler und Lessing 1759. XII Bücher), der Mehrzahl nach sein Eigenthum, in leichter anmuthiger Sprache mit der Absicht, sich die üble Lage seiner Zeit aus dem Sinne zu schlagen (s. XI. 1). Der eingerissenen Sprachmengerei macht er sich nicht grade sehr schuldig, doch ist er auch kein großer Purist; der Ton ist leicht, lieblich, er schildert seine Zeit treffend, nur oft zu allgemein, wie überhaupt das Wegschreiten in das Gnomische eine Eigenschaft besonders seiner Zeitgenossen ist. So sind unter seinen 3000 Gedichten fast über 2000 Sinnsprüche, manche darunter auch in der Form den Priameln ähnlich, z. B.

2, 47: Wozu ist Geld doch gut?
Wer's nicht hat, hat nicht Muth,
Wer's hat, hat Sorglichkeit,
Wer's hat gehabt, hat Leid.

Viele gehören der witzigen Gattung an, als III. 5:

Celer lief jüngst aus der Schlacht;
Denn es kam ihm schnell zu Sinne,
Daß er, würd' er umgebracht,
Nachmals nicht mehr fechten künne;

einige haben auch die liebliche Einfachheit der alten griechischen Gedichte, wie II. 1:

Mai. Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde.*)

Lessing, Werke V. 106 sagt von ihm, „es ist unwidersprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen"; VI. 77 nennt er ihn einen unserer größten Dichter.

Zu dieser Zeit galt das Epigramm als kurze Satire, die Satire als langes Epigramm: dieser Richtung folgte ein Dichter, berühmt besonders durch die Polemik gegen die zweite schlesische Schule (deren Schwulst freilich das Sinngedicht zu bearbeiten verschmähte), Chr. Wernike, einer der größten Epigrammatisten, † 1710, dessen Gedichte zuletzt in 10 Büchern erschienen (Hamburg 1704, dann Leipzig 1780). Seine Tendenz zeigen deutlich:

I. 1. Dann läßt die Ueberschrift kein Leser aus der Acht,
Wenn in der Kürz' ihr Leib, die Seel' im Witz besteht,
Wenn sie nicht allzutief mit ihrem Stachel geht,
Und einen Abriß nur von einer Wunde macht;
Vor Lachen nur uns Thränen aus den Augen preßt,
Und kitzelnd einem, der's bedarf, zur Ader läßt.

II. 1. Ein heldenmäßiges Gedicht
Ist gleich der steten Gluth, die aus dem Aetna bricht;
Die Ueberschriften sind hingegen
Wie Funken, die aus Stahl zerstreut zu springen pflegen.

X. 1. Ich schreibe keinen Witz in diesem Buch mir zu,
Als diesen, der sich zeigt in einer guten Wahl;
Und denke, daß ich schon genug zur Sache thu,
Wenn ich mich nach dem Werth' hier richt' und nicht der Zahl,
Wenn ich mit eigner Kürz' entlehnten Witz vermähle,
Und das, was andre wohl erfunden, wohl erzähle.

Es sind viele geistreiche Gedanken über Personen, historische und erdachte, wie über damalige Zustände, kritische Urtheile über schlechte Schmierer, in einer im Allgemeinen gewandten Sprache, doch auch manche Gedichte, die nur durch die Ueberschrift verständlich, manche, welche überladen sind und an undeutlicher Exposition leiden, viele, mit deren Urtheilen wir uns schwerlich einverstanden erklären können, cf. Gervinus III. 507 — 510.

Besonders durch das Vorziehen des witzigen Epigramms schließt sich der auch der Zeit nach folgende Epigrammatist Fr. v. Hagedorn

*) Ob er Nifens Worte (bei Hagen Minnesinger XIV. 1.) kannte: Die heide ist worden swanger, si birt uns rosen rot?

an den vorhergehenden an (1708—54), [sämmtliche poetische Werke Hamburg 1771. 8. die Epigr. im ersten Theile]. Er war auch einer der Dichter, welche zuerst Front machten gegen die Ueberladenheit und den Ungeschmack der zweiten schlesischen Schule, der, wenn auch nicht so tief als der gleichzeitige Haller, doch Manches wirkte für das Lied und die poetische Erzählung. Er dichtete unter anderm gute ästhetische Urtheile über Autoren, fast ausschließlich in Alexandrinern, und ist der Ansicht, daß zu einem guten Epigramme der Stachel gehöre, wenn auch nicht ganz ohne Ausnahme; er ist für einen unerwarteten Schluß, die mala lingua, (welcher Ansicht besonders sein Herausgeber huldigte, wie auch Ramler bei Wernike I. 1: „die satirischen Epigramme sind unstreitig die besten, es müssen aber keine Schmähschriften sein").

Wir kommen jetzt zu der Zeit, in welcher, nachdem Gottsched's Nüchternheit die fast ebenso nüchternen Angriffe der Schweizer Bodmer und Breitinger erfahren hatte, ein Triumvirat in der deutschen Literatur auftrat, das zuerst die deutsche Sprache mit Macht von den Fesseln der Fremdherrschaft befreite, das den deutschen Geist zur Höhe der Bildung hinaufzog und so für die gesammte deutsche, und dadurch für die Weltliteratur von unschätzbarer Bedeutung wurde: Klopstock, Lessing, Wieland, von welchen die zwei ersten auch für unser Fach sehr wichtig sind.

Fr. Gottl. Klopstock (1724—1803) hat in einer edlen, kernigen Sprache manches Wichtige, das er im Laufe des Lebens bemerkt oder erforscht, in 127 Epigrammen niedergelegt (edid. Vetterlein Lpzg. 1830), manche sinnreiche Sentenzen, manche feine Bemerkungen über Kunst und Poesie; auch kritische Urtheile, besonders über französische Dichter und Zustände, findet man unter diesen, größtentheils in ungereimten Maßen geschriebenen Gedichten, selten Witz; überall aber erkennt man den nach dem Höchsten strebenden, das Gute wollenden Dichter des Messias wieder. Als Beispiel diene:

No. 35. Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst in jenen rauhen Jahren,
Als Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich.

und als ein Zeichen der originellen, gemüthlichen Manier des Dichters:

No. 112. Wer in Homer's Gesang gern νυ, γε, κε, γαρ, δε, μεν, πω hört,
Wünscht auch an Pallas Helm allerlei Blümchen zu sehn.

G. Ephr. Lessing hat auch Epigramme geschrieben, deutsche und lateinische, doch sind sie unbedeutender, meistens witzig, nicht gegen bestimmte Persönlichkeiten, z. B.

Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entzückt.
Was er als Schuster that, das thut er noch: er flickt.

Er hat mehr für die Theorie gewirkt in seiner Abhandlung über das Epigramm, und durch seine Sammlungen von Epigrammen 2c., wie er überhaupt als Theoretiker, besonders als Kritiker vor allen groß, vielleicht noch unerreicht dasteht.

Der Dritte der vorhin genannten hat auf diesem Felde nichts geleistet, und wir müssen ihn daher hier, trotz seiner sonstigen Bedeutung, übergehen.

Gleichzeitig mit diesen Männern, theils ihnen folgend, theils aus ähnlichen Quellen schöpfend, doch nicht mit gleicher Genialität auf die Stufe der Meisterschaft sich aufschwingend, ist nun noch zu nennen zunächst einer der bedeutendsten aus der sächsischen Schule: der als Mathematiker hochberühmte Abr. Gotth. Kästner (1719 — 1800), dessen Epigrammen man den scharfdenkenden Mathematiker anmerkt; er ist beißend in seiner Kritik, besonders gegen Zeitgenossen, und gegen den geschraubten Stil der Poeten, doch auch allgemeiner gegen andre Thorheiten. (s. vermischte Schriften, Altenburg 1755. 8., und ihre lobende Ankündigung von Lessing's Schriften, Lachmann's ed. Bd. V. 54).

Ferner mehrere Dichter der Hallischen Schule, die sich an den Alten, Engländern und Franzosen heranbildete: zunächst Ewald Kleist, der Dichter des Frühlings (1715 — 59), der in eigengewählten Maßen Sinngedichte schrieb, die jedoch meist nur durch ihre Ueberschrift zu verstehen sind, in gefügiger Sprache. Ferner Joh. Gleim (1719—1803), der einzelne Sinngedichte drucken ließ (82: als Handschrift für Freunde 1792), meist auf Friedrich den Großen bezüglich, auch manche nach fremden Mustern, in ziemlich geziertem Stil, etwas simpel. Ebenso unbedeutend ist der derselben Schule angehörende Joh. Nicol. Götz (1721 — 81), der vermischte Gedichte (ed. Ramler Mannheim 1783. 3. 8.) edirte und aus der Anthologie, Martial, Auson 2c. Sinngedichte nachahmte, und Eignes zusetzte, alle nicht von besonderem Werthe. Auf gleicher Stufe steht Joh. Ewald, geb. 1727 in

Spandau, den die Xenien den frömmelnden nennen, Verfasser einiger witzelnder Sinngedichte.

Bedeutender ist C. Wilh. Ramler (1725—98), doch weniger durch seine noch ziemlich steifen und berechneten eignen Gedichte, als durch Sammlungen auf dem vorliegende Gebiete, durch Editionen epigrammatischer Schriftsteller und Uebersetzungen, z. B. des Martial.

Um unbedeutendere, wie C. G. v. Murr, geb. 1733, und L. H. v. Nicolay (1737—1820), den Nachahmer Wieland's, zu übergehen, wollen wir hier noch einen der Nachahmer Klopstock's erwähnen, den Barden Rhingulf, C. Fr. Kretschmann (1738—1809), der zwar seinen Meister auch auf diesem Gebiete nicht erreichte, aber manches leidliche Sinngedicht in guter Sprache schrieb, frei von Alexandrinern, doch viel gereimt: sie stehen in der Gesammtausgabe seiner Werke, Lpzg. 1784, im zweiten Theile. Auch er hält sich meist in Allgemeinheiten und hat sich die bekannten Personen als Zielscheiben seines Witzes ausersehen.

Doch einen neuen Anlauf nahm das Sinngedicht, und wie in der gesammten Literatur, so begann auch auf diesem Gebiete eine neue wichtige Periode durch den großen Dichter und Philosophen J. G. Herder (1744—1803), einen der Koryphäen des weimarischen Musensitzes, dessen großer Geist aus den verschiedenen Literaturen das Große ergriff, doch es selbstständig ausbildete und zu seinem Eigenthum machte. Im Epigramme, dessen Literatur er bedeutend bereicherte, ist er fast ganz Anhänger der Alten: die meisten derselben, auch der Form nach antik, entsprechen durch ihren Inhalt der als Grundtypus aufgestellten Idee, es ist in ihnen fast kein Witz; denn oberflächlich, allgemein gehaltene Satiren waren ganz gegen seinen erhabenen Standpunkt. Dagegen enthalten diese Gedichte die interessantesten Reflexionen eines philosophisch gebildeten Geistes über Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben, nach Art seiner Epochemachenden Ideen zur Geschichte ꝛc. Solche leidenschaftlose Ruhe des Weisen zeigt z. B. folgendes Gedicht:

Willst, o Sterblicher, du das Meer des gefährlichen Lebens
Froh durchschiffen und froh landen im Hafen dereinst,
Laß, wenn Winde dir heucheln, dich nicht vom Stolze besiegen.
Laß, wenn Sturm dich ergreift, nimmer dir rauben den Muth.
Männliche Tugend sei dein Ruder, der Anker die Hoffnung;
Wechselnd bringen sie dich durch die Gefahren ans Land.

Wir können keinen würdigeren Nachfolger dieses großen Geistes

schildern als den, der wohl der geistvollste deutsche Dichter, als echtes universelles Genie kein Fach ergriff, ohne Ausgezeichnetes darin zu leisten: J. W. Göthe (1749—1832). Ein Ergebniß seiner italienischen Reise, erschienen in demselben Jahre mit dem Faust die zuerst im Musenalmanach für 1796 veröffentlichten Epigramme von Venedig, hundert und drei im antiken Sinne unschuldige, meist einfach beschreibende Gedichtchen in Distichen, Schilderungen von Seelenzuständen, doch auch witzige. Ihre Tendenz zeigen:

No. 59: Epigramme, seid nicht so frech! Warum nicht? wir sind nur
Ueberschriften, die Welt hat die Kapitel des Buchs.

61: Ob ein Epigramm wohl gut sei? wer kann es entscheiden?
Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.

62: Je gemeiner es ist, je näher dem Neide, der Mißgunst,
Desto eher begreifst du das Gedichtchen gewiß.

Wie aber der Göthe'sche Genius erst recht zu Tage trat seit der Vereinigung mit Schiller, so entsprangen auch die schönsten Epigramme dieser so heilbringenden Verbindung: es brach auch hier eine neue Morgenröthe an. Schiller veröffentlichte seit 1796 in seinem Musenalmanach eigene und Göthe'sche Sinngedichte, und die Jahrgänge von 97 und 98 gaben mannigfaltig Zeugniß ihrer auch auf diesem Felde thätigen Geister: so die 97 edirten tabulae votivae, geistreiche Charakteristiken und Lebensregeln; vor allem denkwürdig sind aber die 1797 erschienenen Xenien, martialisch gegen deutsche Zustände, Zeitschriften, Autoren, scharf, doch wahr gegen alle Zeitgenossen, besonders gegen alles Leere und Abgeschmackte auf den verschiedenen Gebieten des Geistes, von denen Gervinus erklärt, er würde sie als Muster der Epigrammenpoesie ansehen, wenn sie nur mehr formellen Werth hätten. Dieser ist freilich bei den kleinen Distichen oft den Gedanken nicht adaequat; wie ja auch in den gegen die Xenien zu Fulda 1797 erschienenen Antixenien dieser Punkt besonders urgirt wurde; sie enthalten das bekannte Epigramm:

In Weimar und Jena macht man Hexameter wie der;
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

Hervorzuheben sind besonders der Thierkreis und die Sternbilder, wie die Scenen aus der Unterwelt, beißend gegen deutsche Orte und Gelehrte, manches zu beherzigende Wort.

Immer werden aber die Xenien, deren Namen ironisch dem 13ten Buche der Martial'schen Epigramme entlehnt ist (bezüglich auf Ge-

genstände, die als Gastgaben vertheilt wurden, cf. Martial XIII. 3) nebst den einzelnen Göthe'schen und Schiller'schen Sinngedichten einen der ersten Plätze auf diesem Gebiete einnehmen; mögen hier nur einige das Gesagte darthun:

> Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
> Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg;
> Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
> Auf dem großen Kanal sorglos durchs Leben dahin.
>
> G. Venet. Ep.

> Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
> Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt. Sch.

> Todte Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar,
> Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt. Sch.

Um ihre Besprechung hat sich besonders Boas (Schiller und Göthe im Xenienkampf, Stuttgart 1851) verdient gemacht; übrigens gilt in Bezug auf die versuchte genauere Scheidung der zusammen erschienenen Gedichte Göthe's Ausspruch: Eckermann 42. II. „Die Deutschen können die Philisterei nicht los werden. Da quängeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sie bei Schiller gedruckt finden, und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind! Freunde wie Schiller und ich, Jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viel Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich die Gedanken, und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers, und ich den andern..."

Nach diesen beiden Koryphäen ist wohl der geeignetste Platz, mehrere Dichter einzuschieben, die neben andern poetischen Erzeugnissen sich auch in Epigrammen versucht haben, ohne jedoch etwas Großes darin zu leisten, welche aber passend als Trabanten jener zwei hellen Planeten angeführt werden, wenn sie auch in verschiedenartiger Manier arbeiteten. Den Reigen dieser, von welchen keiner wenigstens auf diesem Gebiete die aurea mediocritas überwunden hat, möge Claudius eröffnen, der Wandsbecker Bote (1740—1815), dann Pfeffel,

der neben Fabeln auch einzelne witzige Epigramme im Fabeltone schrieb (in seinen poetischen Versuchen 4 Bde. 8., Basel 1789).

> Heut rühmte sich ein junger Aesculap,
> Die Scheidekunst sei seine größte Stärke;
> Er sagte wahr, das zeigen seine Werke:
> Er scheidet Seel' und Leib bei seinen Kranken ab.

Ferner L. Fr. v. Göckingk (1748–1828), Thümmel (1738–1817), Friedrich (1776—1819), bekannt durch seine drei satirischen Feldzüge; ferner Joh. Benj. Michaelis (1746—1772), der Fabeln, Lieder, Satiren, Sinngedichte (ed. poetische Werke, Gießen 1780) naiv, nie wässrig weitschweifig, in zwar nicht ganz correcten Metris, doch sehr geläufigen Reimen schrieb; Moses Kuh, geb. 1731, um Andere, wie Heusler, Eberhard, Gramberg, Zehelein, Krust zu übergehen, die sich auch in einzelnen Sinngedichten versucht haben.

Bedeutender ist der eutinische Leu J. H. Voß, den man auch in seinen Epigrammen (s. sämmtliche Gedichte, Kgsbg. 1825. 4 Bde. 8.) als den Uebersetzer des Homer und als Autor der Luise sogleich herauserkennt, in kerniger, oft etwas zu derber Sprache, das Metrum nicht grade immer antiken Ideen entsprechend, etwas unbeholfen; seine 57 Sinngedichte sind fast alle stachlig. Als Beispiel diene:

> No. 24: Interpret? Was ist das? Ein Dollmetsch. Aber ein Dollmetsch?
> Läßt die Gedanken in Ruh, Worte zermetscht er für toll. cf. 47, 57.

Wie er Philologe, doch in ganz anderer Manier arbeitend, ist noch hier Fr. Jacobs zu nennen, geb. 1764, † 1848, der besonders durch treffliche Uebersetzungen die griechische Anthologie, deren Urtext er edirte, auch ungelehrten Deutschen zugänglich machte.

An ihn schließt sich würdig ein Dichter, welcher, kein geborener Deutscher, sich in unserm Vaterlande eingebürgert hat und in elegischem Maße ganz nach antiker Weise drei Bücher Arabesken schrieb, welche der ersten Gattung der Sinngedichte entsprechend, nie witzig, meist nur skizzirte Handzeichnungen einer philosophischen Muse sind, die ihre Empfindungen durch den beseelenden Hauch einer stets edlen Sprache noch zu erhöhen strebte: C. G. v. Brinkmann aus Stockholm, 1767—1828. (s. Gedichte, Berlin 1804. 3 Bde.) Durch seine ganze Poesie geht ein wehmüthiger Zug der Resignation, dabei eine unbegrenzte Verehrung Göthe's, an dessen tabulae votivae seine Gedichte sehr nahe heranstreifen.

Arab. 1, 24. Beiden Geschlechtern verlieh die Natur obsiegende Stärke,
Ihrer zerstörenden Macht gleichet der männliche Trotz;
Wie die erhaltende Kraft der Unsterblichen, Alles beseelend,
Sanft, wie des Frühlings Hauch, wirket der weibliche Sinn.

1, 65. Jünglinge, kränzet das Haar! doch wählt — es verbleichet die Locke
Unter dem Lorbeer spät, unter der Myrte geschwind.

20. Holde Musik, du weckst in der Unschuld Busen die Liebe;
Wo dir die Hoffnung horcht, wird sie zur Freude berauscht.
Aber in Wehmuthsthränen zerfließt dein lieblichster Tonhauch,
Wenn sich die Seele zurück sehnt nach verlornem Genuß.

Sein Antipode ist Joh. Chr. Haug (1761—1828), einer der ersten neueren Epigrammatisten, vorzüglich groß in Wortwitzen, durch die er bei der Aehnlichkeit der Klänge mit Blitzesschnelle die überraschendsten Gedanken hervorlockte; doch wurde sein Witz nie zum Stachel und wirkte nur auf die Lachmuskel. H.'s Gedichte, in gereimten Versen, haben die gewöhnlichen allgemeinen Themata, besonders spielt Herr Harpagon eine große Rolle, doch entsprechen sie den Anforderungen an das Epigramm auch durch eine lebendige Sprache. (s. Epigr. und vermischte Gedichte, Berlin 1805. 2 Bde. X lib.) z. B.

VI. 79. Strafgedicht — Sinngedicht,
Jenes haut, dieses sticht.

I. 8. Des dummen Wanderns ist auf Erden schon genung (sagt Piger),
Bewahre mich, mein Gott, vor Seelenwanderung.

IV. 25. Mir ward ein hohes Alter beschieden,
Ich überlebte zwei ewige Frieden.

Freilich gehen viele über die engen Grenzen eines Epigramms hinaus und haben von ihm nur die Pointe bei Mangel an Präcision, z. B.

Minister: Brav, meine Herrn! das nenn' ich wahre Proben
Von unterthänigster Devotion!
Mein Gnädigster wird in Person
Euch allerhuldreichst noch beloben!
Denn — Weine, Speisen aller Art!
Musik! Das Feuerwerk süperb gerathen.
Ihr thatet Alles, was ihr schuldig wart!
Bürgermeister: Und sind noch Alles schuldig, was wir thaten.

Unter denen, welche in die neueste Zeit hineinreichen, sind besonders noch drei zu nennen, alle bedeutend in ihrer Art: Fr. Weißer (1761—1833), der in seinen zerstreuten Blumen (35 Ep.), seinen Pinselstrichen (3 Bücher), und seinen Lob- und Ehrengedichten auf den Meffert (18 Ep.), größtentheils witzig Lächerlichkeiten und Jäm-

merlichkeiten vor sein Forum zieht und sich gegen schlechte Poeten und schlechte Frauen sehr bitter ausläßt; auch die Langnasigen müssen nebenbei viel leiden: die Sprache ist gut, die Verse gereimt, wenige Distichen.

Blumen 8.
Blind ist das Glück! sagt ihr. Ich räum' es willig ein,
Doch ist's dem Klugen leicht, sein Augenarzt zu sein.

Pinselstr. 1, 71: Rasender Roland.
In Meister Ludwigs Lied, das ich als göttlich preise,
Rast nur der Held, doch der Poet ist weise.
In manchem deutschen Sang, du weißt es, Gott Apoll,
Bleibt bei Verstand der Held, doch der Poet ist toll.

Die zuerst erwähnten zerstreuten Blumen unterscheiden sich von den andern durch Ernst und eine gewisse schwärmerisch-traurige Lebensansicht (s. ernste, fröhliche und scherzende Muse: Halle 1826. 2 Bde. 8.).

Wichtiger noch ist A. W. Schlegel (1767 — 1841), der außer geistreichen Charakteristiken in Hexametern besonders durch seine Polemik in elegischem Maße gegen Kotzebue's Stücke sich auf dem Felde des Sinngedichtes ausgezeichnet hat, indem er in zwei Zeilen kurz aber treffend die einzelnen Stücke durchnimmt, z. B.

No. 7: Weil er nicht sonderlich ist, heißt Sonderling Brüderchen Moritz,
Wie der Poet ein Genie, weil er sich nimmer genirt.

17: Falsche Schaam, wie bist du beschämt! da selber der Autor
Sich nicht schämet, von dir fälschlich den Titel zu leihn.

(s. Schlegel's poetische Werke, 2 Bde. 8. Heidelberg 1811.)

Doch der bedeutendste seit Göthe und Schiller ist Platen-Hallermünde (1796—1836), dessen Epigramme, wie die ersten Göthe'schen in Venedig entstanden, den klassischen Boden durch Inhalt und Form verrathen, in glänzender Sprache; der Dichter hat fast zu ängstlich auf Concision gesehen. Es sind Charakterskizzen, Natur- und Reisebilder, Ansichten über Kunst und Wissenschaft, Ergüsse eines edlen freiheitsliebenden Geistes, der auch seinen eigenen Werth fühlt, alle in elegischem Maße. Man sehe:

Bloß Aufschriften ja sind Epigramme, die Treue der Wahrheit
Aber verleiht oftmals kleinen Gesängen Gehalt.

Wahre Geschichte, bedeutend und groß, voll strenger Entwicklung,
Hatten die Römer allein unter den Völkern der Welt.

Baukunst nenn' ich die Kunst des Geschmacks, weil zwar ein Gedicht wohl
Ohne Geschmack oftmals, nie ein Gebäude gefällt.

Freiheit, selbst wenn stürmisch und wild, weckt mächtigen Genius:
Mög' es bezeugen Athen, mög' es bewähren Florenz:
Wo man, während sie stand, aufwuchern Talent an Talent sah,
Aber sie fiel und zugleich alle Talente mit ihr.

Wenn wir auch seit Haug keinen eigentlichen Epigrammatisten gehabt haben, so finden sich doch einzelne zerstreute Epigramme unter den Gedichten einer großen Zahl neuerer deutscher Poeten, aus denen wir zum Schlusse noch einige herausheben wollen. In Rückert's Liebesfrühling ist manches Epigrammen-ähnliche, ebenso unter den Vierzeilen manche Sentenz in der Weise der Priameln; aus den eigentlichen Sinngedichten nennen wir z. B.

Körner, Schulz' und Müller und Hauff sind unsterblich geworden,
Weil sie den Sterblichen frühzeitiger Tod hat entrafft.
Sterbe, wer wünschet wie sie Unsterblichkeit! aber es reizet
Mich Unsterblichkeit nicht, die ich erleben nicht soll.

und aus den Vierzeilen:

Wann erst die Rose dieser Erden
Frei wird vom Dorne der Beschwerden;
Wann erst das R hinweggeschmolzen,
Dann wird aus Erden Eden werden.

Unter Uhland's Gedichten finden wir etwas über ein Viertelhundert Sinngedichte, die diesen Namen mit Recht tragen, und alle den gemüthvollen, tiefempfindenden Mann zeigen. Sie halten sich ernst, ähnlich denen Baggesens (1764—1826), aus denen hier eins Platz finden möge, in der Weise der griechischen Anthologie.

Ründung.

Alles, vom Tropfen zur Sonn' ist rund, was vollendet und schön ist —
Rund ist die Ros' und der Welt himmlische Wölbung ist rund.
Und Epigramm und Gedicht, das Kleinst' und Größte der Kunst, die
Spiegelt die Perl' und das Meer, sollten geründet nicht sein?

Geibel hat unter seinen Juniusliedern im „Buch der Betrachtung" 13 ernst gehaltene Epigramme in Distichen, im Herder'schen Stile, und 14 zweizeilige Gnomen, anspruchslose Kleinigkeiten; von entschieden gnomischem Charakter sind auch die Sinngedichte unter Sallet's Poesien, z. B.

Sei rauher Fels, verschwende keine Gabe,
Tief in der Brust verbirg den frischen Quell;
Doch trifft ein Moses dich mit seinem Stabe,
Dann spende deine Schätze rein und hell. —

Das ist die ächte Demuth nicht,
Daß man sich glaubt ein schlechter Wicht;
Die ächte Demuth der nur hegt,
Der ächten Stolz im Busen trägt.

Ebendahin gehören ferner die vom Dichter selbst mit dem Namen Sprüche bezeichneten kleinen Gedichte Kinkel's, voll Selbstbewußtseins und frischen Muthes, z. B.

27. Niemals nur in Kunst und Leben
Schlechtem, Halbem Raum gegeben:
Populär darf der nur heißen,
Der zu seiner Höh' kann reißen.

34. Sie schwatzen von Bescheidenheit.
Mich dünkt, das ist ein fleckig Kleid!
Der hat nach Rechtem nie getrachtet,
Der nicht die eigne Arbeit achtet.

Dasselbe Element überwiegt in den „Sprüchen und Scherzen" von Alex. Kaufmann, z. B.

Wer unter Menschen leben will,
Der höre manches und schweige still;
Es ist ein ganz unleidlicher Gast,
Wer jedes Wort beim Schopfe faßt.

und in den Xenien von P. Heyse, deren Sinnigkeit öfter in Witz umschlägt:

Ein scheues Wild die Gedanken sind.
Macht einer Jagd, fliehn sie geschwind.
Sieht man sie heitern Auges an,
Zutraulich wagen sie sich heran.
Ein stiller Wandrer kann sie zähmen,
Das Futter ihm aus der Hand zu nehmen.

Die Weiber thäts von je ergetzen,
Mythisch vom Dreifuß her zu schwätzen.
Man meint, prophetischer Vapor wär's;
Sind nur gewöhnliche Vapeurs.

Wir erwähnen endlich mit Uebergehung der witzigen Sinngedichte Bobrik's die nach Art der Göthe-Schiller'schen Xenien scharf aburtheilenden, politischer Anspielungen vollen Xenien Herweghs, und die in Heine's Reisebildern (Bd. II. S. 118 ed. Hamburg 1827) eingestreuten Immermann'schen Xenien, die sich etwas derb gegen Poeten und Dichterinnen, besonders gegen Platen ergehen, z. B.

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhaus von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Ghaselen.

Auch hier wie bei Owen und Göthe folgt dann die Entschuldigung:

Sag, wie kommst du nur zu Worten, die so grob und ungezogen?
Freund, im wüsten Marktgedränge braucht man seine Ellenbogen.

Für die Bearbeitung des deutschen Epigramms ist bisher wenig geschehen: Anthologien sind begonnen, wie die epigrammatische Blumenlese, Offenbach 1776, und „Sinngedichte der Deutschen", Leipzig 1780. 8., ferner eine epigrammatische Anthologie von Schütz, Halle 1806, von der aber nur ein Band erschienen ist. Einzelne Notizen enthält außer Ersch und Gruber's Encyclopädie noch Sulzer's Theorie „Sinngedicht" und Gervinus an verschiedenen Stellen seines Handbuchs.

Berlin. **Sachs.**

Genien der deutschen Poesie.

III. Hölty. IV. Matthison.

Wenn wir die Morgenröthe unserer Literatur, die nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts allmählig aufging, uns vergegenwärtigen, so lassen wir uns gern an einige Gestalten erinnern, in denen sich das idyllische Behagen und zugleich die vom Weltengetümmel abgeschiedene, wehmuthsvolle Schwärmerei verkörpert. Wir leben uns dann in Zustände hinein, die bei aller durchherrschenden Sentimentalität doch einen vollkommen naiven Eindruck machen; ja beide Grundstimmungen der Poesie erscheinen hier so innig mit einander verwachsen, daß wir sie kaum zu trennen vermögen. Allerdings entsprang die Begeisterung jener Dichter aus dem Bewußtsein des Gegensatzes zwischen der ursprünglichen Natur und den Forderungen der Civilisation, und in der gestörten Einheit dieser Momente hat ja gerade nach Schillers bekannter Begriffsbestimmung die Sentimentalität ihre eigenthümliche Stelle. Indem aber solche Dichter das im Gegensatze geschaute Natürliche doch eigentlich nur auf die außerhalb des Menschen liegende, unfreie Schöpfung bezogen und auf die Naturelemente des eigenen Innern weniger aufmerksam wurden, indem sie ferner die Kühnheit nicht hatten, sich mit den verschrobenen Zuständen der Gesellschaft in einen Kampf einzulassen, indem sie vielmehr, ohne die umbildende Hand an solche Verhältnisse legen zu wollen, ihre ganze Beruhigung im stillen Frieden der Natur suchten, die ihnen nur sympathetische Antworten gab, so blieben sie, auch wo der Unmuth und Schmerz über die peinlichen Schranken der Convenienz in ihren Dichtungen sich äußert, doch in einem gemüthlichen Zusammenklange mit der bewußtlosen Welt, in der sie ihre Zufluchtsstätte fanden, und so stellte sich immerhin ein naives Seelenleben in ihnen dar. Ja es bemächtigte sich ihrer mehr und mehr die ängstliche Scheu, mit den sittlichen Bewegungen des Lebens, die ihnen bei

der harmlosen Entfaltung ihres zärtlich-naiven Sinnes nur im Wege standen, in Berührung zu kommen. Von unserer Zeit aus begreift man es kaum, wie solche Menschen mit ihrer brahmanischen Ruhe ein ganzes Leben hinbringen konnten, und wie es der rauhen Wirklichkeit gar nicht gelingen wollte, sie aus ihren weichlichen Träumen aufzurütteln. Je derber und rücksichtsloser aber diese objective Macht des Lebens und Schicksales der Entfaltung des individuellen Lebenskeimes entgegentritt, desto machtvoller und unerschütterlicher arbeiten sich energische Persönlichkeiten durch, die in der Tapferkeit die Seele der Tugend erkennen. Für diese darf es gar keine Schranke geben, die sie nicht zu überwinden vermöchten. Dagegen ziehen sich die weiblichen Dichterseelen bei jedem Angriffe, der sie von Außen bedroht, in ihre gemüthliche Abgeschiedenheit zurück, weben sich in ihre particulären Zustände hinein und machen am liebsten die Natur zu ihrer Freundin, von der sie für jede zarte Stimme des Herzens nur die schonendste Antwort erwarten können. Indem sie in dieser Täuschung über ihre sittliche Lebensbestimmung sich absichtlich erhalten und jedem entschiedenen, männlichen Bewußtsein ausweichen, sinken sie auf die Stufe des schüchternen, verschlossenen Pflanzenlebens herunter. Die Trübseligkeit ihrer vereinsamten Existenz wird ihnen nicht zum Antriebe, sich in die Welt hineinzustürzen und sich dort ein genügenderes Dasein zu erobern; vielmehr halten sie ihren Schmerz, ihre Pein mit beharrlichem Eigensinne fest und gewöhnen sich daran, den süßen, aber gefährlichen Kern dieser bitteren Schale zu kosten und lieb zu gewinnen.

Sie machen sich selbst zum Gegenstande des thränenreichen Mitleids; sie täuschen sich eine Sehnsucht nach dem Tode vor, dessen wirkliche Gegenwart ihre schlaffen Sehnen am furchtbarsten durchbeben würde. Weil das Leben um sie her, so oft sie genöthigt werden, ihm in die Augen zu schauen, Alles zu vereinigen scheint, wodurch ihr zärtliches Gemüth nur gekränkt werden kann, weil sie von jedem Drucke der Verhältnisse eine unheilbare Wunde empfinden, so bleibt der einzige Gegenstand, den sie mit Zutrauen umfassen, der Tod, und sie versammeln alle Bilder ihres Innern, um die Schreckensgestalt desselben mit einem trügerischen Reize zu umkleiden. So entwickelt sich, oft mit einer krankhaften Schönheit der Form, eine Poesie der Auszehrung und des Siechthums, die auch den Leser daran gewöhnt, in süßen Schmerzen der Sehnsucht nach dem Tode seinen

Genuß zu finden. Für die Erkenntniß der Seelenkrankheiten ist die genaue Zergliederung solcher Persönlichkeiten überaus belehrend; von dem ästhetischen Standpunkte aus kann ihnen nur eine phänomenologische Bedeutung zuerkannt werden.

Von dieser erkünstelten Sentimentalität, die wir als eine moralische Entartung zu betrachten haben, war das frühverblühte Leben des liebenswürdigen Hölty weit entfernt, und nur in der äußerlichen Form der Sprache erinnert er uns an die unnatürliche Richtung, die so manchen seiner Zeitgenossen beherrschte. Was andere Dichter durch ihre Schwäche verschuldeten und mit Verleugnung ihrer männlichen Würde absichtlich hervorriefen, die Schwärmerei der Wehmuth, das Schwelgen in lieblichen Todesbildern, das zeigt sich bei ihm, der den Keim eines frühzeitigen Unterganges in sich fühlte, als eine traurige Folge seines Schicksales. Er gewinnt durch die Wahrheit, womit sich dieses Schicksal in seinen Liedern abspiegelt, unsere unbedingte Liebe, unsere volle Theilnahme; ja wir können ihm unsere tiefste Achtung nicht versagen, wenn wir aus der Lebensgeschichte und den Liedern dieses Dichters ersehen, daß er den Wandel eines reinen und braven Jünglinges führte, und daß er, ohne die Vorbereitung auf seinen bürgerlichen Beruf im Geringsten zu vernachlässigen, mit einer zarten Bescheidenheit sein schönes Talent zu entwickeln suchte. Ungeheuchelt ist die Sehnsucht nach dem Tode und die wehmüthige Verklärung desselben, die den Grundton seiner Dichtungen bildet, und wir stärken unser Herz durch die Betrachtung dieser unverdorbenen, sich allmählig entfesselnden Seele zu frommen Vorsätzen und zu freudigen Hoffnungen. Ja, wir dürfen ihn beneidenswerth finden, daß er in ungebrochenem Frieden mit sich selbst und mit der Gottheit abgerufen wurde, daß er ein so reines Bild der Sittsamkeit, der Treue und Redlichkeit den kommenden Geschlechtern zurückließ.

In einem hannöverschen Pfarrhause geboren, zeigte Hölty schon bei seiner ersten Entwickelung eine seltene Regsamkeit der geistigen Kräfte; er zeigte sogar ein aufkeimendes Talent zur humoristischen Auffassung, das freilich bei der einförmigen Stille seines Lebens, bei dem Ernste des gewählten Berufes und bei der frühzeitigen Ahnung des ihm bevorstehenden Schicksales, nicht zur Reife kam. In seinen Jünglingsjahren erinnerte er sich wehmuthsvoll an die schwere Krankheit, durch die er schon so frühe der angeborenen Schönheit beraubt und an die Schwelle des Todes geführt worden war.

Einem so zart gebildeten und so frühe bedrohten Knaben konnte es nur zu großem Nachtheile gereichen, daß er mit einem unnatürlichen Fleiße den Arbeiten der Schule sich hingab und namentlich die Zeit des nächtlichen Schlummers abkürzte. Dabei bewahrte er damals freilich noch ein heiteres Gemüth und begegnete den geliebten Seinigen mit jener Zärtlichkeit und Sanftmuth der Liebe, aus deren Boden die zarte Pflanze des sittlichen Lebens am schönsten und lieblichsten sich entfaltet. Dabei aber zeigte er schon damals den bedenklichen Hang, sich von den Menschen zurückzuziehen und das jugendliche Herz der einsamen Natur aufzuschließen. Der dunkele Hain war sein Lieblingsaufenthalt, und er scheute sich nicht, in der einsamen Nacht über die Gräber zu gehen. Nachdem er seine Vorbildung durch den Schulunterricht auf's beste begründet hatte, erwarb er sich auf dem Gymnasium die allgemeine Liebe und Achtung und bildete sich in Göttingen mit der größten Gewissenhaftigkeit für den geistlichen Beruf. Während er aus Liebe zu seinem Vater sich dort zugleich durch Privatunterricht seinen Lebensunterhalt erwarb, fühlte er sich durch den freundschaftlichen Umgang mit den talentvollen Dichtern des Hainbundes zur Entfaltung der eigenen Poesie begeistert. Obgleich er sich seines dichterischen Berufes bewußt war, so hinderte ihn doch seine liebenswürdige Bescheidenheit, auf diese Naturgabe sein einziges Vertrauen zu setzen; vielmehr fühlte er die Nothwendigkeit, das Wachsthum derselben durch ein fortgesetztes, eifriges Studium der Griechen, die ihm als höchste Meister der Schönheit voranleuchteten, zu befördern. Auf der anderen Seite widerstrebte es dem redlichen Ernste des Jünglings, das kostbare Pfund seiner Zeit und Kraft an mittelmäßige Leistungen zu verschwenden, und er faßte deßhalb den Entschluß, entweder Schöpfungen von bleibendem Werthe hervorzubringen oder die Neigung zur Poesie in sich zu unterdrücken. Außerdem lag es in dem edeln Geiste, von welchem die besseren Kräfte jenes Zeitalters beseelt wurden, daß er die sittliche Bedeutung und Wirkung der Poesie mit großer Gewissenhaftigkeit in's Auge faßte. Es erschien ihm als der höchste und letzte Zweck seiner poetischen Thätigkeit, Liebe zu Gott und seiner Natur, Treue und Einfalt, Freiheit und Unschuld, deutsche Tugend und Redlichkeit, wie eine heilige Flamme, in den Herzen der Mit- und Nachwelt zu entfalten. Auch in dieser Lebensperiode beherrschte ihn die Sehnsucht, aus dem städtischen Gewimmel sich in

den einsamen Frieden der Natur zu flüchten, und namentlich suchte er dort sein zartes Gemüth zu beschwichtigen, wenn die finsteren Ahnungen einer unheilbaren Krankheit in ihm aufstiegen. Mit einer lieblichen Schwärmerei verweilte er in seinen Liedern bei dem Bilde des Mannes, den die Himmlischen des großen Vorzuges gewürdigt hatten, sein ganzes Leben in der ländlichen Stille verbringen zu dürfen. So wandelte er denn, von den Menschen abgeschieden, träumerisch über die duftenden Wiesen dahin und horchte auf die Gesänge der Nachtigall, die seine eigene Schwermuth vergegenwärtigten und in liebliche Melodien auflösten. Auf den grünenden Rasen hingestreckt, verweilte er am liebsten bei dem Anblicke des Abendsternes, der ihm zu den Gefilden des kummerlosen Friedens hinüberwinkte, oder bei der Erscheinung des Mondes, der wie ein tröstender Bruder durch die sanft erregten Wipfel der Bäume nach ihm herniederschaute und seine trauernde Seele mit sanften Kühlungen umfloß. Indem sich die reinste Sehnsucht nach einer weiblichen Hälfte mit seinen Todesahnungen paarte, erschien es ihm als eine entzückende Aussicht, an der Hand eines gleichgestimmten Mädchens in jene Gegenden hinüberzuwandeln, wo die Schrecknisse des Todes aufhören.

Als ein moderner Dichter konnte Hölty, selbst im Hinblicke auf einen frühzeitigen Tod, dem Ideal der Liebe nicht entsagen, das freilich bei der zunehmenden Gewißheit seines baldigen Heimganges mehr und mehr sich verkörperte und zur Geistergestalt wurde. Die träumerische Einsamkeit seines Naturlebens war ganz dazu geeignet, diese wehmüthig-lächelnden Phantasien fortzubilden und zu erhöhen. Wir beobachten hierbei mit inniger Freude, daß die Reinheit seiner Liebesbilder durch keinen unsittlichen Anhauch getrübt wurde, daß er wie Genien des Himmels diese Gestalten in die unentweihte Tempelstätte seines Herzens aufnahm. Wir lauschen mit ungetheilter Lust seinen begeisterten Tönen, wenn er das Bündniß der Liebe mit dem Leben der Engel vergleicht, wenn er im höchsten Jubel ausruft, einer solchen Seligkeit vermöchte er allen Glanz dieser Erde und selbst den prachtvollen Schimmer einer Königskrone aufzuopfern. Von einer sehr zarten und schwärmerischen Art war das erste Erwachen dieser Empfindungen. Am Frohnleichnamstage fesselte nämlich ein Mädchen, dessen Auge voll Andacht, Sittsamkeit und Milde ein Marienbild in seinen Händen unverwandt betrachtete, das arglose Herz des Knaben. Er meldet uns in einem spätern Gesange, wie

er damals unter Thränen die von dem Kleide des Mädchens berührten Knospen und Blüthen geküßt habe. Eine tiefere Neigung, die unsern Dichter bis zum Grabe begleitete, wurde noch vor dem Besuche der Hochschule in dem heranreifenden Jünglinge geweckt. Die majestätische und anmuthreiche Gestalt, das lieblich blühende Antlitz, das große, blaue Auge und der reine Seelenadel eines Mädchens rissen ihn damals zur höchsten Begeisterung hin, ohne daß er ein Geständniß gewagt hätte. Auch war er so gewissenhaft, in der Folge, als die Geliebte einem anderen Manne die Hand reichte, jede Sehnsucht nach ihr zu verbannen, obgleich er kurz vor seinem Tode sich die wehmüthige Freude nicht versagen konnte, ihrem Andenken ein zartes und frommes Lied zu weihen. Da jedoch bei dem wachsenden körperlichen Siechthume des Jünglings, nach einem Bürgerischen Ausdrucke, sein Herz nicht altern wollte, und da sein poetisches Ideal von der erotischen Richtung nicht zu trennen war, so ließ er sich durch jene unglückliche Liebe nicht abschrecken, seine Entdeckungsreise durch das Reich der Schönheit fortzusetzen. Aber bei der tiefen Krankheit seines Gemüthes und bei der Nähe des Todes, die er empfand, kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er mit besonderer Vorliebe bei jenem aus Wolken des Himmels geformten Bilde der künftigen Geliebten verweilen mochte. Wenn sein vertrautester Freund, wenn der Mond durch die Gesträuche hinblickte, wenn die Stimme der Nachtigall ihre tiefen Klagelaute durch die Gebüsche ertönen ließ, wandelte der traurige Jüngling mit dem edlen, bleichen Angesichte umher und erleichterte sein beklommenes Herz unter den dunkleren Schatten durch Thränen. Aus dieser Nacht des Innern tauchte dann, gleich der sanften Röthe des Morgens, das unentweihte Bild seines Mädchens auf, und seine Seele durchwandelte der liebliche Traum, daß den Gefilden der Seligen dieses leuchtende Bild entschwebe, und daß er es an seinen klopfenden Busen drücke. In solchen Momenten lebte die Natur schöner und verklärter vor ihm auf; ja der Garten schien ihm vor Freude zu taumeln und ein erhöhtes Abendroth sich über die Blätter zu verbreiten.

Unter diesen lieblichen Träumereien beschlich ihn mit zunehmender Klarheit die Ahnung seines frühzeitigen Endes, und sein frommes Gemüth machte sich mit diesem Gedanken vertraut, indem es den Tod als Erlöser aus dem Drucke des irdischen Lebens willkommen hieß. Zum schwermüthigen Entzücken steigerte sich diese Stim-

mung, wenn er das Bild seines Heilandes in der letzten, härtesten Stunde herniederschweben und sein brechendes Herz durch die erlösenden Todeswunden stärken sah. Er sah die Krone der Ueberwindung in den Händen seines Engels blinken, und welch eine beseligende Aussicht, mit seiner Mutter und seinen Brüdern, die zur Heimath der Seelen ihm vorangegangen waren, dort auf ewig vereint zu werden! Er wünschte sich, auf einem grünen Anger, am Rande der murmelnden Quellen, unter Vogelgesängen des Maien entschlummern zu dürfen.

Da er, von seinen geliebten Freunden entfernt, sich der ärztlichen Pflege unterwerfen mußte, wandelte er oft in tiefer Einsamkeit auf dem Kirchhofe umher und betrachtete sich die Kreuze mit ihren wehenden Todtenkränzen und las die tröstenden Bibelsprüche auf den Grabsteinen. Aber seine angeborne Heiterkeit gestattete ihm auch jetzt noch, da sein Haupt schon den Todesgöttern geweiht war, manches neckische und lebenslustige Liedchen der dunkeln Parze abzustehlen. In schönen Stunden der täuschenden Hoffnung, womit ihn die gütige Natur über die Gränzen des Lebens hinübertrug, schwärmte er noch von den rosigen Freuden der Geselligkeit, des Weines und der Liebe; freudiger als je schloß die Seele des Dichters den irdischen Lebensreizen sich auf und schwelgte in dem Becher der Freude. Ein jugendlicher Lenz breitete sich vor seinen Blicken über die Erde aus, die alle Seligkeiten des Himmels in sich aufzunehmen schien. Auf seiner Leier fanden sich noch die schalkhaften Töne der tändelnden Liebe, und im Angesicht des Todes beseligte ihn die Hoffnung auf den Besitz eines holdseligen Mädchens.

Obgleich Hölty's Poesie auf der Bildung durch die Alten beruhte, so fand er doch sein nächstes und bestimmendes Muster an Klopstock, wie es denn überhaupt in seiner besonnenen und pietätsvollen Natur lag, an dem Faden festzuhalten, der ihn mit dem Historischen verknüpfte. Dabei gewann er es jedoch vollkommen über sich, die Einseitigkeiten jenes kühnen und edeln Geistes zu überwinden. Obgleich auch seinen Dichtungen ein Zug der schauerlichen Erhabenheit, die seinem Vorbilde eigenthümlich war, sich einwob, und obgleich er voll schwärmerischer Sehnsucht bei der Anschauung eines ungetrübten Lichtreiches verweilte, so bannte ihn doch sein gesunder, frischer Blick an die schöne Wirklichkeit des Lebens und namentlich an die stillen Reize der Natur. So ging denn von Klopstock eigent-

lich nichts in seine Dichtungen über, als die gefaßte, sittliche Würde, als die consequente Abneigung gegen die Gemeinheiten des Lebens, und namentlich begleitete er seinen Meister auf jenen Wegen, die ihn der Verwirklichung seiner seligsten Hoffnungen immer näher entgegenführten. Dabei befreite ihn sein plastischer Sinn von Klopstocks reflectirender Verständigkeit so vollkommen, daß alle seine Gedanken sich an der Anschauung des Individuellen und Einzelnen erzeugten. So trug denn die Methode seiner Darstellung weit entschiedener, als dieß bei Klopstock der Fall war, den Charakter des Poetischen an sich, wenn ihm auch die Blitze der Begeisterung fehlten, die sich bei Jenem aus den Wolken der Reflexion manchmal kühn und prächtig entluden. Die einzelnen Momente der poetischen Kraft, Phantasie, Gefühl, Wille und Einsicht finden sich in dieser bescheidenen Persönlichkeit ohne Zwiespalt vereinigt. Faßt man z. B. seine Liebesgedichte zusammen, so findet man kaum, daß in ihnen das erotische Ideal um eine Seite verkürzt oder vernachläßigt wird; er giebt sich der unmittelbarsten Liebe zur gegenwärtigen Schönheit hin, verliert selbst in seinen Träumen die sinnliche Gestaltung nicht aus den Augen und betrachtet doch das irdische Bild der Anmuth und Liebenswürdigkeit als einen Genius, der ihn zur innersten Verklärung hinleitet. Auch das musikalische Element seiner Lieder hinterläßt einen weit erquickenderen Eindruck, als die eintönige und oft gewaltsame Erhabenheit des Klopstockischen Gesanges. Wenn er auch mit weniger kühnen Schlägen seine Harfe berührt, ja wenn sich seine Melodien ganz auf die sanfte, liebliche Tonart beschränken, so sprechen sie doch weit befriedigender und wohlthuender unser Herz an, weil sie nirgends über den Horizont persönlicher Kraft hinausstrebten und nirgends eine Disharmonie zurückließen. Wenn die Rhythmen der Klopstockischen Oden oft nur ein Werk der sprachgelehrten Uebung sind, so erwuchs bei Hölty aus dem Frieden, aus der ruhigen Fülle seines Gemüthes die reizendste Leichtigkeit des poetischen Maßes und eine freie Beweglichkeit der Sprache, die ohne hörbare Mühe den Kreis ihrer Anschauungen und Empfindungen durchlief und ausfüllte. So bleibt kein fremdartiger Hauch des Angelernten in der Form zurück, gleich als wären diese Rhythmen zum ersten Male aus dem Busen des Dichters entsprungen. Einen besondern Reiz empfangen aber seine Lieder dadurch, daß er das Bildende mit dem Musikalischen vollkommen auszugleichen wußte. Sie machen das Verschweben

der Anschauung in die formlose Allgemeinheit der Töne durch die klare und gediegene Sichtbarkeit der Bilder unmöglich und hindern zugleich die Ueberladung mit unverarbeiteten Farben durch die Kraft des Rhythmus, die den Dichter zwingt, sich auf das Nothwendige zu concentriren. Wollen wir unsern Dichter, um seine historische Stellung noch weiter zu bestimmen, mit einem verbündeten Kunstgenossen vergleichen, so unterscheidet er sich von Bürger durch einen himmlischen Reiz der Jungfräulichkeit, der durch alle seine Zeilen athmet. Wie der blaue, wolkenlose Himmel eines Pfingsttages, an dem der Geist über die blühende Erde kommt, breiten sich seine Gedichte vor unsern Blicken aus. Wir sehen weißgekleidete Kinder unter harmlosen Gesängen vor uns vorübergehen und ihren Pfad mit Rosenblättern bestreuen. Unter dem stillen Volke zeigt sich ein Jüngling mit bleichem, friedlichem Angesichte, der aus dem Anblicke der Kinder und dem Dufte der Blumen die Erquickung für sein krankes Herz zu saugen, der darüber im Stillen zu klagen scheint, daß ihn die Kirchenglocken schon so bald zu Grabe begleiten werden. Daß ihn übrigens keine feige Furcht vor dem Tode anwandelte, daß er sich ruhig in die höhere Schickung fügte, war eine nothwendige Folge seiner sittlichen Reinheit, seines unerschütterlichen Glaubens. Es gelang seinem schönen Gemüthe, den stillen Kummer über das Unabwendbare durch liebliche Bilder des verklärenden Dichtergeistes zu beschwichtigen, und namentlich hörte die allgemeine Mutter des Lebens nicht auf, ihm den labenden Trunk der Vergessenheit aus der Quelle ihrer unschuldigen Freuden zu reichen; die immer wieder erwachende Schönheit der Natur ließ ihn das Hinwelken der eigenen Jugend vergessen. So lange der Frühling noch die frische Blüthe einer Rose bringt, kann es einem solchen Herzen an der Labung nicht fehlen; jeder Bach, jeder Wiesengrund, jedes dunkle Gebüsch bewahrt ihm noch ein Glück, eine Seligkeit auf. Die Liebe zur göttlichen Schöpfung, die sich ahnungsvoll und träumerisch vor ihm aufschließt, reicht ihm einen Trost, den ihm keines Menschen Wort bereiten könnte. Dem kindlichen Gemüthe muß schon hier der Himmel sich aufthun, und sollte er einem Jünglinge verschlossen bleiben, der eine so herzliche Freude an den Stimmen der Natur hat, wie ein Kind, wenn es ein Mährchen anhört? So klein die Welt sein mag, die seine Phantasie umspannte, eben so rein war der Krystall seines Inneren, worin sie sich spiegeln durfte. Daher das leichte Gefieder,

auf dem seine Gesänge, frei von dem Drucke der gemeinen Welt, frei von der Bürde des bösen Gewissens, dahin schweben. Wie könnte das reichere, aber schuldbewußte Dichterleben unseres Bürger sich mit diesem harmlosen Frieden einer unbefleckten Seele vergleichen? Welchen Vorzug der Mensch durch die Reinhaltung seiner Sitten, durch die Bezähmung seiner Begierden erlangt, das erkennt sich auf eine erschütternde Weise an diesem bedeutungsvollen Gegensatze.

Wir haben aus den bisherigen Beobachtungen ersehen, daß die Sentimentalität unseres Dichters ihren unentbehrlichen Hintergrund an der Stille des ländlichen Lebens hatte, und es lag ganz in dem Geschmacke seiner Zeit, daß beide Momente mit der größten Innigkeit auf einander bezogen wurden. In der idyllischen Richtung fand Hölty einen wackeren Vorgänger an Kleist und einen mitstrebenden Kunstgefährten an Voß. Wenn aber der Erstere, bei großer Empfänglichkeit und Reizbarkeit des Gemüthes und bei dem reinsten Adel der Empfindungen, sich weder zur musikalischen Fülle des lyrischen Gedichtes emporzuschwingen, noch die sorgfältig beobachteten und gesammelten Naturbilder durch den Hauch der schöpferischen Wiedergeburt lebendig zu vereinigen wußte, so brachte es die rüstige und schroffe Arbeiternatur des letzteren nicht weiter, als zur getreuen Nachahmung der Wirklichkeit, die er mit einem scharfen und pünktlichen Sinne, aber ohne das Organ für die feineren Wellenlinien und geheimeren Reize des Daseins nachbildete. Dagegen leidet es keinen Zweifel, daß Hölty mit einer bezaubernden Leichtigkeit die ächten, unverfälschten Farben des deutschen Landlebens wiedergab. Dieser Vorzug vor seinem gelehrten Freunde ging daraus hervor, daß er die Reize der idyllischen Natur nicht etwa bloß nach vollendeter Arbeit aufsuchte, um sich an ihnen halb dichterisch, halb philologisch zu erholen, daß vielmehr die dörfliche Stille seinem gebrochenen Herzen eine heilige Ruhe- und Tempelstätte aufschloß. Will man die reinste Luft des ländlichen Lebens einathmen, will man in ihr von dem Drucke der städtischen Atmosphäre genesen, so öffne man sein Ohr diesen Gesängen, die sich, von Absichtlichkeit und gelehrter Nachahmung frei, dem ursprünglichen Volksgesange weit mehr, als die burschikosen und bänkelsängerischen Lieder Bürgers annähern.

Die leichteren Dichtungen, worin der durch körperliche und geistige Leiden des Dichters unterdrückte gesellige Humor in glücklichen Stunden seinen Ausdruck suchte, haben es hauptsächlich ihrer An-

spruchslosigkeit zu verdanken, daß man ihnen eine geringere Beachtung schenkte. Es ist manches neckige, frohsinnige Liedchen darunter, das durch die Anmuth seiner Bilder und die sprachliche Zierlichkeit unser Herz gewinnt. Man bedenke, wie wenig diese Gattung in Hölty's Zeit unter uns zur freieren ästhetischen Entwickelung gekommen war, mit welcher Schwerfälligkeit der sprachlichen Formen unsere gesellige Charis zu kämpfen hatte, und wie ihr namentlich die schwersten Fesseln von dem französischen Modegeschmacke angelegt wurden. Wenn einer unserer Dichter zuerst eine Ahnung von der ebenso gebildeten, als natürlichen Grazie des Horaz und Anakreon wieder erweckte, so war es doch Hölty. Vergleichen wir darin seine Vorgänger, so fehlte es dem wackeren Hagedorn bei aller Munterkeit doch ganz und gar an dem poetischen Aufschwunge; die Glätte und Zierlichkeit seiner Formen, die sich übrigens dem Drucke des pedantischen Moralisirens nicht ganz entraffen konnten, boten keinen Ersatz für den Mangel an genialer Lebensverklärung. Noch viel weniger war Gleim, dessen ganze Poesie auf die kindliche Hingabe an Friedrich's Heldengröße sich beschränkte, dazu geschaffen, die Leichtigkeit, die Anmuth, die geistige Fülle und den Farbenzauber des anakreontischen Liedes in die Gärten der deutschen Muse zu verpflanzen; mit seinen süßlichen Tändeleien hatte man Geduld und Nachsicht, weil man die Ehrlichkeit und Menschenliebe des Charakters mit Recht hochschätzte. Wie kalt und steif sind außerdem die Melodien, in welchen der streng correcte Uz die Töne des Horaz nachsingen wollte! Wo der begabteste und frischeste unter den Lyrikern des Hainbundes, wo Bürger die Saiten der gesellschaftlichen Laune zu rühren versuchte, sank er am meisten in seinen gekünstelten und zugleich gemeinen Ton herunter, und am wenigsten vermochte er es, den Liedern, die er dem Weingotte widmete, das Siegel der Schönheit aufzudrücken. Um so mehr erfreut uns die ungesuchte Zierlichkeit und edle Heiterkeit, von denen wir die leichteren Gesänge Hölty's durchdrungen finden. In manchen gelang es ihm, den Druck seines Gemüthes vollkommen zu besiegen und die Bilder des Lebens in einem rosenhellen Lichte des Frohsinnes widerstrahlen zu lassen.

Da die Bildung unseres Dichters aus einer sehr strengen Schule hervorging, so verdient am Schlusse dieser Characteristik auch das Eigenthümliche seiner Correctheit beachtet zu werden. Obgleich er nicht mit derselben Kraft, wie Bürger, das Formelle seiner Schule

überwand und zum Profile der eigenen Persönlichkeit umschuf, so hat er doch den Vorzug, daß man bei ihm nicht, wie bei jenem Dichter, die peinvolle Thätigkeit der Feile empfindet. Es läßt sich nicht läugnen, daß bei Bürger dieses ängstliche und allzu gründliche Verfahren mit der stärkeren Originalität seiner Natur zusammenhing, die sich durch keine überlieferte Form ganz befriedigt fühlte, und für ihre pathologischen Bewegungen nach den bezeichnenden Ausdrücken oft lange suchen mußte. Dagegen treten bei diesem Dichter die übertriebene Correctheit und wilde Natürlichkeit nicht selten auf eine ganz unästhetische Weise auseinander, während die friedliche Versöhnung von Natur und Kunst bei Hölty einen mächtigen Zauber ausübt. Sein Streben nach der äußerlichen Abglättung der Sprache und nach der Reinhaltung des Versmaßes hat allerdings eine schulmäßige, pedantische Seite; indessen entsprang es doch vorzugsweise aus der reinen Schönheit seiner Seele, die ihre Gedanken und Empfindungen in ein ungetrübtes, crystallenes Gefäß niederlegen wollte. Jedenfalls waren Hölty's Gedichte, was Bürgern so oft fehlte, in ihrem Ursprunge correct; sie erwuchsen aus der reinsten Stimmung, dem innigsten Frieden der Seele, und so erscheint uns die von Hölty angewendete Feile als Symbol der bessernden Hand, womit er beständig an dem sittlichen Zustande seines Gemüthes arbeitete.

Die sentimentale Schwermuth, die bei Hölty aus einem hinsiechenden Körper und der Ahnung eines frühzeitigen Todes naturgemäß hervorging, verdankte Matthison der selbst verschuldeten Weichlichkeit seines Gemüthes und der Unfähigkeit, ein äußerlich verblühtes Leben durch die Macht des Willens und Gedankens wiederherzustellen. In einem Zustande, der doch nur den Uebergang zu einem wahren und gesunden bilden durfte, sehen wir diesen Dichter bis zu seinem Ende verharren. Er suchte den Frieden seiner Seele auch da noch in der stillen, klagevollen Einsamkeit, als die Reife des Mannesalters schon längst berechtigt war, die besonnene und rüstige That von ihm zu verlangen. Leider war es nun die Macht der Gewohnheit, die ihn mit einer Art von Nothwendigkeit bestimmte, das passive Schwelgen in lieblich-schmerzlichen Empfindungen fortzusetzen. Wir tragen kein Bedenken, ihm die Fähigkeiten zu einer objectiven und frischen Entfaltung der Poesie beizulegen; um so tiefer beklagen wir es, daß er dem Streben entsagte, sich aus der trübseligen Innerlichkeit heraus-

zuarbeiten. Während auf diese Weise der Sinn für die markige Fülle des wirklichen Daseins in ihm sich abschwächte, versäumte er es, diesen Mangel durch ein tieferes Eindringen in die Gedankenwelt zu ersetzen. Unermüdlich drehte er sich in dem Bereiche seiner elegischen Ideen herum, und wenn er einen Blick über die Grenzen derselben hinaus wagte, so geschah es nur durch die Reproduction der antiken Weltansicht. So gewähren uns denn seine Gedichte, bei mancher unverkennbaren Einzelschönheit, im Ganzen den traurigen Blick in ein verwelktes und verkommenes Leben. Die von Schiller gerühmte contemplative Schwärmerei des Dichters zeigt sich bei näherer Betrachtung als die kranke Ueberzartheit einer Seele, die sich mit den irdischen Verhältnissen durch ein träumerisches Idealisiren zu versöhnen glaubte. In dieser phantastischen Welt gelangte dann vor Allem der trübselige Gedanke, daß mit dem versagten Liebesglücke das irdische Leben alle Schönheit und Freudigkeit für ihn verloren habe, zur Herrschaft. So trauerte er beständig wie ein einsamer Vogel auf herbstlichen Zweigen und suchte sich, von einer Sehnsucht ohne Gegenstand bewegt, durch den süßen Fall seiner Töne in Vergessenheit einzuwiegen. Daß ein sehr reines, andachtsvolles und glänzendes Ideal der Liebe in seinem Busen wohnte, gab er schon im siebenzehnten Lebensjahre durch seine Ode an die Betende zu erkennen. Mit herzlicher Freude sehen wir den Jüngling, die Seele voll des reinsten Entzückens, dieses Morgenopfer seines Genius im rein schimmernden Graziengewande darbringen, und nicht ohne bittere Wehmuth begleiten unsere Blicke den trübseligen Tag, der auf diese strahlende Morgenröthe folgte. Wahrscheinlich feierte dieses Gedicht die erste Liebe, der das frühzeitige Ableben der Geliebten ein baldiges Ziel der Hoffnung setzte. Das spätere Verhältniß unseres Dichters zu der jugendlich blühenden Sängerin Friederike Brun trug im Anfange den Charakter einer schwärmerischen Freundschaft an sich und ging unmerklich in das erotische Gefühl über. Nachdem beide Seelen, die zur Vereinigung bestimmt zu sein schienen, durch ein herbes Schicksal von einander getrennt worden waren, hörte der Dichter nicht auf, dem geliebten Gegenstande eine eben so treue, als hoffnungsvolle Neigung zu bewahren; und er beschwichtigte seinen Gram durch die süße Hoffnung, dereinst in den Gefilden der Seligen das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Von dieser Zeit an blieb denn auch seine Seele der Einsamkeit, der Klage, der überirdischen Sehnsucht gewidmet. Indem

er sich mit dem Gedanken vertraut machte, daß ihm der Besitz einer gleichgestimmten weiblichen Seele für sein ganzes Leben versagt sei, beschloß er, sich eine Welt im Innern aufzubauen, die durch einen solchen Mangel nicht beeinträchtigt werden könne. Er glaubte, für den welkenden Myrthenkranz, den der flüchtige Liebesgott ihm verweigerte, durch Apollo's Lorbeeren sich entschädigen zu können. Aber in Matthison's weiblichem Gemüthe lag die Kraft nicht, einen Entschluß durchzuführen, der ihn zur Strenge, ja zur Härte gegen sich selbst genöthigt hätte. Nach seiner enthusiastischen Dichternatur, die ohne Leidenschaften sich nicht leicht entfalten konnte, glaubte er nicht lange an die Möglichkeit, außer dem Lande der Myrthen den Lorbeer zu erobern. Zu spät ertönte seine Wehklage darüber, daß er kein liebendes Herz an das seinige gefesselt habe, daß eine kalte Miethlingshand sein brechendes Auge schließen werde. Mit einer bittern Wehmuth legte er sich jetzt das Geständniß ab, daß die unzerstörbare Ruhe des Gemüthes nur in dem Heiligthume der beschränkten Häuslichkeit zu finden sei. Wie tief erschüttern uns die Klagelaute, mit welchen er das Elend eines von der Liebe verlassenen Herzens in seiner „Nonne“ und in seinem „Kloster“ schildert!

Für diesen Mangel konnte ihm denn auch die Freundschaft keinen genügenden Ersatz bieten, obgleich er mit großer Treue an seinen lebenden und abgeschiedenen Freunden hing. So weinte er in hoffnungsloser Sehnsucht einem früh verblühten Jünglinge nach und brachte Todtenopfer unter der Cypresse seines Grabes. Unter den späteren Freunden standen Salis, Bonstetten und Bonnet seinem Herzen am nächsten. Als der Erstere, ein männlicher Geist mit kindlichem Herzen, im Alpenthale die Liebe, den Frühling, die Unschuld besang, da lächelte die Wehmuth im Herzen unseres Dichters, und sein düsterer Gram wurde wie fliehender Nebel von rosiger Hoffnung aufgehellt. Mit Bonstetten, einem dichterischen, anmuthvollen Geiste, der ihm das große Buch der Wahrheit entrollte und in seinem Herzen den Glauben an die Unsterblichkeit wie festliche Gluth anfachte, schloß er ein Bündniß erhabener Seelenverwandtschaft. Von dem redlichen Bonnet rühmte er, daß er ihm viele Hieroglyphen im Buche der Menschheit gedeutet habe.

Daß die einsame Natur seine treueste und vertrauteste Freundin wurde, ging mit Nothwendigkeit aus der ganzen Entwickelung seines Genius hervor. Schon im Frühlinge des Lebens hatte er ihr die

zartesten Seelengeheimnisse anvertraut. Er wählte sie auch in Mannesjahren zur Zeugin seiner Klagen, seiner Sehnsucht, und bis zum Grabe sollte sie als eine treue Gefährtin ihm nicht von der Seite weichen. Er betrachtete sich als einen Priester der Stille, er suchte die Erinnerung an das Weltgewimmel in sich auszulöschen und verweilte mit besonderer Vorliebe bei dem Gedanken, in einer kleinen Gartenhütte dem Tode in Freundesarmen entgegen zu harren. Die sentimentale Auflösung seines Gemüthes zeigte sich besonders darin, daß er eine so innige Sehnsucht nach den Fluren seiner Kinderjahre, nach den Reben, nach dem Heerde des Vaterhauses empfand, daß ihm der Friede so gerne in der Gestalt des Todes und der Kindheit sich zeigte. Man erkennt überall die Scheu des verzärtelten Gemüthes, mit den Gegensätzen des wirklichen Lebens, die der Kindheit keinen langen Bestand erlauben, in Berührung zu treten.

Wer die Ausfüllung seiner inneren Leere ausschließlich oder vorzugsweise in der Natur zu finden glaubt, der verkennt ihre wahre Bedeutung für die menschliche Seele und namentlich für die Seele des Dichters. Die Natur ist ein Vorbild und eine Prophezeihung der menschlichen Freiheit; sie zeigt uns die gesammte Fülle unseres Daseins in einer reizenden Knospe, und wenn wir vom sittlichen Lebenskampfe ermatten, weilt unser Blick so gerne auf ihren ahnungsvollen Bildern und sieht in ihnen die Einheit und Versöhnung, die das Endziel unseres Strebens ist, verkörpert. Aber dem Herzen, das nach Mitgefühl sich sehnt, giebt sie auf die Dauer keine Antwort, wenn es nicht die Erfüllung mit der Schönheit des Menschen-Daseins ihr entgegenbringt. Wie reizend hält sie dann uns den verklärenden Spiegel vor; mit welcher geheimnißvollen Macht läßt sie auf ihrem Resonnanzboden die Töne des überschwellenden Gemüthes weiter zittern! Sie wird ihm zu einem entzückenden Echo und wiederholt in tausendfachen Gestaltungen seine heitere Lust, seinen wonnevollen Schmerz und seine göttliche Begeisterung. Mit dem seligsten Lächeln träumt aber die Liebe ihren Himmel in dieses Reich des zauberischen Helldunkels hinein; mit dem Stabe des Magiers weckt sie unzählige Formen der lieblichsten und erhabensten Schönheit und umleuchtet sie mit einer Morgenröthe, von der die Schauer des ewigen Lebens ausgehen. Wie dem geblendeten Tiresias, wird dem Liebenden ein anderes Auge geöffnet, das durch die harten Formen der Wirklichkeit in das Herz, in die Lebensquellen der Natur hineinblickt.

Und wie jenem Seher, wird seinem Ohre der Gesang der Vögel, das Rauschen der Flüsse, die mächtige Stimme des Sturmwindes, das majestätische Rollen des Donners verständlich. Wie der Schlüssel zu jeder tieferen Wissenschaft nur in die Hände der Liebe gelegt ist, so thut vor ihr allein die Natur ihre verborgenen Schachte auf, um sie in die Wurzeln aller Schöpfung blicken zu lassen. Todte Buchstaben bleiben die Zeichen der Schöpfung für den Dichter, der das eine Wort des Räthsels, das Wort der Liebe, nicht aussprechen kann. Und wohin strebt bei dem modernen Dichter alle Thätigkeit der Phantasie, als nach der Vergötterung geliebter Gegenstände? Die Natur wird ihm zum Kleide der Geliebten; die grüne, geschmückte Erde zum Teppich ihrer Füße, die Sterne zum Strahlenkranze um ihr Haupt, die Sonne zum Diadem, das ihre Stirne schmückt. Der Pan, der alle Wälder und Auen, alle Blumen und Kräuter, alle Berge und Flüsse, der das Blau des Himmels beseelt, ist die allgegenwärtige Gestalt der Geliebten. „Als spielhaltende Sklavin", ruft Platen dem angebeteten Gegenstande zu, „gewahre die ganze Welt!"

Indem aber Matthison das in der Natur suchte, was nur in sie hineingelegt werden kann, verirrte er sich in die Lyrik einer kalten und starren Landschaftsmalerei, die es, wenige Ausnahmen ausgenommen, nicht weiter, als zur Zusammensetzung einzelner Bilder brachte. Diesen Gemälden fehlt es durchaus an der inneren Unendlichkeit, an der geheimnißvollen Symbolik, an der magischen Gewalt, sich im Geiste des Lesers fortzudichten. Je mehr aber unser Dichter in der von uns beschriebenen Stimmung bei dem Anschauen der Natur verweilte, desto weniger fand er, was er darin gesucht hatte. Mit ungestümen Händen aus der Weichheit seiner Träume aufgerüttelt, in der schauerlichen Stille seiner Einsamkeit durch die Bewegung des Menschenlebens gestört, erkannte er mit erhöhtem Schmerze die Vergänglichkeit, der unsere Freuden anheim fallen, und die anhaltende Dauer unserer Leiden. Er betrachtete es nun mehr und mehr als ein eitles Streben, in dem Lande der Täuschungen, das uns zum gegenwärtigen Aufenthalte bestimmt ist, nach dem Frieden der Seele zu ringen. Aber nach Oben wendete sich sein vertrauungsvoller Blick, indem der süße Glaube ihn stärkte, daß über den Sternen alle unsere Wunden geheilt werden, daß wir im Lande der Vollendung die Seligkeit des Wiedersehens, die untrennbare Vereinigung mit

gleichgestimmten Seelen zu erwarten haben. Das Grab erschien ihm als der einzige Hafen der Ruhe, der Tod als der Befreier aus der Verbannung, als der lächelnde Genius, der die gebundene Seele von ihren Ketten frei mache.

Diese völlige Abgestorbenheit für das gegenwärtige Leben, diese wehmüthige Sehnsucht nach dem Tode steigerte sich sogar zu dem düsteren Verlangen, aus der Quelle des Vergessens trinken zu dürfen. Völlige Entkörperung, bewußtloses Hinschwinden in die Allgemeinheit des Schattenlebens erschien dem unglücklichen Dichter als der entzückendste aller Zustände, und zur Schönheit des Todes verklärte sich diese Anschauung in seinem „Elysium". Dieses musikalische und zugleich malerische Gedicht, in welchem wir den idealisirten Styl Bürgers und Wielands gereinigte Grazie mit dem Schillerischen Pathos auf eine geistreiche Weise verschmolzen finden, ist der treue Spiegel einer reinen Seele, die das Schöne mit dem Guten ausgleichen, die den Kelch des Platonischen Genius mit den Rosen heiterer Weisheit umwinden wollte, die aber, beständig an die Grenzen der Entkörperung anstreifend, nach und nach sich selbst auflöst.

Da es ihm seine weichliche Natur nicht verstattete, in den Kern der neueren Weltansicht einzudringen, so zog er sich in das oberflächlich erkannte Ideal der griechischen Schönheit zurück, dem er mit großer Treue huldigte und namentlich ein ruhmvolles Streben nach der äußeren Formvollendung widmete. Von den Griechen begeistert, opferte er den Grazien und rief sie an, die Freundschaft, die Liebe, die Natur, den Gesang und den Becher durch ihr Lächeln einzuweihen. In seinen heiteren Stunden offenbarte sich die unverdorbene Seele des Mannes dadurch, daß er die Freude nur im Fluge umarmen und ihr anmuthig leise die Lippen berühren wollte, und als er noch am Genfersee weilte, da wurde ihm von sokratisch milder Heiterkeit die unbewölkte Stirne bekränzt. Diese priesterliche Frömmigkeit gegen die Grazien wurde dem Dichter durch manche zarte und anmuthvolle Form seiner Gesänge belohnt, wie namentlich in der „Nachtigall", wo ein leise verzitterndes, kaum hörbares Gefühl wie in einem Zaubernetze der Sprache gefangen liegt. Weit seltener konnte ihm der Ausdruck männlicher Würde gelingen, obgleich sie in einzelnen Kraftworten mächtig hervortritt und im „Genfersee" und im „Kloster" sogar den Gipfel des Erhabenen ersteigt. Wenn er übrigens auch vorzugsweise an den Alten sich bildete, so unterlag

er doch nicht selten den Einwirkungen seiner Zeitgenossen und verlor alsdann beinahe seine Selbstständigkeit. Die von Schiller gerühmte musikalische Vollendung ist nur in wenigen Gedichten von wahrhaft innerlicher Art; in den meisten entstammt sie nicht sowohl der Fülle des Empfindungslebens, die ihre Gegensätze in Tönen ausgleicht und versöhnt, als dem abstracten Durchfühlen und Abrunden überlieferter Tonformen, deren Inhalt als ein abgeschlossener bereits vorausgesetzt ist.

Worms. Dr. **G. Zimmermann.**

Scheiden und Meiden.

Die Synonyma „Scheiden" und „Trennen" sind technische Ausdrücke geworden, das eine beim Chemiker, das andere beim Schneider; jener scheidet die Urstoffe, die sich zu einem Ganzen durchdrungen haben und ineinander sind, auseinander, dieser trennt äußerlich aneinander gefügtes voneinander. Verlassen wir nun diese bloß technische Sphäre, so dürfen wir sagen: das Trennen ist die gleichgültige Aufhebung des gleichgültigen An- und Nebeneinander, des Aggregatzustandes; während das Scheiden die Aufhebung einer Durchdringung und innerlichen Verbindung von Elementen und darum nicht gleichgültig, sondern vielmehr die Zerstörung eines Ganzen, einer Wesenheit ist. Im Lateinischen würden dem Trennen die Composita mit der untrennbaren Präposition se-, dem Scheiden die mit dis- entsprechen; und zwar die ersteren in der Construction mit a, wie z. B. Gallos ab Aquitanis Garumna flumen sejungit; die anderen in der Construction mit doppeltem Objecte, wie: Gallos et Aquitanos Garumna flumen disjungit. Denn auf letztere Art verbunden bilden die Galli et Aquitani ein loses Ganze, das in seine Theile geschieden wird, während im ersteren Satze nur die Trennung und Entfernung, in keiner Weise aber die Beziehung der beiden Seiten zu einander angedeutet ist.

Daher ist das Scheiden im Allgemeinen tiefer einschneidend und eindringlicher wirksam; sein Schnitt geht durch den Mittelpunkt, den Kern, oder im Menschenleben mitten durch das Herz, wie bei Heine der Weltenriß. Dieses Wesen unseres Wortes macht sich auch lautlich fühlbar durch das drastische Sch, das sich auch im Griechischen und Lateinischen mit derselben Wirksamkeit findet bei den verwandten Wörtern σχίζω und scindo. Der Naturlaut zischt hier wie ein geschwungenes schneidendes Schwert, und wie gut das Volk diese Wirkung des Lautes empfand, mag folgende Stelle aus einem ziemlich bekannten Volksliede beweisen:

> Ach Scheiden, ach Meiden du schneidendes Schwert,
> Hast mir mein junges Herze versehrt....

(Simrock, die deutschen Volksbücher 8. Bd. S. 203. — Wunderhorn III, 126.)

Andrerseits ist auch das vocalische Element des Wortes nicht zu übersehen, insofern dadurch seine Reimsippschaft mitbedingt ist. Es liegt auf der Hand, daß die häufige Reimverbindung von Scheiden und Meiden, oder Scheiden und Leiden selbst die Begriffe der Wörter einander näher gebracht hat und so allmählich zu einer stehenden Formel, zu einem und allgemeinen Klange geworden ist. Und welche Ruhe und Innerlichkeit der Wehmuth erhält nicht das Wort in dieser Gesellschaft, unterstützt allerdings durch die Ruhe des Diphthongen und durch die Weichheit der darauf folgenden Media! Scheiden ist Leiden, sagt man in und außer dem Reime, selten jedoch: Scheiden ist Schmerz, weil die rasche Bewegung des letzteren Wortes nicht der Tiefe und, so zu sagen, Beschaulichkeit der zu bezeichnenden Empfindung entspricht. Dagegen ist Trennungsschmerz eine geläufige Zusammensetzung und Trennen, das übrigens einer so natürlichen Reimgenossenschaft entbehrt, und Schmerz zucken schnell an unserer Empfindung hin, wie ein Streich, der wohl trifft, dessen Weh aber mit ihm selbst vorüber ist.*)

So waren die Wörter Scheiden und Meiden dessen würdig, daß ihnen das singende Volk sein tiefstes Leid, seinen trautesten Besitz, das Weh seiner Liebe anvertraute. Denn im Menschenleben ist Scheiden nicht ohne Liebe, mag uns diese an Personen oder am Orte ketten; nur wo das durch die Bande der Liebe zu einem Ganzen, zu einer Einheit Verknüpfte, auseinandergeht, sprechen wir von Scheiden, jede andere Trennung ist zu gleichgültig für das Wort. In welcher Form die Liebe erscheine, ob sie Pietät, Heimathliebe, Patriotismus, oder ob sie bräutliche und eheliche Liebe heiße: — wenn sie nur wahrhafte Liebe, eine geistige Potenz ist, die nicht mit der Aufhebung des leibhaftigen Genusses, des äußeren Besitzes selbst aufgehoben wird. Sie muß vielmehr wohl aufgehoben bleiben in der Form der Erinnerung, die wiederum Keim und Grundlage der Sehnsucht ist. Erinnerung und Sehnsucht sind nur verschieden als Stufen und Momente, welche beide zu concreter Einheit aufgehoben sind im Genuß, oder Besitz. Wo daher dem Genusse diese beiden

*) So bedeutet Schmerz nach Grimm Myth. S. 801 ursprünglich Todespein, also die acute Qual, die rasch der Krisis entgegengeht.

Momente fehlen, da hat er mit der Liebe nichts zu thun, noch mit dem Scheiden, das er ja nie und in keiner Form überleben könnte. Es ist das die alte Geschichte aus Plato's Phädrus, wo sich ebenso aus ἀνάμνησις und ἵμερος der ἔρως entwickelt. Die Sehnsucht hat die Richtung auf die Zukunft, in deren unermeßliches, unbestimmtes Gebiet sie ihre Regungen hineinschweifen läßt. Darum hat W. v. Humboldt*) so treffend als geistreich den Baum als Sinnbild der Sehnsucht hingestellt, den Baum, der seine Zweige wie verlangende Arme ebenso ins Blaue streckt, so daß die Zweigbildung gleichsam die plastische Darstellung der Klage über die allzu feste, unerbittlich fesselnde Wurzel wäre. Wir können das Bild fortsetzen, wenn auch nicht ohne es zum Theil wieder zu vernichten; die Wurzel nämlich bietet dieser Vergleichung noch eine andere Seite dar, sie ist die Erinnerung, aus der die schweifende Sehnsucht immer neue Nahrung zieht. Sie treibt ihre Fäden in den Boden der Vergangenheit hinein, während die Sehnsucht ihre Zweige in das blaue, duftige Reich der Zukunft streckt. Zwischen der Wurzel aber und dem Stamm, auf der Scheide von Licht und Finsterniß liegt der wahre Mittelpunkt des Baumes, der Samenkern, in dessen engem Schoße noch die verschiedenen Kräfte in tiefem Genügen bei einander ruhten, bis im Laufe der nothwendigen Entwicklung die Hülle sprang, die Kräfte sich schieden in Wurzel und Sproß und rastloses Doppelstreben an die Stelle zufriedener Ruhe trat. So schlummern Erinnerung und Sehnsucht im Genuß der Liebe, bis die Nothwendigkeit des Scheidens ihn zerstört. Der Genuß entspricht der Gegenwart; und wenn nun die Sehnsucht es wieder und wieder zum Genusse brächte, so kann sie doch die alte Gegenwart nicht wieder gewinnen, noch in ihr den alten Genuß. Der neue Genuß kann Keim neuer Erinnerung und neuer Sehnsucht werden, aber ihr ursprüngliches Ziel, sich selbst und ihre Wurzel hat die Sehnsucht nicht wieder ergriffen, eben so wenig, wie die Zweige des Baumes, die jährlich ihre Früchte, die Saat neuer Bäume bringen, ihren eigenen Kern und den Frieden in demselben wiedergewinnen. So zersprengt also das Scheiden die Form der Gegenwart, in welcher sich die Liebe befand, und zerlegt dieselbe in die Formen der Vergangenheit und Zukunft; und weil sich im Moment des Scheidens Vergangenheit und Zukunft im Bewußtsein

---

*) In seinen Briefen an eine Freundin.

berühren, Erinnerung und Sehnsucht noch einmal sich im Genusse umarmen, in den jene alle beglückenden Momente der Vergangenheit zusammendrängt, während die Sehnsucht ein mildes, wehmüthiges Licht über das Ganze breitet: darum ist dieser Moment so reich, so unermeßlich reich, daß er trotz der Tausende von Scheideliedern niemals erschöpft werden kann. Mit überraschender Einfachheit und Kürze drückt Uhland dieses Wunder des Scheidens, das im Schmerze Genuß, im Genusse Schmerz ist, aus in seinem Liedchen „Scheiden und Meiden", (Octav-Ausgabe S. 79.)

So soll ich nun dich meiden,
Du meines Lebens Lust!
Du küssest mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Brust.

Ach Liebchen! heißt das meiden,
Wenn man sich herzt und küßt?
Ach Liebchen! heißt das scheiden,
Wenn man sich fest umschließt? —

Sicherlich haben Tausende über dies Liedchen hinweggelesen und Tausende werden es noch thun, ohne zu begreifen, wie ein Uhland so ein gewöhnliches, nichtssagendes Lied habe dichten können; und doch liegt in dieser wundervollen Einfalt die ganze Tiefe und der ganze Reichthum des Abschiedsmoments umschlossen. Der Scheidende selbst erschrickt davor und faßt es nicht, wie sein bitterstes Weh die Form des süßesten Genusses haben könne, und wie er diesen Widerspruch in Form der Frage ungelöst und unbezwungen ausspricht, gewinnt das Lied dieses echt lyrische Weiterleben im Denken und Fühlen des Hörers oder Lesers. Und dieses spreche ich mitten aus gegenwärtiger Erfahrung heraus, der ich gern bekenne, daß ich durch diese Verse Uhlands zunächst darauf geführt bin, dem Scheiden und Meiden nachzudenken, und während ich es hier versuche, die Ergebnisse dieses Nachdenkens mitzutheilen, fühle ich bei jedem Worte klarer, daß ich wenig Wesentliches werde sagen können, das nicht in den obigen Versen als Keim enthalten wäre.

Doch zurück zur Sache. Im Vorstehenden haben wir gesehen, daß die Erscheinungsformen der Liebe, Genuß, Erinnerung und Sehnsucht den Formen der Zeit, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft entsprechen und haben demnach den Abschied als die Scheidung der Gegenwart in Vergangenheit und Zukunft bestimmt. Nun hat freilich die Zeit, als objective Form der Geschichte, nie und nir-

gends einen Punkt, in welchem sie sich also in Theile zerlegte; aber das Subject mißt dieselbe nach ihrer Erfüllung durch die Geschichte, nach der Zahl und Tiefe der Eindrücke, die es in der Zeit empfangen hat; woher es kommt, daß unserer Erinnerung die Zeit am längsten dünkt, die am reichsten gewesen ist. Das beweist am deutlichsten das Wort momentum, wie es von der Bedeutung des bewegenden Ausschlag gebenden Gewichtes übergeht in den Begriff der durch ein solches Gewicht erfüllten und bestimmten Zeit, d. h. des Zeitpunktes. Das Moment hebt die Continuität der Zeit auf und wird der Moment; das Concrete bethätigt sich an der Zeit als das Discrete. Von selbst versteht es sich, daß diese Messung nur unsere Erinnerung an der Vergangenheit vornehmen kann, da die Zukunft nothwendig unermeßlich und unbestimmbar, die Gegenwart aber der Punkt ist, dessen Wesen darin besteht, immer und immer überzugehen in die Vergangenheit und mithin kein Wesen zu haben. Die Gegenwart ist aber die Form des Genusses; nun sagt der Dichter „dem Glücklichen, d. h. dem Genießenden, schlägt keine Stunde", was so viel sagen will, als daß man weder im Genusse sich der Gegenwart, noch in der Gegenwart sich des Genusses bewußt werde. Das Bewußtwerden der Gegenwart, als der Form des Genusses, ist unmittelbar die Aufhebung des letzteren, denn erst in dem Verluste stellt sich dies Bewußtsein ein. Es ist ein uralter Glaube, daß das Bewußtsein des Glückes, namentlich das Aussprechen dieses Bewußtseins unmittelbarer Vorläufer des Unglücks sei, ohne daß das ethische Moment der Ueberhebung und des Uebermuthes dabei factisch in Anschlag zu kommen braucht. So bestimmt sich das Scheiden ferner positiv als das Bewußtwerden der Gegenwart und des Genusses. Ich kann hier nicht umhin, an die Nornen und griechischerseits an die Mören zu erinnern. Wenn in den Namen der ersteren: Urdr, Verdandi und Skuld, selbst schon die Beziehung auf Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft ausgeprägt ist, so heißt es von den letzteren bei Plato (Staat 617) ausdrücklich, daß Lachesis *τὰ γεγονότα*, Klotho *τὰ ὄντα*, Atropos *τὰ μέλλοντα* singe. (Vgl. Grimm Mythol. S. 386.) Was ist nun das Scheiden anders, als der Fadenschnitt der Atropos, der der genießenden Gegenwart ein Ziel und eine dunkle Zukunft an deren Stelle setzt? Wir können den Moment des Scheidens auch einem Wesen vergleichen, dem jede der Nornen das ihrige verleiht; Urdr die Erinnerung, Verdandi den

Genuß, — dann kommt die dritte und bringt das Böse und Harte wie immer; das ist der Zug der unabänderlichen Nothwendigkeit, den das Scheiden von der Skuld empfängt, die, wie wir eben gesehen, der Zukunft entspricht. Wie aber Zukunft und Nothwendigkeit zusammenhängen, liegt auf der Hand, auch wenn es nicht in Verbalformen, z. B. der lateinischen Sprache, oder in dem shall des englischen Futurs ans Licht träte. Wir sprechen wohl von dem, was uns die Zukunft bringt, das ist aber nichts anders, als das Nothwendige.

Diese Nothwendigkeit ist ein Grundzug des Scheidens, als objectiven Factums, den wir nach seinen verschiedenen Formen zu betrachten haben. Auf Seiten der Natur zunächst ist das Scheiden, in welchem wir der Nothwendigkeit erliegen, der Tod, das leibliche Sterben.*) Daher sind die Wörter Verscheiden und Hinscheiden lediglich in diese specielle Bedeutung übergegangen, während selbst das Verbum abscheiden, wovon wir unser gebräuchlichstes Substantiv zu Scheiden, „der Abschied", bilden, vorzugsweise das Scheiden aus dem Leben bezeichnet. Aber der Tod ist nicht bloß ein Scheiden, sondern das Scheiden ist auch ein Tod; denn wie im Sterben der Leib entrückt wird, so schwindet auch im Scheiden das, was an unserer Liebe war wie der Leib, d. h. der Genuß, der sich nunmehr uns noch in der geistigen Gestalt der Erinnerung erhält. Die Erinnerung ist der ewige Geist der Liebe, der auch über das Scheiden hinaus lebendig bleibt; und diesen Geist der Liebe bezeichnet ja ursprünglich und wörtlich die Frau Minne. Dieser Uebergang vom leibhaften Genuß zur geistigen Minne ist daher vorzugsweise der Punkt, wo diese realistische Liebe zur Poesie wird, es ist der Todesschmerz wie beim Schwan, der wehmüthig erklingt. Doch hierauf können wir erst später eingehen; wir kehren zurück zum Tode, als der natürlichen Form des Scheidens. Nun hat man den Tod an der empfindungslosen Natur zu allen Zeiten im Winter angeschaut. So tragen die Slaven den Tod aus an ihrem leto, dem Sonntag Lätare, der ihnen Anfang des Sommerhalbjahres war; so wird in manchen Gegenden Deutschlands bei der Feier des Sommeranfangs

*) Die Griechen deuteten das Scheiden des Todten dadurch an, daß sie denselben zu Pferde darstellten und die Thür im Todtenhause öffneten, wie wir noch jetzt das Fenster. Vgl. Grimm Mythol. S. 801.

der Tod geradezu als Gegensatz des Sommers behandelt, wie in den Versen, die J. Grimm in seiner Mythologie S. 726 mittheilt:

Wir haben den Tod hinausgetrieben,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Meien
Mit Blümlein mancherleien.

(Vgl. über diese Gebräuche J. Grimm a. a. O.)

Wie aber auch noch jetzt die Vorstellung lebt, daß der Tod in der Weise des Winters Gras, Blumen und Bäume angehe, mögen einige Stellen aus Uhland's Gedichten beweisen. Da heißt es in „Todesgefühl" (Octavausgabe S. 169.):

Wie? oder ging vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend frisch geblüht,
Sie hängen hingewelket dort am Stengel.

S. 266 vom schwarzen Ritter:

Tanzt im schwarzen Kleid von Eisen,
Tanzet schauerliche Weisen,
Schlingt sich kalt um ihre Glieder.
Von Brust und Haren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

S. 263 Drei Fräulein:

„Ich komme zu der Linde,
Wie ich dem Lieb verhieß."
Da stieß sie gar geschwinde
In ihre Brust den Spieß.
Sie ruhten bei einander kühl,
Waldvöglein sangen droben,
Grün Laub herunter fiel.

Zu vergleichen ist auch S. 264:

Auf's Blümlein sah sie bleich und krank,
Bis daß ihr Blümlein welkte,
Bis daß sie niedersank.

Die beiden letzteren Stellen deuten allerdings weniger auf eine unmittelbare Einwirkung des Todes auf Laub und Blümlein, als vielmehr auf ein Mitleiden der Linde und Lilie hin, die mit ihrer Lebensfrische gleichsam die stille Trauer zu stören fürchten. Bestimmter ist dieser Gedanke bei Wilhelm Müller in den 77 Liedern eines reisenden Waldhornisten ausgesprochen, wenn es heißt:

Wo ein treues Herze
In Liebe vergeht,
Da welken die Lilien
Auf jedem Beet.

Frische Blumen und grüne Kränze ziemen der glücklichen Liebe, der hoffenden Braut, das Hinwelken und Absterben aber entspricht der Richtung desjenigen Gemüthes, das sein höchstes Lebensglück auf ewig verloren sieht. Darum wählt sich die Turteltaube, die ja so häufig Sinnbild zärtlicher Gattenliebe ist, nach einem in unserer

ältern Dichtung oft wiederkehrenden Zuge einen dürren Ast, um darauf den verlorenen Gatten zu betrauern. So heißt es in einem bekannten Volksliede (bei Uhland Nro. 116.):

Und kann er mir nicht werden,
Der liebst auf diser erden,
So will ich mir brechen meinen mut,
Gleich wie das turteltäublein tut.

Es setzt sich auf ein dürren ast,
Das irret weder laub noch gras,
Und meidet das brünnlein küle
Und trinkt das wasser trübe.

Hier ist nicht mehr vom Tode die Rede, sondern vom Scheiden und Meiden des lebenden Liebsten, aber das Abschiedsweh wählt sich die nämlichen Attribute, wie die Todtentrauer, denn auch der verlassenen Braut ist alle Lebensfreude abgefallen, wie die Blätter vom Aste.*) Dieser dürre Zweig ist für die Turteltaube, was das Kloster für die trauernden Menschen, namentlich für die, sei es durch den Tod, sei es durch ein anderes Verhängniß, verwittweten Frauen und Bräute; eine Vergleichung, die uns besonders durch eine auch sonst schon**) von mir citirte Stelle des jüngeren Titurel nahegelegt wird, wo Sigune nach Tschionatulanders Tode dem Turteltäublein gleich auf einem dürren Lindenzweige sitzt. Und wie sorglich hat sie sich nicht den freudlos dürren Ort gesucht!

Wie vil des loubes hing do an der linden,
Ein dürre het sy funden...

„Denn", heißt es im Volksliede (bei Simrock Nro. 143.):

Denn was hilft ein Blümelein,
Wenn es heißt ins Grab hinein!
Ach was hilft ein Röslein roth,
Wenn es blüht nach Liebes Tod!

Aehnlich im Tageliede Walthers von der Vogelweide von einem Abschied auf kurze Zeit, nach Simrocks Uebersetzung, die mir in diesem Augenblicke nur zur Hand ist:

Was helfen Blumen roth,
Wenn ich von hinnen soll!

---

*) Vgl. auch den Baum im Odenwald.

**) Programm des Gymnasiums zu Brandenburg, 1852.

Und wiederum bei Simrock (Volkslieder Nro. 150.):

Saßen einst zwei Turteltäubchen
Dort auf einem dürren Ast,
Wo sich zwei Verliebte scheiden,
Da verwelket Laub und Gras.

Haben wir nun schon oben Tod und Scheiden als identisch gesehen, so finden wir sie hier wieder im Bilde des Winters sich berührend. Der wahre Einheitspunkt aber, in welchem die drei, das Scheiden, der Tod und der Winter, zusammenliegen, ist die Nothwendigkeit, ebenso wie die Gegensätze, Genuß, Leben, Sommer oder Frühling den Charakter der Freiheit, der ungehinderten Entfaltung tragen. Gegen diese Kinder der Freiheit nun sendet die Nothwendigkeit ihre drei Kämpfer, rüstet sie aus mit ihren Waffen, ja läßt sie zum Theil unter ihrem eigenen Namen streiten. Wer kennt nicht die saeva necessitas, die aequa lege sortitur insignes et imos, oder die *Εἱμαρμένη*, die dasselbe Amt bei den Griechen hatte, deren *Θάνατος* im eisernen Herzen einen eisernen Sinn besaß. Denn eisern ist alles an der Nothwendigkeit, die wir deßhalb gern selbst die eiserne nennen, d. h. die unabwendbare, unverrückbare, unerbittliche. Claros trabales et cuneos*) manu gestat aena, nec severus uncus abest liquidumque plumbum. Figit adamantinos ... diva necessitas clavos etc. All dies Geräth und Gewaffen dient zum Fesseln, Hemmen, zu welchem Zwecke es auch Tod und Winter von ihrer gemeinschaftlichen Mutter empfangen; denn bei beiden sind wir seit lange gewohnt von Banden zu sprechen. Vom Tode heißt es Wigal 7793: Wê dir Tôt! dîn slôz und dîn gebende bindet und besliuzet. Mehr der Art s. Grimm Mythol. S. 805 f. Geläufiger noch sind uns die Bande, in die der strenge Herr Winter die vor seiner Herrschaft sich frei entfaltende Natur schlägt. Dieser Gegensatz der jugendlichen Erdenblüthe ist in der altnordischen Mythologie ausgedrückt in der Person des Loki, der zunächst in den Mythus von Iduns Auslieferung an die Eisriesen nur als Vernichter des keimenden Lebens erscheint. Diese Vernichtung des keimenden, jugendlichen Lebens, die wiederum an den Tod erinnert, der

*) Wohl könnte man gerade hier, wo wir von der Nothwendigkeit in Beziehung auf das Scheiden sprechen, in Versuchung kommen in den cuneis die Anschauung des Spaltens und Trennens hervorheben zu wollen, wenn nicht der ganze übrige Apparat der necessitas dem Befestigen diente.

als schwarzer Ritter bei Uhland den Greis abweist mit den Worten: „Greis, im Frühling brech ich Rosen", diese Vernichtung, sage ich, ist, insofern sie sich gerade gegen das werdende, aufblühende Leben richtet, nicht anders zu fassen, als daß sie um ihrer selbst willen, um der Freude am Verneinen willen vorhanden sei, und so ist die Vorstellung des Wintergottes naturgemäß übergegangen in die Vorstellung von einem mißgünstigen, schadenfrohen Gott, der sich darin gefällt, nicht bloß den äußern, sondern auch den innern Frühling zu zerstören, d. h. dem innigen Herzenswunsche entgegenzutreten. (S. K. Weinhold in Haupt's Zeitschrift Bd. 7. S. 45.)

Fast der nämliche Uebergang von der Naturnothwendigkeit zu dem Gebot einer mehr oder minder personificirten, neidischen Schicksalsmacht läßt sich in der Poesie des Abschieds erkennen. Ursprünglich und für die idyllische Welt ist der Winter selbst das schneidende Muß, das die Bande der Liebe trennt, wenn es das gemeinsame, frei offene Hirten- und Feldleben aufhebt, jeglichen unter sein heimisches Dach scheucht, wo nun die Mädchen hinter dem Rocken und unter den Augen von Vater und Mutter der Sehnsucht ihrer Hirten entzogen sind.

Und nehm ichs Herz in die Hände
Und geh hinauf ins Haus:
Sie sitzt zwischen Vater und Mutter,
Schaut kaum zu den Aeuglein heraus.
(Uhland, des Hirten Winterlied.)

Dagegen heißt es im Volksliede, bei Simrock S. 203:

Im Maien im Maien da freuet man sich,
Da singt man, da springt man, da ist man fröhlich,
Da kommt so manches
Liebchen zusammen.

Und wie häufig ist demnächst der Winter zum Bilde der Trennung, der Frühling zum Bilde der Vereinigung geworden! Wie wenn Göthe an die Entfernte singt:

Frühling ist es, liebes Fränzchen,
Aber leider nicht für mich.

Wo daher der Abschied lediglich durch den Winter bedingt ist, da hat sein Lied noch den einfach elegischen Ton klagender Ergebung in den ewig gleichen Gang des Naturgesetzes; anders muß das werden, wo die Liebe mit einem complicirteren Leben verwachsen ist, und wo daher mannigfache Pflichten und Gewalten ihrem freien

Willen, ihrem innigsten Zuge entgegentreten. Da wird die Scene dramatisch: Noch sehen wir das Abendroth des Genusses, der Vereinigung, darüber aber thront schon die unerbittliche Nothwendigkeit und verhängt den „bittern Scheidensschluß". Und dann wird dieser zur That, zur schmerzvollen That, wie der Genuß zur Erinnerung, die ebensowohl wieder heftige Sehnsucht ist. Aus dieser aber kämpft sich endlich die Hoffnung hervor, der Trost eines dereinstigen Wiedersehens, und wär's auch erst da, wo die Frommen sich alle wiederfinden. Aber jenes Muß fehlt fast nie, durchweg tragen es die Abschiedslieder an der Stirn: „Insbruck ich muß dich lassen ꝛc." „Daß ich dich, lieb, muß meiden, darzu zwingt mich gewalt." (Uhland Volkslieder Nro. 84.) „Morgen muß ich fort von hier." „Muß ich denn, muß ich denn zum Städtel hinaus." „Morgen müssen wir verreisen." (Hoffmann v. Fallersleben.) „Euer Sohn der muß marschiren Ins weite breite Feld." „Straßburg, Straßburg muß ich lassen ꝛc. ꝛc."

Je verschiedenartiger nun im mehr und mehr entfalteten Leben die Forderung des Scheidens sich geltend machte und je sicherer die verschiedensten Seiten des Lebens von ihr betroffen wurden: um so mehr mußte man geneigt sein, hierin die Vergänglichkeit alles irdischen Glückes, die Endlichkeit zeitlicher Segnungen zu erkennen. Darum singt Feuchtersleben:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom liebsten, was man hat,
Muß scheiden.

Und wenn er dann fortfährt:

Obwohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen ach so sauer fällt,
Als scheiden:

so liegt eben in dieser tief schmerzlichen Natur des Scheidens der Grund, daß man den „Scheidensschluß" als das Verhängniß einer neidischen Macht, eines Loki, gedacht hat. Ist man doch niemals mehr geneigt zur Ungerechtigkeit, als im Unglück und in der Reizbarkeit des Schmerzes. Dazu kommt, daß die Liebe nicht sein kann ohne das Gefühl göttlicher Berechtigung, dem sich eben darum um so eher die Vorstellung eines verneinenden Geistes zugesellt, sobald die Liebe, diese Himmelsblume, in ihrer freudigen, ruhigen Entfaltung durch den eisigen, eisernen Zwang des äußeren Lebens gehemmt wird. Nicht selten wird daher das Scheiden dargestellt als

ein Abfall von der glückseligen Ursprünglichkeit, von einer harmonischen Unmittelbarkeit etwa in der Weise des verlorenen Paradieses, oder goldenen Zeitalters. So Tibull im Anfang der 2ten Elegie des 3ten Buches:

> Qui primus caram juveni carumque puellae
> Eripuit juvenem, ferreus ille fuit.

Oder Wilh. Müller, 77 Lieder S. 76:

> Wer hat das Wandern doch erdacht,
> Der hatt' ein Herz von Stein.

So ist das Scheiden durch menschliche Bosheit erst in die Welt gebracht, wie der Tod, an dessen eisernes Herz wir ohnehin durch vorstehende Stellen erinnert werden, und wie der Winter. Mag indessen der Ursprung des Scheidens in der Sündhaftigkeit des Menschen gesucht, oder, was allgemeiner, als eine dämonische Gewalt personificirt sein; die Furcht davor ist so allgemeine Grundlage, die Ahnung des Scheidens ist so unmittelbares Zubehör der Liebe des Volkes, daß man, je heißer man zu lieben glaubt, desto näher und sicherer den Abschied voraussieht:

> Da ich dich so sehr geliebt
> Ueber alle Maßen,
> Muß ich dich verlassen.

Oder:

> Und hat dir Gott ein Lieb bescheert,
> Und hältst du sie recht innig werth,
> Die deine:
> Es wird wohl wenig Zeit noch sein,
> Da läßt sie dich so gar allein ꝛc.

Darum warnt das Volkslied (bei Uhland S. 79 ff.)

> Und wer ein stäten bulen hat,
> der halt in lieb zumaßen!
> und wann es an ein scheiden gat,
> daß er kan von im laßen.

Hieraus gewinnt das Abschiedslied diesen tief wehmüthigen Ton, der es zur Tragödie im Drama der Liebe macht, die sich im siegreichen Kampfe des äußeren Lebens und seiner Forderungen gegen das innerliche Glück und den innigsten Herzenswunsch des Menschen vollzieht. Es ist der Kampf des Objects und des Subjects, des Müssens und des Wollens, in welchem das letztere um so sicherer unterliegt, je stärker und je heftiger es ist.

Wir haben im Obigen den Abschied als die Scheidung des Genusses in Erinnerung und Sehnsucht, oder der Gegenwart in Vergangenheit und Zukunft bestimmt, mithin die Liebe in den Formen der Zeit betrachtet. Wir haben ferner gefunden, daß das Scheiden ein Bewußtwerden der Gegenwart, also ein Eindringen der Zeit in das menschliche Bewußtsein ist und wir haben endlich Tod und Abschied zusammengestellt, weil sich in beiden dieselbe Macht der Zeit über das Zeitliche hier, am Organismus dort an der Liebe bethätigt. Diese Macht der Zeit nannten wir Nothwendigkeit, die wir in allen Abschiedsliedern als das negative Princip neben dem positiven der Liebe zu finden glaubten. Nunmehr fragt es sich, welche Stellung der Raum im Scheiden und Meiden zur Liebe einnimmt. Der Raum, als die Grundlage aller Trennung und Entfernung, bedarf gewiß ebensowohl der Betrachtung, wie die Zeit, nur daß er in seiner Ruhe, in seinem ewig gleichen Vorhandensein nichts mit der gegenwärtigen Handlung des Scheidens, sondern erst mit der vollendeten Handlung, mit dem Geschiedensein, zu schaffen hat; dieses Geschiedensein aber wollen wir mit dem zweiten Stichworte unserer Ueberschrift das Meiden nennen, ohne demselben damit sein pathologisches Element rauben zu wollen, das wir vielmehr mit größtem Danke hinnehmen. Denn das Meiden ist eben das Empfinden des Raumes, wie das Scheiden das Eindringen der Zeit in das Bewußtsein war. Natürlich aber läßt sich ebenso wenig der Raum, als diese abstracte Form des Nebeneinander, empfinden, als wir zuvor die Zeit als abstracte Form der Geschichte betrachtet haben. Wie wir diese im Winter und in den andern Formen der Nothwendigkeit concret werden sahen, wenn anders meine bisherige Darstellung mir nicht ganz mißlungen ist, so kann auch der Raum hier im Gebiete der Dichtung nur als concrete Oertlichkeit angeschaut und erst dadurch zu einer Macht werden, daß ihm ein böses Wollen, ein neidisches Zuwidertrachten als mehr oder minder persönliches Princip untergelegt wird.

Zunächst finden wir auch hier wiederum in einer noch mehr idyllischen Welt den Winter, von seiner räumlichen Seite angesehen, d. h. als eine Macht, die durch Schwierigkeiten des Weges die Entfernung vergrößert und die Trennung verlängert. Das ist der „verschneiete Weg“, dem wir im Volksliede begegnen, bei Uhland Nro. 43:

Es ist ein schne gefallen
wan es ist noch nit zeit,
ich wolt zu meinem bulen gan,
der weg ist mir verschneit.

Aehnlich ebendaselbst Nro. 44. Mit dieser Anschauung vom verschneieten Wege hängt dann wohl das Lied zusammen vom Sonnenschein (bei Uhland Nro. 31.):

Schein uns, du liebe Sonne,
gib uns ein hellen schein!
schein uns zwei lieb zusammen,
in die gerne bei einander wollen sein!

Dort ferne auf jenem berge
leit sich ein kalter schne,
der schne kann nicht zuschmelzen,
denn gottes wille der muß ergen.

Gottes wille der ist ergangen,
zuschmolzen ist uns der schne.
gott gsegne euch, vater und mutter!
ich seh euch nimmermer.

Darum so oft das Versprechen, mit dem Frühling wiederzukehren, mit dem Frühling, der gleichsam ein großes Weltenfest des Wiedersehens ist, wo die Blumen wiederkommen und die Wandervögel, wo der Storch vom alten Neste herab die bekannten Menschenkinder begrüßt, wo die Schwalbe die alte Heimath wieder neu aufrichtet und die Nachtigall aus demselben Busche singt, aus dem sie immer sang. So heißt es bei Hoffmann von Fallersleben:

Wenn der Winter ist vorüber
Und der Frühling zieht ins Feld,
Will ich werden wie ein Vöglein,
Fliegen durch die ganze Welt;
Dahin fliegen will ich wieder,
Wo mirs wohl und heimisch war 2c.

Man darf wohl diese allgemeine Wanderlust, diesen unbestimmten Zug in die Welt hinein, den der Frühling der Menschenbrust mitbringt, und der in so vielen Wanderliedern durchklingt, als die Sehnsucht nach jenem allgemeinen Feste des Wiederfindens bezeichnen. Wie oft auch dieser Drang eine ziellose, unbestimmte Sehnsucht ins Blaue zu sein scheint und ausdrücklich so betrachtet sein will, was liegt ihm denn anders zu Grunde als die Hoffnung, hinter jenen blauen Hügeln Verwandtes, Anklingendes zu finden, das irgend eine Lücke, irgend einen bisher unverstandenen, einsamen Zug unseres

Wesens ausfüllen und befriedigen wird? Schön und tief sagt deshalb Lenau:

Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt ich meine Reise
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann.

Neben diesen Hindernissen des Winters, die jeder Frühling aufhebt, ist es vor allem andern fast ausschließlich das Element des Wassers, das räumlich scheidend zwischen die Liebenden tritt. Typisch, so zu sagen, ist für diese Situation seit Schiller die Romanze von Hero und Leander geworden, aber wir brauchen uns keineswegs so weit aus dem Kreise ursprünglich vaterländischer Dichtung zu entfernen, um das nämliche Motiv vielleicht in wahrerer, jedenfalls in einfach rührender Darstellung zu finden. Ich meine vorzugsweise das in neuerer Zeit vielfach abgedruckte Volkslied, das Uhland durch Fräulein Anna von Droste-Hülshof in der Mundart des Münsterlandes mitgetheilt ist, und das bei ihm anhebt:

Et wassen twe künigeskinner,
de hadden enanner so lef,
de konnen to nanner nicht kummen,
dat vater was vil to bred.

Auch hier sucht dann wie in dem Schillerschen Gedichte der Mann das Element mit der Kraft seiner Arme zu überwinden, auch hier erliegt er und zieht durch seinen Tod die Geliebte, die hier wie da ihren Antheil hat an dem unternommenen Wagstück, mit hinab in die Wellen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Gedichten liegt aber in dem Auftreten des bösen, neidischen Princips, das den Untergang herbeiführt. Während im Volksliede eine „falske nunne" die „keskes utdömpt", die dem Schwimmer als Leitstern dienen sollen, ist es bei Schiller das treulose, falsche Element selbst, das erst durch seine glatte Ruhe den Jüngling verlockt, den es sodann mit seinen Sturmeswellen niederringt.*) Das Wasser ist wohl durch die Phantasie aller Völker mit den mannigfachsten theils grausigen, theils verlockenden Gestalten bevölkert, namentlich entbehrt unsere deutsche Mythologie keineswegs der Wasserweiber, Nixe u. dgl.; ja selbst Loki, den Wintergott, finden wir hier wieder als Wassergott,

*) Doch heißt bei Musäus v. 303 auch die Leuchte der Hero νηλειὴς καὶ ἄπιστος.

wie schon in dem bekannten Mythus angedeutet ist, nach welchem Loki der Verfolgung und Strafe für Balders Tod als Lachs zu entgehen sucht. (S. K. Weinhold in Haupt's Zeitschrift Bd. VII, S. 18. f.).*) Auch hier scheint sich also die Poesie des Scheidens und Meidens halb und halb auf einen mythologischen Grund zurückzulehnen, auf welchem allerdings nicht mehr Personen und bestimmte Gestalten auftreten, sondern der als elementarische Gewalt in die Menschenwelt hineinragt. Dieselbe Situation wiederholt sich oft genug; z. B. in den Liedern von Elslein, bei Uhland Nro. 45 u. 46:

Ach Elslein, liebes Elslein,
wie gern wär ich bei dir!
so sein zwei tiefe wasser
wol zwischen dir und mir.

Geßnern gab diese Situation Veranlassung zu seinem „ersten Schiffer", dem wunderlichsten Stück seiner Idyllendichtung. Da ist eine Insel vom Festlande losgerissen, auf der eine Wittwe ihre einzige aufblühende Tochter erzieht. Auf dem Festlande aber wohnt ein Jüngling der Insel gegenüber, dem sein Vater von der Frau erzählt und von deren vielversprechender Tochter, die nun seit vielen Jahren durch ein gewaltiges Naturereigniß von ihren alten Nachbarn getrennt sind auf Nimmerwiedersehen. Nun treibt den Jüngling ein ahnungsvolles Sehnen an den Meeresstrand, und siehe, da kommt ein hohler Baumstamm geschwommen, in welchem ein Kaninchen seine Zuflucht gesucht hat; und wie dies unter den Kaninchen, so wurde nun der Jüngling unter den Menschen der erste Schiffer. Offenbar geht hier die Idyllendichtung aus sich heraus, insofern sie Handlung in sich aufnimmt und einen großen, folgenschweren Sieg der menschlichen Vernunft über das Element darstellt. Wenn das Motiv zur That, die Liebessehnsucht, noch völlig in das Gebiet der Idylle hineinpaßt,**) so nimmt sich doch der kräftige Entschluß und die unerschrockene Aus-

*) Auch in Musäus Hero und Leander sind Winter und Meer im Bunde, als sie den kühnen Schwimmer bezwingen, S. v. 292: *Ἀλλ' ὅτε παχνήεντος ἐπήλυθε χείματος ὥρη* etc. od. v. 303 sq.: — *ὄφελλε δὲ δύσμορος Ἡρὼ χείματος ἱσταμένοιο μένειν ἀπάνευθε Λεάνδρου.* Ovid. Heroid. XVIII. 183 sq. Ergo ego te nunquam, nisi cum volet unda tenebo, Et me felicem nulla videbit hiems? —

**) Aber schon die Liebe zu einem nie gesehenen Wesen verlangt eine Spannung der Phantasie, wie sie in dem süß sinnlichen Leben der Idylle nicht bestehen kann.

führung desselben fremdartig genug aus in diesem weichlichen Schäferleben mit seinen butterweichen Personen. Die Schifffahrt wäre wohl ewig unerfunden geblieben, wenn ein Geßnerscher Schäfer sie hätte erfinden sollen. Angesichts dieser Meeresfluth, dieser ihm unbezwinglichen Naturmacht, würde demselben das Wissen zum frommen Wunsche und dieser zum Liede geworden sein, das er unter der nächsten Eiche oder Rüster hätte singen mögen. Unsere volksthümliche Dichtung hat für diese Art des frommen Wunsches die bekannte Formel: „Wenn ich ein Vöglein wär'!" Wer hätte nicht schon die Vögel um ihren freien, stolzen Flug in den ätherreinen Lüften beneidet? wer hätte sich nicht schon mit dem Falken (mit Dietmar von Aist bei W. Wackernagel ahd. Lesebuch S. 211), oder mit dem Schwan (wie im Volksliede bei Uhland S. 187) hinausgeschwungen aus der Enge und den Drangsalen dieses Lebens, um zu fernen glückseligen Thälern der Ruhe und des Friedens zu segeln? Die Liebe aber wählt sich vorzugsweise das „Vöglein", das so vertraute kleine Waldvöglein, die Nachtigall, zum Träger ihrer Sehnsucht und zu ihrem Boten, wenn gleich auch der Allerweltsvogel Kuckuk in diesem Geschäftskreise erscheint. (Uhland's Volkslieder Nro. 15 ff. Simrock's Volkslieder S. 221 ff.)

Der Wunsch: „wenn ich ein Vöglein wär'!" ist bezeichnend für den Ton unsers Abschiedsliedes. Er ist so naiv, vielverlangend, daß er naturgemäß von vornherein ohne allen Anspruch auf Erfüllung ausgesprochen wird; darin aber läßt sich eben erkennen, wie tief schmerzlich, wie trostlos das Lied der Trennung sein mußte, das in diesem ohnmächtigen Wunsche sein Verzagen, zugleich aber, insofern es ja doch ein Wunsch ist, seine Unfähigkeit zu entsagen ausspricht. Es fragt sich nun, worin liegt dieser Widerspruch begründet? woher kommt es, daß die Seele der Sänger diese zwiespältige Stimmung nicht zu bewältigen vermag? Es gäbe zwei Mittel dagegen: einmal die Entsagung und dann die That, als die Ueberwindung der räumlichen Schwierigkeiten. Daß beide Mittel nicht zur Anwendung kommen, daß mithin das Muß des Scheidens zur Entfernung, das Scheiden selbst zum Meiden erstarrt, diese Unfähigkeit entweder geistig, im Entsagen, oder äußerlich in wirklicher Wiedervereinigung diese räumliche Nothwendigkeit zu überwinden, dies alles muß ebensowohl wie das ewige Muß des Scheidens, von dem wir oben gesprochen haben, dazu beitragen, uns die Sphäre zu bestimmen, aus

welcher heraus vorzugsweise unsere Abschiedslieder gesungen werden. Das Volk ist es, das diese Lieder sang und noch singt, das heißt: Menschen aus denjenigen Lebenskreisen, daß sie nicht frei über sich verfügen, noch nach ihrem Gefallen leben können; Menschen die der Arbeit, dem Erwerb, oder der Fahne nachziehen, kurz den Umständen sich bequemen müssen, nicht diese sich zu schaffen vermögen; die der Wirklichkeit im eigentlichsten Sinne des Wortes angehören, gleichsam Hörige der Welt, die mit dem Leben um ihr Leben zu ringen, zu fechten haben, wie es die Wanderbursche heißen. In dieser Lebenssphäre wiederholt sich das Muß des Scheidens täglich: wenn der Winter eintritt, wie wir oben gesehen haben, oder die Trompete zum Abmarsch bläst, oder der Bursch in die Fremde muß. Aus unserer Zeit könnte man noch die Auswanderung mit anführen; doch ist mir eine Abschiedsliteratur derselben nicht bekannt.

Wie anders war dagegen die Lebensstellung der Minnesänger, die es einem Ulrich von Liechtenstein möglich machte, seiner Frau auf dem Fuße zu folgen, wohin sie immer gehen mochte! Doch liegt es mehr in dem Wesen der Minne und ihrem Unterschiede von der Liebe des Volks begründet, daß sich hier der Klang des Scheidens nur vereinzelt und nie mit dieser eigenthümlichen Wehmuth findet, die aus dem Gefühle fließt, daß man mit seinem sehnlichsten Wunsche, mit seinem reinsten Trachten dem Gebote einer unbarmherzigen äußeren Nothwendigkeit unterliegt. Minne ist, wie schon der Name beweist, Erinnerung, die, wie wir oben besprochen haben, Wurzel und Quell der Sehnsucht ist. Im Angedenken und im Sehnen also erfüllte und befriedigte sich ursprünglich diese Liebe, die ohne Verlangen, ohne die Forderung des Besitzes auftrat; nur das Geistige liebte, nur das Herz gehörte der Frau, nicht der ganze Mensch mit seinen unreinen Trieben und seiner Leibhaftigkeit. Symbolisch ist dies Verhältniß in dem Vermächtniß Coucy's und so vieler andern Ritter ausgesprochen, die den Leib in fremder Erde bestatten, das Herz aber, das allein, aber auch völlig der Dame gehört, dieser überbringen lassen. Ueber eine Liebe von dieser idealen Richtung haben Raum und Zeit keine Macht, für die geistigen Potenzen der Minne giebt es daher kein Scheiden und Meiden. Die Erinnerung trägt den Geist in ferne Zeiten, die Sehnsucht trägt ihn an den fernen Ort, und so findet diese Liebe in dieser geistigen Vereinigung ihren Frieden; und ihre Erfüllung in den Minneliedern, die recht

eigentlich Kinder dieser geistigen Ehe sind. So singt Hartmann von Aue:

Möht ich der schoenen mînen muot
nâch mînem willen sagen,
sô lieze ich mînen sanc.
Nû ist mîn saelde nicht so guot:
dâ von muez ich ir klagen
mit sange, diu mich twanc.
Swie ferre ich sî,
sô sende ich ir den boten bî
den sî wol hoeret unde niene sibt:
dern meldet mîn dâ niht.

So kann man die Minnelieder Triumphlieder nennen, die den Sieg des Geistes, geistiger Liebe über Raum und Zeit verherrlichen; wie in neuester Zeit dieser Triumph in dem heitern Tone des vollsten Siegesbewußtseins gesungen ist von Emanuel Geibel in seinem „Spielmannslied“:

Und legt ihr zwischen mich und sie
Auch Strom und Thal und Hügel,
Gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel 2c.

(Vergleiche auch das Lied von der Prager Musikantenbraut in den siebenundsiebenzig Liedern von W. Müller.)

Dieser Sieg über Raum und Zeit wird aber ein Sieg über die volle Wirklichkeit, wenn der Sänger in erhabener Ueberwindung seines irdischen Selbst von der Frauenminne zur Gottesminne und zugleich vom irdischen Ritterthum zum himmlischen sich emporrafft. Das ist auch ein Scheiden, aber es klagt nicht um den Verlust, sondern jubelt über den Gewinn.

Ich wil mich rüemen, ich mac wol von minne singen,
sît mich diu minne hât und ich sî hân.

So singt Hartmann von Aue, als ihm dieser Uebergang zur rechten Minne gelungen ist. Sind aber auch Andere, denen dies Entsagen nicht so rein gelang, deren Herz daheim im Vaterlande blieb, während ihr Leib im Morgenlande wider die Heiden focht, wie Friedrich von Hausen von sich sagt: so liegt eben in dieser Wendung schon ausgedrückt, daß der Liebe selbst kein wesentliches Leid geschah; sie blieb, was sie gewesen, inniges herzliches Sehnen. Es liegt kein Todesschmerz in diesem Scheiden, wie, wenn die Liebe des Genusses und der Gegenwart davon betroffen wird. Dieses

bitterliche Weh des sterbenden Genusses, wie ich es nach dem Vorhergehenden wohl nennen darf, findet man bei den Minnesängern eben nur da, wo die Minne aus ihrer idealen Sphäre zur verlangenden, genießenden herabgesunken ist, wie sich das am besten in den Tageliedern zeigt, in denen die bittere Nothwendigkeit, die mit der Morgenröthe heraufsteigt, den süßen Genuß hinmordet. Aber wohl zu merken ist, daß hier der ernste Hintergrund fehlt, den in der Liebe des Volks die Ehe bildet.

Wenn man nämlich die Minnedichtung mit allen Reizen der Jugendlichkeit geschmückt findet, wie denn die idealistische Welt- und Lebensanschauung selbst ein glückliches Vorrecht der Jugend ist: so ist im Volksliede die Liebe eine gute, volle Stufe reifer, mannbarer und darum realistischer. Diejenigen, welche von Jugend auf unter das Joch der Wirklichkeit gestellt sind und ihr Leben lang einem derb reellen Ziele nachstreben, dem Besitze, wenn auch vielleicht nur ihres Lebens, die machen natürlich auch auf der Sonnen- oder Sonntagsseite des Lebens zu ihrem Princip den wirklichen Besitz und Genuß. Nicht d e n Genuß, d. h. den geistigen Reiz, den jene ideale Richtung z. B. in Sehnsucht und Erinnerung findet, sondern den Genuß, der die Form der Gegenwart hat. In ihm nur werden diese adscripti der realen Welt ihres Joches ledig und frei, in ihm nur schüttelt ihre Wirklichkeit die Schwere des materiellen ab und erhebt sich aus der Passivität zu einem mehr künstlerischen Dasein. Daher ist die Volkspoesie die Poesie des Genusses, wie er keimt, blüht und hinwelkt im Scheiden und Meiden.

Hieraus erkläre ich mir zweierlei: einmal das ewig „schwarzbraune Mädchen“ in den Volksliedern, das mit der Lebhaftigkeit seines Farbencontrastes, mit dem mehr südlichen Feuer in Blick und Tinctur, durch das auch die Formen derb gerundet sind, allerdings einer Liebe des kecken und vertraulichen Genusses ebensowohl entspricht, wie die nordischen Schönen mit dem goldnen Haar, die den Ausdruck einer gewissen geistigen Hoheit tragen, in die ritterliche Dichtung und deren geistiges Lieben hineingehören.

Ferner erklärt sich aus dieser Richtung der Volkspoesie ihr dramatischer Charakter. Genuß und Drama berühren sich in dem Begriff der Gegenwart und Wirklichkeit. Das Moment des Gegenwärtigen im Drama nennen wir Scene, das Moment der Wirklichkeit Handlung. Wenn nun so oft die übergangslosen Gedankensprünge

in den Volksliedern bewundert oder wohl gar beklagt werden, so liegt das an nichts anderem, als daß man etwas erwartet hat, was man nicht hätte erwarten sollen, nämlich die ruhige sichere Entfaltung eines Gedankens, das volle Austönen eines in sich abgeschlossenen Gefühls, an deren Statt hier eben nur Scene an Scene, Handlung an Handlung gereiht wird, wie sie oft unvermittelt in der Erinnerung und Anschauung des Sängers vorhanden sind. Wie sehr dies auch bei den Abschiedsliedern gerade der Fall ist, mag ein Beispiel zeigen bei Uhland Nro. 73:

So wünsch ich ir ein gute nacht,
bei der ich war alleine,
ein traurig wort sie zu mir sprach:
„wir zwei müssen uns scheiden!"
„„ich scheid nicht weit, gott weiß die Zeit,
widerkommen das bringt freude.""

Und nechten da ich bei ir war
ir angsicht stund vol röte,
sie sach den knaben freuntlich an,
sprach: „daß dich gott beleite,
mein schimpf, mein scherz! scheiden bringt schmerz,
das bin ich worden innen."

Das megdlein an dem laden stund,
hub kleglich an zu weinen:
„gedenk daran, du junger knab,
laß mich nicht lang alleine!
ker wider bald, mein aufenthalt,
löß mich von schwären traumen!"

Der knab wol über die heide reit,
er warf sein rößlein herumbe:
„„nun gsegne dich gott, mein schönes lieb,
wend deine red nicht umbe!
beschert gott glück, get nimmer zurück,
du bist meines herzen ein krone.""

So folgt Scene auf Scene, jede mit ihrer Handlung und Wechselrede, und eigenthümlich ist es, wie der „knab" sich selbst objectiv wird, vermuthlich dadurch, daß er sich in die Seele deren, von welcher er scheidet, hineinversetzt, und nun mit ihren weinenden Augen sich selber nachschaut.

Doch zurück zur Sache. Die Volksliebe, sagte ich, hat die Richtung auf das reale, auf Genuß und Besitz, und darum giebt es in ihr eben ein Scheiden von dieser unsäglichen Bitterlichkeit, weil

Raum und Zeit, oder, als deren Organ, eine äußere Nothwendigkeit hier einer tiefen und gewaltigen Gefühlsströmung schnurstracks entgegentreten und in fast tragischer Weise das Herz überwältigen, das dieser Strömung sich anvertraute und im Grunde nur die Schuld trägt, sich nicht von aller irdischen Regung geläutert zu haben. Nun muß man nicht glauben, es ließe sich dies alles in der Formel aussprechen: das Irdische ist den Gesetzen des Irdischen unterworfen; denn der Verlust des rein irdischen, sinnlichen Genusses kann ebensowenig Gegenstand und Inhalt wahrhafter Dichtung werden, wie dieser Genuß selbst. Aber dieser Genuß, nach dem die Volksliebe strebt, wie denn solches Streben bei gesunder Entwickelung dieser Liebe überhaupt nicht fehlen kann, dieser Genuß erhält seine Weihe und seine Rechtfertigung durch die Treue, die durch staatliche und kirchliche Anerkennung und Bestätigung zum Institut der Ehe wird. Die Ehe ist überall der ernste praktische Hintergrund in den Liebesliedern des Volks, selbst da, wo „lose Reiter“ die Mädchen betrügen, die eben nur deßhalb betrogen sind, weil sie Treue erwarteten und die Ehe hofften, wo auf beides nicht zu rechnen war. Ergreifend ist der Widerstreit zwischen dem unmittelbaren Genuß und der ernsten Anerkennung der praktischen Forderungen zur ehelichen Gemeinschaft ausgesprochen in einem Volksliede, das bei Uhland unter Nro. 70 steht. Der Jüngling muß scheiden und „weiß weder Stund noch Tag“ seiner Rückkehr; das erschüttert das „Frewlein“ tief, und sie bittet so innig, er solle bei ihr bleiben, „verzer (beköstige) dich Jahr und Tag“, doch der „Knab“ redet ihr zu:

> Verzerten wir dein gute
> ein jar wär bald hinfür,
> dennoch müßt es geschieden sein. —

Da bricht der heftige Schmerz aus bei dem Mädchen und sie will Gut und Ehr einsetzen und mit dem Knaben ziehen, kein Weg ist ihr zu fern.

> Der knab der sprach mit züchten:
> „mein schatz ob allem gut,
> ich will dich freuntlich bitten,
> schlag solchs aus deinem mut!
> gedenk wohl an die freunde dein,
> die dir keins argen trawen
> und teglich bei dir sein!“

„Do kert er ir den rucken“ und ziehet hin, das Frewlein aber suchte die Einsamkeit und „weinte daß es schier verging“.

Es ist also nicht derjenige Genuß, den wir zum Princip der Volksliebe gemacht haben, welcher sich und seinen Gegenstand um so schneller verzehrt, je höher und intensiver er ist — denn das ist Wollust, die ihr Wesen in der Zerstörung und Selbstaufreibung hat —; sondern das Volk sucht den Genuß, der seinen Gegenstand zu erhalten und sich selbst zur Lebensgemeinschaft in Leid und Freude zu erweitern sucht.

Das ist die Liebe, das der Genuß, der im Allgemeinen den Liebes- und Abschiedsliedern des Volkes zu Grunde liegt; jene verzehrende Gluth, die wie das Feuer nur in und durch Vernichtung besteht, ist zu krankhaft für den gesunden Sinn unseres Volkes, obwohl man sich auf einer andern Seite darin gefallen hat, auch diese in unserer Literatur einzubürgern, gerade wie jene krankhafte, unwahre Empfindsamkeit, die im Wesentlichen dasselbe Uebel ist, nur mit halbverhüllten Symptomen und mit in eine andere Strömung übergeleiteten Aeußerungen. Aus solcher Gefühlsverstimmung könnte ja nie ein solcher Klang voll wahrer Trauer, voll Reinheit, Treue und Glauben fließen, wie er liegt in dem unvergleichlichen Liede „Insbruck! ich muß dich lassen“, mit dessen letzter Strophe ich jetzt mich beurlauben will:

„Mein Trost ob allen Weiben!
Dein thu ich ewig bleiben,
Stät, treu, der Ehren frumm;
Nun müß dich Gott bewahren,
In aller Tugend sparen,
Bis daß ich wieder kumm!“

Rosleben. **A. Steudener.**

Studien über Molière.

Sechster Artikel.

Die Possen.

Der Bourgeois-gentilhomme.

Diese Comédie-ballet in fünf Acten und in Prosa wurde 1670 in Paris aufgeführt, nachdem sie vorher am Hofe zu Chambord als Festivitätsstück gedient hatte.

Sie ist in Form und Zuschnitt ein Seitenstück zum Eingebildeten Kranken, ist wie dieser ein carrikirendes Charaktergemälde, geht in eine burleske Posse über und ist mit Ballets und Musikstücken untermischt, die hier auf eine gut motivirte und ziemlich ungezwungene Weise eingefügt sind. —

Der Dichter verspottet hier nicht eine nur einzelnen Individuen anhaftende Verkehrtheit, wie im Misanthropen oder im Eingebildeten Kranken, sondern die allgemeinste Schwäche der Menschen, von der Niemand frei ist, am wenigsten der Franzose, die Eitelkeit und speciell die Eitelkeit und das Vornehmthun eines reichgewordenen Parvenüs. Herr Jourdain, der Bürgerssohn, spielt den Edelmann und wird dadurch eine zu Molière's Zeit häufig vorkommende lächerliche Person, während es im heutigen Frankreich sich ereignen kann, daß nicht der reiche Bourgeois den Edelmann, sondern der arme Edelmann den reichen Bourgeois und Banquier spielt.

Ueber das ganze Stück, besonders über die drei ersten Acte, die einen episodischen Charakter haben, ist eine Fülle von unendlich lustigen, im Grunde aber wahren und der Wirklichkeit entlauschten Zügen ausgegossen, die alle die großartige Albernheit und Eitelkeit des Helden malen.

Herr Jourdain, der Sprößling eines reichgewordenen Krämers, will, wie der eingebildete Kranke nur einen Mediciner, nur einen

Edelmann zum Schwiegersohn und weist deshalb den jungen Cléante, den Liebhaber seiner Tochter, ab. Covielle, der verschmitzte Diener derselben, erfindet eine List, die nur in einer Posse geduldet werden und durch die nur ein Herr Jourdain mystificirt werden kann. —

Er kommt im Auftrage des türkischen Kaisers und bittet für ihn um die Hand der Lucile, die der über die Ehre entzückte Vater ihm gern verspricht. Schluß: Verlobung mit dem Sohn des grand Turc, der Niemand anders ist, als der verkleidete Cléante, und Erhebung des Herrn Jourdain zum Mama-Mouché unter allerlei burlesken Ceremonien. Neben dieser dünnen und possenhaften Handlung läuft eine andere her, die darin besteht, daß ein Graf Dorante und eine Marquise Dorimène, zwei vornehme Leute und gemeine Naturen, den Herrn Jourdain, den jene in sich verliebt macht, mystificiren und ihm Geld auspressen, um einander heirathen zu können. Wenn der Held des Stückes das Emporstreben der niederen Stände zu den höheren vorstellt, so zeigen diese beiden Personen, wie die Vornehmen, um zu Gelde zu kommen, sich zum Pöbel herablassen, was auch George Dandins Schwiegereltern thun, die sich sogar durch eine Heirath encanailliren. —

Diese mit aller Schärfe gezeichnete Seelengemeinheit der Vornehmen, von der die Memoiren der Zeit uns manches Beispiel aufbewahrt haben, war es, was den Hof so ungünstig gegen dies Stück stimmte, da ihm sonst Herrn Jourdains Streben nach Vornehmheit und die Grimassen, die er dabei macht, wohl lustig und selbst schmeichelhaft hätten erscheinen können.

Wie im Malade imaginaire sind auch hier alle Schlaglichter der Komik auf die barocken Helden des Stückes gehäuft. — Herr Jourdain ist der Mittelpunkt der Handlung, beherrscht alle Situationen und verläßt kaum die Bühne, die anderen Charaktere, obgleich der Dichter ihnen durch wenige Züge ein selbstständiges Leben zu geben wußte, dienen nur als Piedestal für ihn.

Derselbe nimmt, und damit beginnt die auch hier wieder vortreffliche Exposition, alle möglichen Lectionen in Musik, Tanz, Fechtkunst, Grammatik, Philosophie u. s. w., um sich in aller Eile für die vornehme Welt zu bilden und mit seinen vielen hochgestellten Freunden du bel air wetteifern zu können.

Die Art und Weise, wie er in seiner unruhigen Wißbegierde nach Allem hascht, es falsch begreift und anwendet, die Freude, mit

der er etwas lernt oder zu lernen glaubt, mit der er seine Wissenschaft auskramt, die Naivität seiner Fragen, das unbewußte Zurückfallen in den spießbürgerlichen Ton, der Stolz, mit dem er in immer neuer Kleiderpracht einher schreitet, mit dem er die von ihm provocirten Schmeicheleien, die er regelmäßig bezahlt, aufnimmt, die Blitze von gesundem Menschenverstand und Humor, die durch den Unsinn zuweilen hindurchleuchten, das Alles ist voll von unnachahmlicher, in hohem Grade wirksamer Komik, die jeden begabten Schauspieler reizen muß.

Er zieht seinen Schlafrock an, um besser die Musik hören zu können, sagt aber gleich darauf: „Attendez, je crois que je serai mieux en robe.“ Später fragt er seinen Fechtmeister: „De cette façon donc sans avoir du coeur on est sûr, de tuer un homme et de n'être point tué?“ was ihm sehr convenirt.

Besonders drollig aber ist er in der philosophischen Lection; mit welcher Freude begreift er, wie die Buchstaben durch die Mundorgane gebildet werden, a e i o, cela est vrai, vive la science, und wie staunt er, daß er schon seit 40 Jahren Prosa gesprochen hat, eine Bemerkung, die er gleich seinen Hausleuten wieder mittheilt.

Diese Scenen haben viel Aehnliches mit denen der Aristophanischen Wolken, wo Sokrates den Strophiades unterrichtet, und Molière scheint dieselbe vor Augen gehabt zu haben. Sie enthalten aber auch viele Anspielungen auf die Pedanterie der Zeit, so geht der Philosoph auf den berühmten Rohaut und die Lehre von den Mundorganen auf ein Werk des Herrn von Cordemoi über diesen Gegenstand, das damals erschien.

Doch mehr noch als um Bildung ist es dem Herrn Jourdain um Vornehmheit zu thun; wie freut er sich, als Graf Dorante ihm sagt, er habe von ihm mit dem Könige gesprochen, aber wie bitter böse wird er gegen seine Frau, (wie er denn überhaupt im Intérieur den Tyrannen spielt), als sie von seiner bürgerlichen Abkunft spricht, er nennt das geradezu eine Verläumdung, un coup de langue, ma fille, ruft er dabei aus, sera marquise et si vous me mettez en colère, je la ferai duchesse. —

Auch in seiner Galanterie gegen die angebetete Marquise ist er sehr drollig, während er seine Frau, die in ihrem derben und gesunden Menschenverstand etwas von der Therese Pança hat, vernachlässigt und sie zum Schluß giebt: à qui la voudra.

Bei dem ersten Zusammentreffen mit Dorimène sagt er, sich

seiner Tanzstunden erinnernd: Gehen Sie ein wenig zurück, Madame, damit ich meine Reverenz machen kann.

Die anderen, nur skizzirten Charaktere haben doch, indem sie sich zu ihm und untereinander vortrefflich gruppiren, eine besondere Physiognomie. Vortrefflich gezeichnet ist der derbe Humor der Frau und der Magd, einer Schwester der Köchin in den femmes savantes, eine Rolle, die Molière einer seiner Schauspielerinnen gab, welche den Lachkrampf hatte. — Monsieur je crêverai si je ne ris: hi! hi hi! der Eigennutz der Professoren, die Anspielungen auf bestimmte Personen, zum Beispiel auf den wenig ehrenwerthen Musiker Lully zu sein scheinen: Il a du discernement dans sa bourse. Ses louanges monnayés, sagt der Musikmeister. — In den Scenen, wo sie sich über die Vorzüge ihrer Kunst streiten und der Tanzmeister natürlich das größte Gewicht auf die seine legt, wo der Philosoph zur Mäßigung ermahnt und gleich darauf sich mit den anderen aus verletzter Eitelkeit balgt, ist viel Lustigkeit, ebenso bei dem Mittagsessen, das der schelmische Dorante im Hause und mit dem Gelde des Herrn Jourdain seiner Marquise giebt und wobei er niederträchtig genug sein Opfer dem Gespötte derselben Preis giebt, der Liebeszank, den wir auch hier wiederfinden, und der auch hier durch das Bedientenpaar in spanischer Weise parodirt wird, ist neu durch die fein gemalte Selbsttäuschung, mit der Cléante von der Liebe geheilt zu sein glaubt, während er noch tief darin steckt.

Wegen aller dieser Vorzüge darf man dieses Stück trotz seiner possenhaften Auswüchse, der lockeren Ineinanderfügung der Scenen und der Oberflächlichkeit, mit der in gezwungener Eile der Schluß gemacht ist, zu den besten und vor Allem zu den lustigsten von Molière's Komödien rechnen.

Die eingeflochtenen Divertissements, deren lyrische Partieen nur hier und da einen poetischen Werth haben, sind eigenthümlich durch die Menge spanischer und italienischer Couplets.

Am Hofe mißfiel das Stück aus schon angedeuteten Gründen, die eben für seine sociale Bedeutung zeugen, und bei denen man des Dichters Kühnheit bewundern muß. Molière ist erschöpft, hieß es, er fällt zurück in die italienische Farce. — Fünf Tage nach der ersten Aufführung wurde es wieder gegeben, und der König, der sich noch nicht ausgesprochen hatte, fand es vortrefflich und sehr unterhaltend. Es war nun eine Komödie zu sehen, wie den bis dahin so

schwierigen Krittlern die Augen plötzlich aufgingen für die Schönheiten des Stückes und sie in demselben eine große vis comica entdeckten.

Beim Lesen dieser Posse, der Voltaire vorzugsweise die Bezeichnung plaisant giebt, meint man viel schon Bekanntes zu finden, das kommt aber von den häufigen Nachahmungen, auch in Wiener Possen, denen dies Stück zum Muster gedient hat. — Holberg's Honette Ambition ist fast ganz demselben entlehnt, ist aber bei der spießbürgerlichen Weise dieses Dichters bei weitem nicht so leicht und lustig. Herr Hieronymus, der dänische Jourdain, wird vom weniger raffinirten Bedienten Heinrich statt vom niederträchtigen Marquis geprellt, dabei fällt aber die politisch-sociale Bedeutung, die Molière in dieses Stück zu legen wußte, weg, denn obgleich der Marquis, was Rousseau in seinem einseitigen moralischen Rigorismus mißbilligt, nicht bestraft wird, sondern zum Ziel gelangt, so ist er doch in den Augen des Publikums gebrandmarkt, und das wollte Molière. — Durch einen Zug scheint mir aber Holberg überlegen zu sein. Hieronymus zieht nämlich seine Anfangs verständige Frau, der er die eigene Rang- und Titelsucht in die Schuhe schiebt, allmählich mit in seine Thorheit hinein und das ist psychologisch recht hübsch gedacht und komisch wirksam, doch liegt eine solche Zersplitterung des Interesses nicht in Molière's Manier. Derselbe concentrirt gern alle komischen Schlaglichter auf ein einziges Individuum, wenigstens in den schablonenartigen Stücken, wo er es auf eine stark karrikirende Zeichnung anlegt.

Der Médecin malgré lui.

Diese Posse ohne Ballet wurde 1666 auf dem théatre des Palais royal aufgeführt. Der Stoff dazu ist einem alten fabliau entnommen, das 1756 zuerst gedruckt wurde. — Ein armer Edelmann, so erzählt dasselbe, hat seine Frau einem armen Landmanne abgetreten; dieser, der ihrer Treue nicht ganz sicher ist, giebt ihr regelmäßig, ehe er auf den Acker geht, eine tüchtige Tracht Prügel. Die junge Frau trifft eines Tages zwei Boten des Königs, die nach England gehen, um für die Tochter desselben, welche eine Fischgräte verschluckt hat, einen Arzt zu suchen. — Die Frau sagt ihnen, ihr Mann wäre

ein solcher und zwar ein sehr berühmter, der aber nur curirte, wenn man ihn durch Prügel dazu zwänge. Sie thun dies und führen ihn zum Könige, dessen Tochter er durch seine Possen und Grimassen so zum Lachen bringt, daß die Gräte herauskommt. Dies verschafft dem Landmann den Ruf eines großen Doctors, der von allen Seiten gefeiert und reich beschenkt wird. — Diesen hübschen Stoff hatte Molière schon früher zum Médecin volant und zum Fagotin benutzt und machte daraus die vorliegende Posse, in der Sganarelle, der durch Prügel zum Arzt creirte Holzhacker des fabliau, Fräulein Lucinde curirt; sie fingirt nämlich, weil sie einen andern, als ihren Léander heirathen soll, stumm zu sein, und unser improvisirter Doctor bringt sie dadurch wieder zum Sprechen, daß er ihr den als Apotheker verkleideten Léander zuführt. Es stellt sich außerdem heraus, daß derselbe eine unerwartete Erbschaft gemacht hat, und nun willigt Lucindens Vater, Géronte, in die Heirath.

Durch diese heitere Posse, in der von Anfang bis zu Ende der lustigste Humor und eine wahrhaft komische Begeisterung herrscht, hielt Molière zuerst den Misanthropen, auf den er die Vorstellung derselben folgen ließ, aufrecht. Il fallut que le sage se déguisât en farceur, pour plaire à la multitude, sagt Voltaire. — In keiner seiner anderen Possen ist eine solche Lebendigkeit des Dialogs, der den Volkston vortrefflich wiedergiebt, und eine Menge witziger und spaßhafter Worte enthält, die, in das gewöhnliche Leben übergegangen, noch heutiges Tages als Sprichwörter gang und gäbe sind.

Obgleich die Späße hier oft derb und cynisch sind, so halten sie doch ein gewisses Maaß und gehen wie immer bei Molière unmittelbar aus der Situation hervor. Selbst die hier wieder so häufig vorkommenden Anspielungen auf den Charlatanismus und die Unwissenheit der Aerzte haben nichts Gezwungenes, Herbeigezogenes. — Molière legte auf diese zum Theil wahrhaft genialischen Possen bei Weitem nicht die Wichtigkeit, die sie verdienen und die dadurch für uns einen großen culturhistorischen Werth gewinnen, daß sie, während die Komödien der anderen Zeitgenossen und die Memoiren sich nur immer mit den höheren Classen beschäftigen, uns das eigentliche Volk malen und uns ein buntes, belebtes Gemälde vom Leben der unteren Classen und selbst der Landleute des siebzehnten Jahrhunderts entwerfen, zu einer Zeit, wo Alles sich dem höfischen Geschmack anbequemte. — Obgleich unser Dichter die Einfalt, die Habsucht und

das Emporkömmlingswesen, überhaupt die Verkehrtheiten der Geringen ebenso wenig, wie die der Vornehmen schont, so hebt er doch auch bei ihnen die hervorragenden guten Seiten: den gesunden Mutterwitz, ihren Humor, ihre Gutmüthigkeit und Bravheit mit besonderer Liebe hervor und verleugnet trotz seiner Stellung am Hofe nie, daß er ein Sohn des Volkes ist. Es versteht sich, daß man an diese in der Intrigue unwahrscheinliche und künstlerisch schwach componirte Posse keine höheren ästhetischen Forderungen machen darf, die Molière in seinen Vorbemerkungen stets ablehnt. Es paßt auf dieses Stück das Wort im Rabelais:

Vrai est qu'ici peu de perfection
Vous apprendrez, si non en cas de rire.

Man machte auf dasselbe zur Zeit seines Erscheinens folgendes hübsche Couplet:

Molière, dit on, ne l'appelle
Qu'une petite bagatelle,
Mais cette bagatelle est d'un esprit si fin,
Qu'il faut, que je vous le die:
L'estime qu'on en fait est une maladie
Qui fait, que tout Paris court au médecin.

An eigentlicher Charakteristik der in großen und derben Umrissen gezeichneten Personen, unter denen die standfeste, ihrem Manne Nichts nachsehende Frau und die humoristische Jaqueline, die mit bäuerisch sentimentaler Beredtsamkeit die Liebesheirathen gegen die Geldheirathen in Schutz nimmt und mannichfach an Martine in den femmes savantes erinnert, die bedeutendsten sind, nicht zu gedenken. —

Unter der Fülle burlesker Situationen und komischer Züge hebe ich nur einige hervor:

In den vortrefflich gezeichneten Zank der Eheleute mischt sich der Nachbar und will die Frau vor den Prügeln des Mannes schützen; da aber erwacht das Ehrgefühl derselben, und sie sagt ganz trotzig: Et si je veux, qu'il me batte, ein gewiß der Wirklichkeit entlauschter Zug, der eben so komisch ist, als wenn Sganarelle gleich darauf den Cicero mit folgendem, von ihm verdrehten Sprichwort citirt: Entre l'arbre et doigt il ne faut pas mettre l'écorce. Diese und ähnliche Späße sind dem Rabelais entlehnt, der besonders viel zu diesem Stücke beigesteuert hat, wie auch, wenn Sganarelle zuerst als gravitätischer Doctor auftritt und zum Géronte sagt: Hippocrate dit, que nous nous couvrions tous deux: Géronte:

Dans quel chapitre, s'il vous plait? Sganarelle: Dans son chapitre des chapeaux, oder wenn Géronte's Bediente kommen, ihn als Doctor anreden und er ganz entrüstet sagt: Médecin vous même, oder wenn er meint: cinq ou six coups de bâton entre gens qui s'aiment ne font que ragaillarder l'affection, was eine sehr freie Uebersetzung des Terenzischen: A montium irae amoris redintegratio est; auch dies: Qui est ce sot là, qui ne veut pas que sa femme soit muette, plût à dieu que la mienne eût cette maladie, je me garderais bien de la vouloir guérir. — Er verordnet einer gesunden Amme, sich zur Ader zu lassen, meinend: comme on boit pour la soif à venir, il faut aussi se saigner pour la maladie à venir.

Als die Tochter plötzlich spricht, und zwar in einem solchen Redestrom, daß der erschreckte Vater den Sganarelle bittet, sie wieder stumm zu machen, sagt dieser: Das Einzige, was ich zu thun vermag, ist, die Zuhörer taub zu machen. Früher hatte er schon gesagt: Il ne faut pas qu'elle meure sans l'ordonnance d'un médecin und ihr verordnet: quantité de pain, trempé dans le vin, weil dies auch die Papageien essen und dabei sprechen lernen. Einer der stärksten Späße dieses durch Schläge zum Doctor creirten Holzhauers ist der, daß er in seiner Rede voll gelehrten Gallimathias das Herz auf die rechte und die Leber auf die linke Seite setzt. Auf diese Verkehrtheit aufmerksam gemacht durch Géronte dessen Vertrauen in seine Gelehrsamkeit sie fast erschüttert, sagt er: Oui, cela étoit autrefois, mais nous avons changé tout cela, was zum Sprichwort geworden ist. Es ist dies eine Anspielung auf einen Artikel der Gazette de France vom 17. Dec. 1650, worin ganz ernsthaft erzählt wird, man habe bei der Section eines hingerichteten Verbrechers die Milz an der Stelle der Leber, an der rechten, statt an der linken Seite gefunden. —

Der komische Glanzpunkt des Stückes ist aber die Scene, wo Sganarelle die Complimente, die ihm als Arzt gemacht werden, auf seine Geschicklichkeit als Holzhauer bezieht und dieselben mit großem Behagen annimmt, bis er merkt, wofür sie ihn ansehen und sie für verrückt hält. —

Ich erwähne zum Schluß noch folgenden Scherzes, zu dem dies Stück Veranlassung gab. Das hübsche Lied, welches der weinselige Sganarelle so zärtlich an seine geliebte Bouteille singt, übersetzte der

Präsident Rose in wirklich klassisches Latein und behauptete gegen den verdutzten Molière, derselbe habe es ihm gestohlen und es übersetzt.

Text und Uebersetzung heißen so:

Qu'ils sont doux
Bouteille jolie,
Qu'ils sont doux,
Les petits glous-glous
Mon sort ferait bien des jaloux,
Si vous étiez toujours remplie,
Ah bouteille, ma mie,
Pour quoi vous videz-vous? —

Quam dulces,
Amphora amoena,
Quam dulces
Sunt tuae voces
Dum fundis merum in calices.
Utinam semper esses plena! —

Monsieur de Pourceaugnac.

Comédie-ballet en trois actes.

Diese derbe Posse wurde 1669 zuerst auf des Königs Geheiß in Chambord aufgeführt. Sie ist ganz im Geschmack und Zuschnitt der damals beliebten italienischen Farcen verfaßt, die zu derselben zugleich mit den Plautinischen Menächmen einen Theil der Intrigue, der Situationen und der Scherze beigesteuert haben. — Es handelt sich hier weder um Charakteristik noch um Durchführung eines Grundgedankens, sondern ganz einfach um die Erschütterung unseres Zwerchfells beim Anblick grotesker Situationen und beim Anhören lustiger, mitunter sehr handgreiflicher Späße. Wir geben uns denselben ganz unbefangen hin und lassen die Frage, ob es auch recht sei, daß kecke Verschmitztheit so ungestraft über gutmüthige Einfalt triumphire, von vornherein daheim. — Was Molière im Allgemeinen über seine Possen sagt, paßt besonders auf diese: Je suis comédien aussi bien, qu'auteur, il faut réjouir le peuple et je suis quelquefois réduit à consulter l'intérêt de mes acteurs, aussi bien que ma propre gloire; er spricht bei einer anderen Gelegenheit die Meinung aus, sein Publicum würde eine anhaltende Erhabenheit in Empfindung und Styl kaum ertragen.

Dennoch ist keine seiner Possen, die nicht Züge, die der haute comédie würdig wären, enthielte, in die sich nicht oft unwillkürlich eine feine Beobachtung, ein geistreicher Witz einschliche, und alle geben Zeugniß vom außerordentlichen Umfang seiner Begabung, durch die er solche Dinge und zugleich den Misanthrope, die Femmes savantes schuf. — Diese Vielseitigkeit tritt in Frankreich, wo von jeher die Gattungen mehr getrennt und viel ausschließlicher von den Dichtern cultivirt wurden, um so schärfer hervor. Diderot meint: wenn man glaubte, es gäbe mehr Leute, die fähig seien, den Pourceaugnac, als den Misanthrope zu schreiben, so täusche man sich sehr. Dies kann man zugeben, ohne deshalb in Schlegel's Behauptung einzustimmen, das derbe, hausbackene Komische gerathe dem Molière am Besten und sein Talent, wie seine Neigung hätten ihn ganz für die Posse entscheiden sollen.

Herr von Pourceaugnac, ein Limousinischer Edelmann, der sich ohne besondere Erfolge auch in der Rechtswissenschaft umgethan, kommt nach Paris, um die ihm vom Vater Oronte versprochene Julie, die den jungen Ernst liebt, zu heirathen. Mit Hülfe des schlauen Neapolitaners Sbrigani und der Nérine, zwei verrufener Intriguanten, bei denen es verletzt, daß die Liebenden sich mit ihnen einlassen, suchen dieselben jene Heirath zu hintertreiben und machen sich nebenher noch über den dicken dummen Landedelmann lustig. Beides gelingt ihnen vollkommen, wenn auch weniger zur Befriedidigung unseres Gerechtigkeitsgefühls, als unserer Lachlust. Herr von Pourceaugnac, den Sbrigani schon vor dem Thore der Stadt ausspionirt und in dessen Schwächen er sich einstudirt hat, wird auf der Straße von diesem Schelm aufgefaßt und in die Wohnung eines Arztes, statt in ein Gasthaus geführt. Nachdem der gesunde, fette Lebemann hier auf alle mögliche Weise mit Consultationen, Latwergen und Klystieren verfolgt worden ist, gelingt es ihm, auf die Straße zu fliehen. Der als Flamländer verkleidete Sbrigani, der dem Oronte weißgemacht, Pourceaugnac sei tief verschuldet, trifft diesen dort und macht ihn glauben, Oronte wolle ihm seine Tochter nur deshalb aufdringen, weil sie nichts tauge und er sie anderweitig nicht anbringen könne. — Julie bestärkt ihn durch coquettes Wesen in seinem schon beginnenden Verdacht und er entsagt ihr, Gott dankend, daß er sie los ist. Darauf wird er von zwei als Weiber verkleideten Helfershelferinnen des Sbrigani einer Picarde und einer

Limousinerin, angefallen, die beide behaupten, er sei ihr treuloser Mann; die Kinder kommen hinzu, er macht sich los und entflieht, nachdem er gehört, daß er der Bigamie angeklagt sei und gehängt werden solle; der größeren Sicherheit wegen verkleidet er sich als Dame und hat als solche allerlei Unbill zu ertragen. Nachdem er beseitigt ist, wird auch Oronte geprellt. Julie stellt sich, als verachte sie den Ernst, da erwacht der Zorn des Alten, er verlangt mit Gewalt, sie solle ihn heirathen, und Ernst bekommt dafür, daß er es nach langen Bitten thut, zehntausend Thaler Mitgift. —

Gar lustig ist die Scene, wo Sbrigani den Pourceaugnac glauben macht, sie seien alte Freunde — il dit toute la parenté, sagt Pourceaugnac ganz erstaunt — und sich in sein Vertrauen einschleicht. Die Consultation der Aerzte ist voll der pikantesten Satyre gegen den Charlatanismus der Zeit. — Von dem Augenblick an wo die Apotheker den Pourceaugnac mit ihren Klystierspritzen verfolgen, geht das Stück immer mehr ins Possenhafte über und nach Sitte der italienischen Farcen wendet Molière auch hier die verschiedenen Volksdialekte mit großem Geschick an. Vortrefflich ist die Erzählung des armen, geprellten Pourceaugnac: Tout ce que je vois me semble lavement! Des médecins habillés en noir etc. Ne sens je pas le lavement? voyez, je vous prie etc. Lustig ist auch die Art und Weise, wie er sich der beiden Frauen erwehrt, die beide die seinige zu sein behaupten. Oui, il pleut des femmes ici dans ce pays et des lavements! und ähnliche Ausbrüche des Humors, die von Seiten des Schauspielers eine große mimische Lebendigkeit verlangen. — Im dritten Acte fällt Pourceaugnac aus dem unbewußt Komischen ins bewußt Komische, Burleske und geberdet sich wie ein Hanswurst, besonders da, wo er als Dame verkleidet, seine Späße macht. —

Holberg hat diese Posse in seinem Eilften Junius nachgeahmt. Dort ist Alles derber und handfester und mit einer weniger leichten Hand behandelt, obgleich die poetische Gerechtigkeit dort besser geübt ist; denn die Prellerei, die Herr von Ochsendorf erleidet, ist eine mehr verdiente, derselbe ist nicht allein ein Dummkopf, sondern auch ein Geizhals und ein Wucherer. —

Auch manche deutsche, besonders Kotzebuesche Posse wie Pachter Feldkümmel und die Pagenstreiche erinnern an dieses Stück, dem sie zum Theil nachgebildet sind.

Vielleicht ist hier der Ort, eine Bemerkung über die in Molière's Stücken so häufig vorkommende Verspottung der Aerzte anzuknüpfen, die, wenn sie auch nirgends den eigentlichen Inhalt des Stückes bildet, doch so viel und stark accentuirt wird, daß man von seiner Seite persönliche Gereiztheit, die man ihm oft vorgeworfen hat, oder ein Verkennen der Wissenschaft vermuthen könnte. Daran ist aber nicht zu denken. Er selbst sagt in der Vorrede zum Tartüffe: La médecine est un art profitable, chacun la révère comme une des plus excellentes choses que nous ayons; et cependant il-y-a eu un temps, où elle s'est rendue odieuse, et souvent on en a fait un art d'empoisonner les gens. Daß Molière die Medicin von ihrer damals noch schwachen Seite auffaßte und sich dieses damals noch neuen, komischen Stoffes bemächtigte, war ein Vorrecht des Dichters. — Diese Wissenschaft war noch sehr mit jenem Charlatanismus, der auf die Unwissenheit speculirt, versetzt, die Anatomie war noch wenig bekannt, man wußte noch Nichts von der Theorie des Blutumlaufs, fand im trinkbaren Golde noch ein Universalmittel u. s. w., kurz die Aerzte waren noch zum Theil Quacksalber und Wunderdoctoren. Dabei machten sie sich durch den Scandal ihrer Streitigkeiten und ihrer sehr groben Polemik, wie durch den Facultätspedantismus gleich lächerlich und waren auch durch ihre äußere Erscheinung, durch ihr Herumreiten auf Mauleseln, durch ihre enormen Perrücken, langen Talare, durch ihre großen Bärte und hohen Mützen, durch ihre scholastischen Ausdrücke, durch ihr barbarisches Latein u. s. w. zur Karricatur geeignete, auf der komischen Bühne sehr brauchbare Subjecte. Von dieser possenhaften Seite stellt sie Molière auch meistens dar und mildert durch die Uebertreibung die Bitterkeit des Angriffs, welche nicht der Wissenschaft, sondern ihren Auswüchsen und ihren unwürdigen Vertretern galt. Er hatte aber dafür viel von den Aerzten zu leiden und bedurfte oft des königlichen Schutzes gegen dieselben. Ludwig XIV., obgleich er sich nach damaliger Sitte wöchentlich vom Arzt Fayon purgiren ließ, scheint doch ein Freigeist in der Medicin gewesen zu sein und meinte einst: Die Aerzte machen uns oft genug weinen, man darf sie also auch wohl einmal dazu gebrauchen, daß sie uns lachen machen, und sie sind jedenfalls ebenso nützlich, wenn sie auf der Bühne Heiterkeit erwecken, als wenn sie in ihren Cabinetten Recepte verschreiben.

Oldenburg. Dr. **A. Laun.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert, von Julian Schmidt. Erster Band. Leipzig, Herbig. 1853.

Das Geschäft des Recensirens und Anzeigens neuer Erscheinungen des Büchermarktes wird gegenwärtig in Deutschland nicht so ernst und gründlich betrieben, als vor etwa 25 Jahren; die Zustände des Buchhandels, die Massenhaftigkeit der allhalbjährlichen literarischen Neuigkeiten, der Mangel an großen kritischen Journalen, die Tagespresse und das Parteiwesen scheinen die Hauptschuld dieses gegen frühere Zeiten unläugbaren Rückschrittes in der edlen Recensirkunst zu tragen, vielleicht aber wirkt dieser Rückschritt weniger schädlich, als man vermuthen sollte. Denn die Gegensätze auf den Gebieten der Politik, Religion, Nationalökonomie und folglich auch der Literatur sind in Folge des fünfzigjährigen Durchkämpfens derselben so scharf geschieden worden, daß kein wissenschaftlicher Streit mehr möglich ist, wenn man nicht in den wichtigsten Fragen auf demselben Boden steht und das Aufeinanderplatzen der Geister nur dadurch segensreich für die Wissenschaft wirken wird, wenn die Geister, nachdem sie längst ihre besonderen Quartiere eingenommen haben, ihre Burgen möglichst ausbauen und befestigen für den Tag, wo die fortschreitende Geschichte der Menschheit sie inspiciren und richten wird. Wir halten es deshalb für alle wissenschaftlichen Parteien am besten, wenn sie die Werke ihrer Partei selbst recensiren, dagegen die der anderen nur anzeigen, und den Kampf gegen dieselben durch die Ausführung der eigenen und Bekämpfung der fremden Principien in besonderen Abhandlungen und Werken führen; uns wenigstens liegt nicht viel an der Lectüre einer Recension eines Werkes vom Standpunkte einer andern Partei.

Unternehmen wir nun in Folgendem eine Recension des vorstehenden Werkes, so versteht es sich also, daß wir Parteigenossen des Verfassers sind, und die Recension auch nur für Parteigenossen abgefaßt haben, von denen wir voraussetzen, daß sie das Buch gelesen haben oder lesen werden.

Der Inhalt des Buches ist also eingetheilt: Cap. 1. Einleitung. — Rückblick auf die Zeit vor Schillers Tod. — Die Kantsche Philosophie und die Dichtkunst. Cap. 2. Die romantische Doctrin. — Gleichzeitige Empörung der Nationalitäten gegen die französische Bildung. Burke, W. Scott. — Chateaubriand, Frau v. Stael. — Fichte, Schelling, Schleiermacher. — Die beiden Schlegel: ihre revolutionaire und ihre reactionaire Periode. — Die politische Reaction: A. Müller, K. L. v. Haller. Cap. 3. Die romantische Kunst. — Novalis. — Wackenroder. — L. Tieck: romantische, kritische, novellistische Periode. Cap. 4. Die Schicksalstragödie. — Z. Werner. — Einfluß Calderon's, Schiller's und der Oper — Kotzebue — Müllner, Houwald, Raupach, Grillparzer, Zedlitz. Cap. 5. Dichter ohne Schule. — J. Paul. — Arnim. — Hölderlin. — H. v. Kleist. — Brentano. Cap. 6. Die Naturphilosophie und Mystik. — Schelling, Schubert, Steffens. — Creuzer. — Görres. Cap. 7. Der Einfluß der Freiheitskriege auf die Literatur. Cap. 8. Die historisch-kritische Schule. Erster Abschnitt. — Einfluß der kritischen Philosophie. — F. A. Wolf. — Niebuhr und seine Schule. — Savigny und seine Schule. Cap. 9. Die historisch-kritische Schule. Zweiter Abschnitt. Die vergleichende Sprachforschung und die deutsche Philologie. Cap. 10. Die historisch-kritische Schule. Dritter Abschnitt. L. Ranke und die deutsche Geschichtsschreibung. Cap. 11. Die Hegelsche Philosophie. Cap. 12. Der Einfluß der Gesellschaft und der Frauen auf die Literatur. — Die Frauen in Weimar. — Fr. v. Stael. — Rahel, Levin, Bettina von Arnim. Cap. 13. Nordsternbund und die Schwaben. — A. v. Chamisso. F. de la Motte Fouqué. — A. Oehlenschläger. — E. T. A. Hoffmann. — L. Uhland.

— J. v. Eichendorf. Cap. 14. Der vaterländische Roman. Cap. 15. Auflösung der Romantik. — K. Immermann. — A. v. Platen. — F. Rückert. — L. Schefer. E. Mörike.

Der Verf. beginnt sein Werk mit dem Satze, daß ein literarisches Werk, das für unsere Zeit Nutzen stiften soll, vor Allem eine strenge, unerbittliche Kritik ausüben muß", einem Satze, dem wir natürlich eben so vollständig beistimmen, als wir uns zu denselben Principien der literarischen Kritik bekennen, den Principien des Guten, Wahren und Schönen; aber dagegen theilen wir nicht die Ansicht des Verfassers, daß diese Principien allgemein gültig, unerschütterlich feststehen, sondern wir glauben vielmehr, daß es gerade die Unsicherheit in der Begründung dieser Principien war, welche so viele edle Herzen und gute Köpfe auf falsche Lehren getrieben hat. Mit der gewonnenen religiösen Aufklärung entfielen den Meisten auch die Stützen der Sittlichkeit, da die Wissenschaft nicht im Stande war, Vorschriften derselben aufzustellen, deren Allgemeingültigkeit aus ihrem eignen Wesen und Inhalte folgerte. Denn dazu hätte man einer anderen als der empirischen und Vermögenspsychologie bedurft, nämlich der mathematischen, die allein im Stande ist, die Genesis und damit die Allgemeingültigkeit der sittlichen Ideen nachzuweisen. Hr. Dr. Schmidt steht nicht auf dem Boden der Herbart'schen Philosophie, ja erwähnt ihrer nicht einmal, und wir können ihm dieses, so nachtheilig es auch für eine richtige literar-historische Beurtheilung ist, nicht zum Vorwurf machen, da diese Philosophie erst in der allerneuesten Zeit begonnen hat, auf weitere Kreise und dadurch auf die deutsche Literatur im Ganzen und Großen Einfluß zu gewinnen. So lange aber der Verfasser nicht auf dem Boden der mathematischen Psychologie steht, wird er nicht im Stande sein, die Allgemeingültigkeit der sittlichen Begriffe aus ihrer Genesis und ihrem Inhalte zu beweisen, sondern sich mit dem Beweise begnügen müssen, welchen eine verständige Betrachtung der Natur und des menschlichen Daseins, sowie die Gefühlahnung von dem Bestehen allgemeingültiger Sittlichkeitsbegriffe zu geben vermögen. Diese letzteren besaßen alle höher denkenden Geister, geriethen aber gerade in Folge dieser dunkeln Ueberzeugung auf die verschiedenartigsten Irrwege, um dieselben verstandesmäßig zu begründen, und verloren über diese vergeblichen, weil ohne Hülfe der mathematischen Psychologie begonnenen Untersuchungen auch diejenige Ueberzeugung von der Wahrheit der sittlichen Begriffe, welche ihnen das Gefühl und die natürliche Betrachtung der Dinge gegeben hatte. So ward denn die Aufklärung zur Verderberin der Sittlichkeit und die Ursache jener zahllosen Extravaganzen, welche sich so viele ausgezeichnete Köpfe in der Literatur zu Schulden kommen ließen. Hätte nun der Verf. diesen psychologischen Maßstab nebst seinem ethischen besessen und gehandhabt, so würde sein Urtheil oft tiefer, begründeter und auch milder ausgefallen sein, als es jetzt bei der psychologisch unmotivirten, nackten, ethischen Beurtheilung der Fall ist. Es haben deshalb viele Leser an dem Herben und Schroffen in den Urtheilen des Verf. dieses Buches Anstoß genommen, und wenn auch einen objectiv ungerechtfertigten, so doch einen subjectiv sehr zu entschuldigenden, so lange der psychologische Theil der ethischen Beurtheilung so schwach ist, wie er in diesem Buche erscheint.

Wenn wir nun von diesem Mangel einer richtigen psychologischen Begründung der ethischen Beurtheilungen absehen, so können wir, als mit der Tendenz des Buches nur völlig einverstanden, auch ihre Durchführung nur als eine durchgängig gelungene bezeichnen. Sollte deshalb das Werk weniger allgemeinen Beifall finden, als wir erwarten und wünschen, so ist das nur ein Beweis, daß die deutschen Gebildeten noch immer nicht mit dem Besitze des Schönen, Guten und Wahren zufrieden sein können, sondern noch aufregungsbedürftig sind. Aufregung aber ist weder bei der Schönheit, noch bei der Tugend, noch bei der Wahrheit zu finden, und muß deshalb auf Gebieten erjagt werden, die weder vor der ästhetischen noch der moralischen Kritik bestehen können. Da nun aber sowohl glückliche Naturanlagen als hohe Geistesbildung dazu gehören, um zu erkennen, daß sowohl auf dem Gebiete der Kunst als der Moral die höchsten Güter nicht auf den Gebieten der Aufregung, des Gefühls, der Leidenschaft, sondern auf den des scharfen Urtheils und der sinnigen Betrachtung liegen, so kann es nicht fehlen, daß das Buch des Herrn Dr.

Schmidt viele Gegner finden wird; die Zahl seiner Freunde wird aber der Maßstab für die ästhetische und sittliche Bildung seiner Leser sein; es wird sich fragen, wie weit das deutsche Publikum es in der Erkenntniß gebracht hat, daß das ganze Gebiet der menschlichen Verhältnisse und Seelenzustände dem Künstler und Dichter zur Benutzung offen stehen, diese Benutzung aber keine andere sein dürfe, als die ethische, und zwar nicht deshalb, weil die Sittlichkeit von außen her geboten, sondern weil sie eine innere, eine psychologische Nothwendigkeit ist, die nur aus falschem Calcül und Vorurtheil verdunkelt wird, die aber in helles Licht zu setzen, der Ruhm des Künstlers und Schriftstellers ist, und nicht etwa ein nur moralischer, von dem ästhetischen zu trennender, sondern dieser sowohl als jener, weil beide so gewiß eins sind, als sie, wenn auch auf verschiedene Verhältnisse angewandt, doch denselben psychologischen Ursprung haben.

Gehen wir nach diesen, unsere Auffassung rechtfertigenden Bemerkungen zu der Beurtheilung des Einzelnen über.

Der Kern der sittlichen Kritik der deutschen Literatur liegt in diesen Worten S. 26. ausgesprochen: „Wir müssen endlich einsehen, daß die heidnische Vergötterung des individuellen Lebens nichts anderes ist, als ein vergeistigter Epikuräismus. So lange uns jene Ideale beherrschen, die einseitige Sehnsucht, schön zu leben, und uns höchstens durch Resignation mit der Tragie der Verhältnisse abzufinden, so lange bleibt Deutschland als Ganzes eine unproductive Nation, die keiner Elasticität, keines historischen Aufschwunges fähig ist.“ — „Deutschland's nachfolgende Erhebung hat zu der classischen Periode seiner Dichtung nicht die geringste Beziehung.“ —

Dieses Beziehunghaben der politischen Entwickelung der Nation zur Literatur ist ein Hauptgesichtspunkt der Beurtheilung für den Verfasser, und nach unserer Ansicht oft einseitig aufgefaßt. Nicht, als ob wir im Geringsten behaupten wollten, Hr. Schmidt fordere eine politische Dichtung in dem gewöhnlichen Sinne dieses Ausdrucks! Er ist weit über diese Einseitigkeit und Verkennung des dichterischen Schaffens erhaben; er faßt Politik hier in dem höheren Sinne der Darstellung der gesammten geistigen Entwickelung eines Volkes und der Menschheit, zu der mitzuwirken zweifelsohne eine sittliche Verpflichtung jedes Einzelnen ist, deren richtige Erkenntniß und Erfüllung gewiß auch ein Maßstab der literarischen Kritik sein soll. Aber diese Pflicht ist eine wesentlich verschiedene je nach der Fähigkeit, die man zu ihrer Erfüllung mit sich bringt, und Mancher hätte vielleicht viel ethischer gehandelt, wenn er sich weniger um die politischen Geschicke seines Volkes, und mehr um solche Seiten des Volkslebens gekümmert hätte, zu denen erfolgreich mitzuwirken in seiner Fähigkeit lag und deshalb seine Pflicht war.

Zu entscheiden, wie man seine Thätigkeit zum allgemeinen Besten verwenden solle, ist oft eine schwere sittliche Frage, am schwersten oft gerade für die begabtesten Geister und edelsten Herzen. Wo sich deshalb ein so großer Geist wie Göthe gegen die Schicksale seines Volkes anscheinend so passiv verhielt, wie zur Zeit der Freiheitskriege, verlangt die Wahrheit der ethischen Kritik eines solchen Geistes die genaueste Erforschung der sittlichen Gründe, welche ihn zu einer solchen, oft nur scheinbaren Passivität bestimmt haben; daß deren aber gerade bei Göthe mehrere aufzufinden sind, durch die seine Auffassung der deutschen Freiheitskriege und Napoleon's wenigstens entschuldigt, wenn nicht sittlich gerechtfertigt werden kann, ist schon oft nachgewiesen, und hätte von dem Verfasser mehr als geschehen berücksichtigt oder doch einer Widerlegung werth gehalten werden müssen. Der Grund davon liegt aber wiederum in der irrigen Ansicht desselben von der Allgemeingültigkeit der ethischen Begriffe, indem daraus der zweite Irrthum folgert, als gäbe es nicht sehr oft ethische Conflicte, ein Irrthum, der überall dort entstehen muß, wo man die ethischen Begriffe aus einem Principe, aus einem allgemeinen Grunde, einer allgemeingültigen Formel herzuleiten sucht. Die Sittlichkeit der Menschen liegt und bewegt sich auf mehreren verschiedenen Gebieten des Denkens und Handelns, die alle gleichmäßig anzubauen der geradeste Weg zur Tugend ist, aber nicht für Jeden der kürzeste und sicherste; ja welche einseitig anzubauen oft eine höhere Erkenntniß der Ethik verräth, als die gleichmäßige, die Kräfte sicher übersteigende. Wenn deshalb Herr Schmidt in Bezug auf Göthe sagt: „Die öffentlichen Angelegenheiten sind der Prü-

stein für den Werth des Menschen", so müssen wir einer solchen Ethik auf das Entschiedenste widersprechen, indem gerade im Gegentheil die innere sittliche Ausbildung unseres Charakters die Hauptsache, die Projicirung desselben nach der Außenwelt nothwendiger Weise nur eine untergeordnete Pflicht sein kann. Man muß vor allen Dingen erst sittlich denken und wollen, ehe man versuchen darf die sittlichen Erkenntnisse und Willen in Handlungen umzusetzen, und mögen auch noch so Viele dann zu spät damit fertig werden, um in die öffentlichen Angelegenheiten noch eingreifen zu können, so ist das doch noch viel ethischer, als voreilig zu handeln, und auch für die Gesammtheit wohl ohne Zweifel ersprießlicher, da aus einem ethisch geordneten Innern wenigstens alsbald ein ethisches Betreiben des Privatlebens folgt, und am Ende müssen die Nation und die Menschheit doch auch weiter kommen, dadurch, daß ein Jeder τὰ ἑαυτοῦ καλῶς πράττει. Sobald man dagegen, wie Herr Schmidt, die Ethik so fast ganz in das Handeln für das allgemeine Beste verlegt, so muß man dadurch zu forcirten, einseitigen, erpreßten Urtheilen über den ethischen Werth anderer, besonders großer Geister verleitet werden, und wird man die ethische Kritik von dem Lieblingsfelde derjenigen ethischen Begriffe ausführen, in denen man selber, vielleicht mit vollem Rechte, aber immer doch einseitig, sich bewegt. Hieraus folgt, daß wir und gewiß Manche mit uns auf das Abwechselndste, nicht selten zeilenweise die entschiedensten Gegner und Freunde der vorgetragenen Urtheile sind, im Allgemeinen aber die ethische Kritik des Verfassers eine einseitige nennen müssen, die freilich immer noch hundert Mal besser als eine gar nicht ethische, s. g. ästhetische, die das Schöne in dem Gefallen, und die Tugend in der Fluth der Auswallung oder der Ebbe der stofflosen Selbstbeschauung sucht, oder als die s. g. philosophische, welche die ethischen Begriffe als zeitweilige Niederschläge des Stromes der Menschheitsentwickelung ansieht. Herr J. Schmidt hat durch die Opposition gegen diese zwar echtdeutschen, aber darum nichtsweniger unnatürlichen Verirrungen sich ein Verdienst um die Kritik und unser gebildetes Publicum, dem die Begriffe des Wahren und Schönen und Guten fast gänzlich abhanden zu kommen drohten, erworben, welches wir nicht loben wollen, weil wir uns sonst den Verdacht der Schmeichelei aus Parteirücksichten zuziehen könnten. Der ethische Zorn, mit dem der Verfasser diesen vergeistigten Epicuräismus, diesen orientalischen Quietismus der schönen und resignirten Seelen angreift, ist eine Wohlthat für die schlimmste Krankheit, welche die deutsche geistige Entwickelung gestört hat, und es schadet nicht, wenn der Zorn dann und wann in bitteren oder grollenden Worten sich Luft macht. Es muß gewittern, bevor die Luft wieder rein und frisch werden kann. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser in dem zweiten Bande den wohlthätigen Einwirkungen der national-ökonomischen Studien in dieser Beziehung vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen wird.

Suchen wir jetzt unsere Anklage von der Einseitigkeit der ethischen Kritik noch an einigen speciellen Beispielen zu begründen!

Wenn es Seite 28 heißt: „Eine Styllosigkeit, wie sie gegenwärtig in Deutschland herrscht, ist in der ganzen Literaturgeschichte noch nicht erhört. Diese Styllosigkeit der Kunst entspricht der Styllosigkeit im Leben der s. g. Künstler. Man denke nur an jenes, von der Wirklichkeit vollkommen getrennte Literatenthum, welches zwar reich an Coterien, weil der Unbedeutende sich wenigstens durch die Verehrung eines hervorragenden Geistes eine gewisse persönliche Geltung zu erringen sucht, aber von einer trostlosen Armuth an allen wirklichen Interessen, heimathlos in den Gedanken und Empfindungen, wie in der Wirklichkeit, zwischen Uebermuth und Selbstverachtung wechselnd, dem elendesten Geschäftsbetriebe preisgegeben;" so sind diese vernichtenden Worte Ausbrüche eines von gerechtem Unmuthe lange gepreßten Herzens, aber nicht die Resultate einer gerechten, allseitigen Kritik. Mag es immerhin noch viele Muster der hier mit mehr als herbem Grolle abconterfeiten Charactere geben, so sind einestheils dieselben in früheren Zeiten wohl nicht seltener gewesen, und verlangen die meisten eine andere Beurtheilung, als von der ethischen Warte des Verfassers; denn sie sind meistens Charactere, die mit mehr Gefühl als Verstand die modernen Ideen ergreifend, jeden neuen Weg, den ihnen ihre kurzathmige Aufklärung öffnete, mit Ungestüm hinaufrannten gleich aus dem

Stalle gekommenen Pferden, und dann aus bald eintretender Furcht vor der ungewohnten Freiheit, in das alte Gefängniß zurückrannten, oder in tollen Sprüngen der Zügellosigkeit und der aus ihr entstandenen Beklommenheit sich Luft machten. In solchen Menschen steckt oft viel ethischer Sinn und guter Wille, die nur eines festen Zieles bedürften, um recht besonnene Charactere zu ergeben. Der Verfasser ist hier, wie an vielen anderen Stellen, zu sehr von der Richtigkeit seiner ethischen Kritik durchglüht, um völlig gerecht werden zu können.

Seite 330 heißt es: „Daß die Abwendung unserer Literatur von den bürgerlichen Kreisen zu den vornehmen Schichten der Gesellschaft zunächst einen nicht günstigen Einfluß ausgeübt hat, liegt auf der Hand. — Vergleicht man Göthe's Werther und Hermann und Dorothea, die beide in der bürgerlichen Gesellschaft spielen, mit Wilhelm Meister, Tasso und den Wahlverwandtschaften, so wird man, wie sehr auch im Einzelnen die letzteren Bewunderung verdienen, doch, als Ganzes betrachtet, den ersteren den Vorzug geben.“ Wir sind dagegen der Ansicht, daß eine ethische Kritik dieser beiden Klassen von Stücken nur dann richtig ist, wenn sie erwägt, wie Göthe es hier mit so völlig verschiedenen Gedankenkreisen zu thun hatte, daß er für die zweite auch viel verschlungenere, zusammengesetztere, sittlichere Verhältnisse, Versuchungen, Kämpfe zc. beschreiben mußte, um wahr zu sein; die ethische Kritik dieser zweiten Klasse hat zuerst fest zu stellen, ob die Tendenz derselben eine ethische sei, und das scheint uns über allem Zweifel, selbst bei den Wahlverwandtschaften; man muß nur nicht die Gedankenkreise des bürgerlichen Lebens denen des aristokratischen zu nahe rücken; sie wollen, jeder für sich allein, betrachtet werden, wenn auch die ethische Kritik der Gesinnungen und Handlungen dieselbe ist. Wir finden deshalb dieses Urtheil einseitig, wenn es über Wilhelm Meister heißt: „Meister findet in den vornehmen Kreisen ganz unfertige Verhältnisse, ein humanistisches Streben ins Blaue hinein, ein Intriguenspiel ohne Zweck und Inhalt, einen Dilettantismus des Lebens, der mit allen sittlichen Verhältnissen spielt, kurz eine ins Große getriebene Unwahrheit. Es ist in allen diesen Verhältnissen, die sich aus Meister's Umgange mit den vornehmen Leuten bilden, kein einziges, das uns mit dem warmen Gefühl der Wahrheit durchdränge.“ Bei dieser Verurtheilung hat sich der Verfasser zu dem Irrthume seines Beurtheilungs-Standpunktes auch noch, wie an mehreren Stellen, von dem urdeutschen Uebel der Entweder-Oder-Kritik hinreißen lassen.

Eben so wenig können wir uns mit dem Urtheile vereinigen, welches S. 414 ff. über Uhland's Schilderungen des Ritterthums und politische Lieder gefällt wird, indem es heißt: „Allerdings rührt Uhland's Popularität zum großen Theile davon her, daß er seine mittelalterlichen Gestalten idealisirt, d. h. aus dem Wilden und Barocken (?) ins Niedliche übersetzt hat, aber historisch ist das eigentlich so wenig, als poetisch. Es sind allerliebste Figuren; aber sie haben kein Fleisch und Blut, denn sie haben keine historische Bestimmtheit zc. — Dieser Mangel an historischem Sinn spricht sich auch in Uhland's politischen Liedern aus. Wir meinen weniger den Inhalt, obgleich auch hier die fortwährenden Variationen über das gute, alte Würtemberger Recht nicht mehr historischen Sinn haben, als die spätere Stellung Uhland's in der Frankfurter Demokratie, wo er gegen den engeren Bundesstaat war, weil er in der Stimme jedes Oestereichers das Rauschen des Adriatischen Meeres zu vernehmen glaubte; wir meinen vielmehr den resignirt sentimentalen Sinn, der ganz dem Charakter der Burschenschaft entspricht.“

Auch in diesem Urtheile finden wir denselben Irrthum in der Auffassung der ethischen Kritik, den wir oben entwickelt haben, nämlich die Beschränkung der Ethik auf das ethische Mitwirken an der historisch-politischen Entwickelung der Nation, und dazu noch nur in dem Sinne der Partei des Verfassers.

Wenn wir uns nun mit diesen Beispielen begnügen, um den von uns gerügten Hauptfehler des Buches nachzuweisen, so müssen wir noch hinzufügen, daß sich in Folge desselben ein absprechender, herber Ton durch das ganze Werk zieht, der oft ans Studentenmäßige streift, und daß derselbe viele Gegner erwecken, ja sogar reizbare Seelen verleiten wird, die tiefen Wahrheiten und edlen Gesinnungen, in Folge deren der Verfasser mit vollem Rechte „die hingebende Liebe für die Ideen und Unsträf-

lichkeit des Gewissens" beansprucht, zu verkennen, oder gar das tief nothwendige Bedürfniß einer ethischen Kritik zu läugnen. Mögen diese sich an die Kapitel des Werkes halten, in welchen in Folge der Beschaffenheit des Inhalts diese einseitige Kritik nicht so hervortritt, und die deshalb mit ungetheilter Zustimmung gelesen werden können, wie z. B. 8, 9 und 10 über die historisch-kritische Schule.

Ehe wir von dem Werke mit dem aufrichtigen Wunsche scheiden, daß seine tiefen Wahrheiten nicht bloß gelesen, sondern auch beherzigt, aus Wissen in That übersetzt werden mögen, müssen wir der Gerechtigkeit wegen noch unser Urtheil über die irrige Auffassung der Aufgabe der Philosophie Seitens des Verfassers aussprechen.

Der Verfasser ist wahrscheinlich durch das System Hegel's in die Philosophie eingeweiht, und hat dadurch eine nach unserer Ansicht falsche oder doch sehr beschränkte Ansicht von der Aufgabe der philosophischen Forschung erhalten.

So heißt es beispielsweise Seite 332: „Hegel faßte die Philosophie im griechischen Sinne. Wie bei den Griechen, deren Leben und Denken überhaupt Totalität war, Philosophie eigentlich (?) nichts Anderes sagen wollte, als Wissenschaft überhaupt, so wollte auch Hegel die divergirenden Kräfte des Geistes, die durch die Theilung der Arbeit in verschiedene Kanäle geleitet waren, wieder in einem gemeinschaftlichen, zugleich wissenschaftlichen und künstlerischen Streben vereinigen."

Hiervon ist nur das zweite leider wahr, und hat für die Philosophie die traurigsten Folgen gehabt, sodaß den meisten Menschen der wahre Begriff von der Aufgabe der Philosophie verloren ging, und der allgemeine Wahn entstand, auf die Philosophie lasse sich das parturiunt montes etc. mit vollem Rechte anwenden. Den hieraus entstandenen traurigen Verfall der Philosophie hat der scharfe Verstand des Verfassers nur zu wohl erkannt, und treffend mit den Worten geschildert: „Man fühlt sich zuweilen versucht, die heutige Philosophie mit der Redekunst des Gorgias zu vergleichen: denn auch sie verspricht ihren Schülern Macht zu geben über alle Dinge, ohne daß sie den gewöhnlichen Weg der Erkenntniß nöthig hätten. Und ihre Schüler weissagen in der That über alle Dinge, aber ihre Weissagungen treffen nicht ein."

So treffend diese Charakteristik der modernen Philosophie, so wenig denkt sie dabei an die wirkliche Aufgabe, an die ernsten Arbeiten der Philosophie, von denen auch die obige Definition der griechischen Philosophie eine in Bezug auf die großen Denker völlig irrige ist. Denn was haben die metaphysischen, psychologischen, ethischen Probleme mit der Einheit des Lebens und Denkens Directes zu thun?

Oder sind die philosophischen Probleme nur Zusammenfassungen und nicht Möglichkeiten der Erweiterung unserer wissenschaftlichen Vorräthe? — Aber wir müßten bei weiteren Anklagen auf Herbart verweisen, oder die Geschichte der Philosophie zu Hülfe rufen; von diesen würde der Verfasser aber den ersten als einen unbeachtet und einflußlos gebliebenen Systematiker zurückweisen, und die Hülfe der anderen würde unsere Anzeige noch weitläuftiger machen, als sie schon geworden ist.

Dr. **Miquel.**

Crescentia, ein niederrheinisches Gedicht aus dem zwölften Jahrhundert, herausgegeben von Oskar Schade. Berlin 1853.

Wenige Abschnitte der deutschen Literaturgeschichte sind bisher troß anerkannter Wichtigkeit und großen Interesses dem Wesen nach so wenig eindringlich untersucht und bis ins Einzelne gründlich durchforscht worden, als die Uebergangsperiode aus dem Altdeutschen ins Mitteldeutsche, die Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts.

Es ist daher ein höchst verdienstliches Unternehmen des Herrn Oskar Schade, daß er in frischer Kraft und Lust die gründlichsten Untersuchungen über diese ganze Zeit angestellt hat. Wie wir aus der Vorrede ersehen, wurde er zum Specialstudium jener Zeit veranlaßt durch eine jahrelange Beschäftigung mit Heinrich von Veldeke, zu der ihn die Gebrüder Grimm aufgefordert, zu der ihn Lachmann bestärkt hatte. Ja derselbe hatte ihm sein ganzes, für eine kritische Ausgabe zugerichtetes Material

zur Verfügung gestellt, indem er selbst, der Meister, wegen der Größe und Schwierigkeit der Sache von derselben Abstand nahm. Wie man nun bisher und mit Recht (S. Wackernagel: Geschichte d. deutschen Lit. S. 172) jenen Dichter als den Vater der höfischen Poesie gepriesen hat, unternimmt es Herr Schade, die Denkmäler der ihm voraufgehenden Zeit, die man unter dem gemeinsamen Namen niederrheinischer faßt, einer strengen grammatischen und metrischen Prüfung zu unterwerfen: eine um so schwierigere Arbeit, da noch keins dieser Gedichte eine durchgreifende kritische Bearbeitung erfahren hat, und man, da die meisten nur in einer einzigen Handschrift überliefert sind, um so mehr mit den Eigenheiten und Fehlern des Schreibers zu kämpfen hat. Die Untersuchung hat nun ergeben, daß Veldeke nach Sprache und Verskunst gleichsam die Blüthe bildet von einer Reihe ihm voraufgehender poetischer Erscheinungen seiner geistig reich bewegten Heimath. In der Einleitung zur kritischen Ausgabe desselben, mit deren Druck bald begonnen werden soll, wird Hr. Schade eine erschöpfende Entwickelung des Lautsystems so wie der andern sprachlichen Eigenthümlichkeiten und die metrischen Grundsätze jener Gruppe von Denkmälern des 12. Jahrhunderts geben, auch die Zeitfolge derselben zu bestimmen versuchen. — Als Vorläufer zu diesem, es ist nicht zu bezweifeln, reichen und wichtigen Werke erscheint das Büchlein von der Crescentia, ein Geschenk zugleich für die geliebten Lehrer des Verf., für Jacob und Wilhelm Grimm. Hauptaufgabe erschien dabei die Herstellung des Textes. Die Crescentia ist ein für sich abgeschlossenes strophisches, von einem andern Verfasser als die Kaiserchronik herrührendes Gedicht, was noch Niemand bisher weder behauptet noch bewiesen habe. (Vgl. jedoch Wackernagels Lit.-Gesch. S. 163, wo schon ein Theil dieser Behauptung seine Erledigung findet.)

Bei der Besprechung der Handschriften und Ausgaben, bei welcher der Leistungen Maßmanns nicht allzuglimpflich gedacht wird, (vgl. außerdem die harten Worte S. 135) wird das niederrheinische Element dieses Gedichts, so wie anderer derselben Zeit ganz kurz dargelegt, eine ausführliche Darstellung aber in der schon erwähnten Einleitung zu Veldeke zugesagt. Alle übrigen Eigenheiten des Gedichts in Versbau und Sprache, Freiheiten in der Verkürzung gewisser Wörter, Anhäufungen der Silben im Auftakt und Anderes der Art werden in den dem Gedichte folgenden Anmerkungen behandelt.

Der umfassendste und interessanteste Theil des Buches ist der Nachweis, daß die Crescentia ein strophisches Gedicht sei, das also ursprünglich zum Singen, nicht zum Sagen, dem recitirenden Vortrag oder Vorlesen, bestimmt gewesen. Die Strophe besteht aus drei Paaren kurzer Verse zu vier Hebungen, jedoch so, daß allemal die Schlußzeile dem Anscheine nach um 2 Hebungen verlängert wird. Es sind unter den 204 Strophen des Gedichts 85 vorhanden, die auf diese Weise ohne jede Aenderung mit Abschluß des Gesetzes auch einen Abschluß des Sinnes gewähren. Dies Gesetz nun, was in mehr als einem Drittheil des Gedichts so rein bewahrt worden ist, hat Herr Schade auch in dem übrigen Theile desselben herzustellen gesucht, theils durch Ausscheidung ungehöriger Zusätze des Redactors, manchmal durch kleine Ergänzungen, selten durch größere, um keine Lücke entstehen zu lassen. In den Anmerkungen hat er sein Verfahren vertheidigt.

Um dies so glücklich gewonnene Resultat fester zu begründen und gegen jeden Zweifel sicher zu stellen, verfolgt er diese Strophe von drei Paaren kurzer Verse, die ursprünglich ohne Veränderung der Schlußzeile war, bis in die älteste Zeit. Sie findet sich zuerst vereinzelt im Wessobrunner Gebet, im Hildebrandsliede, in dem zweiten Merseburger Zauberspruche, im Liede vom heil. Petrus, in der Bearbeitung des 138. Psalms; dreimal in dem Leich von Christus und der Samariterinn, im Ludwigsliede, wahrscheinlich in zwei Sangallischen Stücken in Wackernagels Lesebuch I, 111 u. I, 147, sehr wahrscheinlich auch im sogenannten Annoliede. Bevor dies an einigen Strophen dargethan wird, läßt Herr Schade sich darauf ein, über Alter, Sprache und Beschaffenheit des letztgenannten Gedichts seine vielfach und wesentlich von der anderer Gelehrten (Lachmanns, Wackernagels, Bezzenbergers) abweichende Ansicht zu geben, (wobei es auffällt, die Ausgabe von Karl Roth, 1. Heft, 1847 nicht einmal erwähnt zu finden.). Ferner ist die Strophe angewendet in einigen kleineren lyrischen Stücken, in einer großen Anzahl von Ab-

schnitten der Kaiserchronik, wie später anderswo nachgewiesen werden soll, ganz besonders in dem älteren, der Crescentia gleichzeitigen Liede von Herzog Adelger (70 Strophen) und der Erzählung von Julian; im Orendel, König Rother, Oswald, Luarin und mehreren anderen Gedichten, ganz besonders solchen, die der Spielmannspoesie, der Epik der Fahrenden, wie Wackernagel Litt. Gesch. S. 146 sagt, angehören. Nachdem so das Vorhandensein dieser Strophe vom 9 — 12. Jhdt. bewiesen ist, schließt der Verf. mit dem Versprechen, hinsichtlich der Sage von der Crescentia erst den 3. Theil der Maßmann'schen Ausgabe der Kaiserchronik abzuwarten; wisse er dann mehr, werde er es an geeigneter Stelle mittheilen.

Wir hätten somit den Inhalt des Buches nach dem Interesse, das es einflößt, und der Wichtigkeit, die es für die künftige äußere Gestalt einer großen Anzahl von Gedichten möglicher Weise haben kann, in entsprechender Ausführlichkeit angegeben. Es ist nicht unsere Absicht, und es würde auch die Grenzen dieser Anzeige weit überschreiten, hier dem Verfahren des Verfassers bei Constituirung seines Textes nachzugehen und dasselbe nach dem Maße des mehr oder minder Gelungenen oder Verfehlten, Sicheren oder Unsicheren zu messen. Da die Untersuchung, wie sie vorliegt, nicht abgeschlossen ist, sondern nur vorläufige Grundlage und zusammengestelltes Material zu einem künftigen Aufbau, den der Verf. an mehreren Stellen verheißt, bilden soll, so wünschen wir, daß es demselben neben seiner Kraft und Frische nicht an Ausdauer, nachhaltiger Besonnenheit und Umsicht fehlen möge, die allein ein ersprießliches, sicheres Resultat gewinnen können.

Erfreulich ist es aber und für die Wissenschaft von Wichtigkeit, daß Hr. Schade sich der freilich sehr mühsamen und zeitraubenden Untersuchungen über das Technische des Strophenbaues unterzogen hat. Es ist dies bekanntlich ein Gegenstand, der noch lange nicht erledigt ist, und dessen Erledigung begreiflicher Weise erst nach völligem Bekanntwerden aller literarischen Denkmäler erwartet werden darf. Von diesem Standpunkte aus schließt sich das Buch ähnlichen Untersuchungen — wir haben deren eben nicht viele — von Jac. Grimm, Lachmann, F. Wolf, W. Wackernagel, Cl. Fr. Meyer und W. Grimm an. —

Seitdem vorstehende Anzeige niedergeschrieben, hat uns Hr. Schade in rascher Aufeinanderfolge mit noch zwei anderen Werken beschenkt, auf die wir mit einem Worte hinzuweisen uns nicht versagen können. Das eine giebt unter dem Titel „Geistliche Gedichte des XIV. und XV. Jahrhunderts vom Niederrhein, Hannover 1853" elf gereimte erzählende Gedichte, meist Legenden nach alten Drucken des 16. Jhdts. mit Einleitungen und einigen mehr oder weniger ausführlichen und zum Theil beachtenswerthen Anmerkungen sprachlicher Art. Das zweite: „Die Sage von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen, Hann. 1854 ist nach Inhalt und Ausführung von besonderem Interesse. Nachdem der Verfasser das älteste Vorkommen, die natürliche und später absichtliche Ausbildung des Ursula- und Elftausendjungfrauencultus zu Cöln mit Umsicht und Gründlichkeit historisch und kritisch entwickelt hat (S. 1 — 71), legt er im Schlusse der Abhandlung (S. 71 — 132) seine Ansicht über die Entstehung und den wesentlichen Bestandtheil der ganzen Sage nieder, den er der deutschen Mythologie vindicirt. —

Es ist hier nicht der Ort zu einer ausführlicheren Besprechung und Würdigung dieser Schrift. Sie wird des Inhalts wie der Behandlung wegen von mehr als einer Seite her einer um so schonungsloseren Kritik ausgesetzt sein, als der Verf. seinen Standpunkt mit entschiedenem Bewußtsein gewählt und sich mit großer Freimüthigkeit, unumwunden darüber ausspricht. „Ich verhehle mir nicht", sagt er am Schlusse der Vorrede, in welcher er auch diese Schrift Herrn Jac. Grimm widmet, „daß diese Schrift Manchem unbequem sein und vielfachen Widerspruch hervorrufen wird; am meisten von denen, die am wenigsten davon verstehen, jenen Ignoranten, die sich ärgern, daß man die Wissenschaft nicht mehr mit Bullen und Breven zum Schweigen bringen kann. Es giebt auch noch Manches im Vaterlande und in der vaterländischen Wissenschaft, was nicht im Catechismus Romanus steht. Den Strom, den uns Luther angelassen, kann keine Gewalt stauen, und das Licht der Wissenschaft läßt sich nicht mehr mit Kutten verhängen. Weder das Geschwätz

noch der Geifer des Pöbels ficht uns an, denn: wie sauer er sich stellt, hilft ihm doch nicht: das macht, er ist gericht." —

Berlin. Dr. **Sachse.**

Beiträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Litteratur von Dr. Fr. Pfeiffer. — Zweiter Titel: Die Deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin. Ein Beitrag zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Litteratur. Stuttgart, 1854.

Herr Pfeiffer, dessen Verdienste um die ältere deutsche Literatur längst allgemein anerkannt sind, beschenkt uns in diesen Beiträgen wieder mit einer höchst werthvollen Gabe. In der 72 Seiten langen Vorrede vertheidigt er zuerst gegen J. Grimm die Bezeichnung „mitteldeutsch". Herr Pfeiffer hatte bekanntlich im 1. Bande der Mystiker und in den Marienlegenden (1845, 1846) zuerst dieses mitteldeutsche Lautsystem behauptet und nachgewiesen. Wilhelm Grimm hatte dasselbe für richtig erkannt und im Athis und Prophilias (1846) auf umfassende Weise weitergeführt. Jac. Grimm fand zuerst den Ausdruck mitteldeutsch bedenklich, da mittel im Gegensatz zu dem bisherigen Gebrauch örtlich genommen sei und die Sprache jener Landstriche bezeichnen solle, die heutzutage unter einem jedermann verständlichen Ausdruck Mitteldeutschland zusammengefaßt werden. Herr Pfeiffer gesteht, daß auch er Bedenken gehabt und gern einen andern Namen gewählt haben würde, wenn er sich hätte finden lassen. „Mittelmitteldeutsch", vollkommen richtig bezeichnend, sei abgeschmackt; die Benennung „messingische Sprache" d. i. Meng= oder Mischsprache (?) bei den Niederdeutschen gebräuchlich, so glücklich und richtig sie sei, passe nicht zu der einmal üblichen Terminologie. Er bleibt also bei dem einmal gewählten Ausdruck Mitteldeutsch für das Mischdeutsch oder Deutsch schlechtweg der mittleren Zeit. Trotz des schon früher von Jac. Grimm (in den Götting. Gel. Anz. 1839) gegen Maßmann und Andere bekämpften Ausdruckes oberdeutsch statt hochdeutsch würde der Ausdruck „mitteloberdeutsch" recht wohl passen zur Bezeichnung der in der Grammatik mittelhochdeutsch genannten Sprache, und das jetzt genannte Mitteldeutsch, d. h. diejenige Sprache der mittleren Zeit, die allein dem sogenannnten Neuhochdeutschen einigermaßen analog ist, würde ganz gut mittelhochdeutsch genannt werden können. Der Ausdruck hochdeutsch war dem ganzen Mittelalter bis auf Luther fremd. Auch Luther kennt ihn nicht. Er nennt seine Sprache, — im Gegensatze der Ober= und Niederländer, aber beiden verständlich — die gemeine deutsche Sprache; er redet nach der „sechsischen Cantzeley, welcher nachfolgen alle fürsten und Könige in Teutschland. Alle reichstädte, fürstenhöfe schreiben nach der sechsischen cantzelei; darumb ists auch die gemeinste teutsche sprache. Keiser Maximilian und Churfürst Friedrich Hertzog zu Sachsen u. s. w. haben in Römischem reich die teutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen." Wie wenig paßt für eine solche Sprache die Benennung hochdeutsch! Nachweisbar zuerst gebraucht sie der Baseler Buchdrucker Adam Petri (1523) von seinem Oberdeutsch; in eben demselben Sinne gebrauchte es die nächstfolgende Zeit erst mit und durch Joh. Clajus, dessen deutsche Grammatik 1578 erschien, ist das Mißverständniß vollendet und seitdem oberdeutsch und hochdeutsch identisch. Näheres in Rud. v. Raumers lehrreicher Schrift: der Unterricht im Deutschen, Stuttgart, 1851. —

Nachdem Herr Pfeiffer bemerkt, wie Luthers Ansicht nur zur Hälfte richtig sei, — wie weder Kaiser noch Churfürst die Sprache gemacht haben, sondern dieselbe, nachdem sie als Dialect sich naturgemäß gebildet, allmählich und von selbst zur Schriftsprache geworden sei, wenn auch unter einem Einflusse von Oesterreich her, — verfolgt er das Mitteldeutsche nach seinem vom Ober= und Niederdeutschen fast gleichmäßig abstehenden Vocalismus bis in den Anfang des 12. Jhdts.; aus Mangel an Quellen lassen sich die Spuren desselben nicht früher nachweisen, und er findet denselben namentlich in der alten Wetterauischen Evan=

gelienharmonie, im Rolandsliede, im Graf Rudolf, in der Kaiserchronik, in Lambrechts Alexander, Hartmann vom Glauben, in der Crescentia u. a. m. Durch Jac. Grimms Aufsatz (in Haupt's Zeitschrift) wird man nothwendiger Weise auf die Vermuthung gebracht, die ganze neue Lehre vom Mitteldeutschen gründe sich unter gelegentlicher Beziehung einiger älterer ungenau reimender Gedichte und der Werke des Herrmann und Herbort von Fritzlar einzig und allein auf das Passional. Der Leser erfährt kein Wort, daß es außer dem Passional und den andern genannten Werken noch eine große Reihe von Denkmälern giebt (z. B. Pilatus, Athis und Prophilias, die Bruchstücke des Wernher von Elmendorf, das Leben der heiligen Elisabeth, das Vater Unser von H. von Krolewitz, das Leben des heiligen Ludwig von Thüringen, die Gedichte Frauenlobs, das jüngere Gedicht von Herzog Ernst, die Minneburg, das Marienleben vom Bruder Philipp u. dgl. m.) die alle nach Mitteldeutschland gehören und alle mehr oder weniger die eigenthümlichen Lautverhältnisse zeigen, wie dies schon in der sorgfältigen Abhandlung von W. Grimm wissenschaftlich begründet ist. Eine übersichtliche Darstellung verspart der Herr Verf. auf einen in Aussicht stehenden 2. Band dieser Beiträge, der unter Anderem auch das Evangelium Nicodemi bringen soll, ein noch dem 12. Jhdt. angehörendes Gedicht, dessen durchaus reine Reime das mitteldeutsche Lautsystem noch fester als bisher begründen und gegen alle Zweifel sicher stellen werden. —

Nach unserem Dafürhalten ist Letzteres kaum noch möglich. Es steht also mit Recht zu erwarten, daß die Grammatik von dieser Zwischenstufe zwischen Ober- und Niederdeutsch als einer selbstständigen Potenz genauere Notiz nimmt, als dies bisher geschehen. Für Grammatik und Literaturgeschichte erwächst daraus selbstredend der Vortheil besserer Gruppirung und größerer Deutlichkeit, der eben nicht gering anzuschlagen ist.

Ueber den folgenden Theil der Vorrede werden wir uns kürzer fassen trotz seiner nicht minder großen Wichtigkeit. Ganz besonders macht sich diese geltend bei der Untersuchung über des Dichters Geburtsort, über die frühe Verbreitung und Festsetzung der deutschen Sprache in Preußen und Polen und namentlich über die Gunst und Pflege, deren sich die deutsche Literatur von Seiten der obersten Meister des Ordens zu erfreuen hatte. Eine kurze Uebersicht über den Umfang und die Beschaffenheit der literarischen Bestrebungen in den Deutschordensländern im 14. Jhdt. giebt uns die ersten Umrisse einer reichen geistigen Thätigkeit in einer Gegend und unter Verhältnissen, die der Pflege der Musen sonst nichts weniger als günstig sind. Möchte es Herrn Pfeiffer doch gefallen, die weitere Ausführung der gegebenen Andeutungen, die er eine würdige und lohnende Aufgabe für eine sprachliche und literarhistorische Untersuchung nennt, selbst zu übernehmen und uns außer der Germanisirung des östlichen Deutschlands im 12. — 14. Jhdt. ein ausführliches Bild entwerfen von dem Zustande deutscher Cultur und Poesie im 14. u. 15. Jhdt., also einer Zeit, wo im Süden Deutschlands, dem alten Heimathlande des Gesanges, die Dichtkunst nur noch ein künstliches Dasein fristete, ja fast zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken war.

Und in diesem Landstriche bildet sich nun durch das aus fast allen deutschen Volksstämmen, aus Oesterreichern, Schwaben, Rheinländern, Ober- und Niedersachsen, bunt zusammengewürfelte Heer in dem neu besetzten Lande eine neue Sprache: ganz dieselbe Erscheinung, deren naturgemäße Nothwendigkeit oben in Bezug auf die Mundarten des mittleren Deutschlands nachgewiesen ist, und die daher auch in ihrem ganzen Wesen und Charakter nach Verlauf eines Jahrhunderts, wo die Mischung vollendet und die Sprache in neuem Gepräge Geltung gewonnen, die größte Aehnlichkeit mit der Sprache jener Gegenden hat. —

Der Hauptwerth der ganzen Chronik Jeroschins besteht lediglich in der Sprache. Als Geschichtswerk hat sie deshalb keine Bedeutung, weil sie eine genaue, oft fast wörtlich treue Uebersetzung der lateinischen Chronik des Peter von Duisburg ist. Dieser ist aber ein sehr bedeutender. Der Vorrath an seltenen und neuen Wörtern, der durch dieselbe dem deutschen Sprachschatze zugeführt wird, ist ein sehr beträchtlicher, und Nicolaus ist in diesem Punkte nur noch mit Wolfram von Eschenbach zu vergleichen, mit dem er auch sonst dann und wann Aehnlichkeit hat. Er bietet

in dieser Weise reiche Schätze, aber auch große Schwierigkeiten für den Lexicographen. Wer des Verfassers Umsicht und Sorgfalt bei der großen Vertrautheit mit seinem Gegenstande auch nur aus den Anmerkungen zu den deutschen Mystikern kennt, wird den Reichthum und die Wichtigkeit des Glossars S. 113 — 315 einigermaßen würdigen können. Die Wörter hat Herr Pfeiffer „unbeirrt durch die neuesten alt- und mittelhochdeutschen und angelsächsischen Wörterbücher, die so unpraktisch, störend und zeitraubend als möglich angelegt sind," in streng alphabetischer Ordnung aufgeführt und sich gehütet, „nach vielfach beliebter Weise die Zusammensetzungen unter ein erträumtes oder willkürlich angesetztes Stammwort zu vereinigen." Glücklicher Weise kommt dasselbe noch den angefangenen lexicalischen Werken von Müller und den Gebrüdern Grimm dem größten Theile nach zu Gute.

Außer dem Wortschatz hat der Verf. auch, wie zu erwarten stand, der Wortform, dem Versbau und Reim die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet und die Reime, den Vocalismus und Consonantismus am Schlusse der Vorrede in leicht überschaulicher Uebersicht und doch in gehöriger Ausführung zusammengestellt.

Von dem Gedichte selbst (gegen 30,000 Reimzeilen) hat Herr Pfeiffer nur etwa den 10. Theil abdrucken lassen nach einem Grundsatze, den er schon früher ausgesprochen hat, den er hier zu rechtfertigen und durch Vorgang und Beispiel plausibel zu machen sucht. Wir unterschreiben gern Alles, was er von „langathmigen und langweiligen Reimerien, von dickleibigen, an Stoff und Kunst durchaus bedeutungslosen Gedichten sagt, die außer den Herausgebern vielleicht kein zweiter mehr ganz liest, und deren wirklicher Gewinn für die Sprache und ihre Geschichte sich in einzelnen Fällen füglich auf ein Paar Bogen, hie und da auch auf ebenso viele Blätter hätte zusammendrängen lassen" und können uns doch mit dem Verfahren im Ganzen und Großen angewendet nicht einverstanden erklären. Freilich zieht Herr Pfeiffer auch hier eine Gränze, ja genau genommen negirt er sein eigenes Verfahren. „Alles, was der heimischen Heldensage angehört, wo auch das einzelne Unbedeutende als Glied und Theil eines großen kostbaren Ganzen stets einen eigenthümlichen Werth behält und Denkmäler, die wenigstens nach einer Seite hin ein wirkliches und unzweifelhaftes Interesse bieten," sollen von jener Maßregelung nicht betroffen werden. Sollte nun wohl irgend ein Werk aus alter Zeit nicht nach einer Seite hin wenigstens beachtenswerth sein? wichtig genug, um für einen Theil der Wissenschaft Stoff zu liefern? Vom nationalen, mehr noch vom allgemein wissenschaftlichen Standpunkte aus, der das Ganze beachten muß, um sich zu genügen, ist die Erhaltung des Ganzen wünschenswerth und nothwendig. Für Lexicographie und Grammatik ist, — alle anderen Disciplinen nicht gerechnet — das ganze Material unentbehrlich. Die Handschriften aber sind theils wegen geringer Zahl, theils nach der Natur der Sache eher der Vernichtung ausgesetzt. Und was verbürgt für jeden Auszug die Güte und möglichst große Zweckmäßigkeit desselben? wird Jeder im Stande sein, auf die Dauer den kommenden Generationen zu genügen, selbst bei der trefflichsten Auswahl, selbst bei der Befolgung der weisen Maßnahmen des Herrn Pfeiffer? (S. XIX) Wir glauben es nicht. Und der große Umfang der Gedichte, der Herrn Pfeiffer auch kein geringes Hinderniß zum Abdruck des Ganzen zu sein scheint, kommt in der That wenig in Betracht. Wir haben schon fast ebenso große Gedichte in neuester Zeit abdrucken sehen, Gedichte, von denen Mancher glaubte, daß sie nie würden gedruckt werden. Ja wir glauben, die ganze Chronik des Nicolaus von Jeroschin würde bei einiger Beschränkung des Drucks und Papiers (mehr in der Weise der „Dichtungen des deutschen Mittelalters" der Göschen'schen Verlagshandlung, als etwa der Maßmann'schen Kaiserchronik oder der Diemer'schen Gedichte des 12. u. 13. Jhdts.) kaum oder jeden Falls nicht viel den Preis dieser Beiträge, der uns, beiläufig gesagt, viel zu hoch scheint, überstiegen haben.

So viel über den reichen Inhalt, über die Wichtigkeit und Vortrefflichkeit dieser Beiträge. Welche Bedeutung dieselben für Grammatik, Lexicographie und Literaturgeschichte haben, werden die genannten Zweige der deutschen Sprachwissenschaft bald genug wahrnehmen lassen. Möge der unermüdlich thätige Verfasser derselben uns recht bald mit der versprochenen Fortsetzung und Ergänzung der Beiträge erfreuen können!

Dr. Sachse.

Briefwechsel zwischen Göthe und Staatsrath Schultz. Herausgegeben und eingeleitet von H. Düntzer. Mit einem Bildnisse von Schultz. Leipzig, Dyk'sche Buchh. 1853.

Der vorliegende Briefwechsel, auf den man schon lange mit Sehnsucht geharrt hat, bildet eine wichtige Ergänzung zu dem Zelter'schen. Nur sehr wenige Briefe von den hier mitgetheilten sind früher in Welcker's und Näke's Rheinischem Museum mitgetheilt worden. Von Göthe lagen dem Herausgeber die Originale vor, von Schultz meist die Entwürfe. Die beigefügten Anmerkungen reichen vollkommen zum Verständniß hin. Vorausgeschickt ist die Biographie von Schultz, für welche dem Verf. ein zahlreicher Briefwechsel, Acten und ein beträchtlicher literarischer Nachlaß zu Gebote standen. Angehängt sind die noch ungedruckten Aufsätze, die sich auf die Farbenlehre und Kunstgeschichte beziehen.

Schultz ist dem größeren Publikum hauptsächlich nur nach zwei Seiten hin bisher bekannt gewesen, und gerade diese zwei Richtungen seiner Thätigkeit sind seinem Rufe nicht sehr förderlich gewesen; dieß ist seine Thätigkeit als Regierungsbevollmächtigter bei der Universität Berlin und seine literarische Thätigkeit in seinen letzten Lebensjahren auf geschichtlichem Felde, wo er mit seiner Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer Niebuhr so entschieden entgegentrat. Seine Auffassung der römischen Geschichte war eine verkehrte; daß er aber in seinen falschen Ansichten so fest verharrte, davon trägt die Hauptschuld der verstorbene Professor Heinrich in Bonn, welcher ihn in seinen philologischen Irrthümern, denn Schultz besaß nur geringe philologische Kenntnisse und zog deshalb Heinrich zu Rathe, bestärkte, bloß aus Haß gegen Niebuhr, um einmal Niebuhr einen, wenn auch nicht ebenbürtigen, Gegner entgegenzustellen. Schultz büßte für fremde Schuld, und so ist er auch auf politischem Felde als Werkzeug von der Partei gebraucht worden, welche die liberalen Bestrebungen im Schoße der deutschen Universitäten bekämpfen zu müssen glaubte. Er hat als Regierungsbevollmächtigter keine glückliche Rolle gespielt, er verfeindete sich mit den Männern, mit denen er bisher innig befreundet gewesen war, wie Altenstein, Schleiermacher, Fr. v. Raumer u. A., allein, wenn er sich auch von Hartnäckigkeit und Rechthaberei nicht frei gehalten hat, so ist er doch immer eine überaus treffliche Persönlichkeit; sein Diensteifer, seine unbescholtene Treue, sein warmes Ehrgefühl, seine Aufopferungsfähigkeit für Freunde und Verwandte lassen ihn uns als einen ganzen Mann erscheinen.

Schultz war im J. 1781 in Marienwerder geboren. Er stieg schnell im Staatsdienste. Die Conflicte, in welche er als Regierungsbevollmächtigter mit dem Ministerium Altenstein kam, veranlaßten seinen halb unfreiwilligen Austritt aus dem Staatsdienst. Mit vollem Gehalt siedelte er nach Wetzlar über, wo er mit Hofrath Buff u. A. in befreundetem Umgange lebte. Dort begannen seine antiquarischen Studien, die von dem Studium der Ueberreste römischer Baukunst auf die Schriftsteller Pomponius Mela, Frontinus, Vitruvius u. A. sich ausdehnten. Hierauf zog er nach Bonn, wo er am 19. Juni 1834 starb.

Mit Göthe trat er 1814 in Verbindung; von da an zieht sich der Briefwechsel mit einigen Unterbrechungen bis zu Göthe's Tode fort. Vorzugsweise sind die Briefe eine werthvolle Ergänzung zu Göthe's Farbenlehre, Beide theilen sich ihre Beobachtungen und Untersuchungen über diesen Punkt ausführlich mit. Außerdem beziehen sie sich auf Göthe's mineralogische Studien und behandeln Einzelnes aus der Kunstgeschichte. Die Wetzlarer Briefe berichten von den antiquarischen Forschungen, zu denen Göthe einige Beiträge gab. Als Ergänzung zu der Biographie des Dichters sind die Nachrichten über Schubarth, den Göthe durch Schultz im preußischen Dienst anstellen zu können hoffte und von dem öfters die Rede ist, und über Immermann zu betrachten, der sich damals (1823, 18. Mai, Brief Göthe's) durch kleinere Sachen bekannt zu machen angefangen hatte und von Schultz begünstigt wurde.

Was andere Arbeiten Göthe's betrifft, so erwähnt (1821. 28. Novbr.) Göthe beiläufig der Restitution des Euripideischen Phaethon nach dem Programm von G. Hermann, die ihn beschäftige, Mai 1823, aber als noch nicht erschienen erwähnt wird

(S. 272). — Das Gedicht, Marienbad 1823: „Wenn sich lebendig Silber neigt" theilt Göthe auch an Schultz von Marienbad (19. Aug. 1823.) mit der Ueberschrift: „Zur Ablehnung des Vorwurfs, als wenn ich mich zuviel mit dem Himmel abgäbe und die Erde vernachlässige" mit. — Der 1824 verfaßte Aufsatz über die Externsteine wird S. 304 erwähnt. — Mit besonderer Theilnahme spricht Göthe über Schillers Briefe (1824), die er mit den seinigen herausgeben wolle; und namentlich anziehend ist eine längere Stelle in dem Briefe vom 10. Jan. 1829 (S. 361): „die Correspondenz mit Schiller würdigen Sie vollkommen richtig. Man könnte sagen, ich sei sehr naiv, dergleichen drucken zu lassen; aber ich hielt gerade den jetzigen Zeitpunkt für den eigentlichen, jene Epoche wieder vorzuführen, da wo Sie und so manche andere treffliche Menschen jung waren und strebten und sich zu bilden suchten, da wo wir Aelteren aufstrebten, uns auch zu bilden suchten und uns mitunter ungeschickt genug benahmen; solchen damals Gleichzeitigen kommt es eigentlich zu Gute d. h. zu Heiterkeit und Behagen. Denn was kann heiterer sein, daß es beinahe komisch wird, die Briefe mit der pomposen Ankündigung der Horen anfangen zu sehen, und gleich darauf Redaction und Theilnehmer ängstlich um Manuscript verlegen! Das ist wirklich lustig anzuschauen, und doch, wäre damals der Trieb und Drang nicht gewesen, den Augenblick aufs Papier zu bringen, so sähe in der deutschen Literatur alles anders aus. Schiller's Geist mußte sich manifestiren; ich endigte eben die Lehrjahre, und mein ganzer Sinn ging wieder nach Italien zurück. Behüte Gott, daß Jemand sich den Zustand der damaligen deutschen Literatur, deren Verdienste ich nicht verkennen will, vergegenwärtige! thut es aber ein gewandter Geist, so wird er mir nicht verdenken, daß ich hier kein Heil suchte. Ich hatte in meinen letzten Bänden bei Göschen das Möglichste gethan, z. B. in meinem Tasso des Herzensblutes vielleicht mehr als billig ist transfundirt, und doch meldete mir dieser wackere Verleger, dessen Wort ich in Ehren halten muß, daß diese Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe. Mit Wilhelm Meister ging es mir noch schlimmer. Die Puppen waren den Gebildeten zu gering, die Comödianten den Gentlemen zu schlechte Gesellschaft, die Mädchen zu lose; hauptsächlich aber hieß es, es sei kein Werther. Und ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel giebt davon ein merkwürdiges Zeugniß. Meyer war schon wieder nach Italien gegangen, und meine Absicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schiller'n, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich, oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über den Alpen näher gewahr wurde. Hätt' es ihm nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt und im Allgemeinen wie im Besondern wäre gar manches anders geblieben. Die sechs Bändchen Briefe lassen hiervon gar Vieles durchblicken."

In Bezug auf die Diction sei bemerkt, daß manche Eigenthümlichkeiten, die sich in Göthe's Briefen finden, z. B. die kurzen superlativen Adverbia in den Unterschriften, die Auslassung des persönlichen Fürworts 1. Person, auch hier wieder vorkommen, auch Anderes, z. B. der Participial-Gebrauch S. 275: „ich bin verlangend über die mannichfaltigen Erfahrungen", S. 277: „auch einem jungen Eckermann habe ich eine Weile gefolgt." —

Dem Wunsche des Herausgebers, daß auch die noch ungedruckten Briefe Göthe's an andere Freunde bald mögen veröffentlicht werden, können wir nur aus vollem Herzen beistimmen; mögen sie einer gleich sorgfältigen Redaction theilhaftig werden.

Hölscher.

Kudrun, Uebersetzung und Urtext, mit erklärenden Abhandlungen herausgegeben von Plönnies. Mit einer systematischen Darstellung der mittelhochdeutschen epischen Verskunst von Max Rieger. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1853.

„Das vorliegende Buch," sagt das Vorwort, „will seinen Lesern Anregung und Stoff dazu geben, das deutsche Epos gründlicher kennen und würdigen zu lernen, als es mit Hülfe von Uebersetzungen und andern bequemen Mitteln zu geschehen pflegt — es möchte dem Studium des Mittelhochdeutschen neue Freunde gewinnen, und nach Kräften dazu beitragen, das Uebersetzen unserer nationalen Heldengedichte immer überflüssiger zu machen." Zu diesem Zwecke bietet uns das Buch erstens Urtext und Uebersetzung auf je zwei Seiten sich gegenüber stehend; ersterem liegt der Hauptsache nach die Müllenhoff'sche Recension zu Grunde „in der Art, daß von den durch ihn gebilligten Strophen fast keine fehlen, über 200 andere aber aus der Handschrift wieder hinzugekommen sind", und daß das Gedicht mit Strophe 204 beginnt und mit 1648 schließt, im Ganzen aber 659 Strophen zählt. Von S. 161—385 folgen sodann, außer der auf dem Titel genannten, folgende Abhandlungen: 1) Vom deutschen und griechischen Epos und von der Kudrun. 2) Analyse des Gedichts. 3) Zur Sage. 5) Vom Lokal und den Lokalitäten (Geographisches und von der Einrichtung der Burgen, mit einer Karte der westlichen Scheldemündung.). 6) Rittertracht und Waffen. 7) Zur Textkritik. 8) Anmerkungen.

Wir wollen mit gegenwärtiger Anzeige zunächst nur die Lehrer der deutschen Literaturgeschichte und die Freunde altdeutscher Dichtung aufmerksam machen auf die gediegene Arbeit, die wir in dem Buche vor uns haben und damit unsern Dank abtragen für die Belehrung und Anregung, die wir daraus gewonnen. Auf eine eingehende Besprechung müssen wir schon darum verzichten, weil wir uns nicht zu den „Mitforschern" auf dem Gebiete zählen können. Dieß bitten wir nicht außer Acht zu lassen, wenn wir in den folgenden Bemerkungen dennoch einzelne Ausstellungen vorbringen werden. Zuvörderst finden wir, wie in der angeführten Eingangsstelle des Vorwortes, so auch in der Einrichtung und dem Charakter des Buches eine gewisse Unklarheit in Hinsicht auf den Leserkreis und damit auch auf den Zweck dieser Bearbeitung, und wenn wir S. 241 lesen, daß dieselbe mit einem gelehrten Zweck einen populären verbindet, so finden wir damit zwar ihren Charakter deutlich bezeichnet, bezweifeln aber, daß das verdienstvolle Buch seinen Hauptwerth in dieser Verbindung suchen dürfte. Auffallend lautet es auch, wenn eine Ausgabe der Kudrun, als deren wesentlichen Theil wir jedenfalls die neudeutsche Uebersetzung zu betrachten haben, „nach Kräften dazu beitragen soll, das Uebersetzen unserer nationalen Heldengedichte immer überflüssiger zu machen." Hatte der Verf. bei dieser Aeußerung vielleicht die studirende Jugend oder überhaupt solche Leser im Auge, welchen der Gebrauch von Uebersetzungen durch die Kenntniß des Altdeutschen entbehrlich werden soll, so konnte diesem Zwecke jedenfalls besser gedient werden mit einer Ausgabe des Urtextes und einem Wörterbuche, in der Art wie Ph. Wackernagel in Elberfeld die Nibelungen behandelt hat in den „Edelsteinen" u. s. w., wozu dann die Abhandlungen als eine höchst schätzbare Zugabe kommen würden. Dieß wäre dann ein Buch für die Lernenden, während für die Freunde unserer Heldendichtung in den weiteren Kreisen der Bildung, für welche das Bedürfniß von Uebersetzungen schwerlich jemals schwinden wird, eine besondere Ausgabe der neudeutschen Kudrun, etwa noch mit einem Anhange der nöthigsten Sacherklärungen, gewiß ein willkommenes Büchlein sein würde. Denn in der Uebersetzung selbst begrüßen wir, abgesehen von der Abrundung des Gedichtes durch Ausscheidung des Unächten und Müßigen, einen wesentlichen Fortschritt vor der Simrock'schen, und verweisen die Leser dieser Anzeige mit Zuversicht auf eigne Anschauung und Prüfung. Wir haben vor einem größeren Kreise gebildeter Hörer die Erfahrung gemacht, daß die leichte Verständlichkeit, die frische und warme Ursprünglichkeit der Darstellung und das glückliche Treffen der antiken Naivität im Tone von Anfang bis zu Ende ohne nennenswerthe Ausnahmen die Probe bestanden hat. Hinsichtlich der Treue der Ueber-

setzung bieten die Anmerkungen der 8. Abhandlung eine Reihe von Vergleichungen mit der Uebersetzung von Simrock; wir verweisen darauf, zugleich aber auch auf die Anerkennung, welche S. 365 den Verdiensten Simrocks gezollt wird, und die wir mit vollster Ueberzeugung theilen. Was die metrische Treue anbelangt, so sind, wie das Vorwort sagt, „die Gesetze der mittelhochdeutschen Verskunst, insoweit diese als eigenthümlich deutsche Verskunst noch heute gelten kann, auf das Neuhochdeutsche möglichst angewandt," und in dieser Beziehung möchte vielleicht Mancher mit uns den Uebersetzer einer allzugroßen Aengstlichkeit und Abhängigkeit von der alten Metrik gegenüber den heute geltenden Gesetzen der Betonung und Versmessung zeihen. Schwer möchten wenigstens in der classischen Dichtung der Neuzeit Belege zu finden sein für so baarscharfe Unterscheidung, wie sie hier z. B. gemacht wird zwischen der Geltung der Ableitungs- und Flexionssilben in „Könige" „besseren" einerseits, und „freundliche" „höfische" andrerseits. Es scheint uns Laien eine so einseitige Geltendmachung des historischen Princips auf diesem Gebiete eben so mißlich, wie auf dem der Orthographie. Von den Abhandlungen heben wir die Analyse des Gedichtes hervor, weil sie in sehr geschickter Weise die Motive der Dichtung in die Darlegung des epischen Verlaufes verflochten hat. Wer beim Unterrichte schon von der trefflichen Analyse der Nibelungen in Vilmar's Lit. Gesch. Gebrauch gemacht hat, wird uns zugeben, daß eine solche vor oder nach der Lectüre des Gedichtes ihren selbstständigen Werth hat. Bei den übrigen Abhandlungen äußert die Verbindung des populären und gelehrten Zweckes eine nachtheilige Wirkung, denn wir müssen sie wenigstens theilweise als für Lernende zu esoterisch gehalten bezeichnen. Es ist dies übrigens ein Mangel, der uns an Arbeiten auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur schon mehrfach aufgefallen ist. Sonst ist es ein rühmlicher Zug der Zeit, daß die Männer der Wissenschaft es nicht mehr verschmähen, allgemein verständliche und schöne Darstellung zu paaren mit strenger Wissenschaftlichkeit, und die Forscher der altdeutschen Literatur dürften sich in dieser Hinsicht wohl jetzt schon selbst die Philologen der altclassischen Zeit zu Mustern nehmen. Auch die öfters sich vordrängende Polemik würden die Leser des Buches gern vermissen, zumal wenn sie gegen Männer wie Gervinus in einer Weise geübt wird, die mit der gegenüber den Verdiensten Simrocks ausgesprochenen edlen Bescheidenheit sich nicht recht zusammenreimen will. Im Uebrigen findet man in diesen Abhandlungen viel des Trefflichen, was das Verständniß der Kudrun und unserer alten Heldengedichte überhaupt fördern kann.

Mannheim. **K. Baumann.**

Hessische Sagen von J. W. Wolf. Göttingen, Dieterich; Leipzig, Vogel 1853.

Der treffliche Forscher auf dem Gebiete der deutschen Mythologie liefert hier einen neuen höchst schätzbaren Beitrag zur Erkenntniß derselben. Aus einem, wie er selbst beklagend ausspricht, magern Boden ist es ihm doch gelungen, Früchte zu ernten, die ein gutes Theil zur Förderung der jungen Wissenschaft beitragen mögen. 278 Sagen enthält das Buch, geordnet, wie schon frühere Arbeiten des Verfassers nach der in Grimm's Mythologie und seinen eigenen „Beiträgen zur deutschen Mythologie" eingeführten Reihenfolge der Gottheiten und dämonischen Wesen. Die wissenschaftlichen Resultate werden zwar nicht vollständig gezogen, aber doch angedeutet in Einleitung und Anmerkungen. Einer weitern Inhaltsangabe bedarf es nicht, da das Buch selbst für jeden auf demselben Felde Arbeitenden eine nicht zu übergehende Quelle ist, demjenigen aber, welcher nur im Allgemeinen sich für Sagen interessirt, die Versicherung genügen kann, daß er hier einen reichen Schatz derselben in trefflicher, durch keine Verschönerungssucht getrübter Darstellung findet. Es thut dem Werthe des Buches keinen Eintrag, daß der Verfasser von einer Ansicht ausgeht, die schwerlich allgemeinen Anklang finden dürfte: daß er nämlich den Geist, der in diesen Resten des Alterthums lebte, durch dieselben dem deutschen Volke wieder einimpfen und dieses in ein Zeitalter zurückführen möchte, dessen Herrlichkeit doch gar problematisch ist. Wenn er die Meinung, daß die Anlegung von Kirch-

höfen in Mitten der Wohnhäuser der Gesundheit schädlich sei, modern heidnischen Aberglauben nennt, und Aehnliches, so sind das Ansichten, in denen ihm freilich wenige Leser folgen dürften; doch wird darum der Gebildete nicht weniger lesenswerthen Inhalt, der Gelehrte nicht weniger wichtigen Stoff in dem Buche finden.

Englands historische Literatur seit den letzten fünf Jahren von Friedrich W. Ebeling. Berlin, Herbig 1852.

Des Verfassers „Englands Geschichtsschreiber" haben ihre Würdigung in dieser Zeitschr. bereits erfahren, die Kritik kann sich also begnügen, von dem vorliegenden Supplement derselben zu sagen, es sei um Nichts besser und um Nichts schlechter als die frühere Arbeit: eine Sammlung von Büchertiteln, denen zuweilen Urtheile von lakonischer Kürze ohne die mindeste Motivirung, oder Stellen aus Recensionen dem Werke beigefügt sind.

Voran gehen einige Seiten „Zum Anschluß," in denen Herr Ebeling sich im gemeinsten Schimpfen auf Rob. Prutz, Wappäus (welche beide sein Buch ungünstig zu beurtheilen gewagt), die gesammte Kritik, die Gelehrten im Allgemeinen und Besondern, und auf einige andere Dinge ergeht, einen ungemessenen Hochmuth und möglichst unedle Gesinnung bekundet und dem unbefangenen Leser einen Ekel erweckt, der genügend wäre, gegen eine bessere Arbeit als die des Herrn Ebeling ist, ungünstige Vorurtheile zu erwecken. **H. Fischer.**

Legendenbuch für Schule und Haus. Herausgegeben von F. Brunold. Weißenfels, 1854. Verlag von F. Stein.

Die Lust an Anthologieen ist in der deutschen Literatur rasch zur Hand, sich an jede Richtung anzuschließen und sie auszubeuten. Kaum ist ernstlich mit dem Sammeln von Sagen begonnen, da werden sie uns auch schon von Ludwig Bechstein in Prosa überarbeitet und verballhornt, und ein in diese Forschungen Eingeweihter veranstaltet sogar eine eigene Sammlung solcher Gedichte, die Sagen erzählen, und erläutert sie uns mythologisch: ein mehr sinniger als reifer Gedanke, da gerade zu diesem Zwecke eine sehr sorgfältige Auswahl in Prosa hätte veranstaltet und das Aufgenommene für ein größeres Publikum erläutert werden sollen; dadurch hätte sich Interesse für diese Forschungen selbst erwecken lassen, während die Zahl der Gedichte, die gleich der Lenore, dem Erlkönig u. s. w. eine solche Erläuterung verdienen, nicht übermäßig groß und die Erläuterung ganz neuer, vielleicht dort zum erstenmale gedruckter Gedichte ein Mißgriff ist.

Das Legendenbuch, welches Herr F. Brunold, dem wir besonders als Erzähler in Stein's Hausbibliothek begegneten, herausgab, eilt dem eifrigen Legendensammeln in Deutschland sogar voraus, denn so viel auch schon an Sagen und Märchen gesammelt ist, liegt doch kaum erst eine Hand voll Legenden vor. Es sind freilich von Herrn Brunold auch viele fremde Legenden, namentlich jüdische aufgenommen. Das mag für die Zwecke des Buches sein Gutes haben, doch wird es farblos dadurch und verläßt in anderer Beziehung wieder gewiß nicht zu seinem Vortheil den nationalen Boden. Für uns wenigstens ist die Legende wesentlich die Erzählung einer Begebenheit, wie sie durch den Zusammenstoß der christlichen mit der heidnischen Weltanschauung sich gebildet hat, so jedoch, daß in der Legende der religiöse Charakter noch nicht abgestreift ist und immer als ein christlicher erscheint, während er in Sage und Märchen mehr vermischt oder auch (selbst ohne die gelehrte Forschung) als heidnisch erscheint.

Die Zahl der im Buche genannten Dichter beträgt 67. Die hauptsächlichsten, von denen Beiträge aufgenommen wurden, sind A. v. Arnim, A. v. Chamisso, J. D. Falk, Gaudy, Göthe, Heine, Herder, J. Kerner, Rückert, Schwab, Simrock

und Uhland. So weit wir darüber urtheilen können, und so weit Vollständigkeit bei solchen Sammlungen zu erreichen ist, glauben wir sie der vorliegenden nachsagen zu können. Manches hätte sogar können wegbleiben.

Bei Anlegung einer Anthologie wird man stets auf Partien stoßen, für die verhältnißmäßig erst wenig Material vorliegt. Ist nun der Herausgeber der Mann dazu, so mag er ja keinen Fleiß sparen, um behutsam, einfach und sachgemäß die Lücken auszufüllen. Bei prosaischen Anthologien wird dies oft durch Bearbeitungen geschichtlicher und verwandter Stoffe sehr leicht sein und selbst in dieser poetischen Sammlung sehen wir Herrn Brunold mehrmals mit Gedichten auftreten, die solche Lücken glücklich ergänzen, ohne doch Lückenbüßer zu sein. Aber er ist im Ganzen doch kein gerechter Haushalter in einem Werke, wie dieses, das zwar nie genug des bisher übersehenen Guten bringen kann, doch immer ein Ehrentempel für die berücksichtigten Schriftsteller bleiben muß, und wo daher jede ungerechtfertigte Begünstigung, die einem Einzelnen zu Theil wird, gerügt werden muß. Wäre der Mann, von dem eine kleine Gedichtsammlung für sich in das Legendenbuch aufgenommen ist, wirklich mehr als ein Dilettant, so hätte ihm die Nation selbst schon lange von Herrn Brunold den Dichterlorbeer gereicht, da sein Name sogar ohne alle Rücksicht auf literarische Leistungen sich längst einer nicht unbedeutenden Popularität erfreut.

Noch müssen wir bedauern, daß der Herausgeber der jetzigen Sitte sich *nicht* gefügt hat, wonach man derartigen Sammlungen durch Beigaben, die schon *an* sich einigen literarischen Werth haben, neben ihrem rein praktischen Nutzen auch für den Kenner und Literaturfreund Interesse zu verleihen sucht. Einige kurze Notizen über das Leben der in der Sammlung berücksichtigten Dichter, als das Minimum dessen, was in dieser Beziehung gegeben werden konnte, finden sich allerdings vor, sollten aber sorgfältiger sein. F. Bäßler, ein Name, der in der That auf dem Gebiete der Legenden nicht fehlen durfte, ist nicht mehr Diakonus zu Freiburg an der Unstrut, sondern Geistlicher in Magdeburg; der Buchhändler Hilsenberg zu Erfurt, der sich Ludwig von Erfurt nannte, ist seit Jahren todt; Frau von Plönnies lebt. Rückert lebt abwechselnd zu Berlin und Neuseß. Friedrich Saß, von dem wohl schwerlich einer seiner Freunde gewußt hat, daß er jemals eine Wundermonstranz besungen, war der Sohn eines Badearztes zu Travemünde, schrieb zuerst unter dem Namen Alexander von Soltwedel, lebte als Journalist hauptsächlich in Hamburg, Leipzig und Berlin, verließ die letztere Stadt 1849 und starb im Auslande.

Möchten diese Ausstellungen bei einer zweiten Auflage, welche das Buch vermuthlich erleben wird, berücksichtigt werden. **H. Pröhle.**

Plutarchs vergleichende Lebensbeschreibungen in einer Auswahl für die Jugend bearbeitet von Dr. J. Lamey, Professor am Lyceum zu Mannheim. Mannheim, bei Bassermann und Mathy 1854.

Auf den Werth der Plutarch'schen Lebensbeschreibungen als Lectüre für die studirende Jugend hat schon Götzinger in seiner Erläuterung deutscher Dichter hingewiesen und nach ihm noch nachdrücklicher Hiecke in seinem Buche über den deutschen Unterricht; letzterer hat nicht nur die Forderung einer deutschen Bearbeitung dieses Schriftstellers für unsere Schulen begründet, sondern auch für Anlage und Ausführung einer solchen Bearbeitung schätzenswerthe Fingerzeige gegeben. Wir glauben das dort (p. 40 und 94) Gesagte nicht wiederholen oder weiter begründen zu müssen, um für das vorliegende Buch das Recht seines Erscheinens nachzuweisen; vielmehr wollen wir in Kürze darzuthun versuchen, daß und in wie weit die Arbeit, die wir allem Anscheine nach der durch Hiecke gegebenen Anregung verdanken dürfen, in die rechten Hände gekommen ist.

Außer einer kurzen Einleitung, welche das Wesentlichste mittheilt über die Lebensverhältnisse des Schriftstellers und über seine Geistesrichtung, besonders insoweit sie aus den Lebensbeschreibungen zu Tage tritt, enthält das Buch auf 475 S. kl. 8° die Lebensbeschreibungen von sechs Griechen und ebensoviel Römern, nämlich

von Lykurg, Solon, Themistokles, Pelopidas, Timoleon, Alexander der Große, Romulus, Numa, Publicola, Camillus, Cato der Aeltere und Aemilius Paulus, und am Schlusse noch eine Zeittafel der wichtigsten Facta. Der Verf. hat gesucht möglichst treu am Originale festzuhalten und erlaubte sich nur Auslassungen einzelner gelehrter Notizen oder dem Gange der Erzählung allzufern liegender Bemerkungen des Schriftstellers. Ob der Auslassungen nicht noch mehr sein dürften, z. B. von Räsonnements, die selbst für den reiferen Leser von sehr untergeordnetem Werthe sind, in einem Lesebuche für die Jugend aber gar nicht vermißt würden*); ob überhaupt der in dem Charakter einer „Bearbeitung" begründeten Forderung der Kürzung und Zusammenziehung vollkommen Genüge geschehen, darüber dürften Andere wohl anderer Meinung sein; die Hauptsache aber ist nach unserem Dafürhalten dem Verfasser gelungen, nämlich den Plutarch in einem wirklich deutschen Gewande und zwar in einem recht ansprechenden unsrer Jugend nahe gebracht zu haben. Wir haben z. B. den ganzen Timoleon gelesen, ohne an einer einzigen Stelle erinnert worden zu sein, daß wir die Uebertragung eines griechischen Textes vor uns hatten: so glücklich hat sich der Verfasser bei aller Treue gegen den Geist und individuellen Ton des Originals von dem gewöhnlichen Uebersetzungston frei zu halten gewußt. Die schwerfälligen Perioden sind überall in leichtere Satzgefüge aufgelöst, und der Ausdruck ist gefällig und klar, und verräth ebensoviele Gewandtheit als Wärme für den Gegenstand. Am meisten möchte unter dem Gesichtspunkte eines Lesebuches die Bearbeitung des Alexander der Vorwurf einer allzugetreuen Uebertragung treffen und wohl auch die griechischen Ausgänge bei dem Namen, wie Alexandros u. dergl., nicht allgemeine Billigung finden. Die übrige Einrichtung des Buches kann gleichfalls als gelungen bezeichnet werden. Der Text ist unter passenden Ueberschriften zweckmäßig in kürzere Abschnitte gebracht, was die Uebersicht und Gruppirung des Stoffes erleichtert und überhaupt mehrfachen Werth hat. Kurze Bemerkungen unter dem Texte geben die nöthigen Erklärungen antiquarischer und geographischer, mitunter auch historischer Punkte. Doch geben wir dem Verfasser für die zu erwartende Fortsetzung und eine neue Auflage zu erwägen, ob er nicht nach Hiecke's Rath auch interessante Züge oder sonstige passende Zusätze aus Plutarchs übrigen Schriften und selbst aus andern Schriftstellern gehörigen Orts anbringen sollte. — Auch die äußere Ausstattung des Buches ist gefällig. Wir hoffen, daß Plutarch in dieser Gestalt auch über den Kreis unserer Schulen hinaus sich Freunde erwerben werde, und wünschen und erwarten deßwegen auch in Bälde die Fortsetzung der Bearbeitung. **B.**

Vorlesungen über Shakspeare's Hamlet von Dr. Ludwig Ekardt. Aarau, bei Sauerländer 1854.

Es ist eine gewöhnliche Ansicht, daß ein Kunstwerk in einem Momente fertig und vollendet vor die Seele des wahrhaft künstlerisch begabten Schöpfers hintritt. Es mag dies eine Wahrheit haben bei solchen Kunstwerken, welche in einer Anschauung erfaßt werden können; entschieden falsch ist es aber bei solchen, welche uns eine lange Reihe innig mit einander zu einem Ganzen verwebter Urbilder vorführen. Zur Gestaltung solcher Einheit bedarf es einer organisirenden Kraft, die der lebendig bildenden Phantasie ihren Gang und ihre Richtung vorschreibt, einer klaren Anschauung des Zweckes und der mannigfaltigen zu seiner Ausführung gebotenen Mittel und einer langen Betastung der allmählich in begeisterten Momenten entstehenden Einzelgemälde. Wir haben deshalb wohl manche Kunstwerke, die bei nicht zu verkennender reicher Begabung des Schöpfers doch kein harmonisch auf

---

*) Dahin rechnen wir zunächst die beiden aufgenommenen Vergleichungen zwischen Lykurg und Numa, zwischen Timoleon und Aemilius Paulus, und beispielsweise einzelne Reflexionen p. 24, 33, 41, 140, 152, 296.

einen Zweck hin wirkendes Ganzes darbieten; eben so wissen wir, wie classische Werke nur langsam unter der Hand des Dichters reiften und noch während der Ausführung manche Umgestaltung erfuhren. Die neueste Zeit hat dieß immer mehr zu würdigen begonnen und sich eben deshalb auch zur Aufgabe gemacht, mit aller Sorgfalt dem in der Seele des Schöpfers werdenden Kunstwerke nachzugehen und es in der Einheit, in der es sich dort ausprägte, Allen zum vollen Bewußtsein zu bringen. Wir könnten zum Belege manche treffliche Arbeit der Neuheit aufzählen. Zu ihnen und dem Geistreichsten, was auf diesem Gebiete geleistet worden, gehört ohne Zweifel die oben genannte des Herrn Dr. Ekardt, der sich schon rühmlichst durch seine Vorlesungen über Göthe's Torquato Tasso bekannt gemacht hat. Er faßt nämlich Hamlet, wie Faust, in universeller Beziehung als Repräsentanten der ganzen Menschheit. Dort in Faust sehen wir, behauptet derselbe, den Zweifel in seiner Richtung auf die Ideen der Vernunft, hier in Hamlet in seinem Einfluß auf das Handeln. Ist Faust die große Dichtung über die Trennung und Versöhnung der göttlichen und menschlichen Natur, so Hamlet über die Trennung und Versöhnung der Nothwendigkeit und der menschlichen Freiheit; sie ist, da die Tragödie den Menschen im Ringen mit seinem Geschicke darzustellen hat, unserem Verfasser die Krone der Tragödien, die Tragödie par excellence. Göthe, der Dichter einer philosophischen Nation, machte den Menschen in seinem Kampfe gegen die Schranken der Vernunft, Shakspeare der Dichter eines handelnden Volkes, den Menschen im Conflicte der sittlichen Freiheit und Thatkraft zum Stoff einer Welttragödie. Weil Faust eine höhere übermenschliche Erkenntniß anstrebt, geht ihm selbst die Wahrheit verloren, die wir wissen können; weil Hamlet ein von äußeren Veranlassungen freieres Handeln, als uns hier zukommt, ein mit der ängstlichsten Erwägung aller möglichen und wirklichen Folgen verbundenes, demnach eine fast göttliche Seherkraft voraussetzendes Handeln verlangt, geräth er beinahe in völlige Thatlosigkeit, bis er endlich die von ihm geforderte That vor dem Richterstuhle der eigenen Vernunft gerechtfertigt hat und, seine Sache und deren Ausgang in Gottes Hand legend, zur That schreitet.

Hamlet's Stoß ist kein bloßer Zufall, kein Resultat blinden Hasses; er ist aber auch kein Sieg der höhern Nothwendigkeit über die Freiheit in dem Sinne, daß letztere verneint würde. Er ist ein Werkzeug der Weltordnung; aber es ist sein freier Entschluß, der ihn zum Werkzeug macht; er handelt im Sinne der Gottheit, aber auch aus seinem freien Willen heraus. Den Schlüssel zur Thatlosigkeit Hamlet's findet deshalb der Verfasser nicht in der Leidenschaft der Liebe, (Sievers), auch nicht im Streben nach absoluter Reinheit des Handelns (Rötscher), auch nicht in der Schwäche des Willens (Göthe und Gervinus) sondern im Denken, welches theils durch Zweifeln, theils durch allzu scharfsinniges Erwägen des Ausganges den raschen Entschluß lähmt, oder „ihn feige" macht.

Dieß die dem Verfasser durchweg eigenthümliche originelle Anschauung des Dramas; gern hätten wir es gesehen, wenn derselbe den Leser in einer historischen Einleitung mit den Anschauungen seiner Vorgänger und dem Nichtbefriedigenden derselben bekannt gemacht hätte; er würde so die seinige noch mehr in ihrer Berechtigung zum Bewußtsein gebracht haben. Sie ist eine sehr ideale, das Drama ungemein hoch stellende und führt auf das Gebiet der Philosophie, auf eine Entwicklung der Begriffe der Nothwendigkeit und Freiheit und ihr gegenseitiges Verhältniß hinüber; bei denkender Kraft und philosophischer Bildung hat der Verfasser diese Entwicklung nicht bei Seite gelassen. Gefragt kann aber werden, ob diese ideale Auffassung nicht eine zu ideale ist? ob denn dieser Willensprozeß wirklich der Hauptgegenstand des Dramas sein sollte? Jedenfalls findet sich derselbe ganz so vor, wie ihn der Verfasser mit eindringendem Scharfsinn die Entwicklung des Ganzen hindurch verfolgt; er könnte aber doch nur ein untergeordnetes Moment bei der Verfolgung eines andern Hauptzweckes z. B. der Schilderung des in einem edeln Charakter geweckten Rachegefühles mit allen seinen Irrungen und Schwankungen bilden, Irrungen und Schwankungen, die in jedem Drama je nach der sittlichen Bildung der handelnden Individuen wiederkehren und nur hier dem behandelten Stoffe und dem Charakter des Haupthelden gemäß etwas mehr hervortreten. Sagt

ein neuer Kritiker, „Hamlet ist nicht das bewundrungwürdigste Stück Shakspeare's, aber Shakspeare am bewundrungwürdigsten im Hamlet, dem positiven Grundmenschen und dem individuellen, dem monologischen und conversationellen, also einer allerdings dramatisch schwer zu behandelnden und eben deshalb auch selten mit Glück dargestellten Persönlichkeit, so möchte hiermit auch auf eine sehr bezeichnende Weise dasselbe gesagt oder das lange Kämpfen des tief innerlichen Gemüthes in der schweren Lebenslage bezeichnet sein.

Mit großer Freude haben wir die Charakteristiken der einzelnen handelnden Personen gelesen. Wir wüßten hier nichts auszusetzen, sie verwandeln die zerstreuten Charakterzüge in möglichst lückenlose, selbst die kleinste Andeutung des Dichters benutzende Biographien. So leben die Personen ganz so vor uns auf, wie sie vor der Seele des Dichters standen und möchten als Musterzeichnungen, als Zeugnisse eines ausdauernden und umsichtigen historischen Forschens bezeichnet werden können. Es ist das um so erfreulicher, je mehr gerade auf dem Gebiete der Kunst mit ihren ideellen Schöpfungen eine größere Mannigfaltigkeit der Deutungen möglich ist, und der nothwendig selbst künstlerisch und dichterisch begabte Analytiker leicht von dem Gebiete der historischen Forschung auf das der Dichtung gerathen kann. Wir sind überzeugt, daß der Verfasser, auf diesem Wege fortschreitend, uns noch manche schöne Leistung in die Hände legen wird und möchten ihn ermuntern, an noch umfassendere historische Arbeiten auf dem Kunstgebiete zu denken. So wie den Geistesgang des einzelnen Mannes (cf. Schillers Geistesgang Bern 1853) möchte es ihm auch gelingen, den Gang des sich lebendig fortentwickelnden Geistes in einem größern Umfange zu verfolgen und Zug um Zug, Farbe um Farbe in dem größeren Lebensgemälde treu wiederzugeben.

Bern. Prof. Dr. **Gelpke.**

J. Baumgarten, Chrestomathie aus der französischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts nebst leichten Proben aus Prosaikern des 19. für die Secunda an Gymnasien und höhern Bürgerschulen, so wie Militairschulen. Koblenz, Hölscher. 1853.

Daß die Realschule, wenn sie auch hier und da schon Knospen treibt und Früchte ansetzt, doch noch sehr des fleißig jätenden, beschneidenden und begießenden Gärtners bedarf, um wahrhaft zu gedeihen und edle Früchte zu bringen: wer möchte das leugnen? Doch wir erwarten zu Viel von Oben, von den Behörden, anstatt bei uns selbst anzufangen, und glauben, daß nur durch Privilegien, durch Decrete und Verordnungen der Realschule aufgeholfen werden könne, statt durch unser eigenes Schaffen und Wirken Achtung für sie dem Publikum und den Behörden abzunöthigen. Gleichwohl läßt sich nicht leugnen, daß mangelhafte Resultate, allerlei Blößen und Schwächen dieses erst neu entstandenen und in der Entwicklung begriffenen Instituts mit der sorglosen Behandlung von Seiten des Staates in Wechselwirkung stehen. Woher sollen tüchtige Lehrer des Französischen und Englischen kommen, wenn auf Universitäten keine, oder so gut wie keine Gelegenheit geboten wird, sich gründlich und wissenschaftlich in den neuern Sprachen auszubilden? Was sind jetzt noch viele Lehrer dieser Sprachen an den Realschulen? Ueberläufer von anderen Facultäten, die mal ein günstiger Zufall nach Frankreich oder England geführt hat, in der Carriere hängen gebliebene Theologen, die die Trümmer des Bischen Französisch, das sie einst auf dem Gymnasium erlernt, einer neuen Generation überliefern. Von den Abiturienten der preußischen Realschule wird gar nicht wenig verlangt, und dabei wird die facultas docendi Leuten verliehen, die wenig mehr wissen, als was sie einst auf dem Gymnasium erlernt haben, und in den Prüfungs-Commissionen haben Mitglieder die facultas zu verleihen, die, Professoren der Theologie, Geschichte oder dergleichen, zu jener erwähnten Kategorie von durch Zufall mal in's Ausland verschlagenen oder sonstigen mit etwas Französisch

oder Englisch angehauchten Glücklichen gehören*) Die facultas wird mit einer Harmlosigkeit verliehen, die von der großen Geringschätzung der wissenschaftlichen Bedeutung und des pädagogischen Werthes der neueren Sprachen zeugt. Ars non habet osorem nisi ignorantem könnte einem da einfallen. Es liegt dabei der Wahn zum Grunde, daß die Kenntniß des Französischen und Englischen etwas in wenigen Monaten Erreichbares sei. Kein Irrthum aber ist gröber, als das Studium jener Sprachen für etwas Leichtes zu halten. Wer dieselben für leicht zu erlernen ansieht, kennt sie nicht; der hat noch nie versucht, sich ernstlich mit ihnen zu beschäftigen. Aus solcher Geringschätzung, aus dem Wahne, daß Jeder sie bald sprechen, schreiben und lehren könne, entspringen die traurigsten Erscheinungen. Da schreibt ein Director einer preußischen Realschule eine französische Literaturgeschichte, die an einem Dutzend Schulen eingeführt wird, und die gleichwohl von termes impropres, locutions vicieuses, solécismes, barbarismes, témoignages éclatants de l'inexpérience de l'auteur strotzt. Que dire, sagt Peschier im Archiv XI. S. 429 mit Bezug auf denselben, de ces prétendus écrivains français, qui tirent à bout portant sur la grammaire et la syntaxe, et par leurs efforts maladroits, excitent en nous un sentiment de compassion mêlé de colère. Für den von Barbieux gesammelten Antibarbarus (1853, Frankfurt bei Brönner) ist besonders das Französisch preußischer Real- und Gymnasiallehrer eine reiche Fundgrube gewesen. Derselbe hatte Anstand genommen, die in den stilistischen Versuchen der Schüler vorkommenden Latinismen, Germanismen und verschiedenartige Solocismen aufzunehmen, weil er derartige Verstöße nur bei der in der engen Schulwelt lebenden Jugend finden zu können glaubt, und nicht erwartete, daß Aehnliches in die Erzeugnisse öffentlich wirkender Lehrer sich verlaufen könnte. Bald aber nahm er wahr, daß nicht wenige für den öffentlichen Unterricht bestimmte Lehr- und Lesebücher, sowohl in ihrem Texte, als auch in der Vorrede, in der Einleitung, in den untergelegten Noten, jenen Schülerversuchen ähnelten. Oft genügte sogar der Titel, um den Grad der Correctheit zu documentiren. Der Eine sprach von collection de classics, ein Anderer kündigte sein Lesebuch als théorétique und pratique an, ein Anderer sprach vom Unterrichte sur les Gymnases, u. dergl. mehr. An 15 französischen Programmabhandlungen zeigt Barbieux in der Pädagogischen Revue (1852, Januar) die Schnitzer, welche öffentlich angestellte, wohl concessionirte, mit facultas betraute Lehrer preußischer Schulen sich haben zu Schulden kommen lassen. Da liest man caprices conventionelles, Belge für Belgique, assister soll „beipflichten" heißen, contredire wird mit dem Dativ construirt, envelopper soll „involviren (einen Sinn)" heißen, singulier „einzeln", terminer wird mit avec verbunden, usiter für employer gesetzt, le héroisme u. s. w. Eine gleiche Niederlage erleidet auch ein preußischer Reallehrer mit seinem Französisch durch Herrn Prof. Dr. Louis-Philippe Sy im Archiv XIV., S. 212. In dem preußischen Prüfungs-Reglement für die Abiturienten der Realschulen heißt es: Im Französischen muß ein Brief oder ein Aufsatz über ein angemessenes Thema richtig geschrieben, ferner richtige Aussprache nachgewiesen werden u. s. w. Woher sollen die Abiturienten das Richtige lernen? Wir sind weit entfernt, solche Uebelstände allein den Lehrern zur Last zu legen. Die bedauerlichen Erscheinungen haben mehr ihren Grund in dem vornehmen Verweisen der neueren Sprachen von Seiten der Behörden, der Universitäten, der alten Philologen zu den futilités. Das spricht sich auch in der Sorglosigkeit aus, mit der man anerkannt schlechte Schulbücher nicht bloß von Generation zu Generation fortleben läßt, sondern auch neu auftauchende Machwerke der Speculation und werthlosen Kram — Speculation und Mittelmäßigkeit sind nirgends geschäftiger, als auf dem Gebiete der modernen Philologie — von Schulräthen empfohlen werden. Wenn wir hier vorzugsweise an einzelne, in Realschulen verbreitete französische Grammatiken denken, so soll unsere Polemik nicht die schlechte Methode derselben treffen. Nach dieser Seite hin ist der

*) Während dies niedergeschrieben wird, bringen die Zeitungen die Nachricht, daß künftig für die Prüfung in den modernen Sprachen besondere Mitglieder den Commissionen zugewiesen worden sind.

Kampf schon zu oft geführt; und die Meinungen anerkannt tüchtiger Schulmänner divergiren hier so weit, daß man versucht werden könnte, sich auf den Standpunkt des religiösen Rationalismus, der Jeden nach seiner façon selig werden lassen will, zu stellen, und Jedem seine Methode, sei sie auch noch so schlecht, zu lassen. „La méthode modèle, sagt Barbieux in der Pädag. Rev. 1852 (Januar), applicable à l'enseignement des langues modernes est encore bien loin d'être définitivement posée, elle ne peut l'être tant que le but de cet enseignement sera balancé par mille opinions diverses, représentées dans une légion de grammaires prônées à outrance, embarrassé et traversé par des vues diamétralement opposées, tenant en partie à la médiocrité, en partie à l'esprit de corps, enfin à des inconvénients de délicate nature. En attendant qu'un Alexandre vienne trancher le noeud gordien, ou louvoie; il y a beaucoup de manières individuelles, et toutes ces manières tiennent lieu de méthode". Wenn der Eine beklagt, daß die neueren Sprachen in einer rein empirischen, ganz unwissenschaftlichen Weise gelehrt werden, wobei es nur auf Einprägen von Einzelheiten, nicht auf Zurückführen des Einzelnen auf's Allgemeine, nicht auf Darlegung des Grundes der Erscheinung abgesehen ist: so wird ihm erwiedert, daß die Sprache in der Wirklichkeit zum empirischen Gebrauch vorzugsweise bestimmt, daß mithin auch ihre empirische Behandlung ein von Generation zu Generation sich aufdrängendes unabweisliches Bedürfniß ist (S. Archiv, XIII., S. 192). In Bezug auf Magers gewaltige Reformen im Sprachunterricht sagt ein Recensent im Centralblatt, daß dessen künstlichen, gelehrt und wissenschaftlich sich gebahrenden Sprachbüchern die knappen, höchst gescheut auf die Knabenlust zur Räthsellösung berechneten Ahn'schen Werke vorzuziehen seien; und anderswo wird die genetische Methode für zu spiritualistisch erklärt, ihr Flug für zu hoch für manche mit Blei zu sehr belastete Klassengeneration. Gegen Schifflin, H. A. Müller u. s. w., die mehr oder weniger reine Analogetiker sind, vindicirt Knebel der Anomalie ihr Recht an der Sprachbildung; wer nur die Analogie anerkannt, geräth nach ihm in endlosen Streit mit dem lebendigen Sprachgebrauch, oder muß die Anomalie durch gesuchte Destinctionen zu beseitigen suchen. Hier und da hat man das Beckersche Sprachsystem auf die französische Sprache übertragen zu müssen geglaubt: aber sich starke Anfechtung gefallen lassen müssen, und, da man einen Sprachbau auf dem Grundriß einer andern, dem Geiste nach verschiedenen, errichtete, sich den Vorwurf der Versündigung an dem französischen Sprachgeiste zugezogen. Ein sehr gewöhnlicher Standpunkt, den viele Lehrer des Französischen einnehmen, ist der, daß es bei einer Grammatik gar nicht so sehr auf strenge Anordnung, auf ein abgeschlossenes Ganze, auf eine (relative) Vollständigkeit ankomme, daß die Ausbildung des Sprachgefühles die Hauptsache sei, die Grammatik daher vollständig genüge, wenn sie nur „einzelne" Regeln als Anhaltpunkte gäbe. Ja, es wird die Möglichkeit bestritten, die neueren Sprachen grammatisch zu erlernen: sichere, bestimmte, weitgreifende Regeln aufzustellen. Nun, wir wollen uns einmal alle diese Ansichten gefallen lassen, die Methode als gleichgültig ansehen, jede Grammatik gut heißen, auch wenn sie alle Fortschritte der allgemeinen Grammatik ignorirt, ein antiquirtes System bringt, eine Anhäufung von Regeln, welche weiter nichts geben, als das Was, die Erscheinung: wir wollen uns gefallen lassen, daß die Kategorien nach Donat bestimmt sind, und das Ganze, wie Mager sich ausdrückt, an eine Zoologie gemahnt, worin die Länge der Schwänze zum Classificationsprincip der Thiere gedient hätte: ja wir wollen selbst Ollendorf in Realschulen gut heißen, dessen Methode die Spracherlernung zu einer rein mechanischen, gedankenlosen Verrichtung herabwürdigt, als ob Papageien, nicht Menschen, zu unterrichten wären: aber eine Forderung glauben wir doch, ohne Widerspruch zu finden, an eine Schulgrammatik stellen zu können, nämlich die, daß sie correctes Französisch lehrt, und in ihren Regeln nicht eine Versuchung zu Fehlern wird. Diejenigen Grammatiken sollte man doch wenigstens aussterben lassen, auf die der Schüler sich berufen kann bei Fehlern, die ihm der Lehrer im Exercitium dick angestrichen hat. Das Incorrecte steckt oft weniger in den Uebungsbeispielen, als in den schiefen, unlogischen, unvollständigen Regeln. Daß unrichtige, oft spaßhafte Definitionen gegeben werden, daß man oft

unlogisch eintheilt, z. B. die verbes in 1. actifs, 2. passifs, 3. neutres, 4. pronominaux, 5. impersonnels, daß die Verfasser die Wörterklassen nicht sicher unterscheiden können, z. B. en und y zu den pronoms relatifs zählen (s. F. Herrmann's Lehrb. S. 49): das schadet wenigstens nicht der materiellen Correctheit. Anders ist es, wenn uns in einer sehr verbreiteten Schulgrammatik gelehrt wird: das Conditionnel drücke einen Wunsch aus (z. B. que je serais content de réussir! J'aimerais qu'on travaillât — etc. das Optative liegt in dem Sinne von content und aimer, nicht im Conditionnel); der subjonctif stehe nach einem Zeitworte, das von einer Negation begleitet ist (ob ein Relativsatz, eine indirecte Frage, ein Satz mit der Conjunction que abhängig von dem negirten Verb ist, scheint indifferent zu sein; ebenso ob das Zeitwort ein verbe de la parole ou de la pensée ist, oder sonst Etwas ausdrückt); der subjonctif stehe nach si ce n'est que, sinon que, wenn der Begriff des Zweifels und der Zukunft damit verbunden ist (si ce n'est und sinon vertreten die Stelle von Adverbien, = außer, nisi, und das beistehende que leitet einen simpeln Substantivsatz ein, auf den alle die Gesetze vom Modus Anwendung finden, die überhaupt für Substantivsätze gelten); der Infinitiv ohne Präposition stehe nur nach den vom Verf. alphabetisch geordneten Verben; das part. prés. (richtiger wäre: Gerundium) mit dem „Bindeworte" (sic!) en werde nur mit Bezug auf das Subject des Satzes gebraucht; „es ist" werde durch il fait übersetzt, wenn von der Beschaffenheit des Wetters u. dergl., eines Ortes oder einer Handlung die Rede ist; le bei plus, moins, mieux sei unveränderlich, wenn die Idee der Vergleichung nicht damit verbunden ist, sonst veränderlich; die Eigenschaftswörter, welche eine moralische Eigenschaft ausdrücken, ständen vor dem Hauptwort, wenn man auf das Eigenschaftswort, und nach, wenn man auf das Hauptwort den Ton legen will; man setze den bestimmenden Artikel vor die Namen aller Länder, Provinzen und Welttheile, wenn vor ihnen im Deutschen die Verhältnißwörter in oder von nicht stehen; ob „als" nach plus und moins durch que oder de auszudrücken sei, hänge davon ab, ob Vergleichung Statt finde; etc. etc. Könnte man da nicht sagen: Führe uns nicht in Versuchung! Es ist hier nur au hasard Einzelnes von dem Vielen herausgenommen, das den Schüler nothwendig zu Fehlern verleiten muß; schlechte Anordnung, fehlerhafte Eintheilungen, mannigfache Uebergehungen gehen uns hier nichts an. Zu einer andern, weit verbreiteten Schulgrammatik, zu der von Hirzel, finden wir einen sehr ausführlichen, mit vielem Fleiße gearbeiteten Commentar im Archiv XIV. S. 161, der dieselbe nach allen Seiten hin würdigt. Wenn man nur das entschieden Falsche, das in der Grammatik gelehrt und hier ohne Schonung aufgedeckt wird, ins Auge faßt, muß man überrascht sein, daß sie auch in Realschulen hat eingeschmuggelt werden können. Für die Mühe, die Herr Dr. Sanders sich genommen, muß man ihm um so dankbarer sein, als mit seiner Kritik alle unsere vulgären Grammatiken unmöglich gemacht sind. Man kann mutatis mutandis sie auf Sanguin, F. Herrmann und viele andere anwenden.

Doch was soll das Alles hier, bei der Anzeige einer französischen Chrestomathie? Weil der Verf. derselben in der Vorrede auf einen wunden Fleck an unsrer Realschule, nämlich auf die prinzipien- und sorglose Auswahl der französischen Lectüre, hinweist, gedachte der Ref. der Mängel überhaupt, die nach seiner Meinung, in Rücksicht auf den Sprachunterricht, der Realschule anzuhaften scheinen. Die Seite, worauf Herr Baumgarten aufmerksam macht, ist vielleicht die schwächste und angreifbarste. Und es sind in der That nach ihr schon die stärksten Schläge unsrer Gegner geführt. Wenn der Gymnasiallehrer seine Schüler in Homer, Sophokles, Horaz, Virgil einführt, und manche Realschule weiß ihrerseits als Aequivalent nur Mr. Scribe dagegen aufzustellen: wohin soll das Zünglein der Waage sich neigen? Auch an denjenigen Realschulen — wir haben hier immer nur preußische im Auge, da die Programme von andern uns unzugänglich —, wo gute Chrestomathien eingeführt sind, aber wo Dramen der klassischen Periode, oder die bessern ältern Historiker u. dergl. im Vordergrunde der Lectüre stehen, liest man oft zur Abwechslung ein modernes Drama, der Conversationssprache wegen, wie gewöhnlich bemerkt wird. Bekannt geworden sind uns aus den Programmen als ge-

lesen: La Camaraderie von Scribe; Les deux Philibert von Picard; Hernani von V. Hugo; Avant, Pendant et Après von Scribe und Rougement; Kean von Dumas; Comte Hermann von Dumas; Le verre d'eau von Scribe; Voyage à Dieppe; Les deux gendres von Etienne; Un mari qui se dérange von Cormon und Grangé; Bertrand et Raton von Scribe; Michel Perrin von Mélesville und Duveyrier; Les contes de la reine de Navarre von Scribe: Adrienne Lecouvreur von Scribe; Le pouvoir d'une femme u. s. w. Daß nun die Lectüre des modernen franz. Drama unpädagogisch und von den Schulen verbannt werden muß, ist das Hauptthema der Vorrede von Herrn Baumgarten. Er charakterisirt erst die franz. Literatur der Gegenwart überhaupt. „Welches sind die Hebel und Grundlagen dieser Literatur seit 25 Jahren? Entfesselung der Phantasie, Speculation auf alle schlimmen Leidenschaften der Menschen, überall hindringender Skepticismus, Hang zu Utopien jeder Art, Negation und Zerstörung des Vergangenen und Gegenwärtigen. Après moi le déluge!“ „Das moderne franz. Drama,“ heißt es später, „droht auf eine höchst bedenkliche Weise in unsern Schulen einzureißen. Dagegen würde, außer von praktischer Seite, wenig einzuwenden sein, wenn dasselbe, wie das ältere klassische Drama, die ästhetische und moralische Bildung des Volkes sich zum Ziele gesetzt hätte, und nicht vielmehr die Vernichtung dieser Bildung dessen vielfach schon erreichter, theils bewußter theils unbewußter Zweck wäre. Das Wesen der modernen franz. Literatur, wie ich dasselbe oben bezeichnet habe, tritt besonders im Drama offen zu Tage; nirgendwo spricht sich die Dialektik unseres Zeitgeistes deutlicher aus. Und diese Dialektik ist so lange und mit so blendenden Waffen geführt worden, daß sie selbst viele Jugenderzieher zum Einstimmen gebracht zu haben scheint. Nach der Praxis vieler Lehrer und nach dem Urtheile gewisser kritischer Institute ist heut zu Tage die günstige Aufnahme, welche irgend ein ephemeres Theaterstück beim Publikum gefunden hat, ein hinreichendes Kriterium für dessen pädagogische Brauchbarkeit.“ „Wie kommt es, daß Scribe überall gelesen wird? Man will die Bonjouriaden aus demselben lernen, als wenn sich die französische Conversation aus Theaterstücken erlernen ließe. Scribe hat seit Jahren das Privilegium, die müssige Bourgeoisie zu amüsiren; er ist à la mode und deßhalb zieht man ihn in den Kreis der Schule, unbekümmert um den pädagogischen Gehalt seiner Stücke. Mehr als ein anderer Franzose ist Scribe eine Incarnation der kalten, selbstzufriedenen Blasirtheit. Ein vollendeter Skeptiker, ohne religiösen und politischen Glauben, hütet er sich sorgfältig, Vorurtheile und Lächerlichkeiten oder gar Laster offen anzugreifen; in seinen Stücken erscheinen nur Tugend, Biederkeit und Edelmuth als einfältig und lächerlich; das sind Eigenschaften, die einen homme du monde zu nichts führen, nur kaltblütige Schlauheit und savoir-faire helfen durch die Welt. Wer hat nicht in seinen Stücken jene naiven, sittlich reinen jungen Männer, welche noch begeistert an Ehrlichkeit und Treue, an die guten Gefühle des Menschen glaubten, bemitleidet und über ihre ewigen Niederlagen sich lustig gemacht? Wer hat nicht jene abgefeimten Banquiers, Minister und Colonels, jene ehrgeizigen, intriganten Frauen bewundert, welche, jeden Menschen für niederträchtig haltend und alle schlechten Leidenschaften ausbeutend, mit leichter Mühe über ihre Gegner siegten, die pinselhaft genug waren, in unserer aufgeklärten Zeit noch tugendhaft zu sein. Man nehme einmal das vielgelesene Stück Bertrand et Raton zur Hand. Ist nicht der Graf Ranzau der Typus eines Intriganten, ein vollendeter Reineke Fuchs in modernem Rocke? Allen Parteien schmeichelnd und alle betrügend, ist er ein kaltberechnender Verschwörer geworden. Quand on conspire, il ne faut pas de haine; cela ôte le sang-froid. Wie den Haß, so kennt er auch die Liebe nicht, welche ihm besonders bei dem wackern, zwanzigjährigen Erich Burkenstaff als äußerst lächerlich erscheint. Natürlich, schon zwanzig Jahr alt und noch lieben! Es versteht sich, daß der schlaue Mann nach allen möglichen Schlichen und Manövern zuletzt siegen muß, denn das ganze Stück soll es uns ja nur recht klar machen, daß eines jeden Weltmanns Lebensdevise: Il faut parvenir à tout prix heißen soll. — Le verre d'eau wird an hunderten von Anstalten gelesen. Unter dem unschuldigen Titel

wird ganz dieselbe Weltanschauung, dieselbe Lebensphilosophie zu Markte gebracht. Das Endresultat ist wie in allen Stücken Scribe's der Sieg der Schlauheit."

Nachher wird Hernani von V. Hugo durch Darstellung einer Scene charakterisirt, die allerdings unsittlich und überdieß abgeschmackt genug ist, und das Eindringen solcher Lectüre in unsere Realschulen unbegreiflich erscheinen läßt. Mit manchen anderen in unsern öffentlichen Anstalten beliebten Dramen desselben Verfassers steht es nicht besser.

V. Hugo ist ein großes Talent; er ist nicht bloß ein großer lyrischer Verskünstler, er weiß in seinen Dramen, durch die er die Theorie der Klassiker gestürzt, mit Gluth und Phantasie zu zeichnen, die Handlung vortrefflich zu ordnen: aber seine Lebensanschauung ist unsittlich, seine Moral verwerflich. Auch da, wo er eine Moral einem Stücke zu Grunde legt, drängt sich das Unsittliche dermaßen in den Vordergrund, daß kaum eins seiner Dramen die ästhetische Censur, geschweige die pädagogische passirt. Seine Charaktere sind ein Gemisch des Heiligen und Scheußlichen. Um die bloßen Personificationen einseitiger Tugenden oder Laster, Abstractionen von Tugend, Heldenmuth und Verbrechen, wie sie der klassischen Schule eigen waren, durch lebenswarme concrete Schöpfungen, durch Darstellungen des ganzen Menschen zu verdrängen, verleiht Hugo einem und demselben Wesen die schroffsten Gegensätze. Lucrezia Borgia, Ehebrecherin und Giftmischerin, ist zugleich die zärtlichste Mutter; der boshafte Hofnarr Tribulet in Le roi s'amuse ist voll der reinsten Vaterliebe. Wenn wir ganz davon absehen, was die Psychologie, die Aesthetik dazu sagt, muß man wegen der sittlichen Verwirrung, die für den Schüler aus dem Vertiefen in solche Charaktere, aus der Analysis solcher Dramen entspringt, Bedenken tragen, Hugo in unsere Schulen einzuführen. Von A. Dumas wird z. B. Comte Hermann gelesen, ein Drama, das in Deutschland, unter den deutschen Studenten spielt, und von dem Leben derselben ein eben so abgeschmacktes Bild giebt, als es der Verf. in seinen Reisebildern thut. Der Held ist nach Franz Moor gezeichnet, ein raffinirter Atheist, der lange Monologe über seinen Unglauben hält, zu seinen weltlichen Absichten die teuflischsten Mittel anwendet, und da er endlich den Zweck doch nicht erreicht, mit wissenschaftlicher Bedächtigkeit den Selbstmord ausübt. Er ist noch um viele Grade unwahrer und verschrobener, als sein Vorbild. A. Dumas zeigt in dem Stücke, wie überhaupt, ein glänzendes Talent: poetische Kraft, Lebhaftigkeit der Phantasie, Conception interessanter und charakteristischer Figuren lassen sich ihm nicht absprechen, aber wie der psychologische Ernst, so fehlt ihm der sittliche. Schlüpfrige Scenen, galante Abenteuer, Ehebruch, der point d'honneur an der Stelle des Rechts: das sind die Ingredienzen seiner Werke. Wenn nun überhaupt das moderne romantische Drama den Schüler in eine Welt führt, wo, wie es im Kean heißt, la bassesse, l'ignorance et la médiocrité sont tout avec l'intrigue . . . l'étude, le talent, le génie ne servent à rien sans l'intrigue, wo die künstliche französische Ehre die Stelle der Moral vertritt, wo man mit der liebenswürdigsten Toleranz die schändlichsten Streiche verzeiht, wenn nur der Verüber derselben jenes äußerliche point d'honneur bewahrt: dürfen wir da den Verf. obiger Chrestomathie des Rigorismus beschuldigen, weil er vor solcher Lectüre einen Riegel vorgeschoben wissen will? Wie derselbe seine sittlichen Bedenken gegen die Lectüre des modernen Dramas ausspricht, möchten wir gern die Gegenstände der französischen Lectüre überhaupt an unsern Realschulen in ästhetischer, wissenschaftlicher, sprachlicher und sittlicher Hinsicht hier ins Auge fassen. Es fällt bei der traditionell getroffenen Auswahl im Allgemeinen der Mangel an wirklich geistbildenden, herzkräftigenden, für das Wahre und Schöne begeisternden Werken auf, an Sachen, die den Schüler so fesseln, daß er sich mit einmaliger Lectüre nicht begnügt, daß er sie beim Abgange von der Schule gern noch mit ins Leben nimmt, und nicht am Tage der Entlassung für einige Groschen losschlägt, an Sachen, die dem Schüler Achtung vor der französischen Literatur, Achtung vor Geistesarbeit, vor der sittlichen und wissenschaftlichen Größe abnöthigen. Statt daß durchgebildete Lehrer, mit sicherem Takte, mit scharfem Auge, mit eigenem, auf ein tiefes Studium des großen Gebietes der französischen Literatur gegründetem Urtheil die Schätze heben, welche wahre Bildungsmittel, wirkliche Geistes-

nahrung dem Schüler bieten: beherrschen einige Buchhändler, denen Schnabel, Schiebler u. s. w. Ausgaben von Schriftstellern mit Wörterbuch und Noten zurecht machen, das Publikum und — viele Schulen. Für wenige Groschen sind die ohne Sinn, ohne alles pädagogische Gewissen von den Herausgebern gewählten, mit nichtssagenden Noten (fut. déf. von être) und unvollständigem, mangelhaftem, fehlervollem Wörterbuche (das als eine Eselsbrücke das Lexicon entbehrlich machen soll, während gerade der Gebrauch eines solchen etwas sehr Wichtiges ist) zu haben, und damit ist ihnen auch der Paß in die Schulen gegeben. Manche Lehrer scheinen von der französischen Literatur nur das auf solche Weise ihnen zugängliche und zubereitete Material zu kennen. Sonst wäre es z. B. nicht möglich, daß in den mittleren Classen mancher Realschulen der fade Berquin, an manchen Töchterschulen die contes de Bouilly gelesen werden. Letztere, statt ihren Zweck zu erreichen, schmeicheln im Gegentheile der Eitelkeit und den Schwächen der Jugend und reden der Sittenverderbniß das Wort. Dabei strotzen sie von Abgeschmacktheiten. Ein Franzose nennt sie (im Athenaeum français) recueil sans valeur que les spéculations des éditeurs et l'insouciance des parents laissent reparaître à peu près chaque année en tête de la bibliothèque juvénile? Il suffit d'ouvrir ce livre pour le juger. Qu'y voit-on en effet? Ici, un père veut corriger sa fille, qui a la manie de surprendre les couversations. Donc, par un beau soir, on se réunit ostensiblement, et l'on renvoie la petite curieuse, qui ne manque pas de bientôt reparaître en tapinois. Pendant sa vourte absence, le père a eu soin d'écrire sur la porte, en caractères rencersés: „Je suis une curieuse impertinente.“ Or comme pour écouter il faut nécessairement s'appuyer le front contre une porte, à ce que prétend Bouilly, la jeune fille se grave sur le front cette inscription désolante, qui est pour elle la source de bien des larmes. Dans une autre histoire, un père, non moins inventif, s'imagine de déraciner la vanité qui ronge le coeur de sa fille; dans ce but, au moment où celle-ci se coiffe pour aller au théâtre, notre homme, qui avait fait fabriquer deux peignes de diamants à peu près semblables, si ce n'est que l'un d'eux porte cette inscription: „Orgueilleuse,“ accomplit une substitution dont la jeune fille ne s'aperçoit pas, et dont on devine les suites. Un troisième père, plus étonnant encore, veut enlever à sa fille la dangereuse habitude de se décolleter. Que fait-il? Il ne recule devant aucun sacrifice, et fait confectionner à ses frais, un faux Journal de modes! La jeune fille, retirée en province, reçoit chaque mois un numéro fallacieux, et porte bientôt, grâce aux images fabriquées sur les dessins du père, une robe qui lui monte jusqu'aux oreilles etc. etc. Und von diesen contes giebt es in Deutschland etwa ein Dutzend verschiedener Ausgaben (von Schiebler rc.).

Doch wir kommen zur Realschule zurück. Zunächst sollten von deren Lectionsplan zwei beliebte Werke verschwinden: Paul et Virginie und Télémaque. St. Pierre schildert die Natur meisterhaft, malt verführerisch den Reiz eines unschuldvollen Lebens; Paul et Virginie zeichnet sich durch herrliche Sprache, Anmuth des Stoffes, Interesse der Fabel aus. Aber unsere Schüler bedürfen einer kräftigern Speise; zu der Sentimentalität der Empfindung, wie sie in jenem Roman sich ausspricht, wollen wir sie nicht erziehen. Dazu ist die Unschuld und Naivetät unwahr geschildert; auch sind einige Ausdrücke (enceinte) und Scenen (z. B. wo Virginie beim Schiffbruch sich von dem nackten Matrosen nicht entkleiden lassen will) in der Klasse ärgerlich, wie im Vicar of Wakefield, der freilich derber ist und offenbar Unanständigkeiten enthält. Come, tell us honestly, sagt der Squire zum Kaplan, suppose the Church, your present mistress, dressed in lawn sleeves, on one hand, and Miss Sophia, with no lawn about her, on the other, which would you be for? Der Vicar ist ein klassisches Buch, voller Reize, und wir begreifen es, daß Göthe noch als 81jähriger Greis einem Freunde erzählte, in dem entscheidendsten Augenblicke seiner geistigen Entwickelung sei der Vicar sein Mentor geworden, und er habe so eben erst das reizende Buch mit ungeschwächter Lust von Anfang bis zu Ende gelesen. Aber die Erzählung als englische Elementar-

lectüre, oder überhaupt als Schulbuch zu gebrauchen, ist ganz und gar **unpädagogisch.** (!!) Ueber Telemaque befindet sich ein lesenswerther Aufsatz im **14. Bande** des Archivs. Wir sind Herrn Wagler dafür dankbar, daß er durch eine gründliche Auseinandersetzung die Lectüre eines Buches an unsern Realschulen unmöglich gemacht hat, das wohl nur durch die Correctheit, Klarheit und Schönheit der Sprache sich so lange von Generation zu Generation hat forterben können. Wie den Telemaque möchten wir auch die Novellen von Florian und die Henriade als geschmacklose Producte verbannen. Numa Pompilius und Guillaume Tell verwerfen wir, von allem Anderen abgesehen, schon deswegen, weil wir die Anforderung an die Lectüre überhaupt machen, daß ihr Stoff mit der betreffenden Nation uns bekannt mache, daß der Schriftsteller uns in die Geschichte, Sitten und Zustände seiner Nation einführe. Inhalt und Sprache verhalten sich nicht gleichgültig zu einander. Der Henriade fehlt die Objectivität und Unbefangenheit des ächten Epos; die didaktische Tendenz, die Einmischung von Dämonen (leerer Abstractionen) sind Fehler, die des Schülers Begriffe vom wahren Epos verwirren müssen; und in ein Voltaire'sches Ideal von bürgerlicher Freiheit wollen wir ihn auch nicht einweihen.

Eine solche sorg- und prinziplose Wahl der Lectüre sollten die Lehrer den auf Unkenntniß des Publikums spekulirenden oder aller didaktischen Grundsätze und des ästhetischen, wissenschaftlichen, sittlichen Urtheils entbehrenden Herausgebern überlassen. Ein tief eingehendes Studium der französischen Literatur wird die Nahrung für die Jugend anderswo suchen, als in den vulgären Ausgaben mit Wörterbuch &c. Aber für Lehrer zu sorgen, denen gründliche Kenntniß der Sprache und Literatur ein selbständiges Urtheil giebt, ist Sache des Staats. Erst wenn die Universität auch die moderne Philologie in ihr Bereich zieht und sie der alten als ebenbürtig folgt, ist es möglich, für die Realschulen Lehrer zu gewinnen, die die Sprache, die sie lehren sollen, auch wirklich verstehen, und die Literatur, mit der sie bekannt zu machen haben, auch gründlich kennen. Jetzt darf man sich so wenig über die principlose Lectüre, als über den dürftigen grammatischen Unterricht, über die Toleranz gegen anerkannt schlechte Sprachlehren, über mangelhafte Leistungen der Schüler, über die Schnitzer schriftstellernder Lehrer, und endlich über den Ruf, den das Schulfranzösisch noch hier und da bei den Kennern unter dem Publikum hat, wundern. Das Buch, von welchem wir ausgingen, ist vortrefflich und wir empfehlen es als ein sehr brauchbares Unterrichtsmittel. **Robolsky.**

La Farce de Maistre Pathelin.... par M. Geoffroy-Chateau. Paris 1853.

M. Geoffroy-Chateau, der die seit 1762 nicht edirte Farce de Maistre Pierre Pathelin 1853 bei Amyot herausgegeben hat, hielt es für ebenso interessant als nützlich, einen Recueil des plus anciens monuments de la langue française depuis son origine jusqu'à l'année 1500 voraus zu schicken, damit man den Gang sehe, den diese Sprache gemacht habe, bis sie la parole par excellence geworden sei. Nach einer sehr oberflächlichen Einleitung über die Stellung der verschiedenen Sprachen zu einander, die auf französischem Boden geredet wurden, folgen zunächst vier Bruchstücke celtischer Sprache, dann vier von vulgaris latina und das Vaterunser in dem fränkischen Idiom; 21 Worte, die bei verschiedenen Autoren als altgallisch angegeben werden mit genauer (?) Angabe ihrer Zeit, d. h. derjenigen, in welcher sie citirt sind. Die folgenden Eide in den verschiedenen Sprachen hätten nach Diez bedeutend richtiger als im sehr fehlerhaften Texte gegeben werden können; dasselbe gilt von dem Liede auf St. Eulalia, indem ohne Grund zehn Verse ausgelassen sind, die das ohnehin schwer verständliche Gedicht dem Laien ganz unklar machen. Vom Gedichte auf Boëthius sind die sechs Anfangszeilen, dahinter mit dem Datum 920 (!) das Kriegsgeschrei der Normannen Diex aye citirt; XIX stehen zwei provenzalische Fragmente fehlerhaft und ohne die Angabe, daß sie dieser Sprache angehören, was auch bei dem bekannten Mysteres des vierges sages (XXVI) gar nicht bemerkt und erst bei dem wieder vollständig aphoristisch hingestellten

Cri des croisés anno 1095 Deus lo volt zugesetzt ist. Daß der Autor aber diese langue d'oc gar nicht verstanden, zeigt sowohl die wieder fehlerhafte Strophe aus Guillem de Poitiers (XXX) (cf. XLVIII cantalz, torn à, vostres . . . und LXXV.), als besonders die Bemerkung, daß das Sirvente des Königs Richard Dalfin jeus voill in der langue d'oc abgefaßt sei, welches offenbar altfranzösisch ist. Nach verschiedenen aus Poesien und prosaischen Werken oft sehr ungeschickt citirten Stellen, die zu abgerissen (cf. XXXV) oder weniger interessant sind als fortgelassene, schließt G. CXIV mit einem Bruchstücke aus Commines, um in einem Anhange aus Rabelais, Montaigne, Descartes, Pascal und Bossuet die französische Sprache noch weiter auf ihrem „Triumphzuge" zu begleiten, obwohl dies „den eingeschlagenen Weg ändern und Literatur geben heißt, wo man nur Geschichte geben wollte". An Bossuet schließen sich zuletzt äußerst komisch vier sprüchwörtliche Redensarten in creolischem Französisch, und unmittelbar auf diese Polyglotte folgt der gut abgedruckte Text des Pathelin, welcher auf Seite 55 die Sprachverwirrung fortsetzt. Pathelin, ein schlauer Advokat, erschwindelt von Maiste Guillaume Joceaume sechs Ellen Tuch, als er sie aber bezahlen soll, stellt er sich krank; seine Frau, behauptet P., der am Morgen das Tuch erstanden, liege seit elf Wochen krank, und indem P. sich geistesverwirrt stellt und in Guillaume's Gegenwart limousinisch, picardisch, holländisch, normännisch, bretagnisch, lateinisch redet, dupirt er den Tuchhändler so, daß der zweifelt, ob Pathelin bei ihm gewesen sei. Dieser erfreut, steht schnell auf und erhält bald Besuch von einem Schäfer Guillaume's, an den sein Herr Forderungen geltend machen will, die er nicht zu bezahlen gedenkt. Pathelin räth dem Aignelet, sich vor Gericht blödsinnig zu stellen, dann werde er seine Freisprechung bewirken. Es geschieht: Guillaume wird noch einmal angeführt; P., den G. jetzt erkennt und dem er, da P. genesen, zu Leibe gehen will, behauptet ganz kühl: ce ne suis je mye, wird aber nun schließlich von dem Schäfer hinters Licht geführt, welcher, an die Bezahlung erinnert, die Rolle eines Blödsinnigen fortspielt. So schließt die launige Posse, indem P. erkennt: les oysons menent les oes paistre . . . . or cuydois je estre sur tous le maistre des trompeurs d'icy et d'ailleurs, . . . et un bergier des champs me passe, wie so viele Possen dieser Zeit, die sich um das Sprüchwort: à trompeur trompeur et demy drehen.

Von dem zur „Vergleichenden Grammatik" gehörenden

Grundriß der Grammatik des indisch-europäischen Sprachstammes von M. Rapp

ist der erste Band Stuttgart u. Tübingen 1852 8. erschienen und der Verfasser will in ihm und dem folgenden Bande „die allgemeinsten Gedanken, die er sich seit dreißig Jahren über Grammatik gesammelt, auf dem möglichst engen Raume zusammentragen in Form einer Encyclopädie."

In Bezug auf die Rechtschreibung folgt der Verfasser der Ansicht, daß die vergleichende Grammatik keine wissenschaftliche Form gewinnen könne, so lange sie sich nicht über die pedantische Fessel der Orthographie wegsetzt und alle Sprachen nach einem System schreibt [VIII]", und er hat sich zu dem Ende eine für alle gültige Schreibart eingerichtet, die man freilich auch erst lernen muß. Aber ein anderer Uebelstand ist der, daß hierdurch bei etymologischen Vergleichungen oft alle Aehnlichkeit der Wörter entrückt ist, wie z. B. kän und no S. 141 statt can und know; Tugend, dugan, douti S. 144 statt doughty; tschus S. 171 spanisch für chus neben più, wo die vulgäre Schrift allein den Zusammenhang klar machen kann. Auch bleibt sich der Verfasser nicht ganz consequent: S. 134 stehen griechische Buchstaben, und während Funczion, bleuen, streubt, diß geschrieben sind, blieb die deutsche Schrift ohne Rücksicht auf Aussprache im Uebrigen die gewöhnliche.

Der Stil leidet oft an großer Härte, wie S. 4: Wie entsteht die Sprache? Die Antwort ist folglich, einmal aus dem logischen Trieb des Urtheilens, und zunächst, um diesen Trieb durch Mittheilung zwischen Individuen zu befriedigen; S. 6 dieß ist der Däne Rask. Dieser merkwürdige Mann.; S. 46 wegen eines Vokals

und dem daraus folgenden Hiatus, S. 136 Ulfilas ꝛc. [S. 19 Z. 16, S. 24 Z. 5, S. 87 Z. 10], um anderes sowie das Fehlen von Kommaten an vielen Stellen, wo man sie sonst zu setzen pflegt, zu übergehen. Bei den Citaten fällt es auf, daß es oft heißt „Grimm ꝛc. sagt irgendwo, während bei ganz gewöhnlichen Dingen Zumpt, Kühner u. a. herbeigezogen werden. Weshalb schreibt der Verfasser stets Romaner? [Die nicht erwähnten Druckfehler S. 29 Z. 35, S. 81; S. 165 Kuinkies, S. 173 pöti, S. 175 bebauten — sind unbedeutend.]

In der Einleitung wird der Standpunkt des Verfassers, seine Ansicht von der Sprache als einem reinen Naturproducte, und ihre Scheidung in vier Sprachstämme, die einsilbige chinesische, die Suffix-Sprachen, die semitischen und indo-europäischen angegeben. Grammatik ist ihm angewandte Logik.

Im ersten Abschnitte von den Elementen, deren Verschiedenheit nicht vom Klima, sondern von der Gewöhnung abhängt, construirt der Verfasser auch a priori Laute, z. B. S. 21, die, wie er selbst sagt, schwerlich in praxi vorkommen: man sieht den Nutzen nicht ab. Auch für die Bezeichnung des abgeschwächten e als Urlaut [S. 22] bleibt R. den Grund schuldig. Nachdem die Metamorphose des Lauts in seiner historischen Fortbildung gezeigt, geht R. S. 47 auf die Verbalflexion über, den Lebenspunkt, aus dem sich der indische Sprachkörper entwickelt; wenn er ihn gleichwohl kürzer als den Nominalorganismus behandelt, so liegt das darin, daß R. diesen ein für allemal hat abmachen und abschließen wollen, weil er ihn weniger interessirt. Zunächst ist nach 35 Rubriken ein Verbalverzeichniß construirt [s. Becker's Organismus], dann werden die den ältesten Personalpronomen in dem ganzen vorliegenden Sprachkreise identischen Flexionszeichen besprochen, diese das thierische Leben repräsentirenden Gestaltungen, während Nominalform der Pflanze, Partikel dem Petrefact verglichen wird [S. 57]. Personal- Genus- Modus- und Temporal-Bildung führen auf die Flexionsverba, die aus einer secundairen Flexionsthätigkeit des Verbum den Verbalwurzeln angewachsen und als einzelne Wörter in der Sprache vorher nicht vorhanden waren [S. 122]; nach einer Zusammenstellung der Auxiliar- und Präterital-Verba wird dann S. 145 mit einer vergleichenden Uebersicht der Formen von s e i n geschlossen.

Bei dem untergeordneteren N o m i n a l o r g a n i s m u s wird kurz die Numeral-, Sexual-, Genusbildung besprochen, und mit dem Satze: „das Adjectiv ist das vornehmste Nomen und steht weit über dem Substantiv" S. 157 geht R. auf die Quantitäts- d. h. Zahlwörter ein, ordnet dann S. 176 die Qualitätswörter nach neunzehn Kategorien je mit ihren Gegensätzen und spricht von der Determination des Objects durch den Artikel. Jetzt erst kommt er auf die Casusbildung: die Casusendung gehört zum ursprünglichen Organismus des Nomen, hat aber nicht die Bedeutung der Verbalflexion, und daher ist die alte Sitte, die Grammatik mit der Declination zu beginnen, ganz schlecht [S. 193]. Auch hier zeigt sich das Adjectiv bei weitem dem Substantiv voraus, weshalb an ihm die vier verschiedenen Phasen der Declination gezeigt werden, je nach der vollständigeren oder geschwächten Bildung der Formen, von denen die in der Grammatik gewöhnlich so bezeichneten Declinationen zu unterscheiden sind. Hier gehören erste und zweite Declination zu No. 1; die zweite Declination enthält die den Bindevocal auswerfenden, die dritte die mit i, die vierte die mit u, die fünfte die mit consonantischen Elementen meist es, lateinisch er ableitenden.

Ein kurzes Resumé der Vergleichungs- und Empfindungsformen des Nomen, Desiderativ, Diminutiv und Gegensatz schließt des interessanten Werkes ersten Theil, dessen Schluß hoffentlich bald erscheinen wird. **Sachs.**

Auswahl französischer Gedichte, zum Schulgebrauche herausgegeben von Dr. R. Holzapfel, Director der höheren Gewerb- und Handelsschule zu Magdeburg. Magdeburg, Heinrichshofen'sche Buchhandlung 1854.

„Bei dem Unterrichte in den neueren Sprachen legt man jetzt ein höheres Gewicht auf die Beschäftigung mit den Dichtern. Mit Recht. Soll der Unterricht

in den neueren Sprachen sich nicht darauf beschränken, nur die Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens zu befriedigen, für den Hausbedarf alltäglicher Conversation, für Reisen und sonstigen Verkehr zu sorgen, soll er vielmehr als allgemein formales Bildungsmittel gelten: so muß die Beschäftigung mit der Poesie einen wesentlichen Bestandtheil desselben bilden. Denn, selbst ganz abgesehen davon, daß ohne die Kenntniß der Poesie eines Volkes das geistige Leben desselben gar nicht verstanden werden kann, so gewährt die planmäßige Einführung des Schülers in die Poesie eines fremden Idioms so viele bildende Momente — für Gemüth und Phantasie durch den Inhalt, für Verstand und Geschmack durch Uebersetzung und Interpretation — daß es hieße, einen Theil seiner besten Waffen aus der Hand geben, wollte man auf dieselbe verzichten".

Diese dem Vorworte des Herausgebers entnommenen Worte wird jeder verständige Schulmann unterschreiben; er wird ihnen doppelt beipflichten, wenn es sich um Einführung solcher Sammlungen an höheren Bürger-, Real- und gar an Handelsschulen handelt, wo den so stark betonten mathematischen Fächern und der Richtung auf das unmittelbar Nützliche und das Materielle in den Sprachen und ihren Literaturen ein Gegengewicht gegeben werden muß: soll nicht eine Verflachung oder doch sehr einseitige Bildung unserer Jugend eintreten. Vorstehende Sammlung enthält gegen 250 den verschiedenen Arten der lyrischen Poesie angehörige Gedichte in geschmackvoller Auswahl mit steter Berücksichtigung des pädagogischen Zwecks. Von den namhaftesten Lyrikern der neueren und neuesten Zeit, deren Produkte sonst dem deutschen Publikum zum Theil schwer zugänglich sind, wird man hier kaum einen vermissen. Jede Jugendstufe und jedes Geschlecht vom Kinde bis zum Jüngling und der Jungfrau, ja selbst das reifere Alter wird hier eine reiche Auswahl des Guten und Schönen finden.

Papier und Druck sind gut. Einige Druckfehler, die sich eingeschlichen, wird der Herausgeber bei einer zweiten Auflage auszumerzen haben. Er wird dann vielleicht auch die Zusammenstellung der Gedichte nach der alphabetischen Folge der Dichter aufgeben. Der Preis (2/3 Rthlr. oder fl. 1. 12) ist mäßig.

Mannheim. **K. A. Mayer.**

Allgemeiner Grundriß der französischen Literaturgeschichte von ihrem Entstehen bis zum Sturze Louis Philipps, von G. H. J. de Castres. Leipzig, bei Gustav Mayer 1854.

Das Studium der französischen Literaturgeschichte hat in der letztern Zeit sehr an Ausdehnung gewonnen, und es erklärt sich daraus das Erscheinen so vieler Hilfsbücher, welche für diesen Unterrichtsgegenstand kürzlich gedruckt worden sind. Auch in Deutschland ist man dafür thätig gewesen, und da gegenwärtig auf den meisten höheren Lehranstalten Mittheilungen über die französische Literaturgeschichte gemacht werden sollen, so konnte man die Versuche von pädagogischer Behandlung dieses Gegenstandes nur mit Freude begrüßen. Wie die Sachen aber augenblicklich stehen, darf man sich auf diesem Felde in der Schule nicht zu weit wagen, und Ref., nach dessen Ansicht der Lehrer seine Schüler überhaupt nur mit den Hauptmomenten der Literatur bekannt zu machen hat, möchte am liebsten gar keinen besondern Abriß der französischen Literaturgeschichte benutzen, sondern sich nur auf gelegentliche literarhistorische Anknüpfungen an die Lectüre gänzlich beschränken. Will und kann man nun aber auf einer Lehranstalt, z. B. bei Vorlesungen auf der Universität, zusammenhängende historische Vorträge halten, so erscheint ein Hilfsbuch, wie das vorliegende, außerordentlich zweckmäßig, und Ref. kann zu diesem Zwecke die Arbeit des Herrn de Castres wegen ihrer Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit bestens empfehlen. In gedrängten Einleitungen ist bei jedem einzelnen Abschnitte der wechselseitige Einfluß der Sitten auf Frankreichs Literatur, und dieser Literatur auf die Sitten des französischen Volkes ins rechte Licht gestellt worden, und es ist zugleich dem Verf. gelungen, in kurzen, scharfen Umrissen den Geist und die Tendenzen jedes Zeitalters anschaulich zu charakterisiren. Als einen besondern Werth des

Grundrisses müssen wir es noch bezeichnen, daß derselbe eine sehr vollständige Angabe der benutzten Quellen enthält und durch den Reichthum der beiläufig eingestreuten Notizen dem Lernenden zugleich gute Winke zu eigenem selbständigen Studium ertheilt. Das beigefügte sorgfältige Namens- und Inhaltsverzeigniß erhöht die praktische Brauchbarkeit des empfehlungswerthen Buches.

Französisches Lesebuch für die höheren Classen der Gymnasien und Realschulen, von Dr. C. Schütz. Bielefeld, bei Velhagen und Klasing. 1854.

Obiges Werk, welches eine Ergänzung zu dem bekannten Handbuche desselben Verf. für untere und mittlere Classen bildet, ist nach denselben Grundsätzen ausgearbeitet, welche Herr Schütz bei der Herausgabe seines auch in diesen Blättern besprochenen englischen Lesebuches befolgt hat. Wir erhalten stets nur etwas Vollständiges, welches seinem Inhalte nach anziehend und belehrend ist; die Auswahl giebt ferner in stylistischer Hinsicht viele eigentliche Musterstücke, und es fehlt auch nicht an Abwechslung in den Stylarten: man kann demnach dieses Werk zu den wenigen guten Leistungen zählen, welche es auf diesem Felde giebt. Auffallend bleibt es indessen, daß der Verf. fast nur neuere Schriftsteller berücksichtigt und von den älteren classischen gar nichts giebt, ein Umstand, welchen Ref. bedauern muß, da denn doch das Lesebuch auf der obersten Lehrstufe zugleich mit dazu dienen muß, die Schüler wenigstens mit den bedeutendsten Koryphäen der Literatur einigermaßen bekannt zu machen. Die äußere Ausstattung des Buches ist recht gut und der Preis sehr mäßig.

Französisches Lesebuch für die oberen Classen von Gymnasien und Realschulen von F. Lansing. Osnabrück, bei Rackhorst 1853.

Der Herausgeber dieses Werkes hat seine Sammlung systematisch nach den verschiedenen Literatur-Gattungen geordnet und zugleich mit sacherklärenden Anmerkungen versehen. Das Ganze zerfällt nach Prosa und Poesie in zwei Theile, von denen der erste enthält a) die erzählende Prosa b) die beschreibende und belehrende (aus der Naturgeschichte; aus dem Bereich der Naturkräfte und deren Anwendung; aus der Geographie Frankreichs; aus der französischen Literaturgeschichte; aus der Religionslehre und Moral), c) Briefstyl d) Rednerische Prosa (Kanzelberedtsamkeit; weltliche Beredtsamkeit). Der zweite Theil behandelt sodann unter den Abschnitten: epische Poesie, lyrische, dramatische und gemischte Gattungen — die verschiedenen Dichtungsarten. — Aus dieser kurzen Darlegung wird man erkennen, daß der Verf. die Absicht hat, in seinem Buche alle Gattungen der Literatur zu umfassen und dem Schüler übersichtlich zur Anschauung zu bringen. Die verschiedenen Abschnitte, unter denen die Prosa am reichhaltigsten vertreten ist, sind großentheils sehr anziehend und mit feinem pädagogischen Tacte, ausgewählt und es verdient ganz besonders gerühmt zu werden, daß man überall den Grundsatz beachtet findet, den Schüler nicht bloß in die Sprache, sondern auch in das Leben der französischen Nation, in ihre Geschichte und ihre Literatur einzuführen. Als eine werthvolle und zweckmäßige Beigabe müssen wir schließlich noch der beigefügten tabellarischen Uebersicht der französischen Literaturgeschichte Erwähnung thun und das Buch im Ganzen bestens empfehlen.

Ollendorf's Neue Methode das Französische in sechs Monaten lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Berlin und Leipzig, bei M. Simion 1854.

Die Lehrmethode des Verf. ist zu bekannt und auch bereits in dieser Zeitschrift so richtig gewürdigt worden, daß es vielleicht überflüssig erscheinen dürfte, an diesem Orte nochmals darauf zurückzukommen. Vorliegendes Werk verdient in-

dessen schon insofern Berücksichtigung, als es im Gegensatze zu den vielen erbärmlichen Machwerken, welche in Deutschland erschienen sind und die Methode Ollendorf's verbreiten sollten, das erste Lehrbuch ist, welches der Verfasser selbst für Deutsche ausgearbeitet hat. Statt der verschiedenen Nachdrücke oder sogenannten Bearbeitungen, welche in Frankfurt und an anderen Orten von dem Buche erschienen sind, kann man deshalb Allen, welche die Ollendorf'sche Methode lieben, die vorliegende Ausgabe empfehlen, und eine Vergleichung mit den eben erwähnten Nachtretereien begründet mit Entschiedenheit den Vorzug, welchen man diesem eigentlichen Originale geben muß.

---

1. Petit Vocabulaire. Kleines Vocabelbuch zum Auswendiglernen für Anfänger in der französischen Sprache. Von Dr. Carl Plötz. 2. Auflage. Berlin, bei Herbig 1852.

2. Vocabulaire systématique et guide de conversation française von Dr. C. Plötz. 3. Auflage. Ebendaselbst.

Diese beiden Bücher haben zwar bereits früher schon in dem Archiv eine ausführliche Beurtheilung gefunden, aber Ref. hält es doch für Pflicht, noch einmal in aller Kürze darauf zurückzukommen und seine Freude darüber auszusprechen, daß im Gegensatze zu dem gewöhnlichen Gesudel der französischen Dialoge auch obige beiden Sammlungen einen großen Kreis von Freunden gefunden haben. Es ist das wirklich erfreulich, da leider noch täglich die Erfahrung lehrt, daß bei dem Unterrichte in der französischen Sprache die schlechtesten Lehrmittel gerade am meisten gebraucht werden: es dämmert zwar eine bessere Zeit, aber es wird wohl noch ziemlich lange dauern, bis es völlig Tag wird. Herr Plötz, dessen Schriften zu der Zahl der wenigen guten Hilfsbücher beim Unterrichten in der französischen Sprache zu rechnen sind, beabsichtigt in der größeren Sammlung, vorgerückteren Schülern ihre durch Lectüre und Exercitien gewonnene Kenntniß der zum Sprechen nothwendigen Ausdrücke in systematischer Weise zu befestigen, und es ist zugleich dafür gesorgt, durch Hinweisungen auf Synonymik, etymologische Verwandtschaft, Ableitung der Wörter, Entstehung sprichwörtlicher Redensarten, die Einübung des Sprachmaterials geistig zu beleben und dadurch den Sinn für ein tieferes Studium der Sprache zu wecken; außerdem bietet aber dieses Vocabulaire ein treffliches Mittel zu einfachen und leichten Sprechübungen. Die Zusammenstellung ist in ganz vortrefflicher Weise nach den Materien, der Ableitung und dem Gebrauche combinirt, und in dem Vorworte ertheilt der Verf. den Lehrern über den Gebrauch dieses Buches sowohl, als auch im Allgemeinen über die Leitung von sogenannten Conversationsübungen eine sehr beachtungswerthe Anleitung. Diese neue Auflage unterscheidet sich von den früheren durch eine nicht unbedeutende Vermehrung des Materials und durch die Beifügung einer Reihe von französischen Dialogen, welche den praktischen Werth des Werks sehr erhöhen und am besten zeigen, auf welche Weise der erlernte Stoff mit den Schülern zu verarbeiten sei. Das unter Nro. 1 aufgeführte Petit Vocabulaire (welches nur 3 Sgr. kostet) sollte man eigentlich jedem Schüler in die Hand geben, wenn die zugemessene Zahl der Unterrichtsstunden auch noch so beschränkt ist. Die auf den 48 Seiten hier zusammengestellten Vocabeln sind für einen Jeden unabweislich nothwendig, und ihre Auswahl und zweckmäßige Anordnung verdient lobende Erwähnung.

Nouveau manuel de la conversation française et allemande par S. S. Thorville. München, Palm'sche Hofbuchhandlung 1853.

Obiges Werk, welches denjenigen Lehrern, die überhaupt ein Gesprächbuch beim Unterrichte anwenden wollen, empfohlen werden kann, ist nach dem Vorbilde des Rothwell'schen englischen Dialogbuches angelegt und mit gleichem Tacte durchgeführt

worden. Der Verf. hat sich nicht ohne Erfolg bemüht, das Angenehme und Anziehende mit dem Nützlichen zu verbinden, und es verdient ganz besonders rühmender Erwähnung, daß sich die in dem Buche enthaltenen Gespräche durch eine feine und gebildete Sprache auszeichnen.

Praktisches Lehrbuch der englischen Sprache von M. W. Friedländer. Königsberg, bei A. Samter.

Das Buch zerfällt in 3 Theile, von denen der erste Theil eine kurzgefaßte Grammatik und der zweite eine Sammlung von Lesestücken enthält; der dritte giebt endlich einen Nachweis über kaufmännische Ausdrücke, Handelsbriefe, Anweisung über die Buchhaltung und dergleichen, also omnia in uno und dabei, wie die Versprechung lautet, Alles höchst vollständig! Wir übergehen den dritten Theil, dessen Inhalt nach unserer Ansicht in den eigentlichen Schulunterricht durchaus nicht hereingezogen werden sollte, und bemerken über die Chrestomathie, daß uns der Stoff, welcher übrigens meistens recht gut gewählt ist, eine höchst seltsame Eintheilung erfahren zu haben scheint. Das Lesebuch zerfällt nämlich in folgende 4 Abschnitte: 1. Chronological Tables of English Literature (Seite 1 — 11). 2. Poets (Seite 11 — 81). 3. Prose; Essays; Speeches etc. (Seite 81 — 89). 4. Classical authors (Seite 112 — 197) auch dieses sind prosaische Stücke. Der erste Theil des Buches, die Grammatik, behandelt zuerst die Regeln der Aussprache, sodann nach den Wortarten (mit eingestreuten praktischen Uebungen in englischer und deutscher Sprache) in einem ziemlich bunten Gemisch von syntaktischen und etymologischen Regeln die verschiedenen Redetheile — wo wir z. B. höchst charakteristisch die sogenannten unregelmäßigen Verben nur alphabetisch aufgeführt finden; ein dritter Abschnitt, welcher die Ueberschrift „Syntax" trägt (75 — 79), giebt auf vier Seiten ein Paar Regeln; schließlich liefert das „praktische" Buch in einem Anhange zur Grammatik unter 7 Nummern noch eine Sammlung von Adjectiven, Verben u. s. w. mit Angabe ihrer Rection, Dialoge, Synonymen — kurz alles Mögliche.

W. Mavor's English Spelling Book oder Elementarbuch zum Erlernen der englischen Sprache von Prof. Dr. C. G. Voigtmann. Coburg, bei J. G. Riemann 1854.

Dem Verfasser dieser Schrift kam bei seinem letzten Aufenthalte in England der gute Gedanke, das Mavor'sche Spelling Book für den deutschen Schulgebrauch zu bearbeiten, welches seinem Inhalte nach für Kinder von 10 — 12 Jahren sehr passend ist, unterhaltend, anregend und belehrend genannt zu werden verdient und für unsere Jugend von ganz besonderem Werthe ist, insofern es gleich, wie Herr V. mit Recht behauptet, mitten ins englische Leben und in englische Anschauungsweise hineinversetzt. Es ist die vorliegende Bearbeitung dieses trefflichen Schulbuches zwar nicht die erste, aber unstreitig die vorzüglichste und sie verdient allen anderen sogenannten Spelling Books bei weitem vorgezogen zu werden. Der Verf. bewährt sich hier wieder nicht nur als einen Mann von tiefer, gründlicher Kenntniß der Sprache, sondern er giebt uns auch zugleich Veranlassung, seine pädagogische Tüchtigkeit bereitwilligst anzuerkennen.

Das Werk zerfällt in 3 Abschnitte, in deren erstem Herr Voigtmann ganz selbständig die Aussprache behandelt und alles Nöthige klar, richtig und zugleich praktisch auf etwa 14 Seiten auseinandersetzt. Die im zweiten Abschnitte enthaltenen Lesestücke gehen vom Leichten zum Schwereren, und es erscheint sehr zweckmäßig, daß der Verf. bei einer Reihe von Lectionen schließlich stets eine Menge englisch gefaßter Fragen aufstellt, welche dem Lehrer zugleich zeigen, wie er mit

dem durchgearbeiteten Stoffe zu verfahren habe. Daneben finden sich auch deutsche Fragen, die den besten Stoff für die ersten Exercitien geben dürften und von den Schülern nach Anleitung des gelesenen Stückes sowohl übersetzt als auch sogleich englisch beantwortet werden können. Die Kinder werden durch solche Uebungen Geläufigkeit im Ausdrucke erlangen und schon sehr früh ein gewisses Sprachgefühl bekommen. Die den Lectionen vorgesetzten Wörter sind alphabetisch geordnet und der Verf. sagt darüber folgendes beachtungswerthe Wort: „Gewöhnlich sind dergleichen Vocabularien äußerst dürftig; das meine ist noch stärker als das zu übersetzende Material selbst. Es soll sich nämlich, von jetzt an, der Schüler nicht mehr mit dem dürftigen Brocken begnügen, der ein einzelnes Wort im Texte an sich eigentlich ist; sondern er soll weiter gehen; er soll sich entweder nach der Wurzel des Wortes umsehen, wenn ihm der Text eine Ableitung bietet, oder, hat er ein Stammwort vor sich, wenigstens nach dem allernächsten Stammverwandten desselben. Nur so lernt er das Wort selbst, um das es sich zunächst handelt, gründlich verstehen; so erweitert sich zugleich seine Anschauung, so übt sich endlich sein Denkvermögen, denn er muß nunmehr den innern Zusammenhang dieser verwandten Wörter finden und begreifen lernen." Der schwierigere Theil des Lesebuchs hat dann außerdem ein besonderes Wörterbuch und als Beigabe des dritten Theiles, welcher die eigentliche Grammatik in systematischer Ordnung giebt, erhalten wir hierauf noch einen nach Fächern geordneten Anhang von Wörtern des alltäglichen Lebens. Ref. begnügt sich für heute mit dieser vorläufigen kurzen Anzeige eines sehr brauchbaren Elementarbuches, indem er es sich vorbehält, auf mehrere hier zur Geltung gebrachte Grundsätze später ausführlicher zurückzukommen.

The poetry of Germany; consisting of selections from upward of 70 of the most celebrated poets, translated into English verse by Alfred Baskervillle. Leipzig, published by G. Mayer 1854.

Mit großer Bescheidenheit bietet uns hier ein tüchtiger Kenner der deutschen Sprache und Literatur eine Reihe von englischen Uebersetzungen, welche sich durch Treue und poetischen Schwung rühmlichst auszeichnen. In chronologischer Folge sind nämlich von der Zeit, wo die zweite classische Periode beginnt, ausgewählte lyrische Dichtungen in englischer Sprache aneinandergereiht, und auf der gegenüberstehenden Seite erhalten wir immer zugleich den deutschen Originaltext zur Vergleichung. Die deutschen Dichter, welche sich auf dem Felde der Lyrik ausgezeichnet, haben sämmtlich eine würdige Vertretung gefunden, und wenn gleich einige der aufgeführten Gedichte bereits früher durch die Uebersetzungen von Bulwer, Coleridge u. A. m. in England hinlänglich bekannt waren, so giebt unsere Sammlung doch auch Vieles (z. B. die Oden und Lieder von Klopstock), welches hier zum ersten Male in englischem Gewande erscheint. Das Versmaß, die Ausdrucksweise und der ganze Ton des Originales ist meistens sehr passend wiedergegeben und man wird sehr bald von der Ueberzeugung erfüllt, daß der Verfasser auch in dichterischer Beziehung seiner Aufgabe völlig gewachsen war. Hier und da findet sich zwar ein kleines Mißverständniß und einige wenige Härten im Ausdrucke, aber im Ganzen verdient das Werk Lob und Anerkennung; die äußere Ausstattung ist zugleich so vortrefflich, daß sich die Sammlung zu Festgeschenken ganz besonders eignen dürfte.

Programmenschau.

Ueber das Verhältniß der Malberger Glosse zum Text der Lex Salica. Eine Abhandlung (sic) von Adolf Holtzmann, bei Eröffnung des neu gegründeten Lehrstuhls der deutschen Philologie im Mai 1852 seinen Collegen gewidmet. (Heidelberg, 1852.)

Es giebt bekanntlich kein schwierigeres und räthselvolleres Denkmal der ältesten deutschen Literatur, als die sogenannte Malberger Glosse. Denn der deutschen Sprache vindiciren es alle Gelehrte, Deutsche und Franzosen, mit Ausnahme des Einen Leo; dieser hat in ihnen keltische Reste gewittert; aber auf ihn nimmt aus begreiflichen Gründen Herr Holtzmann gar keine Rücksicht.

Der Verf. weist nun zuerst bei der Unsicherheit und dem Schwanken der Gelehrten, ob die Glosse der Rest eines fränkischen Grundtextes und der lat. Text eine später hinzugekommene Uebersetzung sei, oder umgekehrt, darauf hin, daß es einem Franken des 6. Jahrhunderts, wenn Ulfila schon im 4. Jahrhundert seinen Gothen die Bibel übersetzen konnte, doch nicht zu schwer gewesen sein könne, in seiner Muttersprache die einfachsten Rechtssätze niederzuschreiben.

Sodann sucht er nach dem Vorgange von J. Grimm, „der es für eine Ehrensache der deutschen Philologie erklärt, dies Denkmal nicht unberührt zu lassen, und der selbst Hand angelegt und den ganzen Schatz seiner Gelehrsamkeit aufgeboten, um auch diesem alten verkümmerten Reste unserer Sprache, nachdem er über alle dunkeln Stellen des deutschen Alterthums Licht gebracht hat, sein Recht angedeihen zu lassen, — er sucht nun zunächst aus den Ergebnissen J. Grimms einige Folgerungen zu ziehen. Bevor er jedoch dahin gelangt, giebt der geistvolle und gelehrte Verfasser durch Erklärungen mehrerer einzelner dunkler Wörter und deren Beziehung zu dem lat. Text viel mehr, als er verheißt, so daß er, wie es scheint von „den neckischen Kobolden," so nennt er diese Malberger Glossen, wider seinen Willen zu weit geführt ist, doch dafür auch von den verborgenen Schätzen derselben ein schönes Geschenk für die Wissenschaft, — echtes Gold und Edelgestein, — heimgebracht hat.

Als Resultat seiner Betrachtung der Glossen stellt der Verf. drei Sätze auf:

1) Die Glosse beschränkte sich nicht auf einzelne Wörter, sondern enthielt vollständige Sätze. Die Malberger Glossen sind nicht eigentliche Glossen, sondern zerrissene Stücke eines vollständigen deutschen Textes.

2) Die Sprache der Glossen ist eine sehr alterthümliche; sie kann nicht jünger sein, als die gothische in der Bibelübersetzung des Ulfila.

3) Der deutsche Text der Glosse war vollständiger und bestimmter, als der erhaltene lateinische ist.

Aus diesen Sätzen zieht er den Schluß: der Grundtext der lex salica war deutsch; der lat. Text ist eine Uebersetzung; ein Resultat, das mit einem Worte des großen Leibnitz übereinstimmt, welches der Verf. in einer Anmerkung beigefügt hat.

In dem noch folgenden Theile der Abhandlung handelt der Verf. mit großem Scharfsinn über die Heimath und über das Alter der lex, führt alle Gründe für und wider eine Abfassung diesseits oder jenseits des Rheins an und wägt dieselben gegeneinander ab. Die Sache zum Abschluß zu bringen hält er jedoch für unmöglich.

Möchte daher ein günstiger Zufall das Heilmittel, von dem allein Abhülfe zu erwarten steht, eine gute Handschrift, recht bald auffinden lassen, um den spärlichen, in der traurigsten Vernachlässigung auf uns gekommenen Rest des ältesten deutschen Schriftdenkmals, die Malberger Glosse, in das ihr gebührende Ansehn wieder einzusetzen.

Berlin. Dr. **Sachse.**

Martin Opitz von Boberfeld, seine Zeit und seine Stellung zur ersten und zweiten schlesischen Dichterschule, vom Oberlehrer Micus. Programm des Gymnasium Theodorianum zu Paderborn, 1853.

Eine interessante Aufgabe hat sich Herr Micus gestellt, freilich größer, als daß sie auf 28 Seiten, schwieriger als daß sie mit ein paar Dutzend Phrasen, einigen dürftigen Notizen und etlichen Citaten gelöst werden könnte. Weder über Opitz, noch über seine Zeit, noch über die schlesischen Dichterschulen wird etwas Neues gesagt, und die von den gewöhnlichen abweichenden Ansichten, welche Herr Micus vorbringt, sind, da er es überall an Beweisen fehlen läßt, ganz ohne Werth. In der That verdiente Gervinus in seinen, gerade auf diesem Gebiete einseitigen und nicht selten ungerechten Behauptungen widerlegt zu werden, aber er ist es nicht damit, daß man etwas auf ihn schilt, ihm Sprachfehler vorwirft (und dabei zeigt, daß man selbst nicht deutsch versteht), ihn einen Stubengelehrten nennt und eine giftige Schmähung, aus der Feder des Herrn Beda Weber geflossen, abschreibt.

Kurz, die ganze Schrift ist so unbedeutend, daß wir hier schließen könnten, wenn sie nicht noch eine andere Seite hätte, die erwähnt werden muß.

Das vorliegende Programm kommt von einem katholischen Gymnasium. Aber weit entfernt einen Beitrag zu liefern zu den trefflichen Arbeiten, mit denen in neuester Zeit katholische Gelehrte um die Preise der deutschen protestantischen Wissenschaft gerungen haben, ist es vielmehr ein Product großer Beschränktheit. Ihm ist die Zeit vom funfzehnten Jahrhundert ab die Zeit deutscher Knechtschaft in Sprache, Dichtung und Politik. Religion, Begeisterung für das Schöne, Erhabene und Göttliche existirt da nicht; nur Scheidung des Volkes in zwei Heereslager, die der Gelehrten und der Ungelehrten, welche letzteren von den Gelehrten für eine armselige rohe Masse gehalten werden, die er der Barbarei und der Verwilderung preisgab. Philosophische und theologische Kämpfe wurden in fremden Zungen geführt, und das deutsche Bewußtsein, die deutsche Dichterkraft ward ausgetilgt und ging unter. Und der Mann, der, Einer der Ersten, das Vaterland aus solcher Schmach und Erniedrigung zu befreien suchten, geschaart mit den Uebrigen unter der Fahne christlicher Bildung zu einem glorreichen Kreuzzuge zu Gottes und des Vaterlandes Ehre, der Mann heißt — Luther? Hutten? — Martin Opitz von Boberfeld heißt er.

Genug davon. Wir überlassen es den Lesern, bei sich selbst die Betrachtungen zu machen, die an das Gesagte zu knüpfen uns der Raum nicht gestattet.

H. F.

Von den Idealen mit besonderer Rücksicht auf die bildende Kunst und Poesie, von J. H. Deinhardt, Director des königlichen Gymnasiums zu Bromberg. (Programm, Michaelis 1853.)

Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß, insofern alle menschliche Bildung auf die Entwicklung des Sinnes für das Ewige und Allgemeine hinziele, die Kunst, welche die Ideale zur Darstellung bringt, ein wesentliches Bildungsmittel namentlich für das Jünglingsalter sein müsse. Da sei bereits ein Verständniß der Ideen möglich, das Bewußtsein aber noch zu sinnlich, um sich die Ideen in ihrer Reinheit und Allgemeinheit, die philosophischen Ideen, zu eigen machen zu können; sondern es bedürfe einer sinnlichen Hülle der Idee. Diese sei denn gerade im Kunst-

ideal gegeben, und namentlich in den Idealen der Poesie. Die Poesie sei zu einer Hauptsubstanz zu machen, an der das geistige Leben des Jünglings sich nähre und entwickle.

Aus pädagogischem Interesse daher habe der Verfasser vorliegende Abhandlung geschrieben. Diese handelt zuerst von den Idealen im Allgemeinen. Ideal ist, nach Deinhardt, ein Wirkliches, in welchem das allgemeine Wesen der Idee lebendig individualisirt erscheint. Die Idee ist der in dem Wirklichen allgegenwärtige göttliche Gedanke, das in dem Besonderen thätige und lebendige Allgemeine, das Unendliche im Endlichen, das Himmlische im Irdischen. Das Wirkliche aber, gehemmt durch äußere Verhältnisse, durch das Erscheinen in Raum und Zeit, entspricht nicht stets der Idee; im Menschen kann es, in Folge der freien Selbstbestimmung, ihr sogar widersprechen. Aber die Intention nach der Idee ist in allem Wirklichen vorhanden, dieses hat den Trieb, sich zu realisiren, seine Existenz der Idee gleich zu machen. Eine solche Realität, in der die Idee zur entwickelten Existenz kommt, ist ein Ideal. Das Ideal liegt demnach nicht jenseits der Wirklichkeit, sondern ist die Wirklichkeit selbst in ihrer Wahrheit. Die Ideale sind also für den Künstler und für Jeden, der nach dem Ewigen strebt, nicht zu finden durch Abwenden von der wirklichen Welt, sondern müssen gerade durch Vertiefung in diese gesucht werden. In der erscheinenden unvollkommenen Wirklichkeit muß die vollkommene Wirklichkeit geschaut werden. Dies zu thun, durch Ausscheiden des Unvollkommenen das Vollkommene zu schaffen, ist das Wesen der Phantasie. Sie ist das specifische Organ des Schönen und die Ideale, die sie schafft, sind nicht Abstractionen, sondern die Wahrheit der Wirklichkeit.

Zunächst handelt der Verfasser von den Idealen der Gestalt, dabei das in seiner Art Schöne von dem vollendet Schönen, dem Idealen der menschlichen Gestalt unterscheidend, und das Ideal der Gestalt als solches der Bildhauerkunst, das Ideal der Gestalt als Träger des Gemüthslebens der Malerei zuweisend. Er kommt endlich zu den Idealen des geistigen Lebens, diese müssen 1. ein Ausdruck des Geistes sein, der das im Selbstbewußtsein thätige Allgemeine ist; 2. als individueller Ausdruck des Geistes frei von Abstraction als individuelle Handlung und Entwicklung bestimmter Personen zur Erscheinung kommen; 3. die individuelle Handlung in solcher Breite und Entwicklung darstellen, daß die allgemeine Idee darin in ihrer ganzen Fülle und Tiefe zur Erscheinung kommt und daher Handlung und Idee identisch ist.

Nach den verschiedenen Sphären des Geisteslebens sind nun die Ideale des Gemüthslebens, des objectiven Geisteslebens oder Charakters und des geistigen Processes, der Handlung dargestellt als die Aufgaben der lyrischen, epischen und dramatischen Poesie.

Die hier gegebene Disposition ist in großer Ausführlichkeit, mit einem Reichthum von glücklichen Beobachtungen, einer Fülle von gut gewählten Beispielen, in schöner und nicht zu schwieriger Sprache ausgeführt. Freilich ist nicht Alles neu, auch ist hier und da eine falsche Behauptung zu finden, die Definitionen sind nicht immer klar, einige Wiederholungen stören; auch gränzt manchmal der philosophische Eklekticismus des Verfassers hart an Dilettantismus; aber das Ganze ist mit so wohlthuender Wärme und Liebe geschrieben und bietet dem Leser so viel zu denken, daß wir Jedem, der Sinn hat für eine andere als die bloß äußerliche Betrachtung des Kunstschönen, Jedem namentlich, dessen Beruf es ist, Jünglinge zu erziehen und ihnen die edelsten Schätze des Menschen zu eröffnen, die Schrift von ganzem Herzen empfehlen. **H. F.**

Ueber den zweiten Theil und insbesondere über die Schlußscene der Götheschen Fausttragödie von Dr. J. Bärens. Programm der höhern Bürgerschule zu Hannover. 1854.

Der 2te Theil des Götheschen Faust wird häufig als eine verfehlte Arbeit des greisen Dichters betrachtet. Selbst literarische Autoritäten, wie Gervinus und Vil-

mar haben ähnlich geurtheilt. Gegen dergleichen absprechende Urtheile sucht nun der Verf. das Göthesche Werk in Schutz zu nehmen. Zu diesem Zwecke weist er zuvörderst nach, daß der erste Theil des Faust kein in sich abgeschlossenes Ganze bilde, daß somit ein zweiter Theil als Ergänzung des ersten nothwendig gewesen sei. Er geht zunächst auf die antike Tragödie zurück, und zeigt, daß selbst in dieser der Untergang des Helden keineswegs das eigentliche Thema sei, und erläutert dies an der Antigone, dem König Oedipus, dem Oedipus auf Kolonos, und dem Philoktet. Wenn nun, so schließt der Verf., schon die heidnischen Griechen in ihrer Tragödie eine sittliche Versöhnung anstrebten, so müsse eine solche um so mehr in einer christlichen Tragödie erwartet werden. Der Verf. weist dann aus Göthes innerem Leben nach, daß für den Dichter der zweite Theil des Faust eine innere Nothwendigkeit gewesen sei, weil ohne diese Dichtung eine wesentliche Seite von Göthes Wesen unausgesprochen geblieben wäre, während der Dichter doch seine sämmtlichen Schriften als poetische Beichte seines innern Menschen betrachtet habe.

Als eigentliches Thema des ersten Theils giebt der Verf. den Irrthum Faust's, als Thema des zweiten Theils die reuige Umkehr desselben an, die dann die göttliche Vergebung und Gnade erlange.

Der Verf. hat mit vielem Fleiße nicht nur die erläuternden Stellen aus Göthes Dichtungen, sondern auch aus dessen Briefen angeführt, und verdient schon darum den Dank der Literaturfreunde, weil er dazu beigetragen hat, den zweiten Theil der Götheschen Tragödie, von dem Viele sich wegwenden, ohne ihn gelesen zu haben, dem lesenden Publikum annehmbarer und genießbarer zu machen. Als ein wissenschaftliches Verdienst ist es aber anzuerkennen, daß der Verf. zu der ganzen Schlußscene eine bis ins Einzelne gehende Erklärung liefert, und die Ansichten Göthes mit der Lehre der Bibel und der Kirche vergleicht. Diese Erklärung erläutert Manches noch genauer als der Düntzersche Commentar, der als ein Abschluß der Faustliteratur betrachtet worden ist.

Berlin. Dr. **Kleiber.**

Marlowe und Shakespeare. Von Prof. Dr. Mommsen. Programm des Realgymnasiums in Eisenach. 1854.

Die vorliegende interessante Abhandlung zerfällt in zwei Theile, in deren erstem eine Parallele zwischen den beiden Dramatikern gezogen wird, während der zweite Theil eine Reihe von characteristischen Proben aus Marlowe giebt, welche uns Herr Mommsen in einer ansprechenden und oft sehr schönen Uebersetzung vorführt. Marlowe gilt mit Recht für den Begründer des dramatischen Verses, denn obwohl der reimlose, fünffüßige Jambus schon einige Male vor ihm vorkam, aber, wie die Abhandlung sagt in steifer, ungeschickter Weise und nur zu Privataufführungen von gelehrten Dramatikern angewendet, so trat Marlowe doch eigentlich zuerst damit vor dem großen Publicum auf, und zwar mit dem besten Erfolge. Durch den Tamerlan ward dem reimlosen Jambus (blank verse) die Herrschaft der Bühne gesichert. Shakspeare adoptirte ihn nach Marlowe's Vorgange, aber bei der Rivalität, welche nach der Darlegung unserer Abhandlung zwischen den beiden Dichtern existiren mochte, ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß Shakspeare die Erfindung zwar nicht verschmähete, sie indessen insoweit selbständig benutzte, als er vorläufig den Reim noch nicht ganz und gar aufgeben wollte. Marlowe spottete über dieses Reimgeklingel, welches ihm eine Mischung aus Neuem und Altem schien, aber es läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß gerade der Blank verse — wie Herr Mommsen sagt — von vornherein eine so geschmackvolle Behandlung bei Shakspeare gefunden hat, wie bei Marlowe kaum in seinen besten Stücken. In der Kühnheit und Großartigkeit des Ringens mit der Form zieht die Abhandlung einen interessanten Vergleich zwischen Marlowe und Schiller.

Miscellen.

Pasilogie.

Die gegenwärtige Zeit, die im Revidiren der in revolutionärer Hitze und Eile entstandenen Verfassungen eine so glückliche Begabung zeigt, dürfte wohl geeignet sein, auch einmal die göttliche Weltordnung durchzusehen und von Grund aus zu reformiren. Denn auch diese trägt unverkennbar den Stempel ihres Ursprungs an sich, da sie auch in der Hast des Augenblicks entworfen und ausgeführt ist. Denn in 6 Tagen ist die Schöpfung fertig geworden, wie die französische Constitution vom Jahre 1793. Die Fehler und Mängel einer solchen eilfertigen Arbeit sind daher auch von je gefühlt; Klagen über Klagen sind laut geworden und werden noch immer laut; und alle Theodiceen bleiben wirkungslos und müssen es bleiben, weil die Wirklichkeit der bestehenden Uebelstände nur zu greiflich und sichtbar ist. Schon der erste dämmernde Strahl der Erkenntniß, der in das Bewußtsein der Jugend fällt, erweckt nicht bloß den Zweifel an der Güte und Vortrefflichkeit der von Gott gegebenen Verfassung der Welt, sondern läßt die Fehler derselben bis zur Klarheit erkennen. Mein ehemaliger Nachbar in Secunda, der, des Lernens satt, sich der Landwirthschaft widmen wollte, sah in der Schöpfung des griechischen Volkes und besonders in der Erschaffung Homers, auf dessen Gedichte er sich noch jetzt, obwohl mehr als 2000 Jahre ihn von der Zeit Homers trennten, zu präpariren habe, einen Fehler des göttlichen Weltplans; und welcher Schüler würde ihm nicht Recht geben? Wäre es nicht viel besser gewesen, den Homer gar nicht geboren werden zu lassen, statt ihn zur ewigen Plage der lernenden Jugend zu machen? Ja, wäre es nicht besser gewesen, überhaupt das griechische Volk gar nicht in's Dasein zu rufen, da ja, selbst wenn der Eine Homer niemals das Licht der Welt erblickt hätte, doch noch genug Griechen übrig bleiben würden, um die Schüler unnützer Weise mit der Erlernung der griechischen Sprache und dem Lesen der alten griechischen Scharteken zu quälen? Ja, können wir nicht im Tone der Entrüstung, der aus dem Munde dieser jugendlichen Weisen spricht, weiter fragen und über diese schülerhafte Einseitigkeit hinaus unsern Blick auf alle Sprachen richten und dann den berechtigten Vorwurf zum Himmel schleudern: wäre es nicht ein unendlicher Gewinn, ein unberechenbarer Vortheil für die ganze Menschheit gewesen, wenn statt der 3062, sage dreitausend und zwei und sechzig Sprachen, die nach einem spanischen Blatte auf der Erde gesprochen werden sollen, nur eine, sage nur eine, geschaffen wäre? und diese so einfach als möglich? — Ist der Nutzen einer solchen „Weltsprache" nicht über jeden Zweifel erhoben? und nicht jetzt gerade über jeden Zweifel erhoben, wo jeder in nächster Zeit vor seinem Hause eine Eisenbahn, die seine Person, und in seinem Hause einen Telegraphen haben wird, der seine Gedanken mit mehr als Sturmeseile nach allen möglichen Punkten der Erde führen wird? Und um an diesem weltumspannenden Verkehr lebendig und energisch Theil nehmen zu können, soll der Mensch 3062 Sprachen lernen? Wie unpraktisch! wie lächerlich! Wenn hier kein Fehler des göttlichen Weltplans vorliegt, der in der fieberhaften Ungeduld des Schaffens keine Rücksicht auf die großen Erfindungen der Gegenwart nahm, wo soll denn einer sein?

Aber wir leben in der Zeit der Revisionen und dieser süße Trost kann die Thränen unseres Schmerzes und Ingrimmes trocknen. Streichen wir die Artikel der göttlichen Constitution, die von der Sprache handeln. Ist ja doch die Verschiedenheit der Sprachen gewissermaßen erst ein Zusatzartikel, den Gott im Zorne machte! Machen wir tabula rasa, kehren wir zum Urzustande des Menschen zurück, und schaffen eine Weltsprache! wir tragen damit dem dringendsten Bedürfnisse der Zeit Rechnung. Wollten wir aber eine ganz neue Weltsprache schaffen, so würden

wir die Verlegenheit noch mehren und zu der großen Zahl von Sprachen am Ende noch eine neue hinzufügen. Es ist darum vorzuziehen, eine von der jetzt gesprochenen zur Weltsprache zu machen. Aber welche von den 3062 Sprachen sehen wir zu der Ehre aus, die gemeinsame Sprache der Menschheit zu werden? Es hieße unpatriotisch handeln, wollten wir diese Ehre unsrer Nation nicht gönnen, „weil man ja bewußt oder unbewußt eine Anhänglichkeit zu der Nation gewinnt, deren Sprache man spricht." Aber so wie sie ist, so voll geschraubter Künstlichkeit, so verzerrt, so entfernt von aller Natürlichkeit, so voll Unregelmäßigkeit, darf die deutsche Sprache nimmermehr bleiben; sie muß reducirt, auf das Nothdürftigste beschränkt werden.

Beginnen wir mit der Arbeit, die viel leichter ist als sie scheint. Zunächst fort mit der albernen Declination. Wir gestatten nichts weiter, als ein s des Plurals und sagen also: „die Vaters, die Mutters, die Kinds." Wo die Logik eine Beziehung des Casus verlangt, so mag der Artikel dieses Geschäft übernehmen, dem wir darum Declinationsfähigkeit gnädigst gestatten. Daß er sich aber ferner noch erlauben sollte, das grammatische Genus der Dinge zu bestimmen, geht unmöglich an; nur die Personen dürfen, je nach dem sie zum schönen Geschlechte gehören oder nicht, ein verschiedenes Geschlecht haben; aber diese Regel muß streng durchgeführt werden. Wie ich sage „der Soldat", so muß ich auch sagen „der — Schildwache" „der Ordonnanz"; und wie die Frauen doch sicherlich zum weiblichen Geschlechte gehören, so darf die Geschmacklosigkeit und Rücksichtslosigkeit sie zu neutralisiren, wie es geschah, wenn bisher gesagt wurde „das Weib, das Fräulein, das Mädchen", nicht länger fortdauern, sondern man muß der Logik und der Natur gemäß sagen: die Weib, die Fräulein. Alles übrige ist Neutrum. Die alte Regel aus Zumpts lateinischer Grammatik

Was man nicht decliniren kann,
Das sieht man als ein Neutrum an,

ändern wir in unsrer Grammatik der Weltsprache zeitgemäß um in

Was kein Geschlechte haben kann,
Und wo man es nicht sehen kann,
Das sieht man als ein Neutrum an.

Also „das Feder, das Dinte, das Spiegel, das Stadt, das Gerechtigkeit."

Das Adjectiv bleibt stets unverändert, wenn der Artikel dabei steht: also „des gut Vater, dem gut Vater"; steht es ohne Artikel, decliniren wir es wie den Artikel. Die Comparation auf er und est bleibt; aber, wie sich von selbst versteht, alle Unregelmäßigkeiten hören auf. Bei den Zahlwörtern setzen wir aus demselben Grunde „eilf, zwölf und zwanzig" ab, und sagen „einzehn, zweizehn, zweizig". Bei den Ordinalzahlen wollen wir nur von der Endung „te" wissen und sprechen also „der einte, der dreite rc." Die Pronomina verändern wir nicht weiter, nur daß wir „Ich" immer mit großen Buchstaben schreiben, „des Selbstgefühls wegen". Die possessiven und demonstrativen Pronomina werden in Verbindung mit einem Substantiv ganz wie Adjective behandelt, also z. B. „dieselb Wurms".

Bei den Verben scheiden wir alle Unregelmäßigkeit aus, und sprechen wie die lieben Kindlein, deren Ausdruck noch nicht von der Natürlichkeit abgefallen ist, und lassen den Conjunctiv bleiben, wo er will und mag, folglich: ich habe gelauft, ich habe gespringt, gesingt. „Denn es wäre lächerlich, ja unverantwortlich, wollten wir die Kenntniß dessen erschweren, was dem Menschen am unentbehrlichsten ist". Ferner setzen wir Hülfsverba vor „ich werde haben gehabt, ich werde sein geworden geliebt"; und es ist nur zu verwundern, „daß man jeder Logik zum Trotz die bisherige künstliche Wortstellung, die nichts anderes als eine Verzerrung ist, so lange hat beibehalten können;" Ferner werden alle Verba mit „haben" conjugirt; die zusammengesetzten Verben werden nicht getrennt, folglich „ich habe geanheimstellt"; bei den Reflexiven stellen wir das nöthige Pronomen hinter, z. B. „ich habe gefreut mich". — Alle Präpositionen regieren den Accusativ und werden vorangestellt: z. B. halber dein Gesundheit". — Fertig sind wir mit der Grammatik. „Denn die Syntax, als ein Conglomerat von Künsteleien, welche die Sprache verzerren, kann füglich in jeder Sprache entbehrt werden, die von der Logik nicht abweicht"; und da das von der Weltsprache gewiß nicht behauptet werden kann, so lassen wir Syntax

Syntax sein, und geben bloß in Betreff der Wortstellung die goldene Regel: „Verbinde die Wörter in derjenigen Reihenfolge zu einem Satze, wie sie nach Anweisung der Vernunft auf einander folgen müssen.“ — Eine Probe dieser neuen Weltsprache ist folgende ins „Pasilogische“ übertragene Fabel Lessings. „Sollte sie Jemand komisch finden“, so lese er sie nur mehremal hinter einander und er wird dann unstreitig finden, wie der Uebelklang immer mehr schwindet, ja in vielen Fällen in einen dem jetzigen Deutsch vorzuziehenden Wohlklang sich verwandelt“.

„Jupiter und Apollo streiteten, wer fon (sic, denn das Pasilogische verlangt auch eine Aenderung der Orthographie) si ist der allergutest Bogenschüze. Lasset uns machen das probe! Apollo sagte. Er spannte sein bogen, und schissete so mitten in das gebemerkt zil, dass Jupiter sehte keine möglichkeit zu übertreffen ihn. Ich sehe, er sprechte, dass du schissest wirklich ser wol. Ich werde haben mühe, zu machen es guter. Doch ich wolle fersuchen es ein andermal. Er soll fersuchen es noch, der gut Jupiter!“

Wünscht Jemand mehr Beispiele, um sich von dem Wohlklange der neuen Sprache zu überzeugen, so mag er die Iphigenie von Goethe sich ins Pasilogische übertragen.

Es fehlt also unsrer Revision nichts — als die Execution, nichts, als daß dieses Negerdeutsch der gesammten Menschheit von den Eskimos an bis zu den Hottentotten durch den Nürnberger Trichter eingeflößt werde. Aber wie so viele Verfassungsentwürfe an dem Mangel einer Execution scheiterten, so wird auch dieser zwar einfache aber doch stolze Bau einer Weltsprache auf dem geduldigen Papier allein seine „Lumpen-Existenz“ finden. Ich werde mich freilich nicht sehr darüber grämen, wohl aber vielleicht der Träumer, der auf 73 Seiten diesen Plan auf den Altar der Oeffentlichkeit niedergelegt hat. Denn der vorhin gegebene Abriß der Weltsprache ist nicht meine Erfindung, sondern die Ehre gebührt dem Hrn. Dr. L., der sie in diesem Jahre in einem Büchlein, das unter dem Titel „Pasilogie oder Weltsprache“ in Breslau bei Joh. Urb. Kern erschienen ist, aus reiner Menschenliebe mitgetheilt hat. Das Büchlein giebt wieder einen Beleg zu der freilich nie bestrittenen Wahrheit, daß Deutschland das Land der patriotischen Ideologie oder des ideologischen Patriotismus ist. Denn stände es in eines Menschen Möglichkeit, irgend eine Sprache so zur Weltsprache umzuschaffen, so eignete sich doch am besten von allen die englische dazu, die außerdem, daß mit ihr vergleichungsweise die wenigsten Veränderungen vorzunehmen wären, diejenige Sprache ist, welche die größte und allgemeinste Verbreitung auf Erden gefunden hat. Aber wozu noch mehr Worte um einer Seifenblase willen. Wir rathen nur dem Hr. Dr. L. wohlmeinend, seinen Antrag zurückzunehmen, und will er doch durchaus eine Allen verständliche Sprache schaffen, sich auf die Ausbildung und Vervollkommnung der Fingersprache mit der ganzen Energie seines schöpferischen Talents zu werfen.

Oldenburg. **A. Lübben.**

Napoleon Landais, der Verfasser des bekannten Wörterbuches der franz. Sprache und verschiedener grammatischer Werke, ist am 19. August des vorigen Jahres in einem Alter von 49 Jahren in Paris gestorben. Am 20. Februar 1853 starb ebendaselbst auch Jean François Bayard (geb. den 20. März 1796 in Charolles), welcher anfangs juristische Studien machte und sich später mit sehr großem Erfolge dem Drama widmete. Die Zahl seiner Stücke, von denen er sehr viele im Verein mit Scribe verfaßte, (er hatte die Nichte desselben geheirathet) ist außerordentlich groß (230) und unter allen dramatischen Schriftstellern seiner Zeit galt er zugleich für den geschicktesten metteur en scène. Als die beliebtesten seiner Stücke verdienen genannt zu werden: La reine de 16 ans; le gamin de Paris; les enfans de troupe; Mathilde ou la jalousie; les premières armes de Richelieu; le père de la débutante; la fille du régiment und le mari à la campagne.

Die Académie française hat für dies Jahr folgende Preisaufgaben gestellt: 1° „Étude critique et oratoire sur le génie de Tite-Live; faire con-

naitre, par quelques traits essentiels de la société romaine au siècle d'Auguste, dans quelles conditions de lumières et de liberté écrivit Tite-Live, et rechercher ce qu'on peut savoir des circonstances de sa vie.

„Résumer les présomptions d'erreur et de vérité qu'on peut attacher à ses récits, d'après les sources qu'il a consultées et d'après sa méthode de composition historique, et sous ce rapport apprécier surtout les jugements qu'ont portés de son ouvrage Macchiavel, Montesquieu, de Beaufort et Niebuhr.

„Faire ressortir, par des analyses, des exemples bien choisis et des fragments étendus de traductions, les principaux mérites et le grand caractère de sa narration, ses vues morales et politiques, et son génie d'expression, en marquant ainsi quel rang il occupe entre les grands modèles de l'antiquité, et quelle étude féconde il peut encore offrir à l'art historique de notre siècle."

Les ouvrages envoyés à ce concours ne seront reçus que jusqu'au 1er mars 1854. Ce terme est de rigueur.

2° Étude historique et littéraire sur les écrits de Froissart. Le considérer comme le créateur principal, en vers et en prose, d'une époque nouvelle dans la vieille langue française. Rechercher les caractères de cette époque et l'influence qu'elle a eue sur les âges suivants de la langue.

„Apprécier la Grande Chronique de Froissart sous le rapport de la verité historique, de la peinture des mœurs et du génie de narration; et faire ressortir les divers mérites par un examen attentif de la composition et du style, et par quelques rapprochements, soit avec les chroniques italiennes et espagnoles du même siècle, soit même avec certaines formes des antiques récits d'Hérodote.

Les ouvrages envoyés à ce concours ne seront reçus que jusqu'au 1er avril 1854. Ce terme est de rigueur.

In Tours ist dem großen Denker Descartes eine prächtige Marmorstatue errichtet worden, welche von der kunstgeübten Hand Nieuwerkerke's geschaffen ist. Sie steht auf einem schönen Piedestale von fast weißem Granit, und auf dem Sockel liest man die Worte: Cogito, ergo sum. Bei der feierlichen Enthüllung hielt der Präsident der archäologischen Gesellschaft Herr de Sourdeval die Festrede, aus welcher wir folgendes Bruchstück entnehmen, worin das Leben des Philosophen in folgender Weise characterisirt wird.

„Il y a deux siècles la tombe se refermait sur un homme qui, s'étant à dessein soustrait aux regards, avait préféré un exil volontaire aux douceurs de la patrie, et le recueillement intérieur aux échos les plus legitimes de la renommée.

„Et pourtant il laissait après lui un rayon lumineux dont le monde entier se sentit éclairé, rayon qui depuis n'a cessé de briller dans le cours des âges, comme un de ces fanaux destinés à guider le nautonier à travers les écueils d'une mer orageuse.

„Cet homme, c'était notre compatriote, c'était René Descartes! sa naissance coïncida avec la fin des guerres incessantes du moyen âge, avec le moment où la victoire et la sagesse d'un grande prince, fermant l'abîme de nos discordes civiles, convièrent la paix à faire succéder une gloire bienfaisante à la gloire meurtrière des combats.

„Aucun nom, sans doute, ne répondit plus magnifiquement à cet appel que celui de Descartes; car aucun ne porta plus haut la puissance de la pensée et ne la dégagea mieux des liens matériels. Cependant, lui aussi, comme s'il eût dû payer son tribut à une loi inévitable, il débuta par la carrière des armes. Descartes apporta son épée de volontaire, ainsi que le fit Turenne, à Maurice de Nassau, le héros de la Hollande. De là il passa au service du duc de Bavière, dont les troupes faisaient alors partie de la vaillante armée de Gustave-Adolphe. Ce fut au milieu du tumulte des

camps, et pendant les voyages multipliés par lesquels, observateur zélé, il sut compléter le mérite de ses pérégrinations militaires, qu'il jeta les bases de sa philosophie.

„Il était à peine rentré dans la vie privée que déjà la publication de ses premiers essais le rendit l'objet de la recherche assidue et des hommages empressés des esprits les plus distingués de l'époque. Il craignit que son indépendance, ses loisirs et sa modique fortune ne fussent également compromis par l'éclat inopiné qui s'attachait à sa personne. Ce fut pour se soustraire à de telles conséquences qu'il alla se fixer en Hollande. Là il s'efforça de voiler sa vie par une extrême simplicité et en changeant fréquemment de demeure. Il y adopta pour sa devise cette pensée d'Ovide que: „Bien vivre, c'est vivre caché. — *Bene qui latuit, bene vixit.*"

„La solitude, qui éteint les âmes communes, produisit sur la sienne, énergique et contemplative, une réaction à laquelle nous devons ses plus admirables conceptions. Il semble que plus le foyer dans lequel il se plaça fut obscur, plus la lumière qui en jaillit fut vive et durable.

„De la profonde retraite où il s'ensevelit ainsi pendant vingt ans, il est tiré par les sollicitations pressantes de la reine Christine de Suède. La fille de Gustave-Adolphe veut l'appeler près d'elle, afin de puiser dans les entretiens et les leçons du penseur éminent cette philosophie qu'à l'exemple de Marc-Aurèle, elle a l'ambition de faire asseoir sur le trône. M. Chanut, ambassadeur de France à Stockholm, ami de Descartes, et l'un des rares confidents de son asile, alors à Egmont en Nord-Hollande, a besoin d'employer sur lui toute l'influence d'une vieille amitié pour le déterminer à venir non pas à la cour, mais dans un coin de son hôtel. De là chaque jour il l'envoie assister à une conférence que lui accorde la reine, à cinq heures du matin, dans sa bibliothèque. Cette glorieuse évocation est la cause de la fin prématurée de notre philosophe. Le climat rigoureux de la Scandinavie lui fut fatal. Frappé par le froid le 2 février 1650 comme il se rendait à son poste, il mourut quelques jours après âgé de moins de 54 ans, encore dans la force de l'âge et la plenitude de ses facultés, mais déjà en mesure de laisser après lui une impérissable succession."

Walter-Scott-Literatur.

Die neuerdings in Deutschland Mode gewordenen Kataloge aller von und über Göthe, Schiller, Wieland, Lessing u. A. erschienenen Bücher und Broschüren, zu denen sich in E. M. Oettinger's Bibliographie biographique ein Musterwerk deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit gesellt, sind durchaus keine neue Erscheinung. Die praktischen Engländer haben es uns auch hierin zuvorgethan, wie in so vielen andern wissenschaftlichen und wichtigen Dingen. Seit 1850 schon besitzen sie z. B. einen bei Cadell erschienenen „Complete descriptive catalogue recently published, containing the fullest information regarding all the various editions of Sir Walter Scott's writings and life."

In Shakespeare's King Henry IV. Part 2d. Act 2. Sc. 2. (The Dram. Works of Sh. Compl. in 1 Vol. Leips. 1824. p. 363a) spricht Prince Henry mit Poins von dessen Hemden: The inventory of thy shirts; as, one for superfluity, and one other for use. — Vielleicht ist hierzu für manche Leser die Notiz nicht ohne Interesse, daß man in Mecklenburg — und ich vermuthe in Norddeutschland überhaupt — ähnlich sprichwörtlich sagt. um das Allernothwendigste zu bezeichnen, was Jemand an Wäsche haben muß (speciell von Hemden): ênt uppen stāken un ênt up de knāken d. h. eins auf der Stange — zum Trocknen nämlich — und eins auf den Knochen; oder wohl noch etwas drastischer: ênt uppen tun un ênt up de kald'un, d. h. eins auf dem Zaune (zum Trocknen) und eins auf der Kaldaune (Leib). —

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

A. Kuhn. Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. 3. Jahrg. 6. Hft. (Dümmler, Berlin.) 15 Sgr.
M. Sachs. Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforschung. Aus jüdischen Quellen. 2. Hft. (Veit, Berlin.) 1 Thlr.
C. J. Hauschild. Siebente Schulschrift des modernen Gesammtgymnasiums. (Dürr, Leipzig.) 4 Sgr.

Grammatik.

Cours complet de langue universelle p. C. L. A. Letellier. 2. partie Radicaux. (Laporte, Caen.) 8 fr.
A. T. Berlic. Grammatik der illyrischen Sprache. (Leo, Wien.) 1 Thlr.

Lexikographie.

F. Abelmann. Deutsche Synonymik. (Wengler, Leipzig.) $^2/_3$ Thlr.

Literatur.

Dr. Anton Daffis. Zur Lebensgeschichte Walther's von der Vogelweide. (Hertz, Berlin.) 6 Sgr.
Lessing, als Theologe dargestellt von Schwarz. (Pfeffer, Halle.)
S. Brants Narrenschiff, hrsg. v. Zarncke. (Wiegand, Leipzig.) $6^2/_3$ Thlr.
Fr. v. Schiller's Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben. Geordnet von A. Diezmann. (Baumgärtner, Leipzig.) à Liefrg. 4 Sgr.
Der Heliand: Stabreimend übersetzt von C. W. M. Grein. (Bösendahl, Rinteln.) 1 Thlr.
H. Palm. Christian Weise. Eine literar.-histor. Abhandlung (Gosohorsky, Breslau.)
A. Baron. Histoire de l'art dramatique (Muquardt, Bruxelles.) 15 Sgr.
Oeuvres de Rabelais. Nouvelle édition p. L. Jacob. (Charpentier, Paris.) 3 fr. 50 c.
Les oeuvres poétiques du sieur Vauquelin des Yvetaux. Publ. p. Blanchemain. (Aubry, Paris.) 8 fr.
Etudes historiques et littéraires par Cuvillier-Fleury. 2 vols. (Paris, M. Lévy.) 6 fr.
A. Tennyson. In Memoriam, aus dem Englischen übersetzt. (Vieweg, Braunschweig.) $^5/_6$ Thlr.
W. Shakspeare's Werke, herausgegeben von Delius. Erstes Heft. Hamlet. (Friedrichs, Elberfeld.) 20 Sgr.
Sammlung englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, hrsg. von L. Herrig. (Enslin, Berlin.)
Bd. 5. W. Shakspeare's Merchant of Venice. Erklärt v. L. Herrig. 10 Sgr.
Bd. 6. A. Tennyson, ausgewählte Gedichte. Mit Erläuterungen v. H. Fischer. 10 Sgr.
Bd. 7. Byron, Child Harold's pilgrimage. Erkl. v. F. Brockerhoff. 12 Sgr.

J. Scherr. Geschichte der englischen Literatur. (Wigand, Leipzig.) $1^2/_3$ Thlr.

Essays for the Times. Second Series. (London, Murray.) 4 s.

W. S. Walker. Shakspeare's Versification and its apparent irregularities explained. (J. R. Smith, London.) 6 s.

Gottfried's v. Monmouth historia regum Britanniae, mit lit.-hist. Einleitung hrsg. von San Marte. (Anton, Halle.) 3 Thlr. 18 Sgr.

W. C. Bryant. Poetical Works. With Essay by G. Gilfillan (Knight and son, London.) 2 s. 6 d.

Hilfsbücher.

Braubach. Grammatik des Stils und der Rede. Für den Handgebrauch der Schule. (Ferber, Gießen.) 10 Sgr.

A. Berthelt. Prakt. Anweisung zum deutschen Sprachunterricht in den mittleren und unteren Klassen. (Klinkhardt, Leipzig.) $7^1/_2$ Sgr.

A. Ph. Peucker. Clef de la prononciation franç. (Trewendt & Granier, Breslau.) $7^1/_2$ Sgr.

Dr. L. Georg. Elementargrammatik der franz. Sprache. (Keßmann, Genf.) 15 Sgr.

C. Villate. Praktisches Lehr- und Lesebuch f. d. untersten Stufen. (Bernewitz, Neustrelitz.) 15 Sgr.

J. Gischig. Neue genetische Methode. Auszug der franz. Grammatik in franz. und deutscher Sprache. (Gerold, Wien.) 24 Sgr.

Fuuge. Lehrb. der franz. Sprache. (Huye, Braunsberg.) 28 Sgr.

H. Viehoff. Uebungsbuch z. Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Französische. 2. Curs. (Lintz, Trier.) 15 Sgr.

Franz. Lesebuch für den Gebrauch der Friedr.-Wilhelmsschule. (Sannier, Stettin.) 10 Sgr.

Franz. Lesebuch f. obere Klassen v. Bauerheim. (Rieger, Stuttgart.) 27 Sgr.

L'art poëtique par Boileau. Accompagné de notes historiques par Dubois. (Delalain, Paris.) 80 ct.

F. A. Männel. Prakt. englische Sprachlehre. 1. Thl. (Merseburger, Leipzig.) 15 Sgr.

H. Plate. Blossoms from the English Literature. Engl. Lesebuch für Mittelklassen. (Ehlermann, Hannover.) 10 Sgr.

N. Troppanger. English-german Grammar. (Ballière, London.) 6 s.

H. Schottky. Kurzer Leitfaden der englischen Literatur. (Trewendt und Granier, Breslau.) 15 Sgr.